

Wiktor Stefaniak

# Freiheit ist eine grosse Sache

Erinnerungen  
eines  
internierten  
Polen



SIMON VERLAG

© by Wiktor Stefaniak  
Zürich 1965



## Vorwort

Während der Internierung in der Schweiz war es immer mein Wunsch, dem Schweizer Volk für alles, was mir hier vom Schicksal an Gutem vergönnt war, auf irgendwelche Weise zu danken. Dieser Wunsch machte sich nach meiner Pensionierung, besonders aber nachdem mich zwei Lähmungen immobil gemacht hatten, stärker bemerkbar. Es war mir leider nicht immer gegeben, für die erwiesene Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gebührenden Dank allen lieben Freunden und Bekannten auszusprechen. So kam ich auf den Gedanken, das Versäumte nachzuholen und alle jene, die mir in schweren Stunden beigestanden haben, in meine Erinnerungen als Ausdruck meines Dankes einzuschliessen.

Bei mehreren Gelegenheiten wurde bereits offiziell und privat für die freundliche Aufnahme und Beherbergung der Soldaten unserer Division verbindlicher Dank ausgesprochen. Das Dankeswort galt auch für jene, die das Kriegsende nicht abwarteten, sondern sich schon früher durch Flucht über die grüne Grenze den polnischen Invasionstruppen in England und Frankreich angeschlossen hatten.

In diesem Jahr jährt sich zum 45. Mal der Grenzübertritt unserer Division und zum 40. Mal das Kriegs- und Internierungsende. Es scheint mir ein Gebot der Zeit zu sein, diese Ereignisse in Erinnerung zu rufen. Mit der Veröffentlichung der Erinnerungen eines Soldaten und Hochschullagerstudenten, der zu den letzten wenigen noch lebenden Internierten gehört, möchte ich die Gelegenheit nicht versäumen, den Leser darauf aufmerksam zu machen, dass wir ehemalige Internierte, zu denen sich inzwischen Tausende polnische Emigranten der Nachkriegszeit gesellten, immer noch nicht in unsere Heimat zurückkehren konnten. Der Grund liegt darin, dass die bis zum definitiven Frieden gültigen Abmachungen zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion nicht eingehalten wurden und dass das polnische Volk trotz seiner schweren Zeit während der Naziverfolgung und seinem heldenhaften Kampf immer noch nicht frei ist. Während sich Westeuropa nach dem Kriege dem Wiederaufbau seiner Wirtschaft in Frieden und Freiheit widmen konnte, war es wieder Polen, das um seine Freiheit ringen musste, ein Ringen, das immer noch andauert.

Die Grausamkeiten der Nazizeit 1939/45 prägten sich tief im Bewusstsein des polnischen Volkes ein. In traumatischer Gestalt leben sie heute noch in der polnischen Seele. Es gehört zur Tragik der Menschheit, dass die böse Saat der grausamen Taten aufging und unter uns wuchert. Brutalität ist leider ein Übel unserer Zeit. So gesehen bin ich der Meinung, dass es nicht zu früh sei, einen Versuch zur gegenseitigen Verständigung zwischen Deutschen und Polen zu unternehmen. Obwohl meine Erinnerungen auf eine Zeit entfallen, in welcher Nazibrutalitäten zur Tagesordnung gehörten, nahm ich davon Abstand, mit deren Schilderungen die alten Wunden aufzureissen. Ich beschränkte mich deshalb darauf, nur einige Episoden aus der Verfolgungszeit anhand meines eigenen Schicksals und desjenigen meiner Angehörigen skizzenhaft darzustellen. Ich möchte sie stellvertretend für das harte Schicksal vieler polnischer Familien verstanden wissen.

Von der Überlegung ausgehend, dass zivilisierte Völker nebeneinander friedlich leben können und müssen, analysierte ich die Geschichte der deutsch – polnischen Beziehungen und gelangte zum Schluss, dass die sog. deutsch – polnische Feindschaft eher in der Völkerpsychologie, d.h. in der Charakter-, bzw. Gefühlsdivergenz als im nachbarschaftlichen Interessenkonflikt beider Nationen begründet war. Es würde der deutsch – polnischen Verständigung viel nützen, wenn die Deutschen von ihrer herablassenden und manchmal sogar abschätzigen Einstellung gegenüber den Polen, die ihre Fehler haben mögen, Abstand nehmen würden. Beiden Nationen muss daran gelegen sein, aus ihrem Lebensraum das Beste herauszuholen, was nur in friedlicher Kooperation möglich ist. Bei der gegebenen Bodenbeschaffenheit und den vorhandenen Boden – Ressourcen in diesem Teil Europas und bei der proportionell gleichen Bevölkerungsdichte scheint es widersinnig zu sein, sich um Lebensraum zu streiten. Beide Nationen sollten vielmehr alle vorhandenen Energiequellen, Natur – Ressourcen und das technische Know How zu ihrem gemeinsamen Wohl ausnützen.

Da mir das Schicksal von Millionen jüdischer Familien nicht gleichgültig war, widmete ich dem polnischen Judentum, das sein Schicksal sieben Jahrhunderte mit jenem meiner Nation teilte, einen Abschnitt, in dem ich deren Zusammenleben schilderte. Obwohl sich beide Völker nicht ohne

gegenseitige Animositäten vertragen – in anderen mitteleuropäischen Ländern war es nicht besser – wage ich zu hoffen, dass einst die Zeit kommen wird, in der Polen und Juden wie zivilisierte Völker wieder Zusammenleben werden. Fehlstrukturen in Polen und die schwere Krise verschärften die polnisch – jüdischen Spannungen. Vielleicht werden sich jene Juden, die sich mit Polen immer noch kulturell verbunden fühlen, besinnen, um in die 700jährige Heimat zurückzukehren und sich hier besser einzuleben als in Palästina, wo gegenwärtig für ein friedliches Zusammenleben zwischen ihnen und den Arabern kaum eine Lösung gefunden werden kann. In den ersten Nachkriegsjahren hatte man den Eindruck, dass in Anbetracht des gemeinsamen Leidensweges der Juden und Polen während der Naziverfolgung das polnisch-jüdische Zerwürfnis, das als Folge der Sowjetisierung Polens entstanden war, in Vergessenheit geraten würde. Das krankhafte Misstrauen Stalins gegenüber den Juden jedoch bemächtigte sich einiger für die Innenpolitik verantwortlicher Kreise in Polen, die mit der jahrhundertealten Toleranztradition gegenüber den polnischen Juden brachen. Für diesen Entschluss, der Tausende von den noch verbliebenen Juden zum Exodus zwang, trägt die polnische Nation keine Schuld; denn die kommunistische Regierung der Nachkriegszeit ist weder souverän, noch vertritt sie den wahren Geist der polnischen Nation. Ob der künftige, allgemeine Friedensvertrag – falls ein solcher noch in unserer Zeit abgeschlossen wird – eine Besserstellung der Völker Osteuropas, der Juden inbegriffen, hervorbringen wird, hängt davon ab, ob die Freiheit nur für die Westdemokratien oder für ganz Europa Geltung haben soll.

Wir Polen in der Schweiz können uns insofern glücklich schätzen, als wir neben einer Kosciuszko-Gedenkstätte in Solothurn ein «Polenschloss», ein «Stück freies Polen» in Rapperswil haben, dessen Gründung dem Kampf um Freiheit gewidmet ist, der seit der Konföderation von Bar von 1768 unter dem Schlagwort «Magna res Liberias» («Freiheit ist eine grosse Sache») gegen Russland geführt wird. Für unsere Landsleute, die aus der unterdrückten Heimat in die Schweiz kommen, ist das Schloss eine Art Heiligtum des freien, wahren Polens, für uns Emigranten die Stätte der Zuversicht und Inspiration und schliesslich für die fremden Besucher ein Mahnruf, dass wir hier in Westeuropa in Freiheit nicht leben können, solange «die grosse Sache» in der östlichen Bastion der Europagemeinschaft unterdrückt wird.

Dem Leser wird vielleicht auffallen, dass die Erinnerungen ziemlich tief in die Geschichte meiner Heimat hineinreichen, so dass manchem Leser fraglich scheinen mag, ob sie diesen Namen verdienen. Aber gerade im Falle des geschichtsbewussten und mit seiner Tradition eng lebenden polnischen Volkes liessen sich die erlebten Vorgänge in meiner Heimat nicht anders als durch ihre Geschichte erklären. Da seit der kommunistischen Herrschaft die wahre Geschichte Polens verfälscht – insbesondere die Rolle der Sowjets bei dessen Versklavung verschwiegen wurde – wird die Hervorhebung des Geschichtlichen in meinen Erinnerungen zum höchsten Gebot. Mögen die Erinnerungen eines einfachen Soldaten – Internierten nicht nur als ein Rückblick auf die in der heutigen Hektik halbvergessene Zeit, sondern auch als ein Mahnruf darauf, dass der Sieg um die Freiheit Europas noch nicht unser ist, aufgefasst und gelesen werden.

Der Autor

Zürich, den 25. November 1983

## *Legende und Geschichte zu Ziemia Leszczyrska* (= Lissaer Landschaft)

Die Geschichte meiner Geburtsstadt Leszno-Lissa beginnt mit der Sage, die auf ein legendäres Ereignis Mitte des 10. Jahrhunderts zurückgeht: Im Gefolge der tschechischen Prinzessin Dobrawa, der Braut des ersten geschichtlichen Polenfürsten, Mieszko I., der mit der Hand der Prinzessin die Gnade des christlichen Glaubens erhielt, befand sich der tapfere Ritter Henryk Persten, dessen Name auf Deutsch «Ring» bedeutet. Von Prag zum Taufort Poznan führte der kürzeste Weg über den Midzylesie – Pass und Wroclaw/Breslau. Halbwegs zwischen Wroclaw und Poznan befahl die Prinzessin Rast einzuschalten. Ob dies wegen Müdigkeit oder auch Durst geschah, darüber weiss die Legende nichts zu sagen. Auf alle Fälle befand sich der Rastplatz inmitten mehrerer Quellen vorzüglichen Wassers. Auerochsen gab es hier damals genug, wobei manche von ihnen Schrecken erweckten. Ritter Persten, wie es sich gehörte, wollte der Prinzessin und ihrem Gefolge seine Tapferkeit unter Beweis stellen und tötete mit dem Beil den mächtigsten Auerstier, der die quellenreiche Gegend verunsicherte. Ein halbes Jahrtausend musste allerdings das auf dem Rastplatz gebaute Leszczyzno – Bürgli samt Siedlung warten bis es 1457 Stadtrechte erhielt. Die wegen den vielen Haselnüssen genannte Siedlung Leszczno wurde später Besitz der Ritterfamilie Wieniawita, die den Ortsnamen als ihren Geschlechtsnamen annahm. Das zum Magnatenrang emporgestiegene Geschlecht der Leszczynskis übernahm in Erinnerung an das denkwürdige Ereignis der Befreiung vom bösen Tier das halbierte Haupt des durch Ritter Persten bezwungenen Auerstiers samt Halb-Beil in sein Wieniawita-Wappen. Als Zeichen, dass es Ritter Persten der Bezwiner des Untiers war, setzte man in die Stiernase des Wappens den Persten-Ring ein. Da die Stadt Leszno fürstliche Stadt der Leszczynskis war, wurde das Wieniawita Wappen Lesznos Stadtwappen.

Die Gegend musste schon wegen dem guten Quellwasser eine Bedeutung gehabt haben, denn zwischen schlesischen und westpolnischen Fürsten entbrannte um dieselbe und um die benachbarte Ziemia Wschowska (Fraustadter Landschaft) ein langer Krieg. Als später derselbe und ein weiterer Krieg zwischen Johann Luxemburg und dem friedliebenden Polenkönig Kasimir Mitte des 14. Jahrhunderts zu Ende gingen und die beiden Landschaften endlich zu Ruhe kamen, wanderten in dieselben die ersten deutschen Ansiedler ein. Ein Jahrhundert nachher kamen aus Böhmen die Hussiten, denen zwei Jahrhunderte später die verfolgten Reformierten aus Deutschland und Böhmen folgten. Die grösste Flüchtlingswelle erreichte den südwestlichen Rand Westpolens, d.h. die beiden Landschaften über Göra (Guhrau) um 1630 nach der Schlacht am Weissen Berg, als in Leszno und Umgebung einige Tausende Böhmisches, bzw. Mährische Brüder einwanderten, so dass die Stadtbevölkerung Lesznos samt Flüchtlingen aus Schlesien und Schottland auf 15'000 geschätzt wurde, womit sie zu den grössten Städten Polens aufstieg.

Bald wurde die Stadt das grösste geistige Zentrum der Böhmisches Gemeinschaft in Europa. Damit begann auch ihr rascher Wirtschaftsaufstieg besonders im Tuchgewerbe. «Lissaer Tuch» wurde nach Frankfurt, Leipzig, Halle, Magdeburg und Zürich, sogar nach Danzig und Königsberg exportiert. Lissaer Tuchhändler brachten es auch auf die Marktplätze Litauens und Ostpolens, von wo aus sie grosse Mengen von Fellen bezogen, um sie den zahlreichen in Leszno ansässigen jüdischen Kürschnern zur Verarbeitung zu übergeben. Zugleich wurde die Stadt Zentrum des Leinen-, Farbstoff- und Pulvergewerbes. Die im Lande bekannte «Prochownia» (Pulvergasse) war zu meinen Knabenzeiten eine respektierte Strasse ausserhalb des Stadtgrabens. Durch die Anziehungskraft der Stadt – die eine Industrie zog die andere an – konzentrierte sich hier der Rinderexport nach Deutschland. Da die zwei Marktplätze Lesznos allmählich zu eng wurden, entwickelten sich in ihren vier «Satellitenstädtchen» Swigciechowa, Rydzyna, Osieczna i Zaborowo weitere Industrien und Gewerbe, wo zahlreiche Windmühlen und Windmühlenbaubetriebe entstanden. Es musste eine bedeutende Industrie gewesen sein, wenn sich in der benachbarten Stadt Smigiel (Schmiegel) ein Spezialgewerbe von Windmühlenflügeln (Smiglo = Propeller, Windmühlenflügel) entwickeln konnte. Da in Leszno ein mit Danzig konkurrierender Getreide- und Mehlmarkt, der Süddeutschland belieferte, entstand, wurde die Stadt zu einem wichtigen Getreidebörseplatz.

Mit der Wirtschaftsblüte und dem Reichtum der Bürger ging die Entwicklung des Kulturlebens einher. Bereits 1555 gründete Rafael Leszczyrski eine Elementarschule, die später in ein Progymnasium umgewandelt wurde. Dank dem Einsatz dessen Rektoren, dem Naturwissenschaftler J. Johnston und dem Humanisten und geistigen Haupt der Böhmisches Gemeinschaft, J.A. Komoenius, wurde in das Schulprogramm Medizin, Jura, Theologie, Philosophie und Mathematik z.T. auf Kosten des Lateins aufgenommen, so dass diese Schule den Rang eines «Gimnasium Academicum», dJh. der Zwischenstufe zwischen Mittel- und Hochschule erreichte. Dieses «Lesnaeum» übte eine so grosse Anziehungskraft auf die Adels- und Patrizieijugend der Umgebung aus, dass auch Schüler aus Deutschland es besuchten. Komoenius verfasste hier seine wichtigsten Wissenschaftswerke und unterhielt rege Beziehungen zum Ausland, besonders zu Amsterdam.

Diesen glänzenden Aufstieg unterbrach die Schwedeninvasion, die zu blutigen Kriegen zwischen den mit Schweden verbündeten Reformierten und Böhmisches Brüdern einerseits und dem katholischen Polentum andererseits führte. Die Schweden, denen die vereinten Dissidenten die Stadt verräterisch auslieferten, richteten ein grausames Blutbad unter den Katholiken an. Als Vergeltung brannten die katholischen Partisanen die Stadt nieder. Nur dem Einfluss des Fürsten Sulkowski, der zum Katholizismus zurückkehrte, war zu verdanken, dass sich die konfessionellen Feindseligkeiten nicht verbreiteten und nach einiger Zeit neues Leben zu pulsieren begann. Allerdings vernichteten noch zwei grosse Brände die Stadt, bis sie sich nach den Nordischen Kriegen wirtschaftlich und kulturell einigermaßen erholen konnte. Nach der Vereinigung der Böhmisches Brüder mit Calvins Anhängern in ein «Reformiertes Bekenntnis» 1570 und dank den Genfer Subsidien wurde die Stadt zu einem wichtigen Dissidentenzentrum, dies umso mehr, als die Lutheraner hier einen Konsistorialrat für Westpolen gründeten. Zum nicht katholischen Charakter der Stadt trug das 5'000 Einwohner zählende Judentum bei, das ausser Handel und Gewerbe ein florierendes Bankgeschäft betrieb. Dessen talmudische Schule erwarb sich durch ihre Entscheide in Talmudsfragen einen erheblichen Ruhm in Europa.

Als Gegengewicht zum dissidentischen Leszno galten die beiden Städtchen Rydzyna, Sitz der Fürsten Sulkowski, das ein Piaristenkollegium beherbergte, und Swieciechowa, das dank dem Glogauer Jesuitengymnasium und den Lubiner Benediktinern den katholischen Charakter der Landschaft prägten. Mit dieser Entwicklung hielt das Druckereigewerbe Schritt. So z.B. neben dem Buch über Waffenkunde «Archelia» erschien in Leszno die erste europäische Medizinzeitschrift «Primitiae Physico medicae». Da sich aber die Polen vornehmlich für schöngeistige Literatur interessierten, blieb leider das fortschrittliche Schrifttum aus dem Bereich der Naturwissenschaften und Didaktik zum Nachteil der Allgemeinbildung der späteren Gymnasialjugend gänzlich unbekannt. Bekanntlich schuf Polen in der Reformzeit 1760-95 durch die «Komisja Edukacji Narodowej», Kommission der Nationalen Erziehung, den Prototyp eines Erziehungsministeriums in Europa, für dessen Arbeiten und Reformen die Piaristen aber auch das Schulwesen der Lissaer Landschaft wegweisend gewesen sein dürften. Bedauerlicherweise vermochte sich der Einfluss der Lissaer naturwissenschaftlichen Programme und der modernen Didaktik Komoenius' nicht gänzlich bahnbrechend im reformierten Schulwesen Polens unter dem neuen Erziehungsministerium durchzusetzen. Ihrer Lage im Kreuzpunkt der Handelswege und im Grenzgebiet zwischen böhmisch-schlesischen und deutsch-polnischen Einflüssen, dem grossen Zufluss des unternehmungsfreudigen Elementes aus Böhmen und Schlesien, schliesslich der Siedlungspolitik und dem Mäzenatentum der beiden fürstlichen Stadtbesitzern Leszczyrski und später Sulkowski verdankte die Stadt Leszno samt Landschaft ihren blühenden Aufstieg. Die Geschichte Lesznos, die ein Einzelfall in Polen sein mochte, ist insofern lehrreich, als sie zeigt, wohin Konfessionskriege führen. Die schwedische «Sintflut», d.h. deren Blutbad und der Dissidentenverrat bewirkten eine deutliche Abkehr von der Reformation. Es waren gerade diese Faktoren, welche die katholischen Gefühle des patriotischen Polentums tief verletzten und dessen Abneigung zu allem Fortschrittlich-Fremden herausforderten. Für das grosse Reformwerk der Edukationskommission und für Polens Ausbildungs- und Erziehungswesen war dies ein unersetzlicher Schaden. Trotzdem blieb die Tradition des blühenden Lissaer Schulwesens für Jahrhunderte lebendig. Noch zu meinen Gymnasialzeiten 1920/29 beherbergte Leszno 3 Gymnasien, 2 Lehrerseminarien, 1 Hochbauschule, 1 Handelsschule und schliesslich 1 Musikschule, sowie 1 Theater. In den letzten Jahren erhielt Leszno mit seiner Bevölkerung von 30-40 Tausend Einwohnern den Rang einer Woiwodschaftsstadt.

## *Das deutsch-polnische Verhältnis und meine Jugendzeit*

Mit meinen Erinnerungen möchte ich nicht nur meine Erlebnisse und Gedanken darlegen, sondern es ist mir daran gelegen, sie mit einem bestimmten Ziel verbunden zu wissen. Da ich meine frühere Jugendzeit in der im Grenzgebiet des preussischen Teils Polens gelegenen Kreisstadt Leszno (Lissa i/Posen), die bis Januar 1920 zu Deutschland gehörte, verbrachte, interessierte mich besonders das deutsch-polnische Verhältnis. Die Stadtbevölkerung war bis 1920 national und konfessionell sehr gemischt, während die Dorfbewohner des Kreises, besonders dessen östlicher Teil, einheitlich polnischer Nationalität waren.

Der Name Leszno, bzw. Leszczno stammt von «Leszczyna» (deutsch «Haselnuss»). In der katholischen Pfarrkirche liegen die Gebeine einiger Mitglieder der Magnatenfamilie Leszczynski. (Der Name Leszczynski ist das Adjektiv vom Ortschaftsnamen Leszczno. Die polnischen Namen mit Endung auf SKI sind meistens abgeleitete Adjektive eines örtlichen Charakteristikums.) Das Mitglied dieser Magnatenfamilie Stanislas L., Posener Woiwode, von den Gegnern des in Polen herrschenden Königs August II., Kurfürst von Sachsen, von einer Konföderation zum Gegenkönig gewählt, war mit ihm im Bürgerkrieg um den polnischen Thron verwickelt. St. Leszczynski, durch den grosspolnischen Adel zum König Stanislas I. gewählt und durch den Schwedenkönig Karl XII. unterstützt, sah sich nach dessen Niederlage in der Ukraine gezwungen, Polen zu verlassen. Als Schwiegersohn Ludwigs XIV. erhielt er als Residenz Lothringen, wo er in Luneville und Nancy einen Exilkönigshof unterhielt. Er befasste sich mit der schriftstellerischen Tätigkeit in Sachen internationaler Politik, die nicht nur in seiner Heimat, sondern auch im Ausland ein grosses Interesse fand. Sein Werk über eine europäische Friedensorganisation verschaffte ihm den Namen eines gebildeten Königs. Auf diese Weise ging der Name meiner Geburtsstadt z.T. in die Geschichte Polens, z.T. in jene der internationalen politischen Literatur ein.

Die ersten Jahre meiner Jugendzeit erlebte ich im Zeichen gegenseitiger Verfeindung zwischen Deutschen und Polen. Meine Geburtsstadt machte insofern keine Ausnahme, als beide Nationalitäten in der ganzen Provinz Posen verfeindet waren. Je mehr ich mit dem Deutschtum, besonders in der preussischen Schule, in Berührung kam und mein polnisches Bewusstsein während des 1. Weltkrieges wuchs, fragte ich mich öfters, wie diese Feindschaft zustande kam. Einerseits las ich gerne die Schulbücher meiner älteren Geschwister und kam so in Kontakt mit der deutschen Literatur und Sprache; andererseits aber spitzte ich die Ohren, als in der Familie immer mehr vom Wiederaufstehen Polens die Rede war. Bis zum Beginn des Schulunterrichts war mein nationales Bewusstsein noch nicht dermassen entwickelt, dass ich im Gebrauch von zwei Sprachen etwas Besonderes sah: deutsch auf der Strasse mit Spielkameraden; polnisch zu Hause und in der Werkstatt, wo polnische Lehrlinge bei meinem Vater ein Handwerk lernten. In den letzten Kriegsjahren 1917/18 waren die Gemüter der beiden Bevölkerungsteile so aufgebracht, dass sich die feindliche Stimmung auf die Jugend übertrug, die sich Strassenschlachten lieferten. Besonders hart umkämpft war der Ort, der in Friedenszeiten für deutsche Kanoniere als Exerzierplatz diente. Unter den polnischen Jugendkämpfern zeichnete sich mit seiner Courage der ältere Gymnasiast T. aus, dessen Eltern aus Ostpreussen nach Leszno übersiedelt waren. Während der Kampfpausen hielt er mit seinen Kurzepisoden aus der polnischen Geschichte unseren Kampfgeist wach, wobei er öfters das Wort «Drang nach Osten» brauchte. Ich wage zu glauben, in diesem Begriff die ausschlaggebendste Ursache der deutsch-polnischen Verfeindung gefunden zu haben.

Da mir, als weiteres Ziel, daran gelegen ist, das Schicksal der beiden Nachbarvölker besser zu verstehen und sie irgendwie näher, bis zur Versöhnung zu bringen, möchte ich das deutsch-polnische Verhältnisse einer Analyse unterziehen. Den geschichtlichen Verlauf dieses mehrere Jahrhunderte umfassenden Prozesses hier darzustellen würde den Rahmen meiner Erinnerungen sprengen. Ich muss deshalb den Leser bitten, sich mit einer z.T. abgekürzten, z.T. schematischen Darstellung gegebener Geschichtsperioden zu begnügen. Vorausschicken möchte ich hier, dass ich kein Berufshistoriker bin. Meine Erinnerungen sind somit nichts anderes als ein Versuch eines einfachen Polen, einen Beitrag in einer eher journalistischen Form zur deutsch-polnischen Problematik zu leisten.

Mit der Unterwerfung Italiens durch Otto I. und seiner Krönung zum römischen Kaiser im J. 962 richtete sich die Aufmerksamkeit der Deutschen gegen den Osten. Deutschland begann sich als



nationaler und frühfeudaler Staat zwischen Rhein und Elbe zu organisieren. Es waren hauptsächlich die zentralistisch und militärisch organisierten Kleinfеudalstaaten, die Marken, die ursprünglich das Karolingerreich vor Einfällen der Sachsen und Slawen zu schützen hatten, die sich mit der Zeit verselbständigten und eine aktive Eroberungslust gegen die Slawen entfalteten. Dem Vorstoss der Deutschen fielen zuerst die Polabianer (Elbeslawen), die in lockeren Stammesgemeinschaften und ohne eine festere ökonomische Grundlage lebten, zum Opfer. Auf die Dauer konnten sie den militärisch überlegenen Deutschen keinen starken Widerstand leisten, dies um so weniger, als die Sippschaftsgemeinschaften sehr oft unter sich verfehdet waren. Nach Unterwerfung eines Slawenstammes wurde normalerweise eine neue Mark gegründet, die nach gewisser Zeit wieder zur Ausgangsbasis eines weiteren Eroberungszuges wurde. Die Besitznahme eines Stammgebietes befriedigte die Eroberer oft nur zum Teil, da ein bedeutender Teil der angegriffenen Slawen vor Deutschen flüchtete. Die nachrückenden Kolonnen genügten selten, die frisch eroberten Gebiete hinlänglich zu besiedeln, bewirtschaften und das Zerstörte aufzubauen. So sahen sich die Markgrafen veranlasst, weitere Eroberungszüge durchzuführen, um Arbeitskräfte aufzutreiben. Ein wahrer *circulus vitiosus*!

Mit der militärischen und politischen Unterwerfung der Slawen und der Kreierung von Marken ging die kirchliche Unterordnung Hand in Hand mittels Gründung von Bistümern und Stiftung von Klöstern und Abteien. Die weltliche und kirchliche Beherrschung machte die besiegten Slawenstämme tribut- und abgabepflichtig, was wiederum zur Erhebung derselben gegen die hartherzigen Eroberer führte. Ein weiterer verhängnisvoller *circulus vitiosus* für die slawischen Autochthonen! Der Aufstand eines Slawenstammes, bzw. eines Stammesbundes mochte vielleicht den deutschen Drang eine gewisse Zeit verlangsamen, ihn aber nicht aufzuhalten. Die Übermacht der gepanzerten deutschen Ritter und deren Knechtschaft, sowie die aus der fränkischen, bzw. karolinischen Zeit stammende Eroberungstaktik waren so überwältigend, dass das weite zwischen der Elbe und der Oder liegende Gebiet in rund 5 Jahrhunderten Stück für Stück erobert und ins deutsche Reich integriert wurde. Lediglich eine kleine Slaweninsel, *tuzyce* (Lausitz) an der Havel und Spree ist im germanischen Meer erhalten geblieben.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts wurden unter den Piastenfürsten die Polanenstämme um Gnesen und Posen samt Kujawy zu einem Staatsgebilde vereinigt. In der 4. Piastengeneration war es Mieszko I., der das Christentum nicht von den feindlichen Deutschen, sondern von den verbündeten Tschechen durch Heirat mit der Prinzessin Dobrawa im Jahre 966 angenommen hatte. Obwohl Mieszkos Staat gemäss einem Reisebericht des arabischen Kaufmanns Ibrahim militärisch bereits eine Macht darstellen dürfte und gemäss dem römischen Unterstellungsakt das ganze Gebiet zwischen der Oder und der Weichsel/San bis zu den Karpaten umfasste, war Mieszko vorsichtig genug, um sein Reich nicht der Schutzherrschaft der römischen Kurie zu unterstellen und die kaiserliche Oberhoheit nicht zu anerkennen. Sehr wahrscheinlich um die Macht des Polenstaates auf die Probe zu stellen und nicht ohne Wissen des Kaisers griff der Lausitzer Markgraf Hodon Mieszko an. Der schlaue Hodon drang über die Oder in das Gebiet, wo sich die Grenzen der Polanenstämme mit Pomernern im schwierigen Sumpfgelände berührten. Dort bei Cedynia wurde der Angreifer im Jahre 972 vernichtend geschlagen.

Dass ein deutscher Markgraf in seinem Eroberungsdrang vor einem frisch christianisierten Staat keinen Halt machte, bewies, dass es den Deutschen nicht immer um die Christianisierung geschweige denn um die Evangelisierung der Slawen ging. Ist es vom eschatologischen Standpunkt aus betrachtet, eigentlich nicht gleich, ob ein Stück der Erdoberfläche von Slawen oder Germanen bewohnt wird? Sofern die Eroberung der von Slawen bewohnten Gebiete die friedliche Christianisierung bezweckte, dürfte man sich wohl mit einer solchen Aktion im Namen des Christi Auftrages einverstanden erklären. Das setzt jedoch voraus, dass seine Lehre den Slawen nicht nur verkündet werde, sondern dass die Träger des christlichen Glaubens danach wirklich lebten. Leider war das nicht der Fall; denn eine Bekehrung mit Feuer und Schwert kann keinen Frieden stiften. Eine echte, christliche Bekehrung muss die Voraussetzung erfüllen, dass die bekehrten Völker frei leben und deren Kulturgut in seiner ursprünglichen Form integral erhalten bleibt.

Wie eine mächtige Dampfwalze bewegte sich das Germanentum ostwärts, das slawische, reiche, volkstümliche Kulturgut zerstörend. Von den Sprachen der Elbeslawen scheint nichts Greifbares

geblieben zu sein. Gerade die Sprachen der Westslawen wären für die Philologie von eminenter Bedeutung gewesen. Interessant wäre z.B. zu wissen, wie sich der Austausch von den westslawischen zu den germanischen Dialekten gestaltete.

Welch ein Unterschied zwischen der römisch-deutschen Bekehrung und der Christianisierung, die von den beiden Slawenaposteln Kyrill und Methodius ausging! Bevor sie zu ihrem Missionswerk aus Konstantinopel aufbrachen, studierten und lernten sie längere Zeit die Sprachen der Nachbar-slawen. Sie setzten ein slawisches Alphabet eigens dafür auf, damit das Evangelium Christi in verständlicher Sprache nicht nur verkündet wird, sondern damit auch die Bekehrten an der Gestaltung der Liturgie mitwirken konnten. Die Slawenapostel hatten einen Stab von geschulten Helfern um sich gesammelt. Einer Legende nach hätten die Helfer ihre Tätigkeit bis auf Süd- und Mitteleuropa, bis nach Wislica, d.h. auf das Land der zwischen den Karpaten und dem Pilica-Fluss wohnenden Wislanen ausgedehnt. Es ist z.T. zu bedauern, dass das polnische Volk nicht in der «slawischen Sprache» in das Christentum eingeführt wurde. Dank der slawischen Schriftsprache und den alphabetisierten Mundarten hätten die Wislanen und deren Nachbarstämme ihre frühmittelalterlichen Sagen bewahren und den späteren Generationen überliefern können. Dies hätte nicht nur unsere Literatur, die Musik und andere Kunstsparten befruchten, sondern auch Aufschluss über die Anfänge des Piastenstaates und über das Sittenleben der Polanen, bzw. Wislanen vermitteln können. Die mit friedlichen Mitteln und in christlichem Geiste geführte Mission der Slawenapostel stand deutlich im Gegensatz zu den germanischen Bekehrungsmethoden, in welchen die Ansätze zur Machtausdehnung und Eroberung offensichtlich waren. Da es den Deutschen in Anbetracht des erstarrenden Widerstandes der Polanen nicht mehr möglich war, nach der bewährten Taktik weitere Gebiete zu erobern, achteten die deutschen Kaiser stets darauf, deren Staat im Namen der im Mittelalter entstandenen Zwei-Mächte-Doktrin abhängig zu machen. Etlichen Piastenfürsten, die von Rom auf Umwegen die Krone erhalten hatten, ist es jedoch gelungen, sich dieser Abhängigkeit zu entziehen. Die volle Souveränität dürfte Polen definitiv Anfang des 14. Jahrhunderts (ca. 1320) wieder erreicht haben, als sich unter Wladyslaw Lokietek, der sich in Krakau krönen liess, der Begriff des «Regnum Poloniae» herausgebildet hatte.

Als um das 10. Jahrhundert der deutsche Drang die Oder, d.h. die Westgrenze des polnischen Staates erreicht hatte, hätte man meinen können, dass der breite Strom die natürliche Grenze zur Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen werde. Aber der erwartete *modus vivendi* kam nicht zustande, da die Eroberungslust der Deutschen stärker war als deren Staatsräson.

Während Polen zur Zeit des letzten Piastenkönigs Kasimir weder militärisch noch diplomatisch die Kraft hatte, Schlesien zurückzugewinnen, baute sich im Norden eine verhängnisvolle Lage für Polen auf. Anfänglich war es den Polen nicht bewusst, welchen Gefahren ihr Land mit der Einladung des Kreuzritterordens ausgesetzt war. Als der Orden in seinem «Bekehrungseifer» in rund 60 Jahren Ostpreussen eroberte und es mit Feuer und Schwert bekehrte, bis er auf Litauen gestossen war, begann er seine Aufmerksamkeit auf das Danziger Pommerland zu richten. Nach der blutigen Eroberung Danzigs (1306) erweiterte er seine Vorstösse nach Süden gegen das polnische Staatsgebiet. Zuerst griff er das fruchtbare Fürstentum Kujawien an und später das Posenerland und zeichnete seine Eroberungszüge mit verheerenden Zerstörungen bis Kalisz. Durch diese Einfälle ist das Ansehen des Ordens so tief gesunken, dass die Ritter-Mönche als «*Hatrones signati*» («mit Kreuz gezeichnete Räuber», um bei den Worten des polnischen Chronisten J. Dlugosz zu bleiben) gefürchtet wurden. Mit ihren grossen, weissen Mänteln und dem schwarzen zackigen Ordenskreuz jagten sie den polnischen Bauern so viel Schrecken ein, dass bis heute noch der polnische Name «*Krzyzak*» (wörtlich «Kreuzler») als Synonym eines rücksichtslosen, listigen Menschen gilt. Fürwahr, der weisse, «unbefleckte», dem Marienkult dienende Mantel war nur ein Vorwand, um den Panzer zu verdecken. Die damaligen deutschen und westeuropäischen Ritter waren so verblendet, dass sie nicht einmal wussten, dass sie ein Land bekriegten, das vor fast 300 Jahren das Christentum angenommen hatte. Das Bekehrungstempo und die jähe, später erfolgte Umwandlung des Ordens in ein weltliches Fürstentum, bewies, dass der Orden ein Deckmantel für ein weltliches Staatsgebilde nach dem Muster von Marken war, der für das unersättliche Deutschtum neuen Lebensraum schaffen sollte. Diesen baltischen Vorstoss hatte der masowische Fürst Konrad selbst den Deutschen erleichtert, indem er den deutschen Kreuzritterorden zur Bekehrung der heidnischen und wilden Borussen nach

Ostpreussen einlud und ihm 1226 das an der unteren Weichsel liegende Kulmerland als Lehen übergab. Dieser Orden und der in Livland gegründete Schwertritterorden sollten Litauen samt Samogiten in die Zange nehmen und dieselben samt Polen aus der Ostsee verdrängen. Während die mit «Kreuz» erfolgte Expansion die Isolierung der pommerschen Piastenfürstentümer bezweckte, sollten die mit «Schwert» durchgeführten Eroberungen dem Deutschtum die vollständige Beherrschung des Baltischen Meeres als «Mare nostrum» sicherstellen. Zur Ergänzung der deutschen Beherrschung der Ostsee wirkte noch der hanseatische Städtebund.

Der südliche, über Böhmen und der Donau entlang verlaufende Expansionszug bis nach Siebenbürgen, tangierte Polen nicht direkt. Er gefährdete jedoch insofern die südliche Flanke Polens, als die Luxemburger Dynastie den böhmischen Thron besetzen konnte. Der friedliebende König Kasimir gab leichtgläubig dem Luxemburger König Johann den formellen Verzicht auf Schlesien, ohne dafür dessen vertragliche Hilfe gegen die feindlichen Kreuzritter zu erhalten. Obwohl dieser Verzicht in Anbetracht der nicht erfüllten Unterstützung nicht bindend war, verlor Polen das ethnisch polnische Schlesien für 600 Jahre. Es grenzte an Naivität, zu glauben, dass ein Herrscher einer deutschen Dynastie wirklich im Sinne hatte, die Polen im Streit mit den Kreuzrittern zu unterstützen.

Die Eroberungslust der Deutschen war stärker als deren Staatsräson. Beide Vorstösse von Süden und Norden trugen Merkmale einer Umklammerung Polens. Besonders gefährlich erwies sich für die Zukunft die Verdrängung Polens und seiner Nachbarn von der Ostsee. Dies war auch der Grund, dass die beiden vom Orden bedrohten Völker Polens und Litauens eine engere Union schlossen, gemäss welcher der Grossfürst Litauens Jagiello den polnischen Thron bestieg, nachdem das Land das Christentum von Polen übernommen hatte. Zwischen den frisch bekehrten litauischen Adelsfamilien und den als Taufpaten wirkenden polnischen Adelsfamilien kam es zur Verbrüderung. Es war eine friedliche im Namen Christi durchgeführte Bekehrung und nicht eine solche nach dem Muster des Markgrafen Hodons oder des Kreuzritterordens. Vielleicht wäre schon damals der Zusammenprall beider Missionierungsmethoden nicht wie die Schizma als ein Dogmenstreit zwischen Rom und Byzanz verlaufen, sondern hätte in eine kriegerische Auseinandersetzung europäischen Ausmasses ausarten können. Es mussten allerdings fast 200 Jahre vergehen, bis der vom europäischen Christentum unterstützte Kreuzritterorden eine schwere Niederlage erlitten hatte. Der Sieg bei Grunwald 1410 des christlichen Polens und des mit ihm verbündeten bekehrten Litauens war eine erste Mahnung an das Deutschtum, dass man Christianisierung mit Schwert und Feuer nicht straflos vollziehen darf. Dass Polen und Litauen nicht daran gelegen war, das Deutschtum nach der Schlacht zu demütigen, bewies die Tatsache, dass sich die Deutschen in Polen weiter ansiedeln und später als konfessionell verfolgte in Polen/ Litauen Zuflucht finden konnten. Bereits damals wäre die Zeit dazu reif gewesen, dass die Deutschen nach der Niederlage die richtige Lehre gezogen und mit den grosszügigen Polen und Litauern an eine gemeinsame friedliche Zusammenarbeit und Versöhnung gedacht hätten. Eine deutsch-polnisch-litauisch-ruthenische Verständigung wäre bereits damals nicht ausgeschlossen gewesen. Aber die Mark Brandenburg war nur an der Erweiterung ihres Staatsgebietes im Osten interessiert. Sie war es, die auf die territoriale Verbindung mit dem gegenüber Polen lehenspflichtigen, säkularisierten preussischen Fürstentum lauerte. Dadurch sollte das letzte Teilstück der Stettiner Piasten endgültig vom polnischen Mutterland abgeriegelt und Polen der Zugang zum Meer an der Oder- und Weichselmündung verwehrt werden.

Im Spätmittelalter begann die Bevölkerung Deutschlands gebietsweise so intensiv zuzunehmen, dass es vielen Menschen einfach zu eng wurde. Die deutsche Dorfbevölkerung bekam den starken Druck ihrer eigenen Feudalherren immer mehr zu spüren. Das Verlangen nach mehr Unabhängigkeit und nach erträglicher Existenz bei den Bauern und Handwerkern nahm ständig zu. Viele Deutsche versuchten, sich von der Abhängigkeit vom Feudalsystem durch Auswanderung zu entziehen. Da die Städte, wo «die Luft noch frei war», allmählich überfüllt wurden, wandte sich der deutsche Menschenstrom gegen Osten, wo «die Polenluft die Auswanderer noch freier machte», wenn man so paraphrasierend sagen darf. Ungeachtet der noch nicht erloschenen Feindseligkeiten der Kreuzritter und der polenfeindlichen Politik der Luxemburger setzten sich Tausende von deutschen Auswanderern Richtung Polen in Bewegung, wo sie sich auf Grund des Gastrechtes, d.h. des deutschen Rechtes als «Hostes», «Gäste» sesshaft machen konnten. Es waren die polnischen Fürsten, der Grossadel, zuweilen auch das Rittertum, das sich immer mehr vom Kriegsberuf abwandte, die den

Zustrom von deutschen Bauern begrüsst, damit das brachliegende Land einer besseren Nutzung zugeführt werden konnte. Die deutschen Kaufleute und Handwerker liessen sich in den bestehenden oder in den neu auf der Basis der sogenannten Lokation, d.h. einer Art Mietrechts, gegründeten, mit Magdeburger, bzw. Lübecker Recht ausgestatteten Städten nieder. In jener Zeit, nachdem das Land, besonders die Städte Südpolens, durch die Mongoleneinfälle bis Schlesien grösstenteils verwüstet worden waren, waren die deutschen Ansiedler und die in Westeuropa verfolgten Juden von den polnischen Fürsten gerne gesehen. In Anbetracht deren Grosszügigkeit und der damals im Westen geübten Intoleranz fühlten sich die Einwanderer in Polen recht wohl, dies umso mehr, als dort ein Nationalismus in moderner Form noch nicht existierte.

Mit der Zeit und mit der zahlenmässigen Zunahme des deutschen Elementes steigerte sich das Bewusstsein der Deutschen, besonders in den Städten dermassen, weil sie sich im Handel und Gewerbe gut auskannten, dass sie gegenüber den Einheimischen Stolz, Überheblichkeit und sogar Verachtung zeigten. So kam es in den mit Deutschen ziemlich stark bevölkerten Städten, wie Posen und Krakau, zu offenen Auflehnungen gegen die polnische Hoheit. Die Polen, wie überhaupt die Slawen, hatten ein besonders ausgeprägtes Interesse für die mit der Natur verbundenen Beschäftigungen. Die Deutschen, die von der römischen Zivilisation weitgehend profitierten, konnten manches als Kaufleute und Handwerker zur Hebung der einheimischen Produktionstechnik beitragen. Polnisch mussten die Einwanderer anfänglich nicht lernen. Dafür übernahmen die gastfreundlichen und friedliebenden Polen manches aus dem deutschen Wortschatz in Handel, Gewerbe und Rechtswesen. Abgesehen davon lässt sich die deutsche Hochmutmischung mit der Verachtung (polnisch «Buta») psychologisch damit erklären, dass der Deutsche als Mensch des rauhen Nordens das Kriegerische als die erhabenste Mannestugend schätzte, die Friedfertigkeit der Polen als Slawen dagegen als eine der germanischen Mannhaftigkeit entgegengesetzte Eigenschaft ab lehnte. Andererseits wandelte sich nach der deutschen Niederlage bei Grunwald und nach der Union Polens mit dem grossräumigen Litauen das nationale Bewusstsein in einen polnischen Adelsstolz um, der mit Hass auf die deutsche Überheblichkeit empfindlich reagierte. Das Hassgefühl der Autochtonen bemerkten die Deutschen wohl selbst, nachdem sie die folgende Meinung über sich gehabt haben: «Von den Italienern trennen uns die Alpen, von den Franzosen die Flüsse, von den Engländern das Meer und von den Polen der Hass.» (Zitat aus «Tolska Granica Zachodnia» «Die polnische Westgrenze» Wydawnictwo Poznariskie, 1971 von Gerh. Labuda. Seite 89). Nicht zuletzt trug die Gründung der Universität 1364 in Krakau zur Stärkung des nationalen Bewusstseins der Polen bei. Trotz der mehrere Jahrhunderte dauernden Nachbarschaft und Vermischung zwischen Deutschen und Polen reichte es weder zu einer echt kulturellen noch politischen Annäherung zwischen den beiden Völkern. Vor der 2. Teilung Polens kam es zwar zu einer gewissen politischen Annäherung zwischen Polen und Preussen, indem es gemäss dem Allianzvertrag vom März 1790 Preussens Unterstützung gegen Russland und Österreich versprochen erhielt. Preussen mit dem Hintergedanken spielend, Russland mit diesem Vertrag zu einer raschen gemeinsamen Teilungsaktion zu provozieren, versprach Polen die Unterstützung. Als es aber bemerkte, dass Russland gegen Polen marschierte, liess es Polen im Stich und verbündete sich treubruchig mit Russland gegen Polen. Im gewissen Sinne wiederholte das Nazideutschland dieses Vorgehen im Jahre 1939. Seit den Einfällen der Kreuzritter im 14. Jahrhundert und der Wortbrüchigkeit der Preussen, bzw. des Nazideutschland von 1790 und 1939 wird es schwierig sein, die Polen von der Ehrlichkeit der Deutschen zu überzeugen. Die Polen halten nicht viel von der sogenannten Diplomatie; sie sind vielleicht die einzige europäische Nation, die das Ehrenwort des Adelstandes sowohl im Privatleben wie auch in der Politik anzuwenden pflegen. Wie oft mussten meine Landsleute mit Enttäuschung die vertraglichen Erklärungen in der Politik ihrer Nachbarn hinnehmen, die nicht eingehalten wurden!

Die Religionskriege des 17. Jahrhunderts brachten weitere Wellen von verfolgten Tschechen, Deutschen, Holländern, Italienern und Schotten nach Polen. Bereits anfangs des 15. Jahrhunderts flüchteten Hussiten in die südwestlichen Regionen Polens, die dem Gedanken einer nationalen Kirche Auftrieb gaben. Während sich die Mährischen Brüder im südlichen Randgebiet des Posenerlandes sesshaft machten, fanden die holländischen Calvin-Anhänger in Pommern an der Weichsel und an der Notec (Netze) als Meister der Trockenlegung ihre Heimat. Gemäss einer Angabe in Pologne 1919/39 Vol. I. Seite 375 hätten etwa dreissigtausend schottische Presbyterianer in Polen

Zuflucht gefunden. Die aus Deutschland geflüchteten Reformierten verstärkten das in Westpolen sesshafte Deutschtum. In einem Lande, das den Namen «Paradisus haereticorum» erhielt, hatten die Deutschen allen Grund, sich in Polen wohl zu fühlen. Zahlenmässig waren sie unter den Fremden zweifellos am stärksten vertreten.

Neben den deutschen Einwanderern waren es die Söhne des Adels, die nach Abschluss der Studien den reformierten Glauben nach Polen brachten. Der landwirtschaftliche Aufschwung, der mit dem Übergang zur sogenannten Vorwerkwirtschaft in Polen begann, erlaubte es vielen Adligen, sich nach Westen zu Studien zu begeben. Eigentlich erst durch die Kontaktnahme mit der antiken Welt wurden mittels des Humanismus dem Durst nach neuen Strömungen auch im Glaubensbereich Tore geöffnet. Während die polnischen Scholaren in Genf mit dem Calvinismus, hatten jene in Wittenberg und Frankfurt a/O mit dem Lutheranismus Bekanntschaft gemacht. Es scheint, dass die Verbindungen mit dem «Genfer Rom» intensiver waren, als jene mit der lutheranischen Lehre, womit Polen von der einseitigen Abhängigkeit von der «deutschen» Reformation verschont wurde und sich mehr dem französischen Kultur- und Wissenschaftsbereich näherte.

Die Voraussetzungen für die Reformation waren in Polen zwar gegeben, aber sie waren doch zu schwach, um denselben zum Durchbruch zu verhelfen. Man spielte z.B. mit dem Gedanken einer kirchlichen Verselbständigung durch Kreierung einer Institution, die die Spitzen der Hierarchie unter des Königs Präsidium umfassen und die Rolle eines «nationalen Konzils» erfüllen würde. Und doch vermochte die Reformation diesen Verselbständigungstendenzen nicht die nötige Kraft zu verleihen. Jan Laski, der Staatssekretär, wäre vielleicht damals geeignet gewesen, die Rolle des «starken Mannes» der Reformation zu übernehmen, aber scheinbar verfügte er über mehr Bildung als über den nötigen Glaubenseifer. Im Gegensatz zu Deutschland hatte die Allgemeinheit des polnischen Adels keinen Grund, Argwohn oder Hass gegen die katholische Hierarchie, die übrigens durch ihn selbst beherrscht wurde, zu hegen. Die kirchliche Jurisdiktion war scheinbar zu wenig wichtig, um eine radikale Reform der Kirchenstruktur zu verlangen. Schliesslich gab die Haltung des Königs Siegesmund den Ausschlag, der schwächlich, konservativ und dem Katholizismus verschrieben, keinen Bürgerkrieg in seinem Lande haben wollte. Es ist hier nicht der Ort, um alle Gründe aufzuzählen, weshalb die Reformation nicht erfolgreich war. Der Wichtigste scheint mir jener zu sein, dass die Reformation nur die obere Schicht, und zwar nicht den ganzen Adelsstand, sondern hauptsächlich den Hochadel, bzw. die Magnaten für sich gewinnen konnte. Der übrige, bodenständige «sarmatische» Adel hatte eher ein emotionales Verhältnis zum neuen Glauben. Die Freude an traditioneller Messliturgie in einer «barocken» Atmosphäre sagte ihm mehr zu, als der nüchterne, reformierte Gottesdienst. Er blieb seinem Fideismus treu und wagte nicht, sich in Spekulationen über Glaubensdogmen einzulassen. (Ist es in diesem Zusammenhang nicht interessant, dass in Polen keine namhafte Glaubenslehre das Licht erblickte?) Der Bauernstand kam kaum in Kontakt mit dem neuen Glauben. Ihn befriedigte die Predigt seines Pfarrers gänzlich. Einzig die z.T. aus deutschen Einwanderern bestehende Stadtbevölkerung wäre für die Reformation empfänglich gewesen und sie hätte zur wirksamen Ausbreitung derselben beitragen können, wenn sie wegen ihrer Sprache in der Landschaft nicht isoliert gelebt hätte. Da das «cuius-regio»-Prinzip mit der goldenen Freiheit des Adels unvereinbar war und niemand den Glauben seiner Untertanen bestimmen konnte, glich die Reformation gewissermassen einem Wind, der die Landschaft durchfegt und die Geister belebt, ohne jedoch festen Fuss zu fassen. Den Todesstoss versetzte der Reformation die Schwedeninvasion, die sich an katholischen Kirchen und Klöstern grausam vergriffen hatte. Die Entehrung von heiligen Stätten und die Überzeugung von der wundervollen Intervention der Muttergottes bei Tschestochau genügten, um die Reformation zum Verschwinden zu bringen. Abgesehen von Hosius' Wirken war eine Gegenreformation unter diesen Umständen kaum nötig. Für die staatliche und nationale Einheit war es besser, dass Polen konfessionell einheitlich blieb. Der Lutheranismus hätte im Falle seines Sieges in Deutschland dem Deutschtum in Polen den Rücken gestärkt und sehr wahrscheinlich einen Bürgerkrieg ausgelöst. Polen hatte übrigens wegen der russenfreundlichen Orthodoxie genug Konfessionsprobleme im Osten, die die Integration des südlichen Teils des Grossherzogtums Litauen in die Union beträchtlich erschwerten.

Nach dem Ableben des letzten Sprosses der Jagiellonendynastie 1573 wurde Polen auch fak-

tisch zu einer Wahlmonarchie. Für Polen begann damit eine verhängnisvolle Epoche, insbesondere mit der Thronbesteigung des sächsischen Kurfürsten August II., der Polen durch seine abenteuerliche Politik in längere Kriege mit seinen Nachbarn verwickelte. Der zwanzigjährige Nordische Krieg führte das Land wirtschaftlich und militärisch an den Ruin. Die polnische Historiographie ist sich darüber einig, dass die leichtsinnige Politik der beiden «Sachsenkönige» und das Intrigenspiel der Magnaten dem lockeren Staatsgefüge der reformbedürftigen Republik den Todesstoss versetzten, aus dem sich das Land trotz des geistigen Erwachens einer Reihe von Reformern und der Entfaltung eines reichen politischen und schöpferischen Schrifttums nicht mehr erholen konnte. Leider umfasste die Aufklärung Polen in einer Zeit, wo es dringlicher die Straffung der Administration, besonders des Heerwesens, als das Aufblühen der schöpferischen Literatur gebraucht hätte.

Nach der über 60 Jahre dauernden Herrschaft August II. und seines Sohnes war Polen wirtschaftlich dem Ruin nahe und militärisch ganz entmachtet, um den drei feindlichen Mächten die Stirn bieten zu können. Trotzdem verliess es die Szene, bevor es unter den Teilungsmächten aufgeteilt wurde, nicht ohne ein grosses Werk hinter sich zu lassen, das ein würdiges Zeugnis seiner Erneuerung und seiner geistig-politischen Reife ablegte und nicht ohne mit dem tragischen Kosciuszko-Aufstand seine Ehre zu retten. Das kühne, denkwürdige Werk, die 3. Mai-Verfassung 1791, die erste auf dem französischen Gedankengut basierende, unter den Augen der lauernden Teilungsmächte beschlossene Konstitution trug zwar nicht in jeder Hinsicht der bäuerlichen und städtischen Reformnot Rechnung, aber damit wagte Polen den ersten grossen Schritt, mit einigen unheilvollen Auswüchsen der Adelsfreiheit aufzuräumen. Weder der tragische, aber ehrenvolle Kosciuszko-Aufstand, noch die 3. Mai 1791-Verfassung, die mit einer prachtvollen Kuppel auf einem zerfallenen Gebäude verglichen wurde, konnte Polen vom bösen Schicksal retten. Beide waren jedoch nötig: denn sie gaben den nachkommenden Generationen die Kraft, die 150-jährige Zeit der Staatenlosigkeit und Unfreiheit durchzuhalten. Die Rollen der drei Teilungsmächte lassen sich folgenderweise umschreiben:

- I. Russland, das mächtigste Land, das ganz Polen für sich allein beanspruchte, gab zweifellos den Ausschlag bei der Verwirklichung der Teilung, da Preussen allein es nicht wagte, dieselbe durchzuführen.
- II. Preussen, das seine vornehmste Aufgabe darin sah, Brandenburg mit Ostpreussen zu verbinden und Polen den Zugang zur Ostsee wegzunehmen, sorgte stets dafür, die Teilungsfrage immer aktuell zu halten. Durch die beständige Anregung zur Teilung des habgierigen Friedrichs des Grossen und durch den Verrat Friedrich Wilhelms II. war Preussen der Anstifter und tätige Teilnehmer.
- III. Österreich, das seine Teilnahme mit der Begründung des Gleichgewichts «entschuldigte», übernahm die Rolle des mehr oder weniger gezwungenen Helfers.

Nach der 3. Teilung Polens und nach dem Wiener Kongress, der unter Druck des Zaren die den Polen zugefügte Ungerechtigkeit sanktionierte, durfte Preussen das Posenerland und Westpreussen behalten. Der Grosse Friedrich pflegte zu sagen, dass, wer die Weichselmündung besitze, Herrscher über Polen sei und nicht der in Warschau residierende König. Gemäss dem Wahlspruch des Preussischen Schwarzen-Adler Ordens «Suum cuique» «Jedem das Seine» befriedigte er seine Raubgier. Nun konnte Preussen nach seinem Gutdünken in seinem Teil schalten und walten. Unter Missachtung des Wiener Friedensvertages genierte sich Preussen keineswegs die polnische Sprache aus der Öffentlichkeit in einem Lande auszumerzen, wo die Mehrheit der Bevölkerung Polen waren und denselben auch die Ausübung von Ämtern zu verbieten.

Hier in Westpolen begegneten sich zum ersten Male auf der Herrscher-Beherrschten-Basis zwei ganz verschiedene Welten: jene des Preussentums, personifiziert durch den überall ein Argusauge hineinsteckende «Staatswirt» sparsamen, ja habgierigen König Friedrich II. und jene des heiteren, liberalen polnischen Landadels. Es war ein Beispiel von Schamlosigkeit, dass sich ein Monarch eines angesehenen Staates nicht davon abhalten liess, von den während des preussisch-sächsischen Krieges in Leipzig gefundenen und für die Prägung von polnischen Silber- und Goldmünzen bestimmten Stempeln Gebrauch zu machen, um minderwertiges Geld zum Schaden Polens in Umlauf zu setzen. Während das in Polen stehende Russenheer mit Requisitionen wie im Feindesland operierte, benutzte der Brandenburgische Kurfürst die Schwäche Polens, um sich durch Krönung in Königs-

berg als «König in Preussen» von Polen unabhängig zu machen. In diesem Geiste begann der «grosse Fritz» mit seinem Stock in Westpolen zu regieren, d.h. das Polentum zu unterdrücken. Die Unterwerfung der Slawen zwischen der Elbe und der Oder, die Einwanderung der deutschen Bauern und Handwerker, die massenhafte Niederlassung von verfolgten deutschen Protestanten und schliesslich die Gründung von deutschen Ordensstaaten in Preussen und Livland waren nur ein Vorspiel zur preussischen Germanisierung; denn sie schufen die Voraussetzungen zu einer effektiven und systematischen Germanisierungspolitik Friedrich II.. Im schlesischen Krieg eroberte Preussen einen Teil des ethnisch polnischen Schlesiens und bereits 1764 begann es hier mit dem an den Diözesenvikar in Wroclaw gerichteten Zirkular «Einführung der deutschen Sprache in Oberschlesien» die Germanisierung durch die Kirche, der die Germanisierung mittels Schule und später mittels Beamtenschaft folgte. Wenn wir dazu noch die Kolonisierung hauptsächlich mit Deutschen des Netzedistriktes hinzuzählen, erhalten wir ein geschlossenes Germanisierungssystem. Dasselbe war auch für das Polentum insofern gefährlich, als es sich diesmal nicht um Kolonisierung mit Deutschen auf der Basis des deutschen Rechts der unter polnischer Staatshoheit stehenden Gebiete, sondern um interne, strenge, mit Strafen bedrohte Massnahmen der preussischen Germanisierungspolitik handelte. Trotz dieser Strenge ging die Germanisation mit der Kolonisierung nicht so schnell vor sich wie es sich Friedrich II. gewünscht hatte, denn es fehlte ihm an Deutschen. Aus dieser Not machte er allerdings eine Tugend, indem er z.B. zur Kolonisierung der Neumark polnische Kolonisten bezog. So erreichte er mit einem Schlag zwei Ziele: Germanisierung polnischer Kolonisten in der Neumark und Stärkung des Deutschtums im Netzedistrikt, eine Methode, die Hitler 1939 im Warthegau mit Balten-Deutschen angewandt hat.

Die Preussen, bzw. die Deutschen mochten auf ihren «Grossen Friedrich» stolz gewesen sein, der sein Land auf Kosten Polens gebiets- und bevölkerungsmässig verdreifacht hatte. Für uns Polen dagegen zeigte er durch seine Habgier, Geldfälschung und Entführung von hochgewachsenen Bauern/Leibeigenen aus Westpolen für seine beliebte Garde sein hässliches Gesicht eines Mannes, der einer Achtung als König unwürdig war. Sein Charakterbild übertrugen wir Polen unwillkürlich auf alle Preussen. Es scheint, dass durch dieses Bild die tiefe polnische Abneigung gegen das Preussentum geprägt wurde. Der bekannte Schriftsteller A. Nowaczynski stellte vor dem Krieg in seinem Theaterstück «Fryderyk Wielki» (Friedrich der Grosse) sehr treffend diese eigenartige Königsfigur dar, die die Deutschen so faszinierte.

Nach der Teilung Polens und der Besitznahme des den Preussen zugeteilten Teils kam es nicht mehr auf die Militärstärke, bzw. Germanisierungspolitik an, sondern darauf, wessen Nationalbewusstsein stärker war. Interessanterweise vollzog sich neben der administrativen Unterdrückung des Polentums eine stille Assimilierung des Deutschtums. Die allmähliche gesellschaftliche Vermischung beider Nationalitäten charakterisierten das deutsch-polnische Verhältnis. Dieser Assimilierungs-Vermischungsprozess ging allerdings nicht immer reibungslos vor sich. In den Jahren 1788/89 kam es zu einer gewissen Rivalität zwischen Russland und Preussen, das den wachsenden Einfluss auf Polen befürchtete. Obwohl Preussen die beiden polnischen Städte Danzig und Thom in seinen Machtbereich einzuschliessen begehrte, liess es den Gedanken einer 2. Teilung Polens gemeinsam mit Russland fallen und näherte sich Polen, um mit ihm einen Allianzvertrag abzuschliessen, der dann im März 1790 zustande kam. Als jedoch Friedrich Wilhelm's Rechnung nicht aufging und er Russland auf Warschau marschieren sah, brach er treubruchig den Vertrag mit Polen und belagerte Warschau mit Russland. Da aber 1793/94 ein Aufstand im Posenerland ausbrach und Dajrowski mit der Einnahme von Bydgoszcz eine für Preussen gefährliche Lage schuf, musste der treubruchige Friedrich den Rückzug antreten, was ihn nicht hinderte, Polen mit Russland zum 2. Male aufzuteilen.

Nach den Blitzsiegen Napoleons bei Jena und Auerstädt 1806 erhob sich das polnische Volk im preussischen Teil und half den Franzosen tüchtig bei der Eroberung von preussischen Befestigungen. Schon einige Jahre nach dem Wiener Kongress begann Preussen das polnische Kulturleben im Grossherzogtum Posen einzuschränken, besonders als es die zahlreiche Teilnahme der Posener am November 1830/31-Aufstand in Warschau bemerkte. Die Berliner Revolution 1848 und die Bedrohung Preussens durch Russland veranlasste Berlin zu einer milden Haltung gegenüber den unter Mieroslawski versammelten 3'000 polnischen Sensemännern, die zu einem Aufstand (zwecks

Diversion) im benachbarten Kongresspolen aufgemuntert, später treubruchig, durch die Kanonade des preussischen Generals Colomb niedergemacht wurden. Damit war der Traum eines polnischen «Fürstentum Gnesen» ausgeträumt.

Andre Siegfried äusserte sich seiner Zeit nicht sehr lobend über die germanisch-slawische Vermischung, die ihren Niederschlag auch im Preussentum gefunden hatte. Man muss aber bedenken, dass die Brandenburger jene Deutsche waren, die den letzten, diesseits der Oder wohnenden, slawischen Lubusczanie-Stamm unterwarfen und sich in der Folge mit ihm vermischten. Die Ostpreussen dagegen dürften ein Produkt der Vermischung der baltisch-slawischen Borussen-Stämme mit dem mit Kreuzrittern eingewanderten Deutschtum gewesen sein. (Der südliche Teil Ostpreussens, das sogenannte Masurenland mit Ermeland, war Siedlungsgebiet der polnischen Mazowszanie, die von ihren Landsleuten in Gross- und Kleinpolen herablassend «Masuren» genannt wurden.) Beide Preussenarten, Brandenburger und Ostpreussen waren Mischvölker, die eigentlich keine Beziehung zu einer reindeutschen Stammgemeinschaft, bzw. Landschaft hatten. Die Folge davon war, dass die Preussen keine geschlossene in einem geschlossenen Raum lebende Stammgemeinschaft wie Bayern, Franken oder Thüringer bildeten. Ein preussisches Volkstum, das seine völkische Kultur gepflegt hätte, gab es nicht. Wo es an Menschen fehlte, wurde das Gebiet mit Reichsdeutschen, seltener mit Polen, kolonisiert.

Obwohl es ein einheitliches Preussenvolk nicht gab, begann sich allmählich ein preussisches Bewusstsein herauszukristallisieren. Dasselbe wurde vor allem durch den missionarisch-kriegerischen Geist des Kreuzrittertums, dessen Übertritt zum Lutheranismus und durch die Krönung des Brandenburgerischen Kurfürsten zum König in Preussen gestaltete. Die so anschaulich vom «Grossen Friedrich» vorgeführte Devise des «Königs als ersten Dieners des Staates» mochte zur Ausgestaltung des preussischen Dienens und Gehorsams beigetragen haben. Die strenge Disziplin brachte er seinen Untertanen mit dem sagenhaften Erziehungsstock bei. So entstand um 1700 in Mitteleuropa ein Staat, der damals seinesgleichen suchen musste. Von allen absolutistisch regierten Staaten unterschied sich Preussen durch seine ausgeprägte Eroberungslust. Es war ein einzigartiges, fest zusammengefügt, militärisches Staatsgebilde, das vom revolutionären Frankreich, ja sogar von den beiden Teilungspartnern, Russland und Österreich, die im Vergleich zu Preussen gebiets- und bevölkerungsmässig Riesenreiche waren, fast mit Ehrfurcht respektiert wurde. Dieser Staat wurde zur Antithese der polnischen, lockeren, heiteren und liberalen Adelsrepublik. Die Versuchung, diese von Freiheitstrotzende, dem Absolutismus und Militarismus spottende, von der Oder bis zum Dniepr reichende Adelsrepublik, zu beherrschen, war sehr gross. Friedrich der Grosse musste nicht lange Partner zur Aufteilung des «gefährlichen» und doch fast wehrlosen Freiheitsstaates suchen. Hier ein Wunder der machtvollen Beherrschung eines kleinen traditionslosen Volkes, dort ein Wunder eines freiheitlichen Unionsreiches. Niemals ging die Nemesis der Geschichte mit Polen so hart und bitter ins Gericht wie bei der ersten Teilung anno 1772, die Schweden rettete, das Polen 1655/60 verwüstete, eine Teilung an der sich das von König Sobieski gerettete Österreich beteiligte. Ja! die beiden späteren Teilungen von 1792/95 retteten Frankreich vor der Koalition und einzig die Türkei protestierte gegen das Unrecht. Die territoriale und militärische Machtentfaltung Preussens beeinflusste zweifellos sein nationales Bewusstsein. Insbesondere wurde der «Preussenstolz» durch die Befreiungskriege nach der Niederlage des Kriegsgottes Napoleon geprägt. Von nun an trat Preussen die Stelle der bisherigen grössten Militärmacht Europas, Frankreichs, an. Hinzu kam die hervorragende Entfaltung der «deutsch-preussischen» Philosophie Kants und vielmehr noch die idealistische Philosophie J.G. Fichtes, der mit seinen «Reden an die deutsche Nation» am stärksten – wie kaum jemand vor ihm – den deutsch-preussischen Geist gestaltete. Die Teilnahme Polens an der Seite Napoleons forderte den Preussenstolz heraus und wandelte ihn in einen Hass auf alles, was polnischen Namen hatte, um. Die Erinnerung an die verlorene Schlacht bei Hanau (Oktober 1813), wo die bis Leipzig napoleon-treuen Polen der preussischen Reiterei eine Niederlage zugefügt hatten, füllte das Mass des Hasses aus.

Völkervermischungen unterliegen bekanntlich eigenen, natürlichen Gesetzmässigkeiten. Trotz Aufprall von Wellen gegenseitigen Hasses und tiefer Verfeindung trat allmählich eine vom Leben her geprägte Völkervermischung zwischen Deutschen, bzw. Preussen und Westpolen ein. Dank dem lockeren und toleranten Regierungssystem galt Polen durch viele Jahrhunderte als Einwanderungsland. Zuerst kamen als Fremde die Juden und Hussiten, später die Deutschen und noch später viele



konfessionell verfolgte Schotten und Holländer. Die Ankömmlinge assimilierten sich und polonisierten sich mit der Zeit. Die Juden assimilierten sich nur teilweise so weit dies für ihren Handel und ihr Gewerbe nötig war. Auch die Deutschen bauten relativ schnell ihre Existenz auf und bereicherten sich allmählich. Sie polonisierten sich mit der Zeit, meistens durch Heirat und übernahmen dann die polnische Sprache und Sitten. Der Naturalisierungsprozess dürfte nicht nur mit der ungezwungenen und leutseligen Haltung, sowie mit der sprichwörtlichen polnischen Gastfreundschaft, sondern gewissermassen auch mit dem weiblichen Charme der Polinnen im Zusammenhang stehen. Als Beweis dafür könnte die Tatsache gelten, dass sich der Deutsche rascher in Polen polonisierte, als er in Russland russifizierte. Im gewissen Sinne ergänzten sich die Charaktere der beiden Völker: der deutsche Tatendrang und Unternehmungsgeist fand bei den leutseligen und zu gewisser Beschaulichkeit neigenden Polen ein dankbares Expansionsfeld. Allmählich vollzog sich in den Einwanderungsgebieten eine gegenseitige Vermischung der Nationalcharaktere der deutschen Einwanderer und der Einheimischen. Der Austausch ging unter Umständen so weit, dass, als in den ersten 20iger-Jahren des 19. Jahrhunderts die Kongress- und Ostpolen nach Westpolen einwanderten, mancher von ihnen in uns «polnisch sprechende Preussen» sah. Unser Lateinlehrer für die unteren Klassen Prof. Sch. war ein deutscher, reformierter Pastor. Er verliebte sich in eine Polin und als loyaler Ehemann und später polnischer Bürger, warf er nicht nur seine Nationalität, sondern auch sein Priestergewand ab. Die Polen, als katholische Nation, machten jedoch einen Unterschied unter den Deutschen, je nachdem welcher Konfession der Deutsche war. In Westpolen entwickelte sich zu meiner Zeit eine unterschiedliche Bezeichnung für einen Deutschen schlechthin und einen «Deutschkatholiken». Letzterer stand den Polen näher und war ihnen gesellschaftlich viel lieber als ein reformierter Deutscher. In den meisten Fällen, wo keine konfessionellen Probleme waren, vollzog sich der Polonisierungsprozess auf der deutschen Seite ziemlich schnell zugunsten der polnischen Ehefrau und Mutter. Der Katholizismus war mit dem Polentum so eng verbunden, dass es eine echte Polin kaum gewagt hätte, einen reformierten Deutschen zu heiraten. Sogar bei den polnischen Emigranten in Rheinland - Westfalen blieb im Allgemeinen die Einheit der Familie dank der polnischen Mutter bewahrt. Als 1919/20 Westpolen wieder Bestandteil des neu auferstandenen Polens geworden war, kehrten viele polnische Familien in ihre Heimat zurück. Und wieder war es die polnische Mutter, die Hüterin des Heimes, die zur Repatriierung den Ausschlag gab. Die Polin spielte nicht nur bei der Polonisierung der deutschen Einwanderer, sondern auch bei der Erhaltung des Polentums im Ausland eine einflussreiche Rolle. In der Zeit vor dem Posener Aufstand und währenddessen, als es in vielen gemischten Familien um die Entscheidung für das Polentum, bzw. Deutschtum ging, leistete hierzu die Polin einen grossen Beitrag. Die Folge der Assimilierung-Polonisierung war, dass relativ viele Polen deutsche Namen hatten. Als die Nazideutschen 1939 das Posenerland «eindeutschen», d.h. es in ein Warthegau umwandeln wollten, versuchten sie, die Einwohner mit deutschen Namen im Schnellverfahren zu Deutschen oder zu «Volksdeutschen» zu machen. Damit hatten sie jedoch wenig Erfolg. Einerseits erwies sich der geistige Widerstand der Polen mit deutschen Namen als sehr stark, andererseits war es die grausame Nazi-Ideologie und deren Tenormethoden, die auf die Betroffenen abschreckend wirkten. Auf längere Sicht gesehen, hat sich das Slawisch-Weiche, das Polnisch-Humane-Weibliche als stärker erwiesen, als das Harte-Männliche und Eroberungsfreudige der Germanen.

Das Spielen auf den Strassen und Plätzen vereinigte alle Kinder im Schulalter, mit dem Unterschied jedoch, dass die Beziehungen zwischen den polnischen Kindern und jenen der deutschen katholischen Eltern eher kameradschaftlicher und herzlicher waren. Der Grund lag darin, dass die Primarschulen konfessionell getrennt waren. Da der Anteil der polnischen Kinder in den katholischen Schulen bedeutend war, förderte das preussische Schulwesen die Bevölkerungsvermischung bereits bei der Jugend und indirekt die Polonisierung der Deutschkatholiken. Ein reformierter Deutscher war für die Westpolen in doppeltem Sinne fremd, d.h. durch Nationalität und Religion. (Ich war angenehm überrascht, als ich in der Schweiz das friedliche Zusammenleben beider Konfessionen feststellen konnte. Obwohl die Religion nur zweitrangige Bedeutung bei der Volkstrennung in Westpolen hatte, fiel mir auf, dass im Allgemeinen die reformierte Schweizer Bevölkerung gegenüber uns Internierten sehr freundlich eingestellt war. Ich würde vielleicht etwas überreiben, wenn ich sagen würde, dass diese Einstellung etwas menschenfreundlicher und aufgeschlos-

sener war, als jene der Katholiken, die eher eine gewisse Zurückhaltung gegenüber uns übten. Anfänglich, als uns die Verhältnisse in der Schweiz noch nicht vertraut waren, wunderte uns, dass z.B. der katholische Pfarrer der Bündner Gemeinde R. seine Gläubigen zur Beachtung der Vorschriften des EMD betreffs Distanzhaltung zu den Internierten aufrief. Er machte zwar das, was im Rahmen des Legalen war. Wir aber waren irgendwie ungehalten (empört); denn die Vorschriften des EMD waren für uns Internierte einfach ein Militärbefehl, der ohne Weiteres zu befolgen war. Aber das Gleiche von der Kanzel zu hören war ein Unterschied, dies umso mehr, als in unserer Heimat die Kanzel von den katholischen Pfarrern nur in ausserordentlichen Fällen der Nationalgefahr gebraucht wurde, wenn es z.B. galt gegenüber dem Kommunismus oder dem Nationalsozialismus wachsam zu sein. Ich glaube nicht, dass hier der Lutheranismus und die Zwingli-Lehre einen Unterschied machten, vielmehr dürfte dazu die allgemein bekannte Menschenfreundlichkeit der Schweizer, als die Konfession den Ausschlag gegeben haben).

Es ist nicht seltsam, dass, nachdem die deutschen Einwanderer, als Ansiedler und konfessionell Verfolgte, von den Polen freundlich empfangen wurden. Hier konnten sie sich eine sichere Existenz aufbauen und ihre Lebensweise wie Sprache und Religion pflegen. Anmassend nahmen sich die gleichen Deutschen das Recht das polnische Volk im Namen des «deutschen Kulturraumes» zu entrechten und zu exterminieren (Bismarck); biologisch sogar zu vernichten (Hitler). Der so im Ausland bewunderte «Eiserne Kanzler» sagte sogar den Westpolen den Kulturkampf an.

Wenn schon die Rede von Kultur ist, möchte ich ein Beispiel aus meiner Geburtsstadt nennen: im barocken Schloss, das einst Besitz der königlichen Magnatenfamilie Leszczyrski war, haben die Preussen pietätlos Gerichtsbüros eingerichtet, nachdem sie die wertvollen Stukkaturen aus den Gemächern hatten entfernen lassen. Die architektonisch als eine Einheit mit dem Schloss gebauten Offizinen wurden in ein Gefängnisgebäude umgewandelt, wogegen der im französischen Stil erstellte Schlosspark ideenlos in einen konventionellen Stadtpark umfunktioniert wurde. Sehr hohe, kahle Mauern, die zur Trennung der Offizinen vom Schloss von den Preussen errichtet wurden, verschandelten das Herrschaftsareal schrecklich. Das Gleiche galt für das von Pompeo Ferrari, bzw. von Karl M. Frantz imposante im römischen Barock erbaute Schloss der Fürstenfamilie Sulkowski in Rydzyna (Reisen). Der ganze Schlosskomplex samt den grossartigen Skulpturen im Park, welche die 12 mythologischen Herakles-Werke darstellten, wurden von den Preussen jahrzehntelang der Unbill der Witterung ausgesetzt, bis die Polen das Schloss 1925/28 fachmännisch restaurierten. Zu Hitlerzeiten haben die Nazis das Schloss in einen «Hitler-Jugend-Horst» umfunktioniert, wo junge Nazis mit Raubrittermethoden zu «Übermenschen» umerzogen wurden. Zu meinen Zeiten liessen die Preussen etliche vom Staat übernommene Bauten des polnischen Adels baulich vernachlässigen. Dafür bescherten sie uns mit aus braunrot gebrannten Ziegeln erstellten, hässliche und düster wirkende Zweckbauten.

Da das Posenerland als Vorposten gegen Russland gedacht war, besass fast jedes Städtchen eine ansehnliche kasernierte Garnison mit diversen Militäranlagen, die auch das freiheitsliebende Polenland, nachdem es 1846/48 zu den Waffen gegriffen hatte, in Schach halten sollte. Diese Militärbauten waren keine Zierde für das Posenerland. Zur Stärkung des frisch eingewanderten, deutschen Beamtentums wurden in vielen Ortschaften neugotische, meist lutheranische Kirchen errichtet, um dem polnisch-katholischen Posenerland das lutheranisch-deutsche Antlitz zu verleihen. In der katholisch-barocken und hellen Architekturlandschaft wirkten die rotbraunen neugotischen, mit blaugrauen Schieferdächern bedeckten Bauten düster, fremd und präntiös-preussisch, was bei uns Polen mit «unästhetisch» gleichgalt. Überhaupt ist hier zu erwähnen, dass das für die Gotik Charakteristische, das Spitzig-Scharfkantige in Westpolen in krassem Widerspruch zum abgerundeten, sanften, dekorativ vielleicht überladenen, aber lebendigen, von Polen beliebten Barockstil stand. Das Danziger Pommern kennt auch die Gotik, und zwar die Weichselgotik, die jedoch mit ihrem Spiel von hellen und ziegelroten Flächenelementen nicht so eintönig, düster wie die standardisierte «preussische» Neugotik im Posenerlande wirkte. Die Polen, wie überhaupt alle Slawen, waren in der Architekturkunst nicht sehr schöpferisch, aber dafür lehnten sie die Eintönigkeit sowie alles Monströse und Protzige ab und in der Übernahme fremder Baustile blieben sie im Rahmen der feinen, ausgewogenen menschlichen Masse.

Preussen wurde von vielen Menschen bewundert; vielleicht nicht ohne Recht, denn einen Staat aufzubauen, ohne ein homogenes Volk zu haben, war sicherlich nicht einfach. Den Namen übernahm Preussen von den baltischen Borussen/Pruzen, die neben den südlich lebenden Masuren Ostpreussen bewohnten. Den Kern seines Staatsgebietes bildete die Mark Brandenburg, die grösstenteils auf dem Boden des von den Deutschen unterjochten slawischen Lubusanie-Stammes errichtet wurde. Da die Deutschen deren Land, «Ziemia Lubuska» in Lebusland verdeutschten, hätte Preussen auch so heissen können. Der Rest bestand aus Teilen, die ausser dem bis Mitte des 17. Jahrhunderts gegenüber Polen lehenspflichtigen Ostpreussen, dem Königreich Polen gehörten und ethnisch polnisch waren. Der südliche Teil Ostpreussens und das Ermeland waren mehrheitlich durch Masuren bewohnt, die der polnischen Ethnie gehörten. Neben Litauer und Letten bildeten die Preussen die baltische Gruppe von Stämmen. Es war sicherlich für die Deutschen seltsam, zu wissen, dass ein nicht echtgermanischer Stamm die Hegemonie im Deutschen Reich an sich reißen konnte. Auf Stalins Veranlassung wurde das seltsame Staatsgebilde und Russlands rund 200-jähriger Verbündeter liquidiert. Die Nemesis vergass das grosse Unrecht, das Preussen Polen zugefügt hatte, nicht. Die Preussen waren immer stolz auf ihre Treue, Redlichkeit und Bereitschaft zum Dienen. Während andere Satellitenländer um ihre Identität und Ehre kämpften, darf gegenwärtig Preussen, d.h. die DDR mit seinen Tugenden der Sowjetunion treu dienen.

Mit beharrlicher Zielstrebigkeit erreichten die Erben der Brandenburger Mark, dass beide Teile, Brandenburg und Ostpreussen in ein Staatsgebiet zusammengefügt wurden. Auch innerhalb des Deutschen Reiches bestand Preussen aus einigen weit auseinanderliegenden Provinzen, was seine geographische und völkische Unhomogenität betonte. Das ethnisch polnische Schlesien hat Preussen erst Mitte des 18. Jahrhunderts den Österreichern entrissen. Es brauchte viel Hartnäckigkeit, Eroberungswille, aber auch List und Verrat (der beiden Preussenkönige Friedrich II. und Wilhelm II.) um diesen Staat aufzubauen. Es brauchte aber auch viele bürgerliche Tugenden, um den Staat zusammenzuhalten. Bei den meisten Staaten Europas waren seit deren Gründung bis zu unserer Zeit rund 10 Jahrhunderte verstrichen. Wenn man mit der Krönung des Brandenburger Kurfürsten in dem tausend Kilometer von Berlin entfernten Königsberg im Jahre 1701 den Anfang Preussens ansetzt, so war es zweifellos einer der jüngsten Staaten Europas. Wie ein Geschwür wucherte Preussen am Körper Polens. Nach der vorletzten Teilung Polens betrug der Anteil des polnischen Bodens 50% des preussischen Staatsgebietes, wobei rund 25% der Bevölkerung Polen waren. Es war ein Staat, der eigentlich weder eine Verbindung zu einem germanischen Volksstamm noch zu einer germanischen Landschaft hatte. So sah sich das künstliche Staatsgebiet gezwungen, seine Eroberungen, die in Putzger's Atlas als «Entwicklung» genannt werden, die folgenden Namen zu geben: Südpreussen (Posenerland und z.T. Zentralpolen bis westlich der Pilica), Westpreussen (Danziger Pommern), Neustpreussen (Masuren, Masovien, Podlasie). Es war ein Staat, der, einem «Cordon sanitaire» gleich, Polen von der Ostsee und von Westeuropa abschloss. Dieses Preussen vergiftete durch seine Habgier und Germanisierung des Polentums dermassen die gegenseitigen Beziehungen, dass es zwischen dem deutschen und polnischen Volke zu keiner Verständigung, geschweige denn zu einer Aussöhnung kommen konnte.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als sich der Konflikt zwischen den beiden europäischen Mächtegruppen zu verschärfen begann, machte es den Anschein, dass Berlin durch den langsamen Fortschritt in der Germanisierung des Posenerlandes und einiger schlesischer Kreise beunruhigt war. Der unter Bismarck durchgeführte «Kulturkampf» zeigte, dass das Polentum nicht so einfach zu schlagen war. Dieser Kampf gegen die katholische Kirche provozierte den polnischen Klerus zur Reaktion. Trotz Intensivierung aller Massnahmen zur endgültigen Germanisierung dieser Provinz war der Anteil der polnischen Bevölkerung immer noch relativ hoch. Obwohl sie nicht mehr die ursprüngliche hohe Zuwachsrate aufwies, erwachte jetzt dafür das nationale Bewusstsein des Polentums, das durch die Aktivität des katholischen Klerus gefördert wurde. Der Berliner Regierung missfiel besonders die Tatsache, dass auf den Strassen mancher Städte noch viel zu viel polnisch gesprochen wurde. Trotz der systematischen Kolonisierung östlich der Warthe, hatten noch grosse geschlossene Gebiete einen ausgesprochenen polnischen Charakter, sodass sich die wirtschaftliche Lage der Polen dank der Förderung des Genossenschaftswesens durch den Klerus fortwährend verbesserte. Die Preussen ärgerten sich auch darüber, dass z.B. dem Streik der polnischen Schulkinder

in Wrzesnia (Wreschen), sowie der Sache um den «Drzymata-Wagen» (Drzymata, so hiess der polnische Bauer, dem die preussische Behörde keine Baubewilligung für ein Wohnhaus erteilte, der sich aber mit der Familie in einem Zirkus-Wagen einrichtete) zu viel Publizität sogar in der Auslandspresse gewährt wurde. Mit Beunruhigung verfolgte man in Berlin die Rückkehr mancher westpolnischer Auswanderer aus Westdeutschland in ihre Heimat, wo sie dem «Ruf des Bodens» folgend, mit dem Ersparten Grundstücke erwarben, womit sich der Kampf um den Boden zugunsten des polnischen Besitzes zu wenden begann.

Die Westpolen, als sie nach dem Massaker an den Hunderten von Sensemännern bei Ksiqz 1848 einsehen mussten, dass sie allein im Waffengang bei den Preussen nichts erreichen konnten, änderten ihre Methode des Widerstandes und wandten sich allmählich der «organischen Arbeit» zu. (So nannte man damals den praktischen Positivismus.) Der Kampf konzentrierte sich jetzt mehr auf den wirtschaftlichen Bereich. Zuerst aber ging es den Westpolen darum, den Heimatboden nicht zu verlieren. Das einfache Volk war über die Gleichgültigkeit und den Leichtsinn des polnischen Landadels beunruhigt. Der unbekümmerte und aufwendige Lebensstil mancher Grossgrundbesitzer wurde allgemein angesichts der preussischen Bodenbegierde kritisiert. Sofern es sich um traditionelle Festlichkeiten, pompöse Jagdpartien handelte, drückte die Öffentlichkeit noch ein Auge zu. Wenn es aber um verlustreiche, unüberlegte Spekulationen, ausgelassene Anlässe, z.B. um Kartenspiele mit «Einsatz ganzer Dörfer» ging, die die Besitzer zur Aufnahme grosser Anleihen und zu übermässigen Verschuldungen zwangen, wurde die öffentliche Kritik heftiger. Als die preussische Kolonisationskommission in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts, nach der Bezahlung der riesigen Kriegsentschädigung durch Frankreich an Deutschland, namhafte Gelder zum Ankauf von polnischem Besitz zwecks dessen Parzellierung zugunsten der deutschen Ansiedler erhalten hatte, wurde die Gefahr für den polnischen Besitz alarmierend. Die fragliche Kommission war stets auf der Lauer, den Boden von verschuldeten Besitzern zu erwerben. Die durch Leichtsinn verursachte Verschuldung erleichterte ihr den Bodenwerb und damit die Germanisationsaufgabe. Die Sorglosigkeit mancher Gutsbesitzer nahm manchmal solche Formen an, dass sie in schrullige und absurde Handlungen ausartete. Die von meinem Vater erzählte Begebenheit, die er von seinem Vater, einem Angestellten bei der Fürstenfamilie Sulkowski in Rydzyna seiner Zeit vernommen hatte, mag die Epoche der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts illustrieren: Eines Tages hatte es bei der Stalldienerschaft geheissen, dass der Fürst einen grossen Empfang mit einer Schlittenpartie zu veranstalten befehl. Dem Stallmeister wurde kurz und bündig befohlen, grössere Mengen Salz anzuschaffen und die Strecke vom Bahnhof bis zum Schloss damit so zu bestreuen, dass sie sich zu einer lustigen Schlittenfahrt eignete. Darin wäre nichts Aussergewöhnliches zu sehen, wenn es nicht Sommerszeit gewesen wäre. Viele Fronarbeiter und arme Bauernfamilien säumten den Weg nicht nur, um auf den lustigen Spektakel zu gaffen, sondern um etwas Salz zu ergattern; denn sobald der letzte Schlitten auf das Schlossareal einfuhr, wischten sie schnell das mit Sand und Staub vermischte Salz für den armen Haushalt zusammen.

Zum Glück gab es noch genug Patrioten, die diese Gefahr erkannten und für die Publizität «des Verrats am Heimatboden» sorgten. Andererseits lebten immer noch viele polnische Kleinbauern und aus Westdeutschland zurückgekehrte Emigranten, die für Grundstücke alles gegeben hätten, um darauf ihr «Herr» zu sein. Der Kampf um Boden und die wirtschaftliche Kraftentfaltung, besonders im Genossenschaftswesen des Westpolentums hatte zur Folge, dass sich mit der Zeit der militärische Widerstandsgeist abschwächte. Während die Anhänger des «aktiven Kampfes» mit Waffen in Kongresspolen den Westpolen Lauheit und Materialismus vorwarfen und die Galizier dem «böotischen» Posen ihr blühendes «athenisches Krakau» entgegenhielten, blieb den Westpolen nichts anderes übrig, als auf ihre «Arbeit von der Basis», auf ihren nüchternen Patriotismus und ihre Volkssolidarität hinzuweisen, die besser als das «Schwarzgelbertum» der Galizier wären. So und so weiter ging es hüben und drüben. Der Posener-Aufstand und die nachfolgenden Schlesier-Aufstände zeigten deutlich, dass die Westpolen trotz ihrer Nüchternheit und ihres Arbeitsfleisses das Nationalbewusstsein und den Kampfgeist in ausgewogenem Masse nicht verloren hatten. Wie still manchmal der Kampf um Boden in Westpolen vor sich ging, könnte die folgende Lebensepisode meines Grossvaters aus dem Dorf Ogrody (Garthe) bezeugen:

Mein Grossvater mütterlicherseits stammte aus dem Dorfe, dessen Name «Targowisko» darauf deutete, dass dort einst ein Markt-, bzw. ein Umschlagplatz war. Die Ortschaft lag am alten Wege

zwischen Poznan und Schlesien. Mein Grossvater wollte schon längst dieselbe verlassen, da er mit seinem Schwager Differenzen wegen eines Erbanteils hatte. Der Grossvater gehörte zu jenen feinfühlenden Menschen, denen ein Familienstreit wegen Geld das Leben unerträglich machte. Den Militärdienst musste er in Glogow (Glogau) leisten. Um die Garnison zu erreichen, hatte er schon um Mitternacht aufzubrechen und den Frühschoppen im Städtchen Swieciechowa (Schwetzkau) einzunehmen. Im Biafaska's Gasthof vernahm er von Gästen, dass im benachbarten Ansiedlerdorf ein Bauernhof zu erwerben wäre. «Es ist besser seinen eigenen kleinen Bauernhof zu haben, als mit dem Schwager auf die Jagd zu gehen und sich mit ihm ewig um den Erbanteil zu streiten», sagte er sich. Der Entschluss fiel ihm nicht leicht, da ihm das Jagen viel bedeutete. Anstelle den Weg über Piotrowice direkt nach Glogow einzuschlagen, wählte er den Feldweg nach Ogrody, um sich von besagtem Bauernhof ein Bild zu machen. Derselbe sah vernachlässigt aus: die alte Scheune wäre umgefallen, wenn sie sich nicht am Nussbaum angelehnt hätte. Die Stallungen unter dem Strohdach waren reparaturbedürftig, das Wohnhaus für seine 12-köpfige Familie zu klein... «Umso besser», sagte er sich. Als Zimmermann hatte er schon seine eigenen Pläne. Sein Erbanteil würde gerade reichen, um den Hof samt 7,5 ha Ackerland und einem grossen Garten zu kaufen. «Vom Ersparten wird eine grosse Scheune aus weissen Backsteinen im Fachwerk, die grösste im Dorfe gebaut», dachte er weiter. Drei Jahre dauerte der Umbau. Auf die Mitarbeit seiner Söhne legte er keinen grossen Wert; «sie müssen sowieso in die Stadt gehen und das Handwerk lernen», sagte er zu seiner Frau. Die von den benachbarten Ansiedlern angebotene Hilfe beim Bau, deren Söhne öfters neugierige Blicke über den Zaun zu seinen 5 Töchtern warfen, lehnte er ab. «Ich bin aus einem «polnischen Dorfe» und brauche keine deutsche Hilfe», sagte er mit Stolz und etwas Einbildung zu seinem neuen Nachbarn Prömel, dessen Sohn für eine seiner Töchter sehr schwärmte. Manchmal bedauerte er seine stolze Haltung, z.B. als er die beiden fünf Meter hohen Torflügel der Scheune allein in die Angeln zu stellen hatte. Manchmal änderte er wieder seine Baupläne, als er sich sagte, dass er als Zimmermann und Weidmann eine Britschka brauche. Rasch änderte er den Umbau des Wohnhauses, an welches er eine Zimmerei anbaute, wo eine Britschka Platz hatte. Seine kleine, rundliche und mollige Frau war von anderem Holz. Sie fand rasch Verbindung mit den Nachbarinnen, obwohl dieselben aus Friesland stammten und die Grossmutter das Plattdeutsche erst lernen musste. Mein Grossvater war schweigsam und wurde noch schweigsamer, als er merkte, dass das «fremde Geschwätz» ihm auf die Nerven ging. Nur beim Neubau der Scheune hörte man weit sein lautes Fluchen, wenn etwas schief ging. Der Hausfrieden wurde nur dann unterbrochen, als es galt, den Kindern Taufnamen zu geben. Meine Grossmutter wollte keine solchen Namen haben, die nicht einmal im Kirchenkalender standen. Mit «Bronislaw» (für meine Mutter als Erstgeborene) war sie noch einverstanden. Aber «Bozena» und «Wieslaw» kamen nicht in Frage. Gott sei Dank, dass es zehn Nachkommen gab und es nicht schwer war, für die Taufnamen einen Kompromiss zu schliessen. Als das Umbauwerk zu Ende war und die ganze Sippschaft zum Einweihungsfest kommend, von weitem die grosse, weisse im Fachwerk gebaute Scheune erblickte, waren alle stolz auf Grossvaters Bauwerk. Niemand von den 18 deutschen Ansiedlern hatte einen solchen Hof! An jenem Tage, an dem der älteste Sohn das Fest mit lustigem Geigenspiel einleitete, mag ich mich an den grossen Balken der Wohnstube mit der geschnitzten Anschrift

#### *Schubert erb. 1859*

gut erinnern, die der Grossvater auf Grossmutter's Wunsch stehen liess, dies als Andenken an den deutschen Ansiedler, der den Hof verkaufte. Mein Grossvater war der erste Pole, der im Ansiedlerdorf «Garthe» die deutsche Kolonisierung sozusagen zum Rückzug zwang. (Später zog noch eine weitere polnische Familie aus den Gebieten hinter der Oder ins Dorf ein.) Seit 1920 stand vor Grossvaters Tor die grosse Tafel mit der Anschrift «Solectwo Grniny Ogrody», was besagte, dass er Schultheiss der Dorfgemeinde war. Mein Grossvater war als Pole viele Jahre allein im Dorfe, aber nicht so einsam wie die friesischen Ansiedler, die in der Arbeit Trost suchen mussten und kaum Besuch hatten. Das unvergessliche Erlebnis war die abendliche Heimfahrt bei Unkenrufen auf der Britschka. Je nach der Zeit und Laune fuhr er uns manchmal bis zum Bahnhof in Lasosice und manchmal über Swieciechowa bis an den Lissaer-Stadtrand. Hie und da wies er mit der Peitsche auf ein Schulgebäude und bemerkte so nebenbei, dass er beim Bau desselben auch dabei war. In Swieciechowa erzählte er uns von den beiden Städten in Polen, die etwas zu «verbergen» hätten

(chowac) und zwar von Czstochowa (Tschenstochau) dir. «die oft Verbergende» und von Swicichowa (Schwetzkau) d.h. «die heilige Verbergende».

In Anbetracht der wachsenden Annäherung zwischen Paris und Moskau barg der künftige Krieg mit Russland wegen der «Posener Irredenta» ein weiteres Risiko in sich. Die ungelöste Frage des Posener Polentums, dessen nationales Bewusstsein jenes der Pommer und Schlesier deutlich übertraf, liess Bismarck nicht ruhig schlafen. Sie bewog ihn sogar, eine Verständigung mit Russland zu suchen. In Berlin war man sich darüber einig, dass der Kampf mit dem Posener Polentum mit allen Mitteln intensiviert und dem Schulwesen eine besondere Rolle in der Germanisierung dieser Provinz beigegeben werden müsse.

Wenn ich heute auf das Jahr 1916 zurückblicke, in welchem ich in die erste Primarklasse eintrat und die damaligen Erziehungsmethoden mit den heutigen in Westeuropa vergleiche, darf ich mit ruhigem Gewissen behaupten, dass die Schüler schon in der 1. Klasse einem regelrechten militärischen Drill unterworfen waren. In der 2. Klasse waren die Schüler verpflichtet, grosse Bilderbücher, die Kampfscenen aus den preussischen Siegen über die Österreicher, Dänen und Franzosen darstellten, zum Anschauen nach Hause zu nehmen. Mein erstes Bilderbuch stellte Kampfscenen aus dem preussisch-französischen Krieg 1870/71 dar. Während ich erst in der Schweiz Bilder vom Elend der Bourbaki-Armee zu Gesicht bekam, zeigte das Bilderbuch lauter realistische Kampfmomente von Mann zu Mann, wo der Preusse immer der Sieger war. Anstatt mich aber dadurch zum Preussentum zu gewinnen, trat gerade das Gegenteil ein. Kinder sind nämlich gute Beobachter und können Bilderszenen rasch realistisch und kritisch beurteilen. Beim Anschauen derselben war mir gleich der bedeutende Unterschied in der Bewaffnung der Kämpfenden aufgefallen. Die Franzosen in ihren roten, weiblich wirkenden Pluderhosen und mit kurzen Bajonetten in der Hand sahen lächerlich aus gegenüber den mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten kämpfenden und schneidig uniformierten Preussen. Die frappante Waffenüberlegenheit der Preussen hatte zur Folge, dass viel mehr verletzte oder tote Franzosen auf dem Boden lagen. Einige Franzosen waren fast theatralisch dargestellt, bevor sie verletzt oder tot zu Boden fielen. Mich, den 8-jährigen Knaben, hat diese ungleiche Darstellung dermassen wütend gemacht, dass ich selbst «mit gespitztem Bleistift in den Kampf eingriff», um den Franzosen zu helfen. Vielleicht auch aus Mitleid «tötete» ich mit Bleistift die grausamsten Preussen. Eine fast ähnliche Wirkung hatten die Sedansiegesfeiern. Nach einer kurzen Ansprache des Lehrers, in der er die schmachvolle Niederlage der Franzose schilderte und nach dem makabren Thema von so und so viel Tausenden toten und gefangengenommenen Franzosen samt Kaiser Napoleon erfolgte die Aufforderung zum Ausrufen «Es lebe der Kaiser Wilhelm II. Es lebe das siegreiche Deutschland», wobei wir die rechte Hand zu erheben hatten. Das alles brachte ich nicht über mich. Beim Absingen der «Deutschland-Über-Alles»-Hymne erstarrte mein Mund. Ohne dass mich jemand über die geschichtliche Bedeutung von den Preussensiegen über die Dänen bei Düppeler Schanzen, über die Österreicher bei Königsgrätz und über die Franzosen bei Sedan aufgeklärt hatte, erfasste mich nach den Siegesfeiern in der Schule ein derartiger Widerwillen und Zorn auf die Preussen, dass ich auf der Abbildung in meiner Fibel die Augen des Kaisers Wilhelm II. auskratze, was aber der Aufmerksamkeit meines Nachbarn Jauemik (polnisch Jawornik) nicht entging, der keinen Augenblick versäumte, meine «Majestätsbeleidigung» dem Lehrer anzuzeigen. Die «Schnieke» (Prügeltracht) bestehend aus 2 mal 6 Rohrstockhieben unter Beihilfe des stämmigen Züchtigungshelfers Tombansen nahm ich tapfer auf mich, wohlwissend, dass ich diesmal für mein «Polentum» bestraft würde.

Ich gehörte zu den eher feinfühlenden Schülern mit schwächlichem Körperbau, weswegen ich bei der Schüleraufnahme im Alter von 6 Jahren um ein Jahr zurückgestellt wurde. Trotzdem war ich ein lebhafter Knabe, der nur vor den älteren Schülern Respekt hatte. Mich haben nicht so sehr die Rohrstockhiebe, wie vielmehr die Züchtigungszeremonie und die Szenen, die sich dabei wie ein Ritual abspielten, gekränkt: Die Hälfte der ersten Bank war leer, damit der Lehrer und sein Helfer ungestört die Züchtigung vornehmen konnten. Letzterer hatte die Kosen des Bestraften so stramm anzuziehen, dass die Hiebe ihre Wirkung nicht verfehlten. Der Oberkörper des Gezüchtigten wurde so zur Bank gedrückt, dass er unbeweglich über die Bank gespannt lag. Manchmal geschah es, dass sich der Geschlagene vor lauter Schmerz und Demütigung aus der misslichen Lage befreien konnte und sogar mit Schlägen und Bissen zum Gegenangriff überging. In der Klasse entstand dann ein entsetz-

licher Lärm, da alle drei brüllten: der Gezüchtigte, weil er das Weinen mit Geschrei zu unterdrücken versuchte, der Helfer, weil er wegen den Bissen mit dem Gezüchtigten «abrechnete», der Lehrer, weil er wegen der Reaktion des Gezüchtigten ihn mit Drohungen anschrie. Wenn der Lehrer das Gefühl hatte, dass seine Schläge unwirksam waren, holte er seinen Kollegen, den kräftigen Lehrer M., der auf den Gezüchtigten mit Stock-, bzw. Fausthieben losging. Diese Szenen haben uns manchmal für einige Stunden aus dem psychischen Gleichgewicht gebracht.

Ich mag mich noch an das folgende Ereignis erinnern, das der Leser vielleicht als trivial empfinden wird, das aber die Verhältnisse in der preussischen Schule nicht schlecht charakterisiert: Nach der letzten Unterrichtsstunde mussten wir gekleidet neben den Bänken stehend auf das Zeichen des Lehrers zum Abmarschieren warten. Da er mit seinem Kollegen ein Gespräch führte, bemerkte er nicht, dass ein Schüler die Hand erhob, weil er seine Harnblase erleichtern wollte. Da sein Zeichen und seine Rufe unwirksam waren, blieb dem Schüler nichts anderes übrig, als seine Notdurft ängstlich auf der Stelle zu verrichten. Die neben ihm stehenden Schüler warteten aus Böswilligkeit und Schadenfreude ab, bis der Boden nass wurde und mit Rufen alarmierten sie den Lehrer über das Geschehene. Der Lehrer erledigte den Fall kurzerhand mit einigen Rohrstockhieben auf den Schuldigen. Aus der gleichen Schadenfreude begleiteten sie den bestraften Kameraden bis nach Hause, um den Eltern von der «Schnicke», die ihr Sohn erhalten hatte, mit Freude zu berichten. Die Eltern, die an der erzieherischen Wirkung der Schulprügel blind und gehorsamst glaubten, versetzten ihrem Sohn noch weitere zusätzliche Schläge. Damals waren noch Zeiten, in welchen die Eltern dem Lehrer die unbeschränkte Vollmacht zur Züchtigung ihrer Kinder erteilten. Der blinde Gehorsam vor der preussischen Behörde nahm öfters die Form eines beschämenden Servilismus an. Wahrlich: die preussische Schule glich einem Zwinger!

Einmal geschah es, dass ein polnischer Schüler aufgefordert wurde, das «Vater Unser» allein auf deutsch aufzusagen. Als er an «Dein Wille geschehe» angekommen war, gab er aus Angst oder Verwirrung einen Laut aus, der so wie «Willi» oder «Willem» klang, weshalb der Lehrer auf eine deutliche Aussprache insistierte. In der Annahme, dass der Name des Kaisers im Gebet nicht fehlen dürfe, sagte der Schüler deutlich «Dein Wilhelm geschehe». Die Verwechslung war insofern verständlich, als in der Umgangssprache für den Namen des Kaisers die Kurznamen «Willi» bzw; «Wille» gebraucht wurden. Der Schüler erhielt trotzdem eine körperliche Strafe, weil er sich über «unseren lieben Kaiser» lustig gemacht hätte.

Während der Pausen durften wir uns im Schulhof nicht frei bewegen, sondern mussten in Vierereihen um die Bedürfnisanstalt herummarschieren und unser Frühstück verzehren. Nur paarweise war es uns erlaubt, die Klassen in den Pausen zu verlassen. Sehr oft veranstaltete der Lehrer während des Unterrichtes ein besonderes «Stillsitzen». Dann musste die linke Hand flach auf der Bank unbewegt liegen und der Zeigefinger der Rechten auf die Lippen drücken. Dieses Stillsitzen dauerte normalerweise 15 Minuten und wurde vom Lehrer mit dem Rohrstock überwacht. Es war nicht verwunderlich, dass dieses Exerzieren von 8 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags die Schüler sehr aggressiv machte, dies umso mehr, als die Eltern die körperliche Strafe der Schule zur Erziehung ihrer Kinder übernahmen. In den Familien der unteren Klassen hörte man öfters, wie die Mutter schimpfend dem unartigen Kind sagte: «Warte nur bis der Vater nach Hause kommt!» Tatsächlich fand die Prügelstrafe abends nach der Rückkehr des Vaters statt.

Meine Schwester Jadwiga musste besonders hart um ihr Polentum kämpfen, als der Lehrer ihre Muttersprache mit «deutsch» in das Klassenbuch eintragen wollte. Sie sträubte sich dagegen. Der Grund der Eintragung war der Umstand, dass meine ältere Schwester fließend deutsch sprach und las, was dem Lehrer als Beweis genügte, dass sie eine Deutsche sei. Sie beharrte jedoch darauf, dass zu Hause nur polnisch gesprochen wurde. Die Auseinandersetzungen zwischen dem Lehrer und ihr dauerten etliche Tage. Ich mag mich erinnern, wie meine Schwester oft aufgeregt und mit Tränen in den Augen aus der Schule nach Hause kam. Gegen Ende des Sprachstreites schlug der Lehrer die Eintragung «deutsch-polnisch» vor, da, wie er sagte, bewiesen war, dass die Schülerin beide Sprachen gleichermaßen beherrsche. Aber auch dagegen protestierte Jadwiga mit dem Argument, dass ihre Sprachfähigkeiten und die Muttersprache zweierlei Dinge seien. Der damals in der Nachbarschaft bekannt gewordene Sprachstreit fand erst dann sein Ende, als meine Schwester nach einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Lehrer in ein lautes, halb hysterisches Weinen ausbrach.

Dieser Streit war insofern von Bedeutung, als die feste Haltung meiner Schwester bei den wankelmütigen polnischen Schülerinnen als ein Verhaltensmuster zum Durchkämpfen wirkte. Ich selbst, der damals noch nicht so «polenbewusst» war, musste gestehen, dass wir alle die Tapferkeit unserer «Jadzia» bewunderten.

Als mein Vater meine Geburt und meinen Vornamen im Standesamt registrieren liess, weigerten sich die Beamten den Vornamen «Witold» ins Register einzutragen, da derselbe polnischen Ursprungs sei. (Eigentlich ist dies ein litauischer Vorname, der von den Polen gebraucht wurde.) Da mein Vater auf die Eintragung bestand und die Beamten inzwischen feststellten, dass er Katholik war, änderten sie ihre Taktik, indem sie behaupteten, noch nie «einen solchen heidnischen Namen» zur amtlichen Eintragung gehabt zu haben und begannen in den Verordnungen zu blättern, um sich zu erkundigen, «ob dieser Vorname eintragbar sei», was allem Anschein nach nur ein Täuschungsmanöver war. Sie schlugen meinem Vater den Vornamen «Viktor» vor, und zwar jenen «eines bedeutenden römischen Heiligen». Mein Vater, als gläubiger Katholik, im Deutschen wenig gewandt und sonst schwerhörig, erklärte sich schliesslich mit dem «deutschen» Vornamen einverstanden, wissend, dass ich für ihn der «Witold» bleiben würde. Die Täuschung und die Überredungskunst nützte den preussischen Beamten nicht viel, um scheinbar eine «deutsche Seele» mehr zu gewinnen. Die Preussen waren schlechte Psychologen, nicht bemerkt zu haben, dass solche Praktiken das Gegenteil bewirkten. Wie gründlich und kleinlich zugleich die Preussen sein konnten, beweist ein weiterer Zwischenfall: An der Front des neu gekauften Hauses liess mein Vater über dem Schuhgeschäft den neuen Firmen-Namen aufmalen. Als der Maler noch beschäftigt war, erschien ein aufgeregter Polizist mit dem Befehl, den letzten Buchstaben von Vaters Vornamen «Antoni» sofort zu entfernen. Der Maler, selbst ein Deutscher, konnte die Aufregung des Polizisten, der von einem Deutschen alarmiert worden war, nicht recht verstehen, ging es doch nur um den Buchstaben «i», um welchen der polnische Vorname vom deutschen Vornamen differierte. Es muss hier noch erwähnt werden, dass im Posenerlande ein privater «Aufpasserverein» namens «HAKATE» von den Initialen der 3 Gründer, Hannemann, Kannemann und Thiedemann zur Bekämpfung des Polentums gegründet wurde. Die Mitglieder dieses Vereins wurden «Hakatisten» und von uns Polen «Tollenfresser» genannt. Diese und ähnliche Zwischenfälle wurden von den Polen als lächerlich empfunden und eher mit Humor und Gelassenheit aufgenommen. Aber die Lächerlichen und dümmlichen» Preussen, wie sie manchmal genannt wurden, konnten sich als Rohlinge oder sadistisch veranlagte Menschen entpuppen, welchen man im Militär und in der Schule begegnete.

In den ersten Kriegsjahren nahm die deutsch-polnische Spannung in Westpolen ständig zu. Die Stimmung bei den Erwachsenen übertrug sich auch auf die jüngere Generation. Zuerst kam es in unserer Stadt zu kleineren handgreiflichen Auseinandersetzungen unter den Primarschülern. Nach einer gewissen Zeit, als sich Gymnasiasten in die Streitigkeiten einmischten, arteten dieselben in regelrechte Strassenschlachten mit allerlei Stöcken, Stangen usw. aus. Manchmal gingen die Kämpfenden so wild aufeinander los, dass es Verletzte gab. Besonders umkämpft war der «Kanonenberg», der den deutschen Artilleristen in Friedenszeiten als Übungsplatz diente. Er wurde allmählich stellvertretend der Kampfplatz für die deutsche und polnische Schuljugend der ganzen Stadt. Hier fanden sich zuweilen an Nachmittagen über hundert Kinder, Burschen und Jünglinge beider Lager ein. Gefürchtet wurde auch die Kämpferbande von der «Hasengasse», in deren Nähe sich das Schützenhaus samt den kellerartigen Schiessständen befanden. Wer diesen Ort beherrschte, konnte die Gefangenen hinter Schloss und Riegel tagelang festhalten. Gott sei Dank, dass sich in jenem Winter anno 1917/18 die Parteien meistens beim Einnachten trennten, sonst hätte es zu Schlachten grösseren Umfanges kommen können, zumal je nach der Kampflege die «älteren Brüder» zu Hilfe gerufen wurden. Trotz der ausgeprägten Feindschaft auf beiden Seiten wurde eine Art Fairness und Anstand beachtet, waren doch viele von den nun als «Deutsche» oder «Polen» kämpfenden Jünglingen früher Spielkameraden. Interessant war, dass niemand von der älteren Generation diesen manchmal blutigen Schlägereien ein Ende setzen wollte. Die älteren Deutschen waren eher froh darüber, denn sie sahen in den Kämpfen den Ausdruck des teutonischen Kampfgeistes. Ein deutscher Gymnasiallehrer, der frisch von der Front gekommen war, munterte seine Schüler zum Mitkämpfen auf. Für die Polen galten sie als eine Art Vorbereitung zum «Grossen Ereignis», d.h. zur Befreiung, die auf Gottes Veranlassung bald kommen müsse. Und wer hätte damals gedacht,



dass die «unverbesserlichen Optimisten», die Polen in ihren Erwartungen nicht enttäuscht würden? In Tat und Wahrheit brach der Posener Aufstand ein Jahr später aus.

Wenn die Germanisierung gemäss den Praktiken in den Zivilstandsämtern, Schulen oder im Militär nicht zum erhofften Erfolg führte, war der Pole immer noch einem gewissen Druck ausgesetzt, sobald er eine Beförderung z.B. als Funktionär bei den Eisenbahnen erwartete. Schon bei der Wahl von den Vornamen der Kinder hatten die Polen, die im öffentlichen Dienst eine Anstellung suchten, ihre Loyalität gegenüber Preussen dadurch zu beweisen, dass ihre Kinder deutsche Vornamen trugen. Um diesem Druck einigermaßen auszuweichen, wählte man «international» klingende Vornamen wie z.B. Felix, Edmund, Edward, Karl usw.. Wollte aber ein Pole den Vornamen «Karol» d.h. Karl nach polnischem Klang, eintragen lassen, wurde amtlich nur «Karl» eingetragen. Sofern es sich um Vornamen handelte, konnten die Polen den Druck noch einigermaßen hinnehmen. Schlimmer war es, wenn mit der Änderung des Geschlechtsnamens gewisse Vorteile in der Laufbahn des Betreffenden versprochen wurden. In unserer Nachbarschaft wohnte ein Eisenbahner namens «Borowiak», dem eine speditive Beförderung versprochen wurde, wenn er den Namen «Förster» annehmen würde. (Der Name «Borowiak» stammt vom polnischen «Borowy», was dem deutschen Wort «Förster» entspricht.) Da seine Frau zu den Deutschen hielt, dauerte es nicht lange, bis Herr Borowiak eines Tages den Namen Förster zu tragen begann.

Die polnisch, bzw. slawisch klingenden Ortsnamen waren schon längere Zeit den Preussen ein Dom im Auge. Sie wurden in Alarmzustand versetzt, als der Pfarrer Kozirowski seinen Atlas der Ortschaften mit slawischen Namen in Deutschland veröffentlichte. Die Deutschen, besonders die Hakatisten erschrecken ob der Unmenge dieser Ortschaften. So wie für einen Polen ein Namensträger «Huber» oder «Werner» ein Deutscher oder ein polonisierter Deutscher sein konnte, haben sich die Deutschen an die Ortsnamen «Pawlowitz» (Pawlowice» polnisch), «Punitz (Poniec» polnisch), «Lasswitz» (Lasosice» polnisch) so gewöhnt, als ob diese Ortschaften immer deutsch gewesen wären. Kurz vor dem Kriege wurde in Westpolen öfters von einer von den Deutschen geplanten generellen Namensänderung der Ortschaften gesprochen. Offenbar erachteten die Deutschen die Kriegszeit als die höchste Zeit, die letzten Spuren des Polentums in der urpolnischen Provinz Posen auszumerzen. Darunter sollten alle Ortsnamen mit den typisch polnischen Endungen auf ic, ice, öw, owo (in der polnischen Rechtschreibung) fallen gelassen und durch germanisch klingende Namen ersetzt werden. So z.B. war vorgesehen, den Namen «Pawlowitz» (Pawlowice) in «Paulsfelde» zu ändern. Die Germanisierung dieses Namens hätte für die polnischen Bauern eine Provokation ersten Ranges bedeutet, da in dieser Ortschaft kein einziger Deutscher wohnte. Es war damals kein Geheimnis, dass sich die Deutschen im Falle ihres Sieges im 1. Weltkriege nicht nur mit der Germanisierung der Ortsnamen im Osten begnügen würden, z.B. Lodz in Litzmannstadt, Piotrków in Petrikau usw., sondern dass sie Pläne zur Vergrösserung ihres Lebensraumes durch Annexionen von grossen Teilen Polens und der Normandie, bzw. der Bretagne als Kriegsentschädigung ausgearbeitet hätten.

Nachdem die polnische Sprache in der Öffentlichkeit untersagt und der Druck und Handel mit polnischen Büchern weitgehend erschwert worden war, sank das Geistesleben auf dem Gebiet der schöngeistigen Literatur auf ein bedenkliches Niveau. Nur selten gelangten polnische Bücher aus Kongresspolen mit russischer Imprimatur zu uns; die meisten Bücher kamen aus dem österreichischen Teilgebiet, wo das kulturelle Leben der Polen keinen, bzw. nur geringfügigen Einschränkungen unterworfen war. Wie streng die preussische Zensur von polnischen Büchern gehandhabt wurde, zeigt das Büchlein, welches ich in Zürich antiquarisch erwerben konnte. Es trägt den Titel «Podania i Legendy, polskie ruskie, litewskie»; zebrał Lucjan Siemiński, Poznan 1845, Verlag der Bücherei J.K. Zupanski (deutsch übersetzt: «Überlieferungen und Legenden, polnische, ruthenische, litauische»; zusammengestellt von L. Siemiński.) Der Inhalt besteht aus Legenden, frommen Sagen und Erzählungen voller Naivität über wundervolle Taten von Heiligen und Wundertätern und über übernatürliche Ereignisse. Fast jede 5., bzw. 6. Erzählung wurde mit schwarzer Farbe unleserlich gemacht. Der Zensor, ein gewisser Bogedain (Bogdan?) liess das Inhaltsverzeichnis offen, so dass gemäss der Numerierung wenigstens die Titel der unleserlichen Erzählungen bekannt sind. Schon auf Grund der Titel darf angenommen werden, dass hier die aus dem einfachsten Volksmund überlieferten Sagen für ungebildete Volksmassen der Farbe des Zensors zum Opfer fielen. Vielleicht witterten die

Deutschen hinter dem Titel der Erzählung «Frösche, Türe und der Deich in Wislica» eine wichtige verschlüsselte Mitteilung an die künftigen Untergrundkämpfer in Poznan? Da deren Text gänzlich unleserlich ist, dürfte nur diese Annahme die Preussen zu der sehr strengen Zensur berechtigt haben. Meines Erachtens waltete hier der allzu misstrauische und einfältige preussische Amtsschimmel. Tatsache war, dass infolge der preussischen Unterdrückung des nationalen und kulturellen Lebens in Westpolen polnische Bücher eine Seltenheit bedeuteten. In den ersten Tagen des wiederauferstandenen Polens, als die polnische Literatur oft ins Gespräch kam, musste sich die westpolnische Intelligenz und der Mittelstand wegen ihrer Ignoranz der nationalen Literatur schämen. Schlimmer war es, als sie ihre Hausbibliothek zeigen wollten. Unsere Familie bezog ihre polnischen Bücher auf Umwegen durch den Geheimvoyageur, Herrn Karol Rz.. Wie er dazu kam, uns polnische Bücher aus Krakau zu vermitteln, war sein wohlbehütetes Geheimnis.

Die Preussen setzten alles daran, um Westpolen von den geistigen Zentren in Galizien und Kongresspolen hermetisch abzuschneiden. Trotz der strengen Isolation vom schöngeistigen, hochpolnischen Schrifttum war es die dialektale Sprache, die uns von der vollständigen Germanisierung rettete. Die Posener Mundart war zu meiner Zeit durch archaische Formen, Regionalausdrücke, aber auch durch viele Germanismen charakterisiert. Lediglich gewisse Lebensbereiche, und zwar der Handel, das Gewerbe und z.T. das Rechtswesen war mit relativ vielen Germanismen durchsetzt. Infolge der Einwanderung der Deutschen fand auch eine Verdrängung eines Teils der einheimischen Sprache statt. So z.B. erinnerte man sich erst in den 30er Jahren daran, dass das polnische Wort «Targ» durch das deutsche Wort «Handel» ersetzt wurde. Auch erinnerte man sich daran, dass das deutsche Wort «Zange», bzw. das polonisierte «Obc?gi» (nasal Obcengi) das polnische «Kleszcze» verdrängte. Viele polonisierte, deutsche Ausdrücke blieben noch lange im Gebrauch der Kongresspolen, die sich nicht bewusst waren, dass Wörter wie z.B. «Buterszyni» (Butterschnitte) deutschen Ursprungs waren. Ähnlich verhielt es sich mit den Ausdrücken wie «Szuwaks» (Schuhwachs, Schuhwichse) usw.

Wie der vorher geschilderte Fall meiner Schwester beweist, versuchten ihr die Preussen, mindestens statistisch, die Muttersprache wegzunehmen. Leider war in Polen die Bedeutung der Mundart unterschätzt, ja sie war sogar oft verpönt. Der Demokratisierungs- und Nivellierungsprozess ging «nach oben hinauf». Jeder, der etwas in der Gesellschaft gelten wollte, bediente sich der literarischen Sprache, d.h. des Hochpolnischen. Zu meiner Jugendzeit wäre es undenkbar gewesen, ein Buch in einer polnischen Mundart zu veröffentlichen. Erst in den 30er Jahren wurde in Poznan vom Soziologischen Institut «Der Lebenslauf eines Arbeiters» im Dialekt experimentell herausgegeben. Sonst aber galt die Mundart als eine «Bauernsprache», von der der Mittelstand Abstand nahm. Sogar im Lager Winterthur war ein Jurastudent aus Ostgalizien, der meinte, dass unser ober-schlesische Kollege «nicht polnisch rede», wenn derselbe Wörter des schlesischen Dialektes brauchte. Als ich mich mit einem Schweizer unterhielt, stellten wir beide einmütig fest, dass unsere Mundarten ein geeignetes Abwehrmittel gegen die «Verdeutschung» waren. Manche Schweizer wunderten sich, weshalb die Polen ihre Mundarten so stiefmütterlich behandelten. Man muss jedoch in Betracht ziehen, dass, so lange die polnische Nation unter den 3 Teilungsmächten aufgeteilt war, die sie um jeden Preis durch Germanisierung, bzw. Russifizierung auslöschen wollten, die Einheit der Sprache ein nationales Bindemittel bildete. (Auch unser Katholizismus muss aus diesem Gesichtswinkel verstanden werden.) Die Preussen, die dem Polentum den konsequentesten Kulturkampf ansagten, versuchten zu beweisen, dass die kaschubische Mundart keine polnische Sprache wäre. Da auch die Muttersprache als Hilfskriterium zur statistischen Erfassung von Nationalitäten dienen sollte, hätten die Preussen die Möglichkeit, die polnische Nationalität zahlenmässig um die kaschubisch, bzw. schlesisch und masurisch sprechende Bevölkerung zu reduzieren. (Wenn das Plebiszit in Masurland im Juli 1920 nicht zugunsten Polens ausfiel, ist dies hauptsächlich auf dessen politische Lage, d.h. auf den Marsch der Bolschewiken auf Warschau und Thorn zurückzuführen. Übrigens fand das Plebiszit zu einem Zeitpunkt statt, zu welchem viele Masuren das Land schon verlassen hatten.)

Der polnische Landadel hatte für die Bauernsamen nicht viel übrig. Die Mundarten waren in dessen Meinung einfach Bauernsprachen, somit «des Mundes eines Adligen nicht würdig». Diese Einstellung teilte auch die Nachfolgerin des Adels, die Intelligenzia, zum Teil auch der Mittelstand. Den polnischen Mundarten, wie dies auch anderen Mundarten eigen ist, fehlte das klare und helle «a»,

anstelle dessen der Bauer einen ziemlich grob klingenden Laut, der zwischen «o» und «u» osziierte, oder auch ein kombiniertes «ou» brauchte. Mir waren Fälle bekannt, in welchen sich Bauernsöhne, bzw. Bauerntöchter, Schüler von Mittelschulen, schämten, wenn ihre Eltern in der Öffentlichkeit Dialekt sprachen. Die Schüler fühlten sich durch die grobklingenden Laute kompromittiert, weil das Hochpolnische die Sprache nicht nur des höheren Standes, sondern auch der gebildeten Klassen war. Die Eltern dagegen ärgerten sich, weil sie das Gefühl hatten, dass sie durch ihre eigenen Kinder quasi verleugnet werden. Dieser Generationenkonflikt in der Alltagssprache führte z.B. zu amüsanten Szenen, indem die Gebildet-Sein-Wollenden anstelle den Ausdruck «KLUCZ» (polnisch Schlüssel) mit «u» auszusprechen, es mit «a», d.h. «KLACZ» aussprachen, was jedoch «Stute» bedeutet. Dieser Lapsus war möglich, da damals nicht jedermann das Wort «Klacz» infolge der Germanisierung, d.h. der Sprachverarmung, bekannt war.

Durch die Mundart konnte man der vollständigen sprachlichen Germanisierung zwar entgehen, aber sie selbst konnte das Westpolentum von der geistigen Verarmung nicht retten. Die polnische Dorfbevölkerung z.B. kam nur mittels Primarschulen mit der deutschen Kultur in Berührung. Stärker war die städtische Bevölkerung durch das deutsche Schulwesen erfasst. Noch stärker durch die Germanisierung mittels Schulen waren jene Polen gefährdet, die eine höhere Ausbildungsstufe erreichen wollten; denn sie kamen in höherer Masse mit der deutschen Kultur, besonders mit der deutschen Sprache und Geschichte in Kontakt. Hier zeigte sich besonders gefährlich die Isolation des Westpolentums von den Kulturzentren in den übrigen Gebieten, sowie der Mangel an polnischen Büchern. Unsere Familie besuchte öfters ein älterer polnischer Gymnasiast K., der bereits vor der Matura ins Militär eingezogen wurde und an der Ostfront kämpfte. In unserer Stadt machten die Deutschen viel Propaganda mit ihren Kriegserfolgen, insbesondere mit den Lissaer Maturanden, die «die Festung Dünaburg erstürmten». Auch er gehörte zu den «Helden von Dünaburg». Er war sehr begabt und intelligent; stand aber stark unter dem Eindruck der deutschen Kultur, besonders der Philosophie und Literatur. Für ihn existierte nur die deutsche Kultur, von der polnischen dagegen hielt er nicht viel. Er diskutierte öfters mit meinem älteren Bruder, damals Obersekundaner, und mit meiner älteren Schwester, die sich in der polnischen Literatur auskannte. Sie konnten ihm beweisen, dass seine Kenntnisse der polnischen Kultur viel zu bescheiden waren, um Vergleiche zwischen den beiden Kulturen anzustellen. Wenn ihm sachliche Argumente ausblieben, wich er mit ironischen oder abschätzigen Bemerkungen aus. Der Fall des Gymnasiasten K. war kein Einzelfall. Die Deutschen wussten mit der Zeit alles Polnische dermassen herabzusetzen, dass besonders feinfühlig polnische Gymnasiasten und Studenten in einen Minderwertigkeitskomplex gerieten und an der polnischen Kultur zu zweifeln begannen. Sie schämten sich ihrer Nationalität und unter Umständen verleugneten sie dieselbe vollständig. Mancher solcher Renegat ging sogar zum Angriff über und genierte sich nicht, die Polen zu hassen. Auch unter den einfachen, ungebildeten Polen waren manchmal solche anzutreffen, die aus anderen Gründen Polenhasser wurden. An unserer Strasse wohnten z.B. zwei Familien, deren Grosseltern Polen waren und sich vom Polentum trennten, indem sie sich «Skowronek», bzw. «Schymanek» schrieben, obwohl jeder Nachbar wusste, dass «Skowronek» auf polnisch «Lerche» heisst und Szymanek's Vater kaum deutsch sprechen konnte. Die Söhne dieser Renegaten-Familien hatten grosse Freude, uns polnische Kinder als «Polacken» anzugreifen und zu schlagen. Für uns Westpolen war es höchste Zeit, dass der 1. Weltkrieg ausbrach; denn die Germanisierung höhnte allmählich, wie ein steter Tropfen, das polnische Kulturgut und den polnischen Widerstand aus. Söhne polnischer Familien, die in der westdeutschen Wirtschaft eine Anstellung fanden, waren in ihrer Isolation vom Stamm und von der polnischen Kultur für das Polentum verloren. Bestenfalls verblieben von denselben deren echte oder verdeutschte polnische Geschlechtsnamen, von denen es in Ostdeutschland wimmelt.

Bis Mitte Januar 1920, d.h. bis zum 10. Altersjahr war ich in einer Kreisstadt von ca. zwanzigtausend Einwohnern im südwestlichen Grenzgebiet des Posenerlandes aufgewachsen. Da diese Stadt viele Ämter und Schulen – weshalb sie auch Schulstadt genannt wurde – und eine starke Garnison beherbergte, war die Mehrheit der Bevölkerung durch das zahlreich vertretene Beamtentum deutsch. Der östliche, grössere Teil des Kreises war ausgesprochen polnisch, so dass sich an Markttagen die Stadt durch die zahlreiche Anwesenheit polnischer Bauern und Tagelöhnern in eine «polnische» verwandelte, dies umso mehr, als die Polen viel öfters, als die deutschen Ansiedler, die hier kaum

Verwandtschaft hatten, die Stadt besuchten. Für die Einheimischen gehörte auch sonst ein Schnäpschen und Unterhaltung im Gasthof mit seinesgleichen zu einem obligaten Wochenerlebnis. Als sechsjährigem Knaben fiel mir die Zweisprachigkeit der Einwohner noch nicht besonders auf. Erst gegen Ende des 1. Weltkrieges, als in meinem weiteren Familienkreis immer mehr über Polen gesprochen wurde und ich das erste Mal ein polnisches Jugendbuch in die Hand bekam, begann sich mein polnisches Bewusstsein allmählich stärker zu regen. Der entscheidende Moment war aber nicht nur die Lektüre der gedruckten polnischen Sprache, sondern vielmehr die Szene, die sich 1919 vor unserem Haus abspielte. Es war der Moment, als einige internierte Polen unter militärischer Bewachung vorbeigingen, da hörte ich, wie ein deutscher Nachbar zu einem anderen sagte: «Man sollte sie nicht so spazieren lassen, sondern allesamt zusammenfesseln und dann erst richtig auspeitschen». Bis jetzt hatte ich ein derartiges Urteil über meine Landsleute – es waren alles angesehene polnische Bürger, die seiner Zeit festgenommen und nach Sagan als Geiseln verschickt wurden und später in unserer Stadt unter Hausarrest gestellt worden waren – noch nie zu Gehör bekommen. Im ersten Moment war ich höchst erstaunt und traute meinen Ohren nicht, solche Worte von Menschen zu hören, die ich als Bewohner der gleichen Strasse seit Jahren kannte. Dann aber wurde ich richtig zornig und im Bewusstsein meiner jugendlichen Schwäche verwandelte sich mein Zorn in ein Hassgefühl, das bis dahin aufgestaut, jetzt neue Nahrung bekam. Offen gestanden wurde dieses Gefühl in meiner Familie nur selten gehegt. Auch ich, trotz meiner fast traumatischen Verletzung meiner Gefühle, meiner nationalen Ehre und Stolzes, merkte, dass sich mein Hass in eine tiefe Abneigung des Preussentums verwandelte und dass aber später dieses Gefühl nicht allem galt, was deutsch oder preussisch war. In den späteren Jahren machte mir z.B. die Lektüre deutscher Romanschriftsteller wie G. Hauptmann, J. Wassermann und T. Fontane, sowie das Abspielen deutscher romantischer Klaviermusik nichts aus, dass die Schriftsteller, bzw. Komponisten einer Nation angehörten, die das Polentum hasste.

Hass und Zuneigung gehen verschiedene Wege und manchmal treffen sie sich in einem Punkt. Damit möchte ich sagen, dass nicht der Hass als solcher mein Nationalbewusstsein stärkte. Was mich eigentlich zum Polentum «bekehrte» war nicht nur das mir zu Weihnachten 1919 geschenkte polnische Kinderbuch und noch weniger der Zwischenfall auf der Strasse mit der Beschimpfung der internierten Polen durch deutsche Haktisten, sondern vielmehr die «Ursprache», d.h. die Musik. Die Welt der Musik war mir nie fremd und ich hörte gerne dem Klavierspiel meiner beiden Schwestern zu, als sie die klassischen Sonaten und Sonatinen spielten. Aber erst die Klänge der Chopins Mazurkas, die mein Bruder spielte, erwirkten den wahren Durchbruch zum Polentum. Sie erweckten in mir intensive Gefühle, die ich im ersten Moment nicht definieren konnte. Das seelische Erlebnis war so innig und von solcher, ich würde sagen, atavistischer Elementarkraft, dass ich von da an wusste, dass ich nur dieser Nation gehören könne, der solche Musik eigentümlich war. Später, als mein Pubertätsalter begann, nahm ich Klavierstunden bei Fräulein N., deren Familie aus dem litauischen Polen stammte. Ihr ostpolnischer Charme, hauptsächlich die Melodie ihrer Sprache und meine frühjugendliche, stille Zuneigung zu meiner Klavierlehrerin, bestimmten eine gewisse Zeit mein Gefühlsleben und meine platonische Sympathie zum litauischen Ostpolentum. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass die Bevölkerung der Randgebiete Polens mit dem Band gegenseitiger Sympathie eng verbunden waren, womit die Redensart «les extrêmes se touchent» hier ihre Bestätigung finden würde.

Im Winter 1917/18 musste auch mein Vater zu den Fliegerhilfstruppen in den Fesselballon-Hallen bei Liegnitz trotz Schwerhörigkeit einrücken. Diese Truppen bestanden aus Männern, die aus verschiedenen Gründen zum Militär noch nicht eingezogen worden waren. Da mancher von ihnen dienstuntauglich war, spielten sich beim Exerzieren komödiantische Szenen ab. Mein Vater, schwerhörig in der ersten Reihe marschierend, überhörte öfters die Haltbefehle und marschierte zur Freude der ganzen Kompanie allein weiter. Infolge der Unterkunft in den kalten riesigen Hallen litt mein Vater gesundheitlich sehr, so dass er nach Smigiel (Schmiegel) versetzt wurde, wo ich ihn mit meiner Mutter besuchen durfte. In der einzigen Gaststätte der Stadt gab es nicht einmal Kaffee mit Ziegenmilch. Ich mag mich noch erinnern, wie damals mein Vater sagte, dass Deutschland nicht mehr den Krieg gewinnen könne, wenn schon z.B. die Soldaten in den meistens offenen Ballon-Hallen unter mit Papierschnitzeln gefüllten Hüllen schlafen mussten. Wegen dem Zustand seiner Blase wurde er pflegebedürftig; da aber das Krankenzimmer überfüllt war, versetzte man ihn zur Erholung in das

besagte Städtchen. Beim Abschied sagte er uns: «Auf Wiedersehen, der Krieg wird nicht mehr lange dauern», womit er wahrscheinlich die allgemeine Meinung der Hinterfront ausdrückte. Aber Deutschland kämpfte unter Ludendorffs Kriegswirtschaft verbissen weiter. Trotzdem, die Marmelade wurde immer wässeriger und das reichlich zugeteilte Dörr-Gemüse weniger geniessbar. Die hungernde Kriegswirtschaft erlitt aber dadurch keinen Schaden, da man es den Haustieren zur Verfütterung gegeben hat.

Die massenweise Rückkehr der Soldaten von den Fronten, die öffentlichen Versammlungen der Arbeiter- und Soldatenräte, die aufgepeitschten Aufrufe der Sozialisten, die Abdankung des Kaisers und seine Flucht nach Holland brachten in den strengen preussischen, bürgerlichen Kriegsalltag eine sichtbare Auflockerung. Als meine drei Onkel von der Front zurückkehrten und sich bei uns eine gewisse Zeit aufhielten, kam das Familiengespräch öfters auf die amerikanische Selbstbestimmungsdeklaration, auf die bereits gebildete Haller-Armee, die aus Frankreich kommend, «uns befreien wird». Die Gespräche verliefen lebhaft und oft nicht ohne heftige Polemik. Manchmal wurden die Stimmen wieder leiser und aus den gedämpften Worten verstand ich nur so viel, dass von einem Aufstand in Poznan, dem dann ein solcher in anderen «polnischen Städten» der Provinz folgen sollte, die Rede war. Namen wie Haller, Paderewski, Foch, Kierenski, Wilson, mit welchen neue Hoffnungen verbunden waren, fielen öfters in Gesprächen. Die vielen wechselvollen Regierungserklärungen der Ententestaaten und der USA waren so vage und unklar, dass sie allerlei, ja sogar widerspruchsvolle Interpretationen zuließen. Über die Grenzen und Staatsform des künftigen Polens herrschte Ungewissheit und Unsicherheit. Meine ältere Schwester, die auf der Europakarte die Grenzen Polens mit rotem Faden je nach dem jeweiligen Stand der Regierungserklärungen zeichnete, musste die Linien öfters ändern. Die Anwesenheit einer alliierten Grenzkommision in unserer Stadt gab zu verschiedenen Gerüchten über deren Schicksal Anlass. Die Optimisten, die in der Mehrheit waren, sahen in der Tätigkeit der Kommission ein gutes Zeichen, dass unsere Stadt doch Polen zugeschlagen würde. Französische Offiziere der Grenzkommision wurden überall, wo sie erschienen, mit Jubel empfangen. Eine Begeisterung erfasste die Polen in unserer Stadt, als ob diese bereits am morgigen Tage Polen gehören würde. Aber die Begeisterten mussten noch ein Jahr warten, bis polnische Truppen in die Stadt einmarschierten.

Im Juni 1918 haben die Regierungschefs Frankreichs, Englands und Italiens auf Grund der von ihnen gutgeheissenen amerikanischen Deklaration über das Selbstbestimmungsrecht der Völker einen für Polen ausserordentlich wichtigen Beschluss gefasst, wonach die Wiedergeburt eines vereinigten und unabhängigen polnischen Staates mit freiem Meereszugang eine der Bedingungen eines dauerhaften und gerechten Friedens in Europa bildete. Es war das erste Mal, dass die polnische Bevölkerung des preussischen Teilgebietes nach mehr als einem Jahrhundert dauernder Unfreiheit und Unterdrückung eine derartige, eindeutige und epochale Erklärung eines internationalen Gremiums zu Gehör bekam. Während Schlesien schon im 14. Jahrhundert unter dem friedliebenden König Kasimir verloren ging, fielen die beiden übrigen westpolnischen Provinzen, das Posenerland und Pommern bei den Teilungen Polens gegen Ende des 18. Jahrhunderts unter die preussische Herrschaft. Der Verlust dieser Provinzen war für Polen wirtschaftlich verhängnisvoll, ethnisch-geschichtlich schmerzhaft, weil sie bereits in den Anfängen des polnischen Staates den wesentlichen Teil des Piasten-Polens bildeten. (Die Piasten-Hauptdynastie regierte über 400 Jahre, 950-1380, während die Stettiner und die Schlesische Seitenlinien erst einige Jahrhunderte später ausstarben.)

Der Beschluss der Koalitionsmächte trug dem innenpolitischen Zustand in Polen Rechnung, der bereits beim Ausbruch des 1. Weltkrieges durch den Kampf von freiwilligen Militärkräften, den Legionen an der Seite Österreichs herrschte. Die Legionen rekrutierten sich aus den von J. Pilsudski seit 1911 mit Bewilligung Österreichs organisierten Schützenvereine, die die Keimzellen des künftigen polnischen Heeres sein sollten. Als Anhänger des geheimen «Bundes des aktiven Kampfes» war er der Meinung, dass die integrale Unabhängigkeit Polens nicht durch Diplomatie, sondern durch ein eigenes Heer erkämpft werden müsse. Eine wichtige Rolle bei der Organisation der Legionen fiel dem galizischen Parlamentarierkomitee NKN in Krakau zu, das im österreichischen Galizien den «polnischen Piemont» sah, aus welchem sich ein polnischer, unabhängiger Staat entwickeln würde. Das NKN-Komitee, das als eine Verbindungsstelle zwischen Wien und den Legionen tätig war, rief das polnische Volk zum Beitritt zu denselben auf, um an der Seite der

Zentralmächte gegen Russland zu kämpfen. Der grösste Teil des polnischen Volkes lebte bekanntlich in Kongresspolen, wo das Polentum unter den automatischen Zaren unterdrückt wurde. Viele Patrioten flüchteten aus Kongresspolen über die Grenze und schlossen sich als Freiwillige den Legionen an. Um denselben grösseren Zulauf zu verschaffen, organisierte Pilsudski in Kongresspolen, und zwar im Untergrund geheime Militärzellen, die POW, die wie die Schützenvereine in Galizien den Keim einer künftigen polnischen Armee zu bilden hatten. Unter den Augen der Teilungsmächte, die seiner Zeit schwuren, Polen ein für allemal aus der Europakarte auszuradiieren, war es allerdings nicht leicht, die Basis des polnischen Heeres aufzubauen. So z.B. Deutschland, der Mächtigste unter den Teilungsmächten, wollte schon wegen den im preussischen Teil (Pommern, Posen, Schlesien) lebenden Polen ein selbständiges Polen nie zulassen. Aber auch das polnische Volk war zur Idee der an der Seite der Zentralmächte kämpfenden Legionen uneinheitlich eingestellt. Viele Polen hatten immer noch das Kosaken-Massaker an der Zivilbevölkerung der Warschauer Vorstadt Praga nach dem unglücklichen Januar-Aufstand von 1863 in Erinnerung. Im Falle des Sieges Russlands könnte es sich an der polnischen Bevölkerung Kongresspolens rächen. Die Spaltung bei den Teilungsmächten (Preussen, Russland, Österreich) in zwei Lager, führte auch zu einer solchen innerhalb des polnischen Volkes. Zuerst war die polnische Bevölkerung des preussischen Teils mit Rücksicht auf den 1'000-jährigen Drang nach Osten und die preussische Germanisierungspolitik nicht willig, sich der Legionärsbewegung anzuschliessen. Diese Auffassung teilte auch ein bedeutender Teil der Nation in den übrigen Teilen Polens. Ein weiterer Grund der Spaltung lag darin, dass die Bürgerlichen und der Kleinadel der Nation die Legionen als eine «revolutionäre» und «sozialistische» Bewegung verurteilten. Tatsache war, dass Pilsudski mehr Anhänger des Freiheitskampfes unter den Arbeitern und den Intellektuellen als beim Mittelstand fand. Die konservativen, bürgerlichen Kräfte, die sich eher loyal und abwartend gegenüber den Teilungs-, bzw. Zentralmächten verhielten, waren in der Nationaldemokratischen Partei vereinigt, deren Führer Dmowski, ein ideologischer Gegner Pilsudskis war. Die ideologischen Auseinandersetzungen der beiden Lager, d.h. Pilsudskis und Dmowskis, sowie die Gegeneinschaft zwischen den bürgerlichen «Loyalisten» und den «revolutionären» Sozialisten charakterisierten die Verhältnisse in Polen am Vortage des 1. Weltkrieges.

### *Schlussbetrachtungen und Ausblick*

Der deutsche Drang nach Osten, ein geschichtliches, komplexes Phänomen, das je nach seiner Intensität in verschiedenen Formen und Phasen verlief, belastete das deutsch-polnische Verhältnis am stärksten. Zur Begründung desselben gaben die Deutschen das Kulturträgereum an, da in deren Meinung den in Mittel- und Osteuropa wohnenden Slawen zivilisatorisch-schöpferische Fähigkeiten, und zwar jene zur Staatsgründung, abzusprechen sei. Die Germanen selbst haben die Staatsorganisation nicht erfunden. Nach Eroberung Italiens traten sie das Erbe des römischen Imperiums an. In dieser Zeit waren dort die arbeitsintensive, latifundiale Bodenbewirtschaftung und die städtische Struktur bereits vorhanden. Während des Aufbaus ihres Imperiums unterwarfen die Römer die Völker Italiens und des Mittelmeerraumes, indem sie deren Länder nacheinander militärisch besetzten, einen Teil der unterjochten Bevölkerung als Sklaven, hauptsächlich für die Latifundien bzw. deren führende Schicht als Geiseln mitnahmen, an deren Stelle ihre eigene Statthalteradministration unter Konsulenaufsicht einsetzten. Mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit vollendeten sie die Besetzung der eroberten Länder. Im Grossen und Ganzen wandten die germanischen Stämme als Erben des römischen Reiches die gleiche Eroberungstaktik an, als sie ihre ersten Staaten gründeten.

Der erste germanische Staat nach dem Zerfall des Römerimperiums war jener, der von Franken unter den Merowingern im 6. Jahrhundert in Gallien, bzw. in nordwestlichen Gebieten Europas beiderseits des Rheins errichtet, wurde. Ihm folgte die Gründung des Burgunderstaates im Rhone-Bereich. In beiden Staaten herrschte ein gewisser Dualismus, indem das germanische Element das politische Leben und das romanische Element das kulturelle Leben prägten. Weitere Staaten gründeten die Ostgoten im Nordosten Italiens, die Westgoten in Spanien und die Wandalen in Nordafrika. Ein langes Leben war jedoch diesen Staaten nicht beschieden; denn sie zerfielen nach einiger Zeit, wobei die germanische Bevölkerung mit der Zeit romanisiert wurde, bzw. sich mit den Autochtonen vermischte. Die Eroberung der Merowinger, denen in rund zweihundert Jahren ein

grosses Frankenreich zwischen dem Atlantik und der Elbe zu gründen gelungen war, setzte die Karolingerdynastie später fort, nachdem sie ihre Eroberungszüge nach der Zerschlagung des Longobardenstaates nach Norditalien und Spanien gerichtet hatte.

Mit der Unterwerfung der Sachsen im Nordosten etwa um das Jahr 772, kann man wohl sagen, wurden alle germanischen Stämme in das fränkische Karolinger-Reich einverleibt, womit dessen Grenzen bis an die Elbe und Saale ausgedehnt wurden. Nach der Dreiteilung des Karolinger-Reiches (Verdun-Vertrag 843) fand seine ethnische Differenzierung statt, wonach im östlichen Ludwigteil zwischen Rhein und Elbe das Germanentum, im westlichen Karlsteil dagegen das Romanentum die erste Rolle spielte. Hinter der Elbe und Saale wohnten die Westslawen. Der Versuch der Karolinger, auf Antrieb dieselben zu unterwerfen, misslang. Da von den Westslawen die Obodriten- und Wieletenstämme Gebiete diesswärts der Elbe mit Einfällen streitig machten, gründete Karl der Grosse in Sachsen und Thüringen die Marken. In der Zeit zwischen dem Verdun-Vertrag und der Krönung Otto I. (962) kristallisierte sich Deutschland ethnisch weiter, da es von da an die Stämme der Franken, Schwaben, Bayern samt Sachsen-Thüringen vereinigte. Der frühfeudale deutsche Staat war somit das Ergebnis der Teilung des Frankenreiches und der Integration der germanischen Stämme. Als Nachfolger des östlichen Teils des Karolinger-Reiches erbte Deutschland das Kulturgut und die wesentlichen staatsrechtlichen Einrichtungen der beiden germanisch-romanischen Monarchien der Merowinger und Karolinger.

Die Elbe-Saale-Linie blieb nicht lange Grenze zwischen den Deutschen und den Slawen, denn in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts unterlagen während wechselvollen Kämpfen die Westslawen den Deutschen und wurden tributpflichtig. Nach der militärisch-administrativen Unterwerfung der Westslawen durch die Markgrafen und Fürsten erfolgte die Gründung der Bistümer und Erzbistümer, welche die Integration der eroberten Gebiete ins Deutsche Reich erleichtern sollten. Die kriegerischen Einfälle des Markgrafen Hodons, der deutschen Kaiser und des deutschen Kreuzritterordens in das christianisierte Polen würden hinlänglich beweisen, dass der Bekehrung zum Christentum zweitrangige Bedeutung zukam. Wäre es den Deutschen um die Bekehrung der Slawen gegangen, hätten sie die bekehrten Völker frei leben lassen und sich nach der Errichtung einer einheimischen, kirchlichen Basisorganisation in ihr Land zurückziehen müssen. Der Polanenstaat der Piastendynastie erwies sich trotz deutscher Aggression als lebensfähig und widersprach der deutschen Auffassung, dass nur die Germanen, bzw. Deutschen über staatsaufbauende Fähigkeiten verfügten. Während Mieszko seinen frühfeudalen Staat sozusagen aus «nichts» aufbauen musste, konnten die germanischen Staaten auf den Trümmern des römischen Reiches, gestützt auf die verbliebenen römischen Institutionen ihre Staatlichkeit ungestört aufbauen. Der Polanenstaat erwies sich solider als mancher germanischer Staat der Goten, Longobarden, Wandalen Gepiden usw. Der Mitte des 10. Jahrhunderts gegründete Polanenstaat, Wiege der freien polnisch-litauischen Adelsrepublik überlebte die Dreiteilung und lebt heute als Volksrepublik immer noch und kämpft seiner Tradition treu um die erhabenste Idee der Freiheit weiter.

Der Drang nach Osten nahm besonders an Intensität in der Zeit zu, als sich Otto I. die Krone des römischen Kaisers aufsetzen liess. Nach der Unterwerfung Italiens wurde der Osten zum ausgesprochenen Expansionsfeld der Deutschen. In dieser Zeit vollzog sich bei den Slawen ein wesentlicher Wandel in der Regierungsform, und zwar von der überlieferten stammesfürstlichen zu einer frühfeudalen Staatsformation höheren Ranges, in welcher gewisse Ansätze zu einer Monarchie deutlich waren. Abgesehen von dem bereits im 7. Jahrhundert gegründeten Grossmährischen Reiche Samons wäre hier angezeigt auf den Fall des Polanenstaates Mieszkos, sowie auf die zentralistischen und monarchistischen Tendenzen bei den beiden westslawischen Stammesbünden der von den Deutschen stets bedrängten Obodriten und Wieleten hinzuweisen. Wenn diese Entwicklung damals noch nicht abgeschlossen war, ist dies darauf zu rüchzuführen, dass in Polabien, d.h. im Raume östlich der Elbe die Voraussetzungen dafür nicht so günstig waren, wie in Gallien für die Franken oder Burgunder.

Im Grossen und Ganzen verlief die deutsche Ostexpansion gegen die Westslawen und Polen auf kriegerische Weise. Die einzige friedliche Expansionsform war jene, die unter dem Namen der Kolonisation stattfand. Sie war die Folge des demographischen Wachstums im spätmittelalterlichen Deutschland und des verhärteten Druckes der Feudalherren gegenüber den Bauern und der Stadt-

bevölkerung. Sie war aber auch dank der Grosszügigkeit und der gastfreundlichen Eigenschaft der empfangenden Bevölkerung Polens möglich, die den Deutschen eine sichere Existenz aufzubauen erlaubte. Wenn die Deutschen zuweilen auch auf Hassgefühle stiessen, so geschah dies, weil sie sich von der typisch deutsch-germanischen undankbaren Seite gegenüber den Einheimischen zeigten. Aber auch diese, bis auf diese Ausnahme friedliche Expansion barg eine grosse Gefahr für die Polen. Denken wir nur daran, wie die Nazideutschen die Rückgabe polnischer Gebiete im Namen des «deutschen Kulturraumes» forderten und Polen mit schrecklichem Krieg und Verfolgung heimsuchten.

Die letzte, konsequenteste Phase des Dranges war zweifellos die Zeit, als die nationalsozialistische Ideologie Deutschland beherrschte. Um seinem totalen Eroberungskrieg Berechtigung zu verschaffen, wandte sich Hitler an die Weltöffentlichkeit, indem er einerseits für Deutschland mehr Lebensraum verlangte, andererseits aber seine Nachbarn mit seinem riesigen Waffenarsenal terrorisierte. Die Deutschen sollten sich nicht wundem, wenn das polnische Sprichwort:

«Jak długo swiat swiatem,  
nie bdzie Niemiec Polakowi bratem.»

was wörtlich übersetzt heissen würde:

Solange die Welt bestehen bleibt,  
wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein.

Vielleicht war es vom Schicksal bestimmt, dass das Fieber des zur Krankheit gewordenen Dranges nach Osten in Hitlers Teufelswerk seinen Paroxysmus erreichen musste, bis es letzten Endes vorüber war. Ich möchte meine geschichtlichen Betrachtungen über das deutsch-polnische Verhältnis nicht mit dieser hässlichen und verdammenswerten Hitler-Phase abschliessen, sondern auf einen kurzen Zeitabschnitt zurückkommen, der sich wie ein heller Silberstreifen vom düsteren Horizont der beidseitigen Beziehungen abhebt und die Hoffnung nährt, dass es zu einer Annäherung zwischen den beiden Völkern und zu einer fruchtbaren deutsch-polnischen Zusammenarbeit für ein friedliches Europa einst kommen wird.

Mit der Pilgerreise Kaisers Otto III. im denkwürdigen Jahr 1000 – wo die christliche Welt auf «grosse Dinge» wartete – zum Grabe des heiligen Wojciech (Adalbert) in Gnesen, der bei der ersten polnisch-tschechischen Bekehrungsmission in Ostpreussen den Märtyrertod erlitten hatte, machte es den Anschein, dass sich das deutsch-polnische Verhältnis auf einer christlichen und brüderlichen Basis konsolidieren würde. Gnesen wurde damals zum Sitze des Erzbistums erhoben, womit Polen eine selbständige Kirchenmetropole erhielt. Anlässlich der Begegnung zwischen dem Kaiser und dem mächtigen Polenfürsten, Boleslaus dem Kühnen, der selber später zum König gekrönt, den Kaiser mit grossartigem Pomp empfangen hatte, wurde Polen von der Abhängigkeit vom Deutschen Reich befreit und erhielt die kaiserliche Versprechung, dass sich Deutschland in Rom für eine Krone für Polen einsetzen werde. Die Hoffnungen, dass von nun an den normalen Beziehungen zwischen den beiden Völkern nichts im Wege stünde, verflüchtigte sich leider bald. Kurz nachher, als der Kaiser überraschend starb, wollten die deutschen Fürsten von der Erhebung Polens zu gleicher Partnerschaft nichts hören und wählten den Bayernfürsten Heinrich zum Kaiser, der die frühere Abhängigkeit forderte. Auf diese Weise wurde die erhabene Idee eines einheitlichen, christlichen Europas durch Kleinmut und Kurzsichtigkeit, vielleicht auch durch Herrschsucht einiger deutscher Fürsten zunichte gemacht. Wäre seine Idee von den Deutschen richtig verstanden worden, wären in den tausend Jahren die deutsch-polnischen Beziehungen sicherlich von weniger Hass geprägt gewesen. Hoffen wir trotzdem, dass die Vision von der christlichen Verbrüderung, die Kaiser Otto III. am Grabe des kühnen tschechischen Märtyrers in Gnesen hatte, wenn nicht heute, so doch wenigstens 1'000 Jahre nach seiner Pilgerreise Wirklichkeit wird. Mögen ein tschechischer Heiliger, ein polnischer König und ein deutscher Kaiser als Symbolfiguren der künftigen Aussöhnung gelten.

An verschiedenen Stellen meiner Erinnerungen habe ich die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass trotz der tausendjährigen Verfeindung zwischen Deutschland und Polen eine Verständigung und Aussöhnung der beiden Völker möglich sei. Die beiden Volkscharaktere würden sich meines Erachtens im Wirtschaftsbereich durch die deutsche Gründlichkeit, Betriebsamkeit, Ernst einerseits und die polnische Leutseligkeit, Improvisationsvermögen, Gelassenheit andererseits nicht schlecht ergänzen. Obwohl ich mir dessen bewusst bin, dass diese Frage durch die heutigen Ost-West-



Spannungen überschattet wird und vielleicht an Aktualität etwas verloren hat, da für das heute geteilte Deutschland seine Einheit von erstrangiger Bedeutung ist, sollten sich die Deutschen darauf besinnen, dass in einem solchen geteilten Zustand Polen 150 Jahre unter den 3 Teilungsmächten leben musste. Vielleicht will es die Nemesis, dass Deutschland zuerst seine Sühne für die Mitschuld an der Teilung Polens tut, bis es als eine ganz freie und einheitliche Nation in einem brüderlich-christlichen Europa seinen Platz wiederfindet. Die heutige Spannung, Glaubenskrise, Materialismus und andere Gesellschaftsnöte der Gegenwart stehen der Verwirklichung von bedeutenden, epochalen europäischen Vorhaben im Wege. Aber gerade diese Hindernisse sollten uns alle, Deutsche wie Polen, zum Einsatz für die gegenseitige Verständigung beider Völker anspornen.

Die Haupthindernisse in der deutsch-polnischen Verständigung scheinen gegenwärtig in der Vertriebenenfrage zu liegen, die durch die Landsmannschaften immer wieder von Neuem aufgeworfen wird. Man hat den Eindruck, dass die revisionistisch eingestellten Deutschen der Meinung sind, dass den Vertriebenen Unrecht geschah und dass durch das Geltendmachen des «Rechts auf Heimat» doch noch etwas von den geplagten Polen herauszuholen sei. Man hört öfters von einer «Volksabstimmung» reden und mancher Vertriebener fragt sich, ob sich durch ein Vertriebenen-Plebiszit und, gestützt auf gewisse Ungenauigkeiten in der Formulierung der deutsch-polnischen Abmachungen, die Revision der Oder-Neisse-Grenze schlussendlich durchführen lässt. Dies ist keine redliche Einstellung; denn man kann nicht den Frieden beteuern und nach 50 Jahren nach Kriegsende ein Plebiszit fordern. Im Übrigen sei mir erlaubt zu erinnern, dass die Volksabstimmungen nach dem 1. Weltkriege in Schlesien und Masurenland im Zusammenhang mit dem Wilsonschen Selbstbestimmungsrecht der Völker unter Alliiertenkontrolle durchgeführt wurden. Sie bezweckten grosso modo die Delimitation einer Nationalitätsgrenze in Gebieten mit ethnisch gemischter Bevölkerung. Die Befragung der deutschen Vertriebenen im jetzigen Zeitpunkt würde meines Erachtens darauf hinausgehen, festzustellen, wer von den Vertriebenen in seine osteuropäische Heimat zurückkehren möchte. Der B.D.R.-Regierung steht es frei, eine solche Befragung unter den Vertriebenen zu vollziehen. Nachdem jedoch in den letzten Jahrzehnten mehrere Tausend Deutsch-Stämmige die Volksrepublik Polen verlassen haben, um sich in der B.D.R. niederzulassen, fragt sich nach der Zweckmässigkeit des Vertriebenenplebiszits, es sei denn, sie wünschen eine Grenzrevision zu ihren Gunsten. Dann wäre die Abstimmungsfrage ein Spiel mit Hintergedanken. Der Pole macht nicht gerne ein Spiel mit, wo man einen hereinlegen will. Das polnische Verbum «oszwabic» = hereinlegen kommt von den deutschen «Schwabern» her. Falls aber die Vertriebenen eine Abstimmung ohne Grenzrevision ehrlich wünschen, dann wäre ihre Rückkehr von uns vertriebenen Polen sicherlich nicht unerwünscht, vorausgesetzt jedoch, dass sie mit uns das Ringen um ein freies, unabhängiges und demokratisches Polen mitmachen würden. Offenbar meinen sie dies nicht, sonst wären die Tausende Deutsch-Stämmige in der Volksrepublik geblieben. Es macht den Anschein, dass es nicht um eine Vertriebenen-Abstimmung geht, sondern vielmehr darum, in den gegenseitigen deutsch-polnischen Beziehungen Unruhe zu stiften.

Für uns Polen gelten die meisten Vertriebenen als Deutsche, die wegen den in der Sowjetunion und Polen verübten Greueln ein belastetes Gewissen hatten und vor Rache der vorrückenden Sowjetarmee ins Deutsche Reich flüchteten. Sie vertrieben sich sozusagen selbst. Nur ein geringer Teil der Deutschen mit gutem Gewissen, bzw. mit Verwandtschaftsbeziehungen blieben in Polen. Es war sehr bedauerlich, dass diese Deutschen, von denen einige vielleicht loyale polnische Bürger geblieben wären, vertrieben wurden. Für diese Menschen war dies eine Tragödie, die jedoch in Anbetracht der aufgestauten Gefühle der Polen nach dem Kriege psychologisch verständlich war. Krieg und Verfolgung schüren eben Hassgefühle! An Hand des Schicksals meiner Familie schilderte ich die Verfolgung und Unterdrückung im Warthegau, bzw. im besetzten Polen. Zu beachten ist, dass das Deutschtum, das während Jahrhunderten in Westpolen einwanderte und sich hier dank der polnischen Gastfreundschaft sesshaft machen konnte, sich infolge der in Polen begangenen Grausamkeiten seiner Landsleute am Gastrecht vergangen hatte und dieses zu Recht verlor. Da sie aus Deutschland eingewandert waren, geschah ihnen kein grosses Unrecht, wenn sie als Vertriebene in ihr altes Vaterland zurückkehren konnten. Der Nazikrieg war kein «konventioneller» Krieg, sondern ein solcher, der die biologische Vernichtung des polnischen Volkes und die Ansiedlung von Deutschen aus Osteuropa bezweckte. Die damit verbundenen Grausamkeiten hatten die Polen zu ertragen.

Durch den durch die Deutschen entfesselten Krieg und durch deren Verständigung mit Stalin über die fünfte Teilung Polens wurde ich samt Tausenden von Landsleuten zu Vertriebenen im doppelten Sinne: Von Hitlers Nazis vertrieben, ist unser Weg in die Heimat durch Stalins Schergen versperrt! Und was sollen jene hinter der Curzon-Linie geborenen Kameraden sagen, die sich zum Kampf gegen die Tyrannei stellten und bereits 1939 heimatlos wurden? Das Schicksal der deutschen Vertriebenen aus Polen, die in die Bundesrepublik, vielleicht in die Heimat ihrer Väter zurückkehrten, lässt sich keinesfalls mit dem Leidensweg der vertriebenen Polen vergleichen, die gänzlich ausserhalb jedweder Schuld an Krieg und Verfolgung stehen. Die deutschen Vertriebenen sollten sich mit ihrem Schicksal abfinden, um mit unrealistischen Forderungen nichts Schlimmeres herbeizuführen. Der Hinweis deutscherseits, dass die damalige bundesdeutsche Regierung (Scheel?) den Grenzvertrag abgeschlossen hatte, ohne das deutsche Volk richtig zu informieren, ist für uns Polen, die ehrlich zum Frieden stehen, nicht massgebend. «Heimatrecht» kann man wohl erwerben, aber man kann es auch verlieren, wenn man sich nicht als zivilisierter Mensch benimmt.

Die Versöhnung mit den Deutschen ist insofern eine Notwendigkeit, als Polen zum westeuropäischen Kulturkreis gehört. Von Rom empfing es das Christentum und durch Vermittlung Italiens, Frankreichs und Deutschlands die Zivilisation des Abendlandes. An der Zivilisationsvermittlung und Missionierung nach Osten auf der friedlich-christlichen Basis nahm auch Polen teil. Zuerst in Ostpreussen und im 14. Jahrhundert in Litauen, das durch Kreuzritterorden bedroht, seine Herrschaft nach Osten und weit nach Süden ausdehnte. Da auch Polen durch diesen Orden bedroht wurde, schlossen die Völker Polens und Litauens eine Union, eine wahre brüderliche Union, in welcher polnische Adelsgeschlechter Pate für die zum Christentum bekehrten litauischen Adelsgeschlechter standen. Leider erwiesen sich die Hindernisse für die polnisch-litauische Union zu überwältigend um die konfessionelle Union zwischen der römischen Kirche und der Orthodoxie auf der Basis der Florentiner Union von 1439 restlos zu verwirklichen. Die angestrebte Union zwischen den beiden Riten kam zwar in Brzesd (Brest Lit.) 1596 zustande, wobei die Mehrheit der orthodoxen Bischöfe die päpstliche Suprematie anerkannte, die russische, romfeindliche Orthodoxie jedoch der Vollendung der Union enorme Hindernisse in den Weg legte. Die orthodoxen ruthenischen Volksmassen, besonders die freien Kosaken, denen der polonisierte litauisch-ruthenische Adel seine Privilegien nicht abtreten wollte und von der russischen Seite ständig gegen die «Herrenherrschaft» aufgewiegelt, machten nur halbherzig bei der Union mit. So wie Polen gebiets- und bevölkerungsmässig kaum in der Lage war, alle Volksschichten Litauens zivilisatorisch und missionarisch zu erfassen, scheint auch die polnisch-litauische Union nicht über genügend Kräfte verfügt zu haben, um die unermesslichen, südöstlichen, unruhigen, von Russland bestrittenen und von Tataren und Türken ständig bedrohten Gebiete konfessionell und zivilisatorisch zu konsolidieren.

Die Verhältnisse in den ausgedehnten, durch Flüsse zerschnittenen Gebiete zwischen Polen und Russland waren sehr instabil. Nur derjenige, der über konzentrierte Macht verfügte, war imstande, dieselben zu beherrschen. Da Polen und die polnisch-litauische Union ihrem Freiheitsprinzip treu, ihre Expansion mit friedlichen und freiheitlichen Mitteln betrieben, die Zaren dagegen ihre Staats- und Militärmacht nach allen Richtungen rücksichtslos ausdehnten, begann sich das Gleichgewicht zu Ungunsten der Union zu verschieben. Den Markstein des Verschiebungsprozesses bildete die Aufteilung des Unionsgebietes. Seitdem Russland nicht ohne aktives und gegenüber Europa unverantwortliches Zutun Preussens und später Nazideutschlands zur Weltmacht emporstieg, was auf Kosten polnisch-litauischer Gebiete geschah, fand die Sowjetunion den Zeitpunkt als gekommen, sein Imperium nach Westen auszudehnen. Ohne dass die betreffenden Völker angefragt wurden, inkorporierte Russland nicht nur das zwischen Polen und ihm selbst liegende Territorium in sein Reich, sondern degradierte ganz Polen zum Satellitenstaat. Die damaligen Hüter des Selbstbestimmungsrechts und der demokratischen Freiheit, die USA und England, stimmten diesem Treiben verantwortungslos zu. Gegenwärtig ist nicht nur Polens Souveränität beschnitten, sondern auch seine tausendjährige Kultur von der Sowjetunion in Frage gestellt. Da Polen eindeutig zum westeuropäischen Kulturkreis gehört, darf es das Ringen um seine Identität und die Zugehörigkeit zum Westen nie aufgeben. Seinen europäischen Charakter hat es überall zu betonen und das Fremde, das Asiatisch-Unfreie abzulehnen. Noch darf Polen, vielleicht mehr als Gesellschaft denn als Staat, seine Kulturwerte, d.h. den römisch-christlichen Glauben, die Freiheitstradition, die Pflege der menschlichen Würde und

nicht zuletzt seine Glaubentoleranz bewahren.

Da Polen allein wegen der russischen Übermacht kaum in der Lage ist, den Kampf um den Bestand seiner Kultur zu führen, sollte die europäische Völkergemeinschaft Polen nach Möglichkeit, wenigstens moralisch, unterstützen. Diese moralische Pflicht gilt besonders für Deutschland, das 1939 Polen an Russland verraten hatte. Es ist jetzt an Deutschland, alle seine Kräfte zu Gunsten Polens, der letzten Bastion der europäischen Kulturgemeinschaft einzusetzen. Noch ist der Kampf nicht entschieden, solange die polnische Bauernschaft nicht kolchosierte und die katholische Religion noch nicht verboten ist. Nachdem sich Deutschland mit Frankreich versöhnt hat, tritt Europa in die letzte Integrationsphase einer Friedensgemeinschaft. Die Aussöhnung der beiden Völker, d.h. Deutschlands und Polens sollte den Schlussakt des Zustandekommens einer echten europäischen Friedensgemeinschaft bilden. Gegenwärtig besitzt Polen, ethnisch gesehen, keine fremden Gebiete. Zum Beweis seiner altbewährten Glaubentoleranz sollte Polen für alle Juden, die sich mit dem Polentum kulturell einig fühlen, die Grenzen, wie einst im 13. Jahrhundert gegenüber den in Westeuropa verfolgten Juden, und zwar als Alternative zu der schwer lösbaren Palästinafrage, öffnen. Auch Deutschland dürfte in den jetzigen Grenzen keine ethnisch fremden Gebiete beherrschen. Somit hat weder Deutschland noch Polen einen Grund, wegen Grenzen, bzw. Minderheiten einen Krieg vom Zaun zu brechen. Die Aussöhnung zwischen unseren beiden Völkern ist reif. Wenn sie Wirklichkeit wird, werden die kommenden Generationen sagen können, dass die Millionen Menschenopfer des letzten Krieges nicht umsonst gewesen seien.

Den äusseren Anlass zum Aufstand in Posen und nachher im Posenerland gab I. Paderewskis Visite in Posen, dem auf Ersuchen Englands deutscherseits erlaubt wurde, die Reise von Paris über Danzig nach Warschau anzutreten. Sein Besuch in Polen war wichtig, da es sich dabei um die Überbrückung von Schwierigkeiten in der Bildung einer einheitlichen Regierung für ganz Polen handelte. Ende 1918 hatte Polen eigentlich zwei politische Schwerpunkte: einen im Lande selbst, wo unter Pilsudskis Legionen eine linksorientierte Regierung von J. Moraczewski in Warschau, nach der teilweisen Entwaffnung der deutschen Ostarmee, das Feld beherrschte und den anderen in Paris, wo das 1917 in Lausanne gegründete Polnische Nationalkomitee agierte, dessen Bedeutung, seit dem es von den Siegermächten als die offizielle Vertretung Polens für die Pariser Friedenskonferenz anerkannt wurde, erheblich gestiegen war. Die Gegensätze zwischen den beiden Schwerpunkten waren bedeutend, da sich Pilsudski als interimistischer Staatsherr auf seine Hausmacht der polnischen Legionäre und auf den grössten Teil der Bevölkerung Kongresspolens und Galiziens stützen konnte, wogegen dem Pariser Nationalkomitee nur die frisch gebildete General-Haller-Armee samt einigen in Russland kämpfenden Einheiten zur Verfügung stand und die Mehrheit der polnischen Bevölkerung der drei Provinzen des preussischen Teilgebietes ideologisch ergeben waren. Die Haller-Armee rekrutierte sich aus den in die alliierte Gefangenschaft geratenen Soldaten der Zentralmächte, bzw. aus Überläufern polnischer Nationalität und zu einem Drittel aus freiwilligen USA-Polen. Den beiden Schwerpunkten in Warschau und in Paris entsprachen zwei entgegengesetzte Ideologien, bzw. Orientierungen. Jede wollte auf ihre eigene Art die polnische Frage lösen und die Grundlage des künftigen Polens gestalten.

Um die Mitte November 1918 löste sich der von Gnaden der Zentralmächte in Warschau amtierende Regenschaftsrat auf und übergab die Regierungsgewalt Pilsudski, der Daszynski und nachher Moraczewski mit der Bildung der Regierung betraute. Für Pilsudski war Russland, das nach der Teilung des Königreichs Polen den grössten Teil für sich nahm, der Feind Nr. 1. Er und das Krakauer-Parlamentarier NKN-Komitee waren der Meinung, dass Russland, der «Riese auf tönernen Füßen» bald zerfallen wird und stellen folgerichtig auf die Karte der Zentralmächte, die eigentlich Interesse an einem autonomen Polen auf Kosten Russlands hätten haben müssen. Dies war jedoch eine allzu optimistische Annahme; denn so lange in Preussen eine beachtliche polnische Minderheit lebte, würde ein autonomes Polen an der Weichsel Deutschland keine Ruhe geben. Ein solches Polen würde nicht nur das ostdeutsche Polentum, sondern auch die polnische Diaspora in Rheinland-Westfalen, in Berlin, z.T. in Sachsen enorm stärken. Pilsudski meinte, dass sich Polen durch seinen Legionen-Einsatz gegen Russland eine volle Unabhängigkeit bei den Zentralmächten erkämpfen könne.

Dem standen jedoch grössere Hindernisse entgegen. Während das vielnationale Österreich für diese Idee leichter zu gewinnen war, indem es die Organisation der Legionärverbände in Galizien zuließ, war das siegesbewusste Deutschland viel zurückhaltender. Da es sich um eine sehr schwere Entscheidung handelte, nahm das polnische Volk die Idee des gemeinsamen Kampfes mit den Zentralmächten eher zwiespältig auf. Natürlich waren die Russen nicht beliebt und gleichsam wie die Deutschen verhasst, aber mit den Deutschen gemeinsame Sache zu machen, die als teutonische Kreuzritter seit jeher als Erzfeinde des Polentums galten, war eine andere Frage. Den Hauptunterschied machte einzig die Tatsache, dass die Russen ein slawisches Brudervolk waren, das jedoch durch die Beteiligung an der Teilung Polens das gemeinsame Slawenbewusstsein verraten hatte. Das Westpolentum, wie die Tschechen, die die germanische Unterdrückung gemeinsam zu ertragen hatten, waren eher für den Panslavismus zu gewinnen. Das Deutschland Bismarcks war gegenüber dem Polentum besonders feindlich eingestellt, weshalb es dieses gar nicht eilig hatte, die Idee eines autonomen Polens zu fördern. Das deutsch-österreichische Bündnisverhältnis gestaltete sich insofern ähnlich wie die «Alliance cordiale», als England an der Pariser Friedenskonferenz mehr als Frankreich zu sagen hatte; man sah auch mit der Zeit ein, dass letzten Endes nicht Österreich, sondern Deutschland über das künftige Schicksal Polens entscheiden würde.

Ein weiterer gegensätzlicher Punkt zwischen den beiden Orientierungen ergab sich aus der Logik des Geschehens in der Zeit vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges. Die Arbeiterunruhen und die

Massenstreiks in Russland nach dessen Niederlage im Krieg mit Japan zeigten deutlich die innere Schwäche des Riesenreiches. Besonders aufsehenerregend wirkten sich die Revolten und Streiks in Kongresspolen der polnischen Sozialistischen Partei, PPS. aus, deren Führerim Wilnogebiet J. Pifsudski war. Durch das mutige Auftreten dieser Partei gewann sie viel an Sympathie und Stärke. Die Streiks und der Freiheitskampf der PPS. machte sie zum Verbündeten des Pifsudski-Lagers, das den Zarismus mit allen Mitteln bekämpfte. Dadurch aber verschärften sich die Gegensätze zwischen den beiden Orientierungen, da Dmowskis antideutsche Orientierung die Zukunft Polens hauptsächlich auf den westlichen Gebieten, des sogenannten Piastenpolens samt Ostpreussen und auf den Mittelstand baute. Dmowski hoffte mit Unterstützung der Westdemokratien und durch die Verständigung mit Russland, unter Verzicht auf gewisse Teile Ostpolens, ein autonomes Polen innerhalb dessen Reiches aufzurichten, weshalb er in seinem Programm Loyalität gegenüber Russland proklamierte. Der konservative Mittelstand, die Bürgerlichen, z.T. der Kleinadel, billigten sein Programm und verhielten sich angesichts der Unruhen der Arbeiterklasse gegenüber Russland eher abwartend in der Meinung, dadurch auch dessen besseres Verständnis für die polnische Sache eintauschen zu können.

Die Leitung des polnischen Nationalkomitees in Paris stand unter dem bekannten Theoretiker und Begründer des polnischen Nationalismus, Roman Dmowski. Was Mazzini seiner Zeit für Italien und Venizelos für Griechenland bedeuteten, das war Dmowski für Polen. Für ihn war die Nation die höchste, unvergängliche und organisch-lebendige Daseinsform der menschlichen Gesellschaft. Nach einigen ideologischen Wandlungen hat sich im Ausland und später in Polen die Nationaldemokratische Partei auf dieser Basis herauskristallisiert. Gegenüber der nationaldemokratischen Bewegung verhielt sich I. Paderewski nicht gleichgültig. Obwohl er, weltbekannter Künstler und Weltmensch mit weiten Anschauungshorizonten, nicht alle Ideen Dmowskis teilte, war er der Meinung, dass das seit Ende des 18. Jahrhunderts unter den 3 Mächten geteilte Polen zuerst eine geschlossene Nationaleinheit bilden sollte. Er, wie Pifsudski, stammte aus den östlichen Grenzgebieten Polens und sicherlich fiel es ihm nicht leicht, die Verständigungspolitik mit Russland des Ideologie-Meisters Dmowski bedingungslos zu akzeptieren. Immerhin stand er Dmowski insofern nahe, als er sich bei seinen zahlreichen Kontakten mit führenden Weltpolitikern für ein starkes, demokratisches und freies Polen unermüdlich einsetzte. Seine musischen Begabungen, Grossmut und sein anziehendes Wesen prädestinierten ihn zum Mann des Ausgleichs. Diese Qualitäten und sein Bekenntnis zum westlichen Kulturkreis waren es, die ihn bei den Koalitionsmächten genehm erscheinen liessen. Dank seinem Talent konnte Paderewski mit Pifsudski die Differenzen zwischen Paris und Warschau ziemlich rasch beseitigen und Mitte Januar 1919 ein auf die Parteien der Mitte gestütztes Kabinett des nationalen Ausgleiches bilden. Zehn Tage später fanden die ersten in der neuen Republik allgemeinen Wahlen zum verfassungsgebenden Sejm statt, aus welchen die Nationaldemokratie mit 37% aller Stimmen als die relativ stärkste Partei hervorging, wogegen die gesamte Linke ungefähr gleichviel Stimmen erhielt. Auf diese Weise wurde glücklich die erste Hürde durch die junge Republik genommen. Aber eine tiefere Verständigung zwischen den beiden Lagern fand leider nicht statt.

Nachdem das Pariser Nationalkomitee die offizielle Vertretung an der Pariser Konferenz übernahm, oblag es ihm, die polnischen Ansprüche durchzusetzen. Dmowski als Delegationschef stellte in seiner Denkschrift vom 8.10.1918 die Grenzforderungen der «Kommission für polnische Angelegenheiten», gemäss welchen u.a. die 3 westpolnischen Provinzen samt Teilen Ostpreussens Polen zufallen sollten. Man wusste, dass Polen diesbezüglich einen schweren Stand hatte, da England Deutschlands Position vehement verteidigte. Der polnischen Delegation war deshalb daran gelegen, dass etwas Bewegung in die Frage der Westgrenze hineinkäme. Offenbar als Test wählte man das Posenerland, wo das Polentum am stärksten vertreten war und seit den deutschen Rückschlägen an der Westfront eine «Aufstandsstimmung» herrschte. Dem Pariser Komitee, bzw. der polnischen Delegation, wäre es nicht ungelegen gewesen, wenn sich dort die Polen erheben würden. Es war allerdings äusserste Vorsicht geboten, um England mit einem fait accompli nicht zu verstimmen. In der Delegation war man sich einig, dass Paderewski seine Reise nach Warschau über Posen unternehmen solle, um die Lage zu rekognoszieren und gegebenenfalls Weisungen zu erteilen. Gerade im Posenerlande hatte das von Dmowski beherrschte Pariser Nationalkomitee die meisten Anhänger, so dass die Gewähr für das Zustandekommen einer Einigung gegeben war.

Im preussischen Regierungsbezirk Posen, wo die Mehrheit der Bevölkerung Polen waren, war

die Lage nach der Anerkennung des polnischen Nationalkomitees in Paris durch die Alliierten, besonders aber nach der Rückkehr der Truppen von den Fronten gespannt. Unter den heimkehrenden Soldaten und Unteroffizieren waren viele Polen. Während die deutschen Soldaten von der Front nach mehrjährigem Stellungskrieg mit Freude zurückkehrten, kamen ihre polnischen Kameraden mit anderen Gefühlen und Gedanken zu ihren Familien zurück. Die Reise führte sie durch das bereits revolutionisierende Deutschland. Sie sahen mit Genugtuung, wie an den Bahnhöfen den Offizieren ihre Militärabzeichen von den Uniformen zur Freude des pöbelhaften Volkes abgeschnitten, manchmal sogar abgerissen wurden. Sie waren Zeugen, wie ein so mächtiges Kaiserreich seinem Zusammenbruch entgegenging. Bereits unterwegs war in ihren Herzen die Entscheidung gefallen: Sie vergossen nicht ihr Blut für den deutschen Kaiser oder für das deutsche Volk, sondern für ein freies und unabhängiges Polen. Nun ist die Zeit da, zu den Waffen für ein freies Vaterland zu greifen! In zahlreichen polnischen Familien war die Freude doppelt so gross: einmal über die Rückkehr ihrer Väter und Söhne und dann darüber, was dank göttlicher Vorsehung und Gerechtigkeit kommen müsste.

Unser Haus besuchten, von der Front kommend, drei Brüder meiner Mutter: Michael von der Westfront, Edmund von der bulgarischen, Johann, der Jüngste, verwundet, von der rumänischen Front. Er, der «Romantiker», wollte bereits am nächsten Tag mit seinem Freund mit den polnischen Aufständischen «mitmachen». Bei Edmund war sein Entscheid durch den Kriegsdienst in Bulgarien beeinflusst. In dem so weit von seiner Heimat entfernten Lande stellte er mit Freude fest, dass er sich mit den Bulgaren auf «slawisch» gut verständigen konnte. Die Begegnung mit der weit entfernten Slawenwelt war eine angenehme Überraschung für ihn. Wenn slawische Brüder, sagte er sich, trotz jahrhundertelanger türkischen Herrschaft lebten und ihre nationale Kultur, besonders ihre Sprache pflegen konnten, dann bedeutete dies, dass das Slawentum genug Kraft hatte, um das Fremde zu überleben. Warum sollte dann das Polentum die Germanisierung nicht überleben? fragte er sich, über die Preussen verärgert. Nun hatte er keinen Zweifel mehr darüber, dass er das Schicksal des brüderlichen Romantikers teilen werde. Bis tief in die Nacht diskutierten die drei Brüder über die Zugehörigkeit zum Polentum. Aber Michael, der seine Lehre in Sachsen gemacht hatte, glaubte weiter an das unbesiegbare Deutschland. (Erst als seine Heimat befreit wurde kam er, mit einer Sächsin verheiratet, nach Hause zurück.) Ich mag mich noch daran erinnern, wie in der manchmal heftigen Auseinandersetzung die Namen von Haase, Bethmann-Holweg, Kierenski, Pilsudski, Haller und Paderewski fielen. Mein Grossvater, der den preussischen Militärdienst in Glogöw (Glogau) absolviert hatte und dem Streit zuhörte, äusserte mit bebender Stimme nur den einzigen Wunsch «in polnischer Erde begraben zu werden». In wieviel Familien verschob sich in diesen Tagen längerer, manchmal dramatischer Auseinandersetzungen die Grenze zwischen Deutschland- und Polentreue? Eine Grenze, die oft mitten durch die allernächsten Blutsverwandten ging! Da, wo die Mutter, die Hüterin des Hausherdes, Polin war und für die patriotische Erziehung gesorgt hatte, waren die Auseinandersetzungen weniger nötig. Die grösste Gefahr war für sie die preussische Schule, die ihre Kinder total vom Polentum entfremdete oder die Berufslehre bei einer deutschen Firma; denn ausserhalb der Familie hatten ihre Kinder, ausser mit ihren Landsleuten, kaum Gelegenheit polnisch zu sprechen. Die Familie und das Haus waren der einzige Ort, wo die Mutter mangels polnischer Bücher die polnische Sprache nur mündliche als Muttersprache den Kindern weitergeben konnte.

Gemäss der 1905 durchgeführten Volkszählung betrug die Bevölkerung Preussens 37,2 Millionen Einwohner, wovon 3,7 (10,3%) Polen waren. Die Provinz Posen wies die stärkste polnische Bevölkerung auf. Das, was Deutschland unter Bismarck am meisten beunruhigte, war nicht nur die absolute Bevölkerungszahl der Polen, sondern die Tatsache, dass sie rascher Zunahmen, als das deutsche eingewanderte Element. Während z.B. der Anteil der Deutschen von 42,8% im 1871 auf 38,4% im Jahre 1910 fiel, stieg in der gleichen Periode der Anteil der Polen von 57,1% auf 61,4%. Und dies trotz intensivster Germanisierung und beachtlicher Erwerbsemigration der Polen in die Industriegebiete Deutschlands, hauptsächlich Rheinland-Westfalen und Berlin. Es zeigte sich, dass die systematische und gründliche Germanisierung gerade das Gegenteil dessen bewirkte, was die Deutschen um jeden Preis erreichen wollten: Je stärker der Entpolonisierungsdruck war, desto widerstandsfähiger wurde das Polentum; denn mit der Zeit fand es die wirkungsvolle Abwehrmethode,

indem es zu einer konsequenten Selbsthilfe im Wirtschaftsbereich griff. Dies geschah entweder durch den Ausbau eines eigenen, polnischen Genossenschaftswesens, woran der polnische, katholische Klerus besonders aktiv und wegweisend beteiligt war, oder durch stille, gegenseitige Unterstützung im kaufmännischen, bzw. gewerblichen Bereich. Ohne dass irgendeine Propaganda eingeleitet wurde, kaufte die polnische Bevölkerung ausschliesslich in polnischen Geschäften ein, wogegen man sich im Handwerk und Kleingewerbe durch Kauf-Verkauf von Waren, bzw. Halbprodukten gegenseitig unterstützte. «Swój do swego po swoje», hiess damals die Parole. Der polnische Bauer achtete darauf, seine Produkte nur dem «Rolnik» den polnischen Ankaufgenossenschaften zu verkaufen. Für den Kredit war ein dichtes Netz von «Banki Ludowe» (genossenschaftliche, kleine Volksbanken) zuständig. So war fast jeder Pole Mitglied von 2 oder 3 Genossenschaften. Vom Standpunkt der Deckung des täglichen Bedarfs aus gesehen lebten in der Provinz sozusagen zwei getrennte Volksgruppen. Sogar der gesamte Geld- und Verrechnungsverkehr des polnischen Genossenschaftswesens vollzog sich über die finanzkräftige Verbandsbank der Erwerbigenossenschaften (Bank Zwizku Spółek Zarobkowych) in Posen, an deren Gründung der Domherr A. massgeblich beteiligt war. (Dies war sozusagen seine Antwort auf den Bismarckschen Kulturkampf.) Natürlich trat durch diese Aktivitäten und Verteidigung der polnischen Wirtschaftssubstanz und des Bodenbesitzes der militärische Kampfgeist etwas in den Hintergrund, der erst im Weltkriege wieder erwachte.

Mit der 1886 gegründeten Preussischen Kolonisationskommission begann die entscheidende Schlacht um den polnischen Boden. Nach dem Sieg Preussens über Frankreich 1870/71 und nach Erhalt der Goldmilliarden als Kriegsschädigung Frankreichs wurden der Kommission beträchtliche Summen zur umfangreichen deutschen Kolonisation zur Verfügung gestellt. Mit dem berühmten Gesetz von 1908 erhielt sie das Recht, polnischen Bodenbesitz zu enteignen, was in krassem Widerspruch zum gesetzlich garantierten Privateigentum stand. Bis 1910 enteignete sie ca. 265 Tausend Hektaren Boden und siedelte über 14'000 deutsche Familien in 218 eigens dazu gebildeten Dörfern an. Um den autochtonen Polen den Erwerb von Parzellen zu verunmöglichen, machte das Gesetz von 1904 die Überbauung derselben von einer besonderen Baubewilligung abhängig, was praktisch auf ein Kaufverbot hinauslief. Ein Gesetz von 1908 verbot den Gebrauch der polnischen Sprache nicht nur in den Schulen und Ämtern, sondern auch in den von Polen organisierten öffentlichen Versammlungen. Zwischen 1905 und 1908 wurden die Namen von über 520 Ortschaften germanisiert und Postsendungen mit polnischer Anschrift an den Absender retourniert. Um den administrativen Kontrollapparat zu straffen, wurde die Zahl der Kreise samt der Beamtenschaft beträchtlich vergrössert. Das Bahn- und Postwesen wurde mit über 22 Tausend frisch eingewanderten und mit Ostmarkenzulagen angelockten Deutschen germanisiert. (Diese Angaben wurden dem Werk von A. Czubinski «Powstanie Wielkopolskie 1918/19», Poznan 1978 entnommen.) (Auch das Nazi-Deutschland hatte deutsche Firmen in Westpolen mit Finanzhilfe unterstützt.) Dies alles geschah im 20. Jahrhundert in einem mitteleuropäischen zivilisierten Lande. Unter Bismarck erreichte die Germanisierungspolitik in den berühmten Mai-Gesetzen gegen die katholische Kirche ihren Höhepunkt. So z.B. gab es zu meiner Zeit nur eine Messe mit polnischer Predigt pro Woche. Der Kampf um die materielle Existenz hatte zur Folge, dass das schöngestige Schrifttum vernachlässigt wurde, weshalb die Verteidigung der polnischen Sache vor der europäischen Öffentlichkeit durch polnische Schriftsteller aus anderen Teilgebieten übernommen werden musste. Die preussische Germanisierungspolitik wurde besonders vom Nobelpreisträger H. Sienkiewicz, sowie von J. Kraszewski und der Dichterin M. Konopnicka an den Pranger gestellt. Dafür entwickelte sich die Tagespresse besser, die wegen der Aktualität der polnischen Frage mit grossem Interesse gelesen wurde. An den fettgedruckten Zeitungstiteln stellte ich die ersten Schritte im Lernen der polnischen Sprache.

Nach dem Zusammenbruch des deutschen Kaiserreiches konnte sich die revolutionäre Bewegung frei entfalten. Die heimkehrenden Soldaten und die halbverhungerten Arbeiter begannen ihre Räte zu organisieren. Da wo polnische Minderheiten wohnten, konstituierten sich gemischte, bzw. paritätische Volksräte. Da die Provinz Posen den stärksten Anteil der polnischen Bevölkerung in Preussen aufwies, wurde für die Polen die Bestellung eines obersten Volksrates in Posen als Vertretung des Polentums von eminenter Bedeutung. Ihm stand als eine Art Exekutivorgan das Provisorische Kommissariat zur Seite, in dem die bisherigen Abgeordneten zum Reichstag, und zwar Trąpczynski, Korfanty, Seyda und Adamski, führend waren. Dieses Organ traf Vorkehrungen

zur Durchführung von Wahlen für den Teilgebiets-Landtag und für die Gemeindevolksrate Ms Vorstufe zu den Wahlen wurden öffentliche Versammlungen im November 1918 veranstaltet. Es war das erste Mal, dass sich die Polen dabei ihrer Muttersprache bedienen konnten. Für die alten, in ganz Deutschland verstreuten polnischen Emigranten, die seit Jahrzehnten öffentlich polnische Reden nicht halten durften, war das ein grosses, unvergessliches Erlebnis. Die radikalen Forderungen und Programme der Volksräte interessierten die Emigranten weniger. Dafür aber war ihr nationales Bewusstsein erheblich gestärkt. Aus den Wahlen für die Volksräte, bzw. Teilgebiets Landtag gingen 1400 Delegierte hervor, wovon auf das Posenerland 500 Delegierte entfielen, der Rest dagegen auf das Polentum in Pommern, Schlesien, Ermeland und Masuren. Als die Deutschen die rege Teilnahme der Polen und die straffe Wahlorganisation derselben bemerkten, wurden sie nachdenklich und he sorgte. Sie begannen die Aktivitäten der polnischen Rätebewegung und des Landtages zu bremsen. Auf Verfügung des Provinzpräsidenten wurde der auf Ende November angesetzte Landtag auf ein späteres Datum vertagt. Zum Glück hatte H. von Haase, Führer der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, für die polnische Sache viel Verständnis, nachdem die Polen ihm sichert hatten, dass sie kein fait accompli durch die Abtrennung der 3 umstrittenen Provinzen vom Deutschen Reich zu schaffen beabsichtigten. Der lang erwartete Landtag in Posen wurde schliesslich zwischen dem 3. und 5. Dezember abgehalten. Zu diesem Anlass wurde die alte Piaststadt festlich geschmückt und beflaggt. Neben polnischen Fahnen hängten die Posener aus Begeisterung auch jene der Alliierten aus, was von den Deutschen als grobe Provokation empfunden wurde. Die polnische Sprache beherrschte an jenen Tagen die Stadtstrassen. Die Posener waren stolz darauf, dass ihre Stadt zum geistigen Zentrum des gesamten Polentums in Deutschland wurde. Nach über 140 Jahren Unterdrückung fühlten sie sich frei wie zu Hause. Die Freude über das den Polen zugestandene Stück Polentum war so gross, dass ihnen die Problematik des Räteystems unwichtig erschien. Ihnen ging es vielmehr um eine Bestandesaufnahme des Polentums, um seine Stärke in Deutschland zu erfassen. Auch eine parteipolitische Bestandesaufnahme war für sie von grossem Interesse. Damals zeigte sich die Stärke des konservativen, klerikalen Mittelstandes, der einerseits durch die deutsche Mittelstandspolitik, andererseits durch den einflussreichen katholischen Klerus gefördert wurde. Man sprach damals vom «notwendigen» Klerikalismus. Nachdem die Nationaldemokratische Partei durch die Wahlen die überwiegende Mehrheit erhalten hatte, unterstellte sich das Kommissariat mit deren Einvernehmen dem Pariser Nationalkomitee. Sein Einfluss auf die Posener Bevölkerung war so bedeutend, dass sich Tendenzen zu einer Selbständigkeit, bzw. Unabhängigkeit der Provinz von Warschau, das den Posener zu «sozialistisch» war, deutlich bemerkbar machten. Durch das spontane Erwachen und die so offen zu Tage getretenen Manifestationen des Polentums fühlten sich die Deutschen gereizt. Die Dolchstosslegende, wonach Deutschland eigentlich von den Alliierten nicht vollständig besiegt wurde, hatte beim deutschen Bürgertum immer noch viele Anhänger. Man zählte sehr auf das britische Verständnis für die deutsche Notlage. Vor den Siegern im Westen mussten die Deutschen wohl oder übel Respekt haben, um so mehr wollten sie ihre noch verbliebene Militärstärke gegenüber den Polen zeigen.

Das konservativ zum Leben eingestellte Bürgertum der drei westpolnischen Provinzen war im Prinzip für eine friedliche Lösung der Frage über deren Zugehörigkeit zu Polen. Es war der Meinung, dass, nachdem das Wilsonsche Selbstbestimmungsrecht von den Westalliierten als Verhandlungsbasis bei der Pariser Friedenskonferenz anerkannt worden war, die Rechte der westpolnischen Bevölkerung hinlänglich gesichert sein würden. Eine abweichende Stellung zu dieser Frage hatten die von den Fronten zurückkehrenden, meist jungen Polen, Soldaten der deutschen Armee. Sie waren entschlossen, wenn nötig, die volle Unabhängigkeit Polens mit Waffen zu erkämpfen. Das Pariser Nationalkomitee, das über die Lage in den 3 fraglichen Provinzen im Allgemeinen orientiert war, stand vor einer schweren Entscheidung. In der gespannten Atmosphäre einen Aufstand durch die emotionell eingestellte Jugend auslösen zu lassen, war nicht schwer. Ein solches Unternehmen war jedoch mit grossen Risiken verbunden, da man über die Kräfte, die die Deutschen zur Niederschlagung des Aufstandes aufbieten konnten, nicht Bescheid wusste. Bei der deutschen Wachsamkeit und Truppenüberlegenheit hätte es geschehen können, dass der Aufstand mit einem Fehlschlag endete, was der polnischen Sache nur sehr geschadet hätte. Man wusste z.B., dass die Deutschen die Garnisonen in Bydgoszcz (Bromberg) und Pila (Schneidemühl) unauffällig verstärkt



hatten und dass ähnliches in Zgorzelec (Görlitz) und Glogów (Glogau) geschah. Ausserdem war bekannt, dass die Armeebestände an der Ostgrenze mit Heimat- und Grenzschutz erhöht wurden, was eine ernste Warnung für die polnische Seite bedeutete. Das Pariser Komitee war sich auch bewusst, dass auf die in der Polenfrage zerstrittenen Alliierten kein Verlass war. Dann war immer noch die Frage der nicht aufgelösten, deutschen Oberostarmee offen. Gegen die Präsenz dieser Truppen war nichts einzuwenden, da sie eine gewisse Sicherheit gegen die vorrückende rote Revolution bildete. Auf die Unterstützung seitens Waischus konnte man kaum zählen, nachdem Pilsudski erklärt hatte, dass er einen Krieg mit Deutschland nicht zulassen würde.

Unter diesen Umständen durften die «Jungpolen», d.h. die Hitzköpfe, die auf einen baldigen Aufstand drängten, kaum auf eine Hilfe von aussen zählen. Im Volksrat waren sie nicht in der Mehrheit. Die Bürgerlichen dagegen, die das Risiko eines unbesonnen Aufstandes nicht eingehen wollten, wiesen auf einen ähnlichen Fall Mitte des 19. Jahrhunderts hin, d.h. auf den Aufstand der Polen in den nordöstlichen Bezirken des Posenerlandes bei Ksiqz; der mehrere Tausend Dorfbewohner erfasste, die durch die laue Haltung der Berliner Regierung aufgemuntert, zu primitiven Waffen, d.h. zu ungeschmiedeten Sensen griffen. Unter der Führung von linken Demokraten hofften die schwärmerischen Aufständischen, eine grössere Erhebung im benachbarten Kongresspolen hervorrufen zu können. Als sich Berlin nicht mehr von Russland bedroht fühlte, winkten die Preussen von weiteren Aufstandsaktionen ab und liessen den provozierten Aufstand mit Artillerie niederschlagen. Mehrere Hunderte von diesen Sensemännern mussten ihr Leben lassen, ohne dass eine ernstere Intervention seitens Frankreichs oder Englands zugunsten der «Aufständischen» unternommen worden wäre. Die Bürgerlichen riefen in Erinnerung, dass damals die Sympathie der deutschen Liberalen rasch verschwand und dass sie sich sogar in eine Feindschaft umwandelte, als die Liberalen merkten, dass es sich bei diesem «Aufstand» um eine «nationale» Erhebung handelte. Diesmal, d.h. 1918 waren es nicht mehr die Liberalen, sondern die deutsche Nationaldemokratie, die wenigstens ehrlicher, als die Liberalen war. Nichtsdestoweniger zeigten die Aufstände in Polen, dass auf eine effektive Unterstützung seitens der Westdemokratien nicht viel zu zählen sei. Angesichts dieser Erfahrung gelangte man zum Schluss, dass Verbände von Aufständischen für alle Fälle geheim in Bereitschaft stehen sollten.

In dieser unruhigen Zeit, in welcher die Soldaten- und Arbeiterräte Politik machten, die Deutschen unauffällig ihre Wehrkraft im Osten verstärkten, andererseits aber sich die Ankunft der Haller-Armee verzögerte, konnten die ungeduldrigen, kampffenseligen Posener mit dem Aufbau von Kampf- und Bereitschaftsverbänden nicht mehr länger zuwarten. Unter den heimgekehrten Truppen waren genügend polnische Unteroffiziere als Kader für die künftigen Aufstandskompanien. (Nur selten beförderten die Deutschen Polen zu Offizieren, wogegen es in der österreichischen Armee diesbezüglich bedeutend besser war.) Der Mangel an Offizieren bei den Bereitschaftsgruppen wurde durch den Einsatz von tüchtigen Unteroffizieren behoben. Gemäss Czubinskis Angaben (vgl. «Powsztanie Wielkopolskie» Op. cit.) stellte sich das zahlenmässige Verhältnis der beiden Parteien am Vortage der Kämpfe wie folgt dar: Deutsche reguläre Truppen zählten rund 6'000 Mann, denen total 7800 Mann polnische Aufständische gegenüber standen, wovon jedoch über 2'000 Mann Unbewaffnete der Bürgermiliz angehörten. Die ungeschulte Bürgermiliz konnte nur als Hilfsdienst in die Kämpfe eingreifen. Im Allgemeinen hatten die Polen an Mannschaft ein Übergewicht, das die Deutschen mit der besseren Bewaffnung und geübten Kampftaktik wettmachen konnten. Die Voiteile der Polen äusserten sich darin, dass sie wegen ihrer patriotischen Einstellung über bessere Kampfmoral verfügten. Die Polen waren auch dadurch begünstigt, dass sie mit den Örtlichkeiten der Stadt besser vertraut waren. An den Kämpfen beteiligten sich auch 9 Wach- und Sicherheitskompanien unter der Führung von Offizieren der von Pilsudski seiner Zeit organisierten POW-Freiheitskampfeinheiten. Gemäss Czubinski (Op.cit.) waren die POW-Einheiten bereits im November 1918 kampfbereit, d.h. in einem Zeitpunkt, in dem die Aufständischen in Posen zum Aufstand noch nicht vorbereitet waren und die Deutschen erst ihren Heeresbestand mit der Aufstellung von Heimat- und Grenzschutzeinheiten zu verstärken begannen. An der Seite der Aufstandskompanien und der POW Einheiten beteiligten sich an den Kämpfen alseine Art Hilfsdienst Sport- und I uinervcieiit des iukuis, Ptadtüülei, sowie verschiedene geheime Jugendverbände der TTZ-Ver-eine, die in der ganzen Provinz unter den Gymnasiasten Geheimzellen aufbauten. Bei diesen Verei-

nen ging es hauptsächlich darum, die Erwachsenen in der Handhabung mit Kleinwaffen einzuweihen. Die TTZ-Vereine oder Thomas-Zan-Zellen waren so geheim gehalten, dass ich erst nach dem Aufstand erfuhr, dass mein Bruder, damals Schüler der Unter-Sekundar-Klasse, Aktiv-Mitglied der TTZ-Zelle in Leszno war. Ihr Nachtübungsplatz waren die Wälder in der Nachbarschaft unserer Stadt.

Die Lage in Posen und in der Provinz war nicht nur wegen der angesagten Visite Paderewskis, sondern auch deswegen gespannt, weil man gleichzeitig die Ankunft der General-Haller-Armee aus Frankreich erwartete. Wegen der deutschfreundlichen Haltung der Engländer und der Weigerung Deutschlands, den Transit der Armee durch sein Gebiet zu erlauben, verzögerte sich die Überführung der für die Sicherheit des Landes so wichtigen Heeresinheit. Es verbreiteten sich Gerüchte, dass die Hallerschen Truppen per Schiff über Danzig nach Polen befördert würden. Da es aber andererseits geheissen hatte, dass auch Paderewski unterwegs über Danzig nach Polen sei, sahen die begeisterten Westpolen schon dieselben unter seiner geistigen Führung von Danzig nach Posen marschieren. Sogar die nüchtern denkenden Posener waren damals für allerlei Gerüchte empfänglich!

Gegen Ende Dezember 1918 traf Paderewski in Danzig mit einer Delegation von höheren Offizieren der Alliierten ein. Er reiste als engeres Mitglied des polnischen Nationalkomitees in Paris, das von der Koalition als offizielle Vertretung Polens an der Pariser Friedenskonferenz anerkannt wurde. In dieser Eigenschaft genoss er den Status eines Bevollmächtigten der mit den Siegermächten befreundeten Landesregierung. Er hatte somit Anrecht auf Immunität, bzw. Extraterritorialität. In Danzig wurde er vom Vertreter des Posener Obersten Volksrates begrüsst und zugleich nach Posen offiziell eingeladen. Paderewski nahm diese Einladung an und reiste nicht direkt, sondern über Posen nach Warschau. Sobald die Deutschen davon Wind bekommen hatten, setzten sie alle Mittel ein, um diesen Abstecher zu verhindern. Sie befürchteten, dass sein Besuch in Posen wegen der gespannten Lage in der Stadt und Provinz politische Folgen haben könnte. Der Kommandant des zuständigen Militärbezirks erhielt von Berlin den Befehl, Paderewski und die alliierte Offiziersmission diplomatisch, aber entschieden nach Danzig zurückzuschicken. So kam es zum bekannten Zwischenfall in Rogozno (Rogasen). Die Intervention eines deutschen Offiziers, die Rückreise der Delegation und des hohen Gastes zu erzwingen, löste eine grosse Empörung bei den Polen und Protest der Offiziersmission aus. Die Polen sind bekanntlich in Sachen Gastfreundschaft sehr empfindlich und betrachteten die deutsche Störaktion gegen «ihren Regierungschef» als eine unerhörte Herausforderung nicht nur gegenüber ihm, sondern auch gegenüber ihnen selbst.

Die Ankunft Paderewskis in Posen fand in einer Atmosphäre allgemeiner Aufregung statt. Niemand wusste die genaue Zeit seiner Ankunft und niemand von den Posenern wollte das wichtige Ereignis, auf das man so lange gewartet hatte, verpassen. Schon am frühen Morgen säumten Zehntausende von Menschen den Bahnhofplatz und die Strassen zum Hotel BAZAR. Bei beissender Kälte verharrten sie bis der Zug gegen 23 Uhr in den Bahnhof einfuhr. Der Empfang wurde allerdings durch unangenehme Zwischenfälle getrübt. Die deutsche Bahnhofswache hatte den Befehl, Paderewski und seine Begleiter aus dem Bahnhofareal nicht herauszulassen, worauf der Kommandant der polnischen Miliz, Lt. Lange mit dem Gebrauch von Waffen drohte. Der zweite Zwischenfall ereignete sich, als während der Empfangszeremonie und Ansprachen plötzlich alle Lichter von den Deutschen ausgelöscht wurden. Zum Glück hatte dies keine grösseren Folgen, da die Pfadfinder einen Vorrat an Fackeln hatten. Im Gegenteil, diese Störung der unbeliebten Deutschen gab dem erhabenen Moment durch die Fackelbeleuchtung eine unvergessliche Note. Unter allgemeinem Jubel und Ovation begab sich der Droschenzug mit den Gästen zum Hotel BAZAR, von dessen Balkon – inzwischen war es Mitternacht geworden – Paderewski sich an die dicht versammelte Menschenmenge mit einer kurzen Ansprache wandte; Die Befürchtungen, dass die Deutschen bereits den ersten Besuchstag zum Anlass zu den von den chauvinistischen Deutschen angesagten feindlichen Aktivitäten nehmen werden, erfüllten sich nicht. Offenbar hatte die gut organisierte Empfangszeremonie und die besonnene Haltung der Posener gegenüber den deutschen Störaktionen die Deutschen nachdenklich gestimmt. Dafür zeigte sich am nächsten Tage, der für den feierlichen Empfang im BAZAR-Hotel bestimmt war, dass man mit einer Demonstration mit Waffen von deutscher Seite zu rechnen hatte: Einige Offiziere der in Posen stationierten Garnison und die Führer des deutschen Volksrates samt einigen chauvinistischen Elementen der Zivilbevölkerung

fühlten sich durch die Beschmückung und Beflaggung der Stadt durch die Polen herausgefordert und gedemütigt. Am meisten waren sie jedoch durch die «Untätigkeit» der Behörden aufgebracht, weshalb sie eine Gegendemonstration durchzuführen beschlossen. Durch einen auf eigene Faust organisierten Durchmarsch von Truppen wollten sie anschaulich vordemonstrieren, dass die Deutschen noch immer Herren der Stadt Posen seien. Um die Wirkung des Marsches zu heben und um die Polen einzuschüchtern, wurde aus den mitgeführten Waffen geschossen, polnische und alliierte Fahnen von den Soldaten heruntergerissen, die Büros des Kommissariats des Obersten Volksrates demoliert, In einigen Fällen waren die wegen der Beflaggung wild gewordenen Soldaten in die Gaststätten, ja sogar in Privatwohnungen mit Waffen eingedrungen. Furchtbar verwüstet wurde auch das Bankgebäude der Genossenschaftszentrale.

Die Polen waren jetzt der Meinung, dass durch den Waffengebrauch deutscherseits das bis anhin respektierte Stillhalten gebrochen und eine ernste Lage geschaffen worden sei. Man war der Meinung, dass es gelte, nunmehr Sicherheitsmassnahmen zu treffen, um gewisse Punkte in der Stadt sicherzustellen für den Fall, dass die Deutschen Verstärkungen erhalten würden. Es ging vor allem darum, den Ostbahnhof zu besetzen, um den deutschen Verstärkungen aus Bydgoszcz (Bromberg) zuvor zu kommen. Am meisten waren die Posener über den Angriff und die Demolierung des Kommissariats aufgebracht, das als die Regierungsbehörde der Polen in der Provinz Posen galt. Dieses Organ war ständig im Kontakt mit der republikanischen preussischen Regierung, um über den künftigen Autonomiestatus der Provinz zu verhandeln. «Wenn sich deutsche Soldaten erkühnen, diese Behörde anzugreifen», sagten sich die Posener, «so ist dies ein ausgesprochener Akt der Feindschaft». «Es ist das höchste Gebot, unsere Behörden vor derartigen Angriffen zu schützen», In den Augen der Posener war der Waffengebrauch der Soldaten ein offener Bruch des von beiden Seiten schweigend angenommenen «Gentlemen Agreement», wonach über das Schicksal ihres Landes die Friedenskonferenz zu entscheiden hatte. Sie billigten deshalb gänzlich die Sicherheitsvorkehrungen der Aufständischen, die mit der Besetzung von verschiedenen wichtigen Punkten der Stadt, und zwar der Hauptpost, des Schlosses, des Rathauses, der Warthebrücken und der Mobilisationsgebäude begannen. Da die heftigste Schiesserei der deutschen Soldaten des Grenadierregiments während des Durchmarsches vor dem Hotel BAZAR stattfand, waren die Bürgermilizen, die dasselbe bewachten, der Meinung, dass sich die Deutschen desselben bemächtigen wollten, worauf sie das Feuer erwiderten. Hier entbrannten die ersten Kämpfe. Bei der Besetzung der genannten Punkte hatten die Polen den Vorteil der Überraschung, was für den weiteren Verlauf des Aufstandes sehr wichtig war. Nicht alles ging jedoch nach der Rechnung der Polen vor sich. So gelang es ihnen z.B. nicht, sich der Kasernen zu bemächtigen, die durch genügend starke Einheiten mit Maschinengewehren bewacht und verteidigt wurden. Die Versuche, dieselben in Überraschungsangriffen zu erobern, um Waffen zu erbeuten, schlugen fehl. Die Verstärkungen aus diversen Garnisonen (Lissa, Bromberg, Schneidemühl) konnten den Deutschen nicht zu Hilfe kommen, da die Bahnlinien teilweise bereits beschädigt und der Hauptbahnhof besetzt worden waren. Die Deutschen waren sehr desorientiert und wurden sozusagen zu Gefangenen ihrer zur mächtigen Festung ausgebauten Stadt. Da sich aber der Aufstand spontan und ohne grosse Vorbereitungen vollzog, entstand auch auf der polnischen Seite ein gewisses Chaos, dies umso mehr, als die Aufständischen, meist frisch zurückgekehrte Soldaten, in deutschen Uniformen kämpften. Von den deutschen Soldaten unterschieden sie sich einzig durch eigene Abzeichen an den Waffenröcken und durch die «Rogatywki», d.h. durch polnische viereckige Mützen, die auch «Konfederatki» genannt wurden. Hin und wieder geschah es, dass sich die Aufständischen in der Kampfaufregung gegenseitig beschossen. Schwieriger war es, die Kampfeinheiten geheim vor den Augen der Deutschen zu mobilisieren. Diesbezüglich konnten die Polen gewissermassen von Glück reden. Die Stadt Posen war bekanntlich jahrelang durch die Deutschen zu einer mächtigen Festung ausgebaut worden. Ein umfangreiches System von Forts war rings um die Stadt errichtet worden. Die riesige, die Stadt beherrschende und durch Wald verdeckte Zitadelle war nach dem modernsten Stand der Festungsbaukunst so ausgebaut, dass sie praktisch als uneinnehmbar galt. Paradoxerweise erwiesen sich die besonders weit nach Osten entfernten Forts, die gegen den äusseren Feind, hauptsächlich gegen die Russen gebaut wurden, als ein günstiger Unterschlupf für die Aufständischen. Sie hatten zwar den Vorteil, dass sie sich hier bereits vor den Feindseligkeiten besammein und bewaffnen konnten, was ihnen jedoch nicht sehr viel nützte, da ihnen die geeigneten Kommunikations-

mittel fehlten. Gerade der Mangel an Kommunikationsmitteln und die weiten Entfernungen führten bei den Aufständischen dazu, dass der Aufstand öfters in einzelne, unkoordinierte Kampffaktionen ausartete. Manche strategisch unwichtige Punkte wurden länger und heftiger umkämpft, als jene, die eindeutig wichtiger waren.

Gegen Mitternacht des ersten Aufstandstages zeigte es sich, dass den Polen trotz mangelnder Koordination doch gelungen war, so viel Terrain zu erobern, dass sich die Deutschen in den nachfolgenden Tagen allmählich zu Verhandlungen über kampflose Übergabe einiger Objekte bereit erklärten. Offenbar war dies z.T. die Folge des «Rätesystems», wo es üblich war, in politischen Fragen auf «paritätischer Basis» zu verhandeln. Auf diese Weise erfolgte die überraschende, friedliche Vereinbarung betreffs Übergabe der gefürchteten Zitadelle. Deren Besatzungsmannschaft hielt den mir persönlich bekannten Bevollmächtigten des Vollzugsdepartements des Arbeiter- und Soldatenrates, St. Jozwiak als Gefangenen. Im kritischen Zeitpunkt ist es ihm gelungen, die Verteidiger zu Verhandlungen zu überreden. Es wurde vereinbart, dass das alle wichtigste Objekt paritätisch von beiden kämpfenden Seiten besetzt gehalten, und sämtliche Waffen- und Munitionslager bis zur Klärung der Lage in deutschen Händen verbleiben sollten. Trotz dieser Vereinbarung konnten am nachfolgenden Tage zwei Aufstandskompanien das gesamte Festungswerk samt reichen Militärlagern anstandslos übernehmen.

Sehr heftig wurde das massiv gebaute Gebäude des Polizeipräsidiums im Stadtzentrum umkämpft, das von regulären, gut bewaffneten deutschen Truppen verteidigt wurde. Dieses Gebäude, ein Symbol der preussischen Unterdrückung, war von den Posener besonders verhasst. Wegen seiner Bauart und Bewaffnung der Verteidiger war es schwer einzunehmen. Erst nach einem kühnen Angriff einer kleinen Abteilung unter Führung des tapferen Unteroffiziers, Fr. Ratajczak ist es den Polen mit Handgranaten gelungen, den harten Widerstand zu brechen. Nachdem die Verteidiger die Aussichtslosigkeit ihrer Lage eingesehen hatten, erklärten sich auch sie zu Verhandlungen bereit. Bei der Betrachtung der Kampfbarkeit in der Stadt Posen sei zu beachten, dass sie damals rund 170 Tausend Einwohner zählte, wovon 70 Tausend Deutsche und ca. 100 Tausend Polen waren. In einer Zeit, wo in Deutschland eine Revolution herrschte, zudem noch nicht alle Truppen von der Front zurückkehrten und die Polen von ihren feindlichen Gefühlen gegenüber den Deutschen kein Hehl machten, fühlten sich die Deutschen nicht wohl in der Stadt, was sich negativ auf die Kampfmoral der deutschen Soldaten auswirkte. Als dann die Aufständischen in der Stadt immer grösseren Zulauf von den benachbarten Ortschaften erhielten und ganze Kompanien aus der Provinz nach Posen marschierten, war eigentlich das Schicksal der Stadt entschieden. Im Laufe einiger weiteren Tage konnten die Polen entweder durch Kämpfe oder Verhandlungen die restlichen Stadtteile besetzen, bzw. erobern.

Abschliessend lässt sich sagen, dass man auf einen derart raschen Verlauf des Aufstandes nicht gefasst war. Rein militärisch gesehen, war der Aufstand polnischerseits auf Ende Dezember 1918 nicht vorbereitet. Die beiden Aktivisten Lange und K. Rzepecki, die die Bürgermilizen geheim organisierten, hofften bis Frühling 1919 mit dem Aufbau einer Untergrundorganisation so weit fertig zu sein, dass dann ein allgemeiner Aufstand in der Stadt und Provinz reelle Chancen hätte. K. Rzepecki, der Verleger, besuchte öfters unser Geschäft und andere polnische Familien mit seinem mit Büchern gefüllten Koffer. Der grauhaarige, schmächtige, elegant gekleidete «Voyageur» fiel den Deutschen gar nicht auf, dass er eine so bedeutende Rolle in der Erweckung des nationalen Bewusstseins und in den Aufstandsvorbereitungen spielte. Unter den gegebenen Umständen konnte der Aufstand nicht genau geplant werden. Sein Erfolg war eher die Folge einer spontanen Reaktion der einzelnen Aufstandsgruppen als Antwort auf den provozierenden Aufmarsch von bewaffneten deutschen Soldaten und ultranationalen Zivilisten, der von Schiessereien, Übergriffen auf die polnische Bevölkerung und von Demolierung von Einrichtungen des privaten und öffentlichen Eigentums begleitet war. Der historische Besuch von Paderewski, in dem man bereits den Regierungschef sah, loktete eine so enorme Menge von Polen aus den Vorstädten und Umgebung an, dass die Deutschen keinen Zweifel am polnischen Charakter der Stadt haben konnten. Während seines Aufenthaltes waren die Strassen nach den Feiertagen von Spaziergängern und Schaulustigen dermassen überfüllt, dass von offenen Kampfhandlungen grösseren Ausmasses im Stadtzentrum keine Rede sein konnte. (Es war damals noch Sitte, einige Tage nach den Weihnachten als «Feiertage» zu begehen.)

Den Ausführungen von Czubinski (Op.cit.) kann man entnehmen, dass gegen Ende 1919

innerhalb der preussischen Regierung in Berlin, die sich in den Händen des Rates der Volkbeauftragten und der Zentrale der Arbeiter und Soldatenräte befand, zwischen dem linken und rechten Flügel grosse Uneinigkeit herrschte. Ähnliche Uneinigkeit herrschte auch innerhalb der beiden Flügel der Sozialdemokratischen Partei. Im Zusammenhang damit zitiert obiger Autor G. von Cleinow, der in seinem Buch «Der Verlust der Ostmark» die Schuld am Verlust der Provinz der «grenzenlosen Leichtgläubigkeit des Parteipräsidenten und dem Verrat der Sozialdemokratischen Partei, die im preussischen Innenministerium in Berlin durch Dr. Breitscheid und in Posen durch Twachtmann offiziell vertreten war», zuschreibt. Wenn man bedenkt, dass gemäss Schätzungen des polnischen Generalstabes der Bestand des deutschen Heeres in Schlesien, Pommern und Posenerland am 17.12. 1918 insgesamt 180 Tausend Mann umfasste, Heimatschutz nicht inbegriffen, die Zahl der polnischen Aufständischen in der Provinz 30 Tausend Mann nicht überstieg, so darf man sich nicht wundern, dass G. von Cleinow zu einem derartigen Schluss gelangte. (Obige Zahlen sind dem Werk Op. cit. von Czubinski entnommen worden.) Die Deutschen hatten also genug Militärkräfte, um den Aufstand bereits im Keime niederzuschlagen. Den Polen war es offenbar gar nicht bekannt, dass sie bei ihrem Aufstand von einer willkommenen Konjunktur profitierten. Aber auch auf der polnischen Seite herrschten gewisse Unstimmigkeiten. Man machte dem Obersten Volksrat, bzw. dem Kommissariat Vorwürfe, dass sie die Kampftätigkeit hemmten, bzw. störten, indem sie die Aufständischen mit dem Hinweis auf die Friedenskonferenz ständig ermahnten. Andererseits waren gewisse radikale Kreise, die auf eine Kriegserklärung an Deutschland insistierten.

Dass sich der Aufstand fast blitzartig verbreitete, zeigte die Tatsache, dass bereits am 28.12. 1918 die nicht weit entfernten Städte Gniezno (Gnesen) und Wrzesnia (Wreschen) durch die Aufständischen von den Deutschen befreit wurden. Heftige Kämpfe dagegen entbrannten um Inowroclaw (Neusalz?), da hier stärkere Verbände von Deutschen aus Bydgoszcz (Bromberg) zum Einsatz kamen. Sehr hart und wechselvoll wurde während einiger Wochen um Szubin (Schubin) gekämpft. Überhaupt erwies sich der deutsche Widerstand im Norden an der Notec (Netze) wegen der starken Garnison in Pila (Schneidemühl) und in Bydgoszcz als äusserst hart. Hier ging es den Deutschen hauptsächlich um die Bahnlinie Berlin Pila-Bydgoszcz, die die Hauptstadt mit Ostpreussen verband, wohin die noch sehr starke Oberost-Armee mit Pilsudskis Erlaubnis allmählich evakuiert wurde. Den Aufständischen gelang es zwar mehrmals in Chodziej (Kolmar?), Wieleri (Filehne?), Naklo (Nackel?) und Kcynia (Exin?) festen Fuss zu fassen, womit sie Pila bedrohten. Diese Angriffe in Kompaniestärke waren jedoch zu schwach, um die Aufstandsbewegung, bzw. Bereitschaft der polnischen Bevölkerung in Zlotów (Flatow) zu Hilfe zu kommen. Westpolen, auf sich selbst angewiesen, war leider zu schwach, um Teile von Südpommern zu befreien. Da die Deutschen den Grenzschutz, der sich aus Westdeutschen rekrutierte, einsetzten, hätten die Posener auch Anrecht auf Hilfe der kongresspolnischen POW-Kämpfer gehabt, die ihnen jedoch durch Warschau vorenthalten wurden.

Da der Posener Aufstand eine spontane Reaktion auf die deutschen Übergriffe war, fehlte folgerichtig eine einheitliche Planung und Führung bei den Aufständischen. Während der ersten Tage konzentrierten sich die Polen auf die Besetzung wichtiger Schlüsselstellen der Stadt, wodurch sie verhindern wollten, dass der deutschen Posener Garnison Verstärkungen von aussen zu Hilfe kommen konnten. In dieser Phase war eigentlich keine Zentralstelle vorhanden, die die Einzelaktionen koordiniert hätte. Die Ereignisse verliefen so rasch, dass die Aufständischen kaum Zeit hatten zu realisieren, dass die Stadt praktisch in ihren Händen war. Nach den ersten Tagen übernahm die Führung des Aufstandes Major Taczak, ein Westpole, der nur vorübergehend in Posen weilte. Er organisierte einen Führungsstab, der die von POW-Angehörigen Paluch und Hulewicz geheim geleitete Befehlsstelle ablöste. Nachdem immer grossere Teile der Provinz befreit worden waren, die Zahl der Aufständischen zugenommen, andererseits der deutsche Widerstand erstarrt war, war es an der Zeit, einen Oberbefehlshaber höheren Ranges zu bestellen. Diesbezüglich setzte sich der Volksrat mit Warschau in Verbindung, worauf Pilsudski als Kandidaten zum Oberbefehlshaber der Provinz General Dowbór Musnicki vorschlug, dem als Stabschef Legionärenoberst J. Stachiewicz zugeteilt wurde. Obwohl dieser General, dessen Amieekorps in Weissruthenien auf Geheiss der Deutschen im Mai 1918 aufgelöst wurde, kein Anhänger des Pilsudski-Lagers war, verbesserten sich seit dieser Zeit die manchmal gespannten Beziehungen zwischen Posen und Warschau im mili-

tärischen Bereich. Der posener Volksrat und Pilsudski waren sich einig, dass die Zusammenarbeit sehr behutsam vor sich gehen muss, um den Deutschen nicht die Handhabe zu geben, dass zwischen Deutschland und Polen ein Kriegszustand bestehe. Die allgemeine Lage Polens war damals allerdings zu kritisch, um einen regelrechten Krieg mit Deutschland zu führen. Zur Illustration dessen sei beispielsweise zu erwähnen, dass von den Posener Aufständischen erbeutete Pferde (!) und Waffen Kongresspolen überlassen wurden. Bei der Befreiung der östlichen, an Kongresspolen angrenzenden Kreise der Provinz war es unvermeidlich, dass einige POW-Freiheitskämpfer aus Kongresspolen mitkämpften. Offiziere, die aus Warschau zu den Aufständischen geschickt wurden, hatten nur allgemeine Beraterfunktion inne.

Der politische Zustand der Provinz nach dem Aufstand erforderte eine Konsolidierung des Militärwesens, was während des Jahres 1919 auch geschah. Als sich die Deutschen nach dem Aufstandsschock erholten, setzten sie eine laute Lügenpropaganda ein, in welcher der oben erwähnte G. von Cleinow auch eine Rolle spielte. Man schob den Aufständischen Greuelthaten zu, obwohl sich die Polen im Allgemeinen grosszügig und eher ritterlich während der Kampfhandlungen verhielten. So z.B. sogar während der erbitterten und blutigen Kämpfe um Inowroclaw, Szubin, Znin und um mehrere Kleinstädte im Vorfeld von Bydgoszcz liessen die Aufständischen die gefangenen deutschen Soldaten frei nach Hause gehen. Was sollten sie mit denselben anfangen und wohin mit ihnen? Wenn sie sich selbst von zu Hause zum Aufstand, sehr oft, nur in einem Waffenrock und Zivilhosen versammelten? Ihnen ging es doch hauptsächlich um Waffen. Viele Polen schlossen sich, spontan wie sie waren, den Aufstandskompanien nur mit Jägerwaffen oder Kleinpistolen bewaffnet an. Aus Patriotismus nahmen sie die Winterstrapazen des Aufstandes 1918/19 willig auf sich, während auf der anderen Seite Angehörige des Grenzschutzes nicht einmal wussten, wofür sie eigentlich kämpften.

Nicht selten verübten die Grenzschützer aus lauter Langeweile und auch aus Abenteuerlust Überfälle auf angrenzende polnische Dörfer, um «etwas besseres» zum Essen zu erbeuten. Paradoxerweise verfügte 1919 die Provinz Posen, «Speisekammer», wie sie von den Deutschen genannt wurde, über genügend Lebensmittel, aber es fehlte ihr an Waffen. Angesichts der sich häufenden Überfälle sah sich der Oberste Volksrat gezwungen, mit dem Aufgebot einiger Jahrgänge die polnische Aufstandsarmee zu verstärken. Die Reorganisation, vor allem die Einverleibung der Aufstandskompanien in die reguläre Armee war jetzt Aufgabe des neuen Oberbefehlshabers. Mit den zusätzlichen Jahrgängen stieg im April 1919 der Mannschaftsbestand der posener regulären Armee von 30 Tausend Aufständischen auf rund 60 Tausend Soldaten. Dies war nötig; denn die Deutschen gaben den Kampf um das Posenerland noch nicht endgültig auf, insbesondere, als die Rechte bei den deutschen Parteien immer mehr an Boden gewann. Damit begann auch der Revanchismus an Boden zu gewinnen.

Als der Rausch des spontanen Aufstandes vorbei war und die Begeisterung der posener Bevölkerung der Ernüchterung zu weichen hatte, häuften sich die Schwierigkeiten in der Provinz auf verschiedenen Gebieten. Im Februar waren harte Kämpfe im Norden an der Notec-Linie, im Westen sowie im Süden um Krotoszyn, Zduny und Rawicz immer noch im Gange. In den spätwinterlichen Monaten März-April machten sich die Ermüdungserscheinungen bei den Aufständischen bemerkbar. Solange sie um Ortschaften ihres Heimatkreises zu kämpfen hatten, zogen sie mit Begeisterung zum Kampf. Als sie aber in weiter entfernten, hartumkämpften Gebieten, wo die Deutschen schwere Artillerie einsetzten, versetzt wurden, sank ihr Kampfgeist. Sehr oft mussten die Aufständischen das blutig eroberte Gelände nur mangels Munition aufgeben, um später wieder von neuem anzufangen. Oft versagte auch die unerfahrene, ja sogar dilettantische Führung bei den Polen, da es an Offizieren sehr mangelte. Die Deutschen versetzten ihre Hauptkommandostelle nach Kotobrzeg (Kolberg), von wo aus Marschall Hindenburg die Kriegsführung straffer organisieren konnte. Der militärische Druck der Deutschen, die ihre Verluste mit genügend Reserven, Heimat- und Grenzschutz ergänzen konnten, wurde immer stärker. Nachdem Westpolen von der oberschlesischen Kohlezufuhr abgeschnitten worden war, musste die städtische Bevölkerung viele Dinge entbehren. Für sie war jetzt das 5. und 6. Kriegsjahr. Aus den übrigen Gebieten Polens konnte die Provinz kaum auf irgendwelche Hilfe zählen. Im Gegenteil: Offiziere, die in die Provinz als Berater aus Warschau beordert wurden, disponierten gerne einen Teil der Aufstandsbeute, und zwar Pferde, Uniformen und anderes Kriegsmaterial nach Kongresspolen, wo die militärische Versorgung noch viel kritischer war. Der

Posener Volksrat bombardierte förmlich die polnische Friedensdelegation in Paris mit Telegrammen, um einen baldigen Waffenstillstand mit Deutschland zu erwirken. Endlich näherte sich der 17. Februar 1919, der 1. Tag bis zu welchem das mehrmals verschobene Datum des Waffenstillstandes vom 8. November 1918 verlangen wurde. Da sich die Provinz Posen mit Deutschland de facto im Kriegszustand befand, insistierte der Volksrat auf die Einbeziehung dieser Frage in die Verhandlungen zwischen den Alliierten und Deutschland. Den Polen ging es um die Festlegung einer festen Demarkationslinie, um hauptsächlich den Übergriffen des undisziplinierten Grenzschutzes ein Ende zu setzen. Solange es sich dabei um Erbeutung von Lebensmitteln handelte, hatte die polnische Bevölkerung noch Verständnis, aber leider nahmen die freibeuterischen Akte des Grenzschutzes ständig zu. Im März z.B. wurden an der Notec Front die Leichen von sechs Aufständischen gefunden, die durch eine deutsche Grenzschutzeinheit ermordet wurden. Als sich die Kunde dieses Falles verbreitete und der Volksrat bei den Deutschen deswegen vorstellig wurde, antworteten sie zynisch, dass es sich bei den Aufständischen um «Bolschewiken» handelte.

Die Deutschen, insbesondere Hindenburg, hatten es mit den Verhandlungen um die Waffenstillstands bzw. Demarkationslinie gar nicht eilig. Da ihnen die prekäre Lage in Polen bekannt war, meinten sie, dass die Zeit für sie arbeite. Sie verstärkten dafür ihren militärischen Druck auf die Provinz. Die Polen fanden in Marschall Foch ihren Verteidiger, während die Engländer nur deshalb an den Verhandlungen Interesse hatten, weil sie befürchteten, dass der Aufstand in einen deutsch-polnischen Krieg ausarten konnte. So kam es schliesslich am 16. Februar 1919 zum Waffenstillstand in Trier. Die Alliierten mussten fest darauf insistieren, dass die Deutschen die Verhandlungen überhaupt aufnahmen. Noch einen stärkeren Druck mussten sie anwenden, damit Deutschland das Abkommen über die Demarkationslinie auf der Basis der aktuellen Frontlinie akzeptierte. Sogar in der Frage des Ortes der Verhandlungen zwischen Deutschland und der nach Posen versetzten Interalliierten Mission setzten die Deutschen ihre Obstruktionspolitik fort. Den Polen war es sehr daran gelegen, dass das Abkommen rasch zustande kommt, da die von ukrainischen Nationalisten bedrohte ostgalizische Stadt Lwow (Lemberg) dringlich Entsatz brauchte, den nur die Provinz Posen zu geben imstande war.

Nach zwei Wochen Verhandlungen mit Verzögerungstaktik verliess die deutsche Delegation Posen, ohne die Vertragsvorlage zu unterzeichnen. Beim Abschied der Interalliierten Mission versicherte deren Leiter, der französische Botschafter Noulens den Polen den Beistand der Alliierten und warnte Deutschland, dass im Falle eines deutschen Angriffs gegen das Aufstandsgebiet die am Rhein stehenden alliierten Armeen losschlagen würden. Obwohl in Anbetracht der Nichtunterzeichnung durch die Deutschen die Lage in der Provinz immer noch unsicher war, verliess sich Polen auf die mündliche Versicherung des Botschafters. In aller Eile stellte die Posener Armee eine Expeditionsbrigade als Verstärkung für die Lemberger auf. Anstelle der 5'000 Mann, die von der Operationsgruppe des Generals Rozwadowski als minimale Hilfe verlangt wurde, war jedoch die Posener Armee in der Lage nur 1 Infanterieregiment samt einigen Batterien Artillerie und einer Flugzeugstaffel den Verteidigern zu schicken. Diese Brigade und eine über 200 Mann zählende Posener Freiwilligenkompanie genügten den tapferen Verteidigern, um ihnen neuen Kampfgeist einzulössen und die Gefahr für gewisse Zeit abzuwenden.

Als Anfang Mai 1919 den Deutschen das Projekt des Friedensvertrages vorgelegt wurde, erhob sich in Deutschland eine Welle von Protesten und Manifestationen. Viele enttäuschte Deutsche Nationalisten forderten Krieg. Der Volkszorn wandte sich besonders gegen Polen, dem grosse Teile Preussens zugeteilt wurden. Dass es sich um ethnisch-polnische, vor ca. 120 Jahren geraubte Gebiete handelte, wollten sie nicht gelten lassen. Die deutsche Heeresführung ordnete eine grosse Militärkonzentration längs der polnischen Grenze an. Man sprach von einer solchen von 200 bis 300 Tausend Mann. Diesmal handelte sich jedoch um mehrere Offensivgruppen, die mit starker Artillerie ausgestattet waren, während die Polen in der Provinz eine Armee von 70 Tausend dürftig bewaffneten Soldaten entgegenstellen konnten, was bestenfalls einem Verhältnis von 7:1 entsprach. Angesichts der deutschen Übermacht sahen sich die Posener gezwungen, ihre Armee dem polnischen Oberkommando in Warschau zu unterstellen. Obwohl Polen seit April/Mai um die Bestände der aus Frankreich transportierten Haller-Armee verstärkt wurde, fand Marschall Foch die militärische Lage Polens kritisch und befahl dem französischen Generalstab einen Operationsplan für das ganze

Land auszuarbeiten, wobei das gesamte polnische Dispositiv dem alliierten Oberbefehl, d.h. ihm selbst unterstellt wurde. Diese Lage veranlasste Pitsudski, seine begonnenen Militäroperationen im Osten einzustellen.

An verschiedenen Stellen erwähnte ich die Rolle der deutschen Hilfstruppen. Der Einsatz des Grenz- und Heimatschutzes war sicherlich eine bedeutende Stütze in militärischer Hinsicht, sonst aber schienen sie nicht viel genützt zu haben. Die Disziplinlosigkeit und Neigung zu Soldateska sah man schon an ihrem äusseren Benehmen an. Sie rekrutierten sich meistens aus jüngeren Soldaten aus nordwestlichen Gebieten Deutschlands. Man hatte den Eindruck, dass die Hannoveraner, die sich freiwillig zum Grenzschutz meldeten, hier im Posenerland ihre Abenteuerlust befriedigen wollten. Es waren Leute, die nach dem 4jährigen Kriege den Weg ins Zivilleben irgendwie nicht finden konnten. Sehr oft waren darunter Elemente dubiosen Charakters, die sich gar nicht scheuten, aus der damals herrschenden Warennot durch Veruntreuung und gelegentlichen Diebstahl Profit zu ziehen. In den Militärmagazinen befanden sich bedeutende Bestände an Leder- und Textilmaterial für die Armee. Mangels Kontrolle war es den demoralisierten Grenzschutzsoldaten leicht, sich reichlich mit Schuhen, Ledermaterial und Wolldecken einzudecken, womit sie emsig Handel trieben. In dieser prekären Nachkriegszeit waren Militärdecken allgemein begehrte Ware, da man daraus Mäntel anfertigen liess. Ja sogar Militärzelte fanden rasch Abnehmer für die Anfertigung von Kleidern. Armeeschuhe liessen die Grenzschilder durch die Schuhmacher umarbeiten, womit sie marktgängige und sehr begehrte Ware erhielten. Dieses Metier wurde ihnen insofern erleichtert, als sie nicht in den normalen Kasernen, sondern in den ausser der Stadt liegenden Gasthöfen und Vergnügungsetablissemments einquartiert wurden. Die besondere Unterbringung und Einsatz des Grenzschildes war scheinbar das Ergebnis einer beidseitigen Abmachung im Schosse der paritätischen Arbeiter- und Soldatenräte, was allerdings von den Deutschen nicht immer respektiert wurde. Ein beredtes Zeugnis der Sonderstellung der Grenzschilderangehörigen, bzw. deren Unsubordination, waren die häufigen Überfälle, die sie auf eigene Faust auf polnische Dörfer jenseits der Demarkationslinie, bzw. der Frontlinie durchführten. Meistens beschossen sie das gegebene Dorf mit Minenwerfern, drangen in die verlassenen Bauernhäuser ein und raubten alles, was zum Essen war. Zu meiner Zeit erzählte man sich von einem solchen Überfall auf das Dorf Klonowiec durch die Grenzschilder, die auf dem Rückwege von einer polnischen Patrouille überrascht, einige Tote zu beklagen hatten, nur weil sie mit den am Waffengurt befestigten Schinken und Speckvierteln nicht genügend schnell flüchten konnten. Dies alles geschah unter den Augen der deutschen ordentlichen Behörden, die gegen diese Raubüberfälle nichts unternahmen. Wenn man den Fall von 6 ermordeten Aufständischen an der Netze-Front in Betracht zieht, gelangt man zum Schluss, dass unter den Grenzschildern auch Leute mit krimineller Veranlagung waren. Die Deutschen wollten mit dem Einsatz des Grenz-, bzw. Heimatschildes den Eindruck erwecken lassen, dass es sich um deutsche Patrioten handelte, die ihr «Heimatland» verteidigten; dabei benahmen sich die Nordwestdeutschen als eine Art «Raubritter». Von der Schilderung weiterer Misstaten des Grenzschildes nehme ich hier Abstand. Interessant war, festzustellen, wie die Deutschen, die immer auf ihr «Recht und Ordnung» stolz waren, das Recht sehr streng gegenüber uns Polen anwandten und wie large dessen Anwendung gegenüber den Grenzschildern war.

Der Aufstand in der Stadt Posen hatte nicht nur weitgehende Folgen in der Provinz. Seine Bedeutung ging auch über deren Grenzen hinaus. Ganz besonders beeinflusste er die polnische Bevölkerung in den beiden benachbarten Regierungsbezirken Oppeln und Bromberg. General D. Musnicki trug sich seiner Zeit sogar mit dem Gedanken, der Aufstandsbewegung des Polentums im Bezirk Zlotow (Flatow) mit einem Durchbruch der deutschen Notec (Netze)-Front, die die Bahnlinie Berlin-Ostpreussen deckte, zu Hilfe zu kommen. Im Regierungsbezirk Opole (Oppeln) war das Polentum in den ländlichen Kreisen Kozle (Cosel) und Opole stark. Leider erlaubte die starke deutsche, an das Flüsschen Brycz angelehnte Verteidigungslinie Rawicz-Zduny-Krotoszyn keine nötige Verbindung herzustellen. Im Übrigen waren die dazu nötigen Kräfte der Aufständischen zu schwach, insbesondere, als es galt, eine Brigade der Posener Armee an die galizische Front zu schicken. Was Schlesien anbelangt, lag der Schwerpunkt nicht in Opole, sondern im Industriegebiet Oberschlesiens, wo 3 Aufstände nötig waren, um eine gerechte Lösung zu erreichen. Die Vernachlässigung des westlichen Polentums war z.T. durch Pilsudskis deutschlandfreundliche



Politik verursacht, der bekanntlich der Föderationspolitik im Osten den Vorzug gab. Wir, die Westpolen hatten das unangenehme Gefühl, dass unsere Landsleute aus Kongresspolen und Galizien in uns die «polnisch sprechenden Preussen» sahen, was uns nicht wenig betrübte, sandte doch die Posener Armee ausser einer Freiwilligen-Kompanie eine Brigade Soldaten zu Hilfe der bedrängten Brüder in Lemberg. Es traf zu, dass die Posener gewisse Charakterzüge von den Preussen erbten. Sie übernahmen aber auch gewisse positive Qualitäten, die ihnen erlaubten, nicht nur im militärischen, sondern vor allem im wirtschaftlich-politischen Bereich namhafte Erfolge zu erzielen.

Die Erhöhung des Mannschaftsbestandes und die Bewaffnung der Posener Armee erforderte natürlich einen grösseren Finanzaufwand. Ein bedeutender Teil der Waffen der Armee war von den Aufstandskompanien in Überraschungsangriffen von den Deutschen erobert worden. Nichtsdestoweniger war die Provinz allein kaum in der Lage, das nötige Geld aufzubringen. Deshalb wurde eine umfangreiche Geldsammlung veranstaltet, an welcher sich auch die in der Diaspora lebenden Polen in Deutschland beteiligten. Jede Polenfamilie prüfte ihren Sparstrumpf, um festzustellen, wieviel Silbergeld während des Krieges für «schwere Zeiten» gehortet wurde. Die Spendefreudigkeit der polnischen Bevölkerung in Deutschland war so gross, dass die Silbergeldspenden kilowise gezählt, bzw. gewogen werden mussten. Unsere Grossmutter, Rentnerin, übte als Heilpraktikerin einen Nebenberuf aus. Als eine sehr fromme Frau glaubte sie, ihren Erfolg beim Heilbeten und Kräuterbehandlung der Gottesgnade zu verdanken, weshalb sie dafür kein Entgelt entgegennahm. Ihre zahlreiche Kundschaft aus der Dorfbewölkerung liess aber trotzdem einen Silbertaler für die Heilkräuter liegen. So sammelte sie während mehrerer Jahre eine beachtliche Menge Silbergeld, das sie nun für die Waffen zu opfern beschloss. Bei diesem damals wichtigen Ereignis begleitete ich meine Grossmutter zur Sammelstelle, wo sie das schwere, wohlbehütete Säcklein nicht ohne Stolz übergab. Ich meinerseits brachte dorthin eine Menge Karabinermunition, die ich von den Grenzschildern «so zum Spass» erhielt.

Anders als in Posen war es in meiner Heimatstadt Leszno (Lissa) um einen Aufstand eher ruhig; denn die Zahl der heimkehrenden polnischen Soldaten war hier nicht beträchtlich. Mit ihnen kehrten bereits einige Re-Emigrantenfamilien aus Rheinland-Westfalen zurück. Die heimgekehrten Soldaten, die öffentlichen Versammlungen der Arbeiter- und Soldatenräte, die Durchmärsche des Grenzschildes und der bewaffneten Bürgerwehrabteilungen brachten eine sichtbare Belebung in unsere sonst ruhige Kreisstadt. Aber auch bei den Polen trat eine Belebung ein. Spontan bildeten sich im geheimen einige kleine Zellen von polnischen Aufstandswilligen. In unserem Haus z.B. sammelten sich die Kriegskameraden meiner beiden Onkel Johann und Edmund. Onkel Johann trug damals, weil er in den Garnisonsbäckereien Dienst tat, immer noch die deutsche, feldgraue Uniform, so dass die Besuche in unserem Hause niemandem verdächtig vorkommen konnten. Sicherheitshalber fanden die heimlichen Besammlungen wechselweise in unserem Hause oder in jenem der befreundeten Familie M. statt, die 3 Söhne und 3 Töchter hatte. Für den Fall einer überraschenden Kontrolle der Deutschen waren die Anwesenden mit Gesellschafts-, bzw. Kartenspielen beschäftigt. Unter den zahlreichen Gästen beider Geschlechter fiel mir, dem 10jährigen Knaben, der Herr J. auf, der gut, d.h. mit kongresspolnischem Akzent polnisch sprach und noch besser polnische, uns unbekannt Lieder sang. Als Gesellschafter wusste er uns alle vortrefflich zu unterhalten. Herr J., der aus Kalisz stammte, unterhielt sich im Nebenzimmer öfters mit Onkel Johann. Ich mag mich noch daran erinnern, dass sie öfters über etwas «in den Wäldern» diskutierten. Erst aus der mehrjährigen Distanz erkannte ich, dass die Lieder, die Herr J. damals sang, die mir später bekannt gewordenen Legionärenlieder waren. Daraus und aus dem Gesprächsstoff zwischen Herrn J. und Onkel Johann musste ich den Schluss ziehen, dass Herr J. ein Emissär der von Pilsuski in Kongresspolen geheim organisierten POW-Zellen war. Über die Rolle der POW-Organisation im Posener Aufstand waren divergierende Meinungen geäussert worden. Sicher steht, dass mehrere POW-Kämpfer beim Aufstand in den östlichen Kreisen der Provinz mitkämpften. Gemäss Czubinski (Op.cit.) darf angenommen werden, dass Leute aus der POW unter Führung von Paluch und Hulewicz am Aufstand in der Stadt Posen massgebend mitbeteiligt waren. Sie stellten, das darf man wohl sagen, das «draufgängerische Element» dar, dessen Elan der Posener Volksrat unter den gegebenen politischen Umständen manchmal hemmen musste. Der Volksrat, um mit der preussischen Regierung verhandlungsfähig zu sein, befolgte konsequent die Politik der friedlichen Lösung der Polenfrage im Sinne der amerikanischen Friedenserklärung, die in den damals berühmten vierzehn Punkten durch W. Wilson definiert wurde.

Auch in meiner Heimatstadt entstand dadurch eine ziemlich paradoxe Lage, indem bekannte und gut beleumdete Bürger von den Deutschen, offenbar als Geisel, festgenommen und später in Zagari Friedenserklärung, die in den damals berühmten vierzehn Punkten durch W. Wilson definiert wurde. Auch in meiner Heimatstadt entstand dadurch eine ziemlich paradoxe Lage, indem bekannte und gut beleumdete Bürger von den Deutschen, offenbar als Geisel, festgenommen und später in Zagari (Sagan) interniert wurden, während die jüngere, aufstandswillige Generation im Untergrund agierte. Das besonnene Bürgertum, die «besitzende Klasse» argumentierte, dass unter den von den Alliierten angenommenen Prinzipien der künftigen Friedenskonferenz zwecklos sei, den Aufstand auszulösen, der nur Blutvergiessen und Schäden in der Stadt verursachen würde. Auch wurde darauf hingewiesen, dass in der Stadt selbst keine 25% Polen lebten, wogegen die Deutschen über eine starke Garnison, die rasch mit Reserven aus Glogau und Görlitz ergänzt werden könnte, verfügten. Die preussische Statistik mochte den tatsächlichen Nationalitätenstand nicht widerspiegeln haben. In der Stadt Leszno-Lissa, wie überhaupt in der Provinz, lebte eine ansehnliche Zahl von Nachkommen aus deutsch-polnisch gemischten Ehen, die man spöttisch, aber zu Unrecht, «Wasserpöckchen» nannte. (Diese Bezeichnung bezog sich eigentlich auf die polnischen Flösser, die grosse Mengen Holz zum Schiffsbau aus Polen nach Danzig transportierten.) Wegen der jetzt sehr aktuell gewordenen Polenfrage suchten sie die alten verwandtschaftlichen Beziehungen zu erneuern und sich der Nationalität ihrer Väter zu nähern. Dieses Element war aber damals nicht zuverlässig. Unter diesen Umständen schien ein Aufstand in der Stadt selbst ohne Mithilfe des polnischen Bauerntums im östlichen Teil des Kreises viel zu riskant, dies um so mehr, als die mögliche Aufstandsgruppe um den Emissär J. keine 50 Mann zählte. Da die begeisterte, aufstandswillige Jugend mit Recht darauf hinwies, dass sich bereits das Städtchen Osieczna samt einigen Dörfern befreit hatte, einigte man sich darüber, dass die jungen Patrioten auf die polnische Seite überlaufen. In der Zwischenzeit erfasste der Aufstand alle östlichen und nördlichen Nachbarkreise. Die polnischen Dörfer machten unter sich eine Art Wettlauf, welches Dorf als erstes die kräftigste Aufstandskompanie aufstellt. Dieselben zählten durchschnittlich 200 Mann, wobei nicht alle mit Karabinern bewaffnet waren. In einer Woche war der östliche Teil des Kreises befreit. Den jungen aufstandswilligen Patrioten blieb nichts anderes übrig, als nachts durch die Wälder auf die polnische Seite zu überlaufen. Die Freunde meiner beiden Onkel studierten in unserem Hause nachts die Kreiskarten, um den günstigsten Fluchtweg durch die Wälder ausfindig zu machen. Meine beiden Onkel begleiteten sie und folgten ihnen in einigen Tagen nach. Es war damals Mitte Januar 1919.

Die erste antipolnische Welle, die nach dem Posener Aufstand in Deutschland ausbrach, nahm ein Ende mit dem Vertrag in Trier vom Februar 1919, der erst unter Druck der Alliierten zustande kam. Obwohl die Deutschen deren Warnung im Allgemeinen respektierten und grössere Angriffe gegen die Provinz unterliessen, kam es öfters zu deutsch-polnischen Spannungen wegen Schikanen, denen die in dem noch nicht befreiten Grenzgebiet wohnenden Polen ausgesetzt waren. Die Bekanntgabe der Bedingungen des Versailler-Friedensvertrages löste bekanntlich eine neue, diesmal bedeutend heftigere Welle von Protesten und Manifestationen in Deutschland aus. Eine auf Englands Initiative durchgeführte Korrektur der Friedensbedingungen zugunsten Deutschlands beschwichtigte nur teilweise die deutschen Nationalisten, die auch diese Fassung als unannehmbar erklärten. Die deutsche Heeresführung antwortete mit massiven Truppenkonzentrationen an der deutsch-polnischen Grenze, was den deutschen Chauvinisten neuen Auftrieb zu einer antipolnischen Propaganda gab. In einigen Grenzstädten wie Leszno-Lissa, Rawicz, K?pno (Kempen) und Chodziej (Kalmar?), die noch nicht von den Aufständischen befreit waren, stellten die Deutschen viele Polen unter Anklage des Hochverrats. Nach deren Festnahme wurden sie mehrere Monate in Lagern festgehalten. Beunruhigt durch den raschen Erfolg der Aufständischen in Posen, begannen die Deutschen schon im Januar und später im Mai in unserer Stadt und in der Umgebung namhafte Polen festzunehmen, um sie nachher in Zagari(Sagan) zu internieren. Mein Vater war auch auf der Liste der zu inhaftierenden Polen. Am Abend der Razzia wartete unsere ganze Familie zu Hause bis Mitternacht, aber wir hatten Glück, denn eine Razzia-Wache erschien bei uns nicht. Wie wir später erfuhren, wurde er aus der Liste gestrichen, da meines Vaters Werkstätte noch die einzige in der Stadt war, die mit genügendem Ledervorrat und Arbeitspersonal im Betrieb war. Der Stadtkommandant, Herr Troughon, übrigens ein Nachkomme einer Hugenottenfamilie – der selbst samt einigen Offizieren auf diese Werkstätte angewiesen war – war offenbar gegenüber den Polen nicht unfreundlich eingestellt. Wachmeister Hippe, der unsere Werkstätte öfters besuchte,

verriet uns, dass die persönliche Leitung und Anwesenheit meines Vaters im Geschäft vom Stadtkommandanten als «kriegsnotwendig» erklärt wurde.

Die polnische Presse in Danziger Pommern und in Ermeland wurde einer besonders harten Zensur unterworfen. Da das Polentum besonders im Grenzgebiet durch die chauvinistische Welle eingeschüchtert wurde, sah sich der Posener Oberste Volksrat veranlasst, selber mit Repressionen darauf zu antworten und sogar den Ausnahmezustand zu dekretieren. Im Juni erreichten die bedauerlichen gegenseitigen Repressalien im deutsch-polnischen Grenzgebiet ihren Höhepunkt. Als Mitte Juni 1919 der deutschen Delegation die neue auf Kosten Polens revidierte Fassung des Friedensvertrages unterbreitet wurde, trat eine gewisse Beruhigung auf der deutschen Seite ein. Deutschland operierte ständig mit dem Argument, dass seine Truppen ausreichenden Schutz gegen das Vordringen des Bolschewismus böten. Auch Polen versicherte mehrmals die Entente, dass es in der Lage wäre, die rote Gefahr zu dämmen, sobald Deutschland von Angriffen gegen die polnische Westgrenze absehen würde. Das letzte Wort hatten allerdings nicht die deutschen Politiker, sondern die Militärkreise, die zum Schluss kamen, dass die deutsche Wehrmacht zwar genügen würde, das durch den Posener Aufstand entrissene Gebiet zurückzuerobern, dass sie aber dem Druck der Ententetruppen im Westen kaum standhalten könnte. Als das deutsche Oberkommando schliesslich entschied, von Kriegshandlungen im Osten Abstand zu nehmen, konnten die Westpolen, besonders die Posener aufatmen, denn auch im Inneren der Provinz war die Lage durch den Ausnahmezustand weniger erträglich. Einige Volkskreise, z.B. die sozial benachteiligten Landarbeiter und die Nationale Arbeiter Partei, NSR., insistierten auf soziale Verbesserungen und Lockerung des strengen Regimes des Volksrates. Gleichzeitig wurde allgemein der Ruf nach Abschaffung der Isolierung der Provinz vom übrigen Polen immer stärker.

Infolge der deutschen Bedrohung erfolgte bekanntlich zuerst die Integration des Militärwesens. Gegen Ende Mai stellte das Kommissariat einen formellen Antrag an Warschau, die Posener Armee dem Staatschef Pilsudski, der den Oberbefehl über die polnischen Streitkräfte inne hatte, zu unterstellen. Ein weiterer Schritt zur Vereinigung der Provinz mit der Republik fand am 1.7.1919 statt, als die für beide Seiten lästige Zollgrenze abgeschafft wurde. Schliesslich beschloss der Sejm im August die Bildung eines besonderen Ministeriums für die Provinz, das deren Integrierung in das polnische Staatswesen regulierte. Als sich die Posener entschlossen, ihre politische Sonderstellung aufzugeben, brachten sie in die junge, in sozialpolitischer Hinsicht noch nicht ganz konsolidierte Republik eine wirtschaftlich, sozial und finanziell geordnete Provinz ein. In militärischer Hinsicht bedeutete sie insofern eine grosse Stütze, als sie selbst relativ gut ausgerüstet, einiges aus ihrer «Aufstandsbeute» der polnischen Armee übergab.

Die relative Stille in unserer Stadt bedeutete keineswegs, dass sich die Deutschen mit der durch die Aufständischen geschaffenen Lage im Ostteil unseres Kreises abgefunden hätten. Sie verfügten über eine starke Garnison, die ihnen erlaubte, bedeutende Verstärkungen an die Fluss-Barycz-Front zu werfen. Die Verteidigung dieser Linie verhinderte den Polen die Herstellung einer Verbindung zum erwachenden Polentum in Opole (Oppeln) und Kozle (Cosel). Die Lissaer Garnison umfasste zwei Bataillone Infanterie und Teile des bereits hier vor dem Kriege stationierten 56. Feldartillerieregimentes sowie eine Einheit von Train-Soldaten. Diesen Truppen waren einige Grenzschutzabteilungen zugeteilt. Die Eisenbahner bildeten ein Bataillon zur Bedienung der Panzerzüge. Eine weitere Reserve stellten die Bürgermilizen dar. Dass der Stadt Lissa-Leszno eine bedeutende Rolle in der Verteidigung, bzw. Wiedereroberung der Provinz zugedacht wurde, ging aus der Tatsache hervor, dass hier der Generalstab (General Leppert) seinen Sitz hatte. Auffallend war, dass trotz der klaren Überlegenheit an Waffen und regulären Truppen die Deutschen sehr vorsichtig, fast ängstlich voringen. So besetzten sie nur für kurze Zeit das ausschliesslich von polnischen Bauern bewohnte Dorf K<sup>^</sup>kolewo (phonetisch Konkolewo), deutsch Kankel genannt, um unter dem Schutz von Panzerzügen alle Bauernhäuser nach Waffen durchzusuchen. Die einzigen Waffen der Bauern waren höchstens Jagdwaffen, die ihnen requiriert wurden. Diese vorsichtige Aktion war in der Tat nur ein Vorspiel zum eigentlichen Offensivziel, das dem Städtchen Osieczna (Storchennest) galt. Offenbar wollte man die Polen verwirren und verhindern, dass die Bauern aus K<sup>^</sup>kolewo dem bedrohten Städtchen Osieczna zu Hilfe eilen konnten. Die Deutschen verrechneten sich jedoch, denn das Städtchen erhielt im kritischen Zeitpunkt Hilfe von zwei Aufstandskompanien aus den

hinteren Ortschaften. Die Eroberung des auf einer Anhöhe gelegenen Städtchens hätte den Deutschen grosse Vorteile geboten; denn von hier aus hätten sie die ganze östliche, d.h. die polnische Hälfte des Kreises mit Artillerie kontrollieren können. Erst nach der Terrainsicherung griffen die Deutschen Anfang Januar 1919 unter der Führung von Oblt. von Bismarck mit 3 Kompanien Infanterie, mit Minenwerfern und mit einer Batterie Feldartillerie Osieczna an. Sowohl der Hauptangriff gegen das Städtchen wie auch der Nebenangriff gegen K<sup>o</sup>kolewo wurden von den Aufständischen zurückgeschlagen. Weshalb die Deutschen damals so ängstlich angriffen und dazu ihre Kräfte verzetelten, blieb für uns später ein Rätsel. Ich mag mich noch gut erinnern, wie am Vorabend der denkwürdigen Schlacht um Osieczna die Deutschen unsere verdunkelte Stadt unter Sirenengeheul mit polternden Kanonen verliessen. Als ich in späteren Jahren als Gymnasiast mit Kollegen nach Osieczna zum Baden fuhr, hielten wir uns immer auf dem Windmühlhügel auf, von wo aus die sich zurückziehenden Deutschen beschossen wurden. Damals bekamen sie einen Denkkzettel. Erst zu Hitlerzeiten wagten sie, im dicken Panzerschutz unser Land anzugreifen.

Die denkwürdigsten Tage in meiner frühen Jugendzeit waren zweifellos die beiden Tage der Übernahme der Stadt Leszno durch die polnische Behörde. Wenn ich mich nicht irre, waren es der Samstag und der Sonntag um den 20. Januar 1920. Kaum hatte die letzte Abteilung des deutschen Artillerie-Regimentes unter traurigen Klängen des Orchesters den Marktplatz verlassen, ritt ein polnischer Ulanreiter in vollem Galopp durch unsere Osiecka-Strasse in die bereits mit Flaggen und Girlanden reich geschmückte Stadt ein. Indem der galoppierende Ulan das Rathaus umkreiste, nahm er symbolisch die Stadt in polnischen Besitz ein. An den Gesichtern meiner deutschen Spielkameraden merkte ich, dass sie vom Galoppritt des polnischen Reiters sehr beeindruckt wurden. Ich triumpierte leicht und fasste Courage; denn es war jetzt an mir, unser Polentum meinen Kameraden vor unserem Hause zu präsentieren. Während ich mich mit einer viereckigen, hohen «Rogatywka-Mütze» und mit einem daran angehefteten Silber-Adler als Pole zur Schau stellte, dekorierten meine Schwestern das Schaufenster unseres Geschäftes mit einem patriotischen Kosciuszko-Bild und mit vielen weissen und roten Nelken, die sich deutlich vom grünen Hintergrund hervorhoben. Meine deutschen Spielkameraden, die meine übergrosse Tschapka und das patriotische Bild mit etwas lustiger Neugierde betrachteten, fragten mich, was das Bild wohl darstelle (es war eine Szene, in der der Zar vorzeitig Kosciuszko aus der Gefangenschaft entlässt). Auf dem Passe-Partout waren die folgenden Worte abgedruckt: «Kosciuszko opuszcza wi<sup>o</sup>zienie». Als ich auf Verlangen der Kinder die schwer auszusprechenden Worte aussprach, wiederholte die Kinderschar, stark entstellend und spöttisch lachend, die polnischen Worte. Das Lachen und der Spott über meine Muttersprache machten mich sehr zornig, dies um so mehr, als die einzigen polnischen Kameraden, Roman und Helena S. die gleichgültig dastanden, mir bei dieser Szene mit keinem Wank mithelfen. Schon wegen der Rogatywka war ich genug aufgeregt. Am meisten ärgerte mich das Lachen des Sohnes der deutschen Nachbarsfamilie Pohl, der, obwohl um einen Kopf grösser, ein Memme war. Ich packte ihn so, dass ich seine Hand erwischte und auf die Knie zwingen konnte. Ich musste in der Rogatywka recht kriegerisch ausgesehen haben, denn nach meinem Zorausbruch und dem raschen Sieg über Pohl hörten das Gelächter und der Lärm auf. Die Ehre des Polentums vor der deutschen Kinderschar war damit gerettet.

Der darauf folgende Tag war ein Sonntag, ein wahrer «Sonnen-Tag» nach einer regnerischen und etwas stürmischen Nacht, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit, was die Leute als ein gutes Gotteszeichen deuteten. Mein knabenhafter Triumph an diesem Tage war vor meinen Spielkameraden noch grösser. Nach dem Trabritt einer Ulanen-Schwadron marschierten mehrere Infanteriekompanien in die Stadt ein. Sie standen einige Zeit auf unserer Strasse, sodass wir sie zählen konnten. Mein Stolzgefühl stieg noch höher, da ich sagen konnte, dass «Leszno jetzt mehr polnische als deutsche Soldaten hatte». Mich holten die beiden Söhne der Familie Wilkoriski, die schnell eine Pfadfinderabteilung organisierten. Mit meinem Freund Roman waren wir ein Dutzend polnischer Pfadfinder, die mit einem Fähnlein an der Feldmesse auf dem Marktplatz teilnahmen. Mehr waren wir in diesem Zeitpunkt nicht, da polnische Pfadfinder von den Preussen verboten waren. Tags zuvor, als die deutsche Artillerie auf diesem Platz Abschied nahm, waren dort kaum Leute zu sehen und nun war der Platz mit einer grossen Menschenmenge dicht überfüllt. Nach der Messe vor dem geschmückten Rathaus nach Hause zurückgekehrt, hatte ich Mühe, durch den überfüllten Hof in die Wohnung zu

gelangen, wo jeder kleinste Platz mit Verwandten, Bekannten und Kunden aus den Dörfern jenseits der Demarkationslinie besetzt war. Nach einem Jahr der Trennung sind sie allesamt zu uns gekommen, um die erfreuliche Stunde der Vereinigung und der Befreiung gemeinsam im polnischen Leszno zu feiern und zugleich der göttlichen Vorsehung während der Messe dafür innigst zu danken.

Viele Deutsche warteten nicht ab, bis die Bestimmungen des Versailler-Vertrages in Kraft traten, sondern verliessen Westpolen und kehrten in ihre alte Heimat bereits während des Aufstandes zurück. Der verlorene Krieg, die Abdankung des Kaisers und die republikanische Revolution machten sie sehr unsicher. Als mit finanziellen Vorteilen angelockte Beamte fühlten sie sich hier fremd und waren froh, in ihre angestammte Heimat bald zurückkehren zu können. Den in Westpolen verbliebenen Deutschen stand nach Festsetzung der Staatsgrenzen das Optionsrecht zu. Alsdann aber nach einigen Jahren die Frist zur Rückwanderung abgelaufen war und die optierenden Deutschen sahen, dass die Polen gar nicht im Sinne hatten, mit den «Polenhassern» abzurechnen, gingen manche Deutsche nicht mehr in ihre alte deutsche Heimat zurück, sondern blieben in Westpolen und bewarben sich, je nach dem Fall, um das polnische Bürgerrecht. In unserer Nachbarschaft z.B. wohnte die Familie B., die vor dem Kriege zum Deutschum übertrat und deren Sohn im deutschen Grenzschutz diente. Aus gewissen Gründen blieb diese Familie in unserer Stadt und trotzdem lebte sie unbehelligt unter den Polen. Am Vortage des Einmarsches der polnischen Truppen erschien in unserer Werkstätte ein verängstigtes Männlein, ein «Polenhasser», um hier vor der angeblichen Rache der polnischen Soldaten Schutz zu suchen. Er war erstaunt, als ihm der Werkführer erklärte, es werde ihm nichts passieren. Auch er blieb in unserer Stadt als städtischer Strassenputzer. Rachegefühle waren uns Polen fremd.

Sogar nach der preussischen administrativen Unterdrückung und nach den Schikanen der HAKATE-Vereine behielten die Polen ihre sprichwörtliche Würde, Grossmut und Toleranz und vergassen das, was sie von den Deutschen zu ertragen hatten. Einige von unseren ehemaligen Kunden, die für Deutschland optierten, kamen später nicht ungern zu Besuch in unsere Stadt und kauften bei uns Schuhe ein, die in Polen billiger als in Deutschland waren. Diese Beispiele mögen beweisen, dass Deutsche mit Polen auch über die Grenze gutnachbarschaftliche Beziehungen unterhalten konnten. Leider liess das grausame Nazi-Regime in den 30er Jahren den alten deutschen Hass und die masslose Überheblichkeit wieder aufleben. Sie begannen sich als Minderheit so sicher zu fühlen, dass sie den Polen mit «ihrem Hitler, der kommen und Ordnung machen wird» hemmungslos drohten. Die Polen hatten in ihrer Geschichte die Fähigkeit, ihren Nationalismus mit der von ihren Vätern geerbten Grosszügigkeit und Toleranz wunderbar zu vereinbaren. Ihre Devise war «leben und leben lassen». Vielleicht wird einst die Zeit kommen, in welcher sich die Deutschen diese Lebensdevise zu eigen machen werden. Dann werden sie als die grosse «Nation der Dichter, Philosophen und Musiker» sympatischer sein.

Unter den Besuchern, die zu uns aus Deutschland kamen, befand sich die resolute «Gustel», eine von drei Geschwistern der Judenfamilie Goldberg, die in unserem Hause an der Osieckastrasse wohnte und einen Trödlerladen in der Stadt betrieb. Sie lobte ziemlich offen das Leben in Deutschland, für welches die Geschwister optierten. Es wunderte uns nicht allzu sehr, als sie andeutete, dass es den Juden in Deutschland besser gehe, als seiner Zeit in unserer Stadt, da die Goldbergs für uns eigentlich mehr Deutsche als Juden waren. Nach der von den Nazis veranstalteten «Kristallnacht» fragte ich mich später, ob sie immer noch die gleiche Meinung über Deutschland hatte.

In der polnischen Geschichte der letzten 200 Jahre zog sich die umstrittene Frage der Aufstände wie ein roter Faden durch. Nach der Teilung Polens erhob sich die Nation mehrere Male, um ihre Unabhängigkeit mit Waffen zu erkämpfen. Allein im Laufe des 19. Jahrhunderts waren es, von napoleonischen Kriegen abgesehen, drei Aufstände. Man sprach deshalb von einer «polnischen Aufstandsmanie», die mit dem Kleinkrieg und Strassenschlachten von 1906/08 in Kongresspolen nach der Niederlage des Zarenreiches im russisch-japanischen Kriege ihren Abschluss gefunden zu haben schien, wenn wir vom letzten Warschauer – 1944 – Aufstand absehen. Der Januar-1863-Aufstand, der hauptsächlich von Jugendlichen und Adel ausgelöst wurde, war für das Polentum lehrreich, da durch dessen elendes Ende (Sibirverbannungen, Güterkonfiskationen und Intensivierung der Russifizierung) die Nation in den Zustand einer Ernüchterung geriet. Eine weitere

Emigrationswelle (die dritte nach dem tragischen Kosciuszko-Aufstand) setzte ein, was zur Folge hatte, dass die Unabhängigkeitsidee von Geheimgesellschaften im Ausland (Frankreich, Schweiz) übernommen wurde, die dem polnischen Untergrund «Direktiven» zuleiteten. In Anbetracht der sich immer deutlicher abzeichnenden Gegensätze unter den Teilungsmächten wartete man polnischerseits auf eine günstige Mächtekonstellation, die den Polen erlauben würde, die Unabhängigkeitsidee zu verwirklichen. Die zu befolgende Politik am Vortage des 1. Weltkrieges ergab sich aus der damaligen Lage des Polentums im österreichischen Teil, wo im Vergleich zu den anderen Teilen die Unterdrückung die mildeste war. Für die polnischen, galizischen Politiker – Parlamentarier des NKN-Komitees, die mit Wien Kontakte hatten, galt der österreichische Teil als der «polnische Piemont», auf dem sich das künftige Polen aufrichten sollte. Pilsudski, der im russischen Teil einen harten Untergrundkampf gegen das verhasste Zarentum führte, war die Seele im «Bunde des aktiven Kampfes», der den einzigen Weg zur Unabhängigkeit Polens im militärischen Kampf sah. Die Idee des Kampfes mit Militäreinheiten, den aufzustellenden Legionen an der Seite Österreichs fand immer mehr Anhänger, insbesondere in Kongresspolen. Dieser austrophilen Lösung der polnischen Frage stellte sich die andere Orientierung entgegen, deren Ideologe Dmowski war, der die meisten Anhänger wegen seiner antideutschen Einstellung im preussischen Teil hatte. Auf diese Weise kam es zu einer Spaltung in der Nation in die Lager zweier verschiedener Orientierungen. Die Idee des Unabhängigkeitskampfes an Seite Österreichs und Deutschlands, die Pilsudski mit seinen Legionen in Galizien und mit der POW-Organisation in Kongresspolen realisierte, war für die Polen im preussischen Teil wegen der Germanisationspolitik Preussens unannehmbar. Wie tief die Geister unter den Polen in den 3 Teilgebieten geschieden waren, zeigte eine Episode, als im Sommer 1914 eine Gruppe Posener Patrioten nach Krakau zwecks Anschlusses am Unabhängigkeitskampf der Legionen eingeladen wurde. Diese Begegnung verlief ergebnislos. So wie die Posener nicht verstehen konnten, wie Polen an Seite des Erzfeindes Deutschland kämpfen konnten, so verstanden auch das Krakauer Parlamentarierkomitee und mit ihm Pilsudski nicht die Weigerung der Posener, sich an einem solchen Kampf zu beteiligen. Erst der stärkste Pfeiler der Teilungsmächte, d.h. Deutschland, musste zusammenbrechen, bis die polnische Nation eine gemeinsame Front gegen seine Unterdrücker bilden konnte. Diese Geisterscheidung war einfach eine Folge der über 120 Jahre dauernden Teilung. So wie Pilsudskis Idee die ganze Nation zum Unabhängigkeitskampf aufrief, so wirkte sich unter Einfluss Dmowskis Ideologie der Posener Aufstand auf die schlesischen Patrioten aus, die als die letzten mit der POW-Hilfe zum Unabhängigkeitskampf aufstanden.

Das schwächste Glied im preussischen Teil war Pommern, das bereits im 10. Jahrhundert den Angriffen des Markgrafen Hodons und später des Kreuzritterordens ausgesetzt war. Durch Brandenburg und den Neumark-Keil ständig bedroht, verlor Pommern ziemlich früh die Verbindung zum Mutterland. Das pommersche Polentum war stark durch fremdes (deutsches, skandinavisches und holländisches) Element durchsetzt, weshalb es nicht in der Lage war, sein eigenes ethnisches Kulturzentrum, wie dies in anderen Provinzen der Fall war, aufzubauen. Da die konservativen Polen sehr an der Landwirtschaft hingen und das «Navigare necesse est» vernachlässigten, fiel Danzig, das bedeutendste Zentrum von Pommern, der ethnischen Entfremdung zum Opfer. Bis Ende des 18. Jahrhunderts war Pommerns territoriale Verbindung mit dem Mutterland durch das versumpfte Urweichsel-Tal, bzw. Netzebruch für beide Seiten erschwert. Als Pommern und Posenerland infolge der Teilung unter Preussens Herrschaft fielen, wurde der Netze-Bruch als Netzedistrikt nach Trockenlegung mit Deutschen und Holländern besiedelt. Es war die dichte deutsch Ansiedlerzone, die es den polnischen Aufständischen wesentlich erschwerte, gegen Norden vorzustoßen.

Durch den Posener Aufstand und dessen lawinenartigen Fortgang waren die Deutschen so überrascht, dass die Aufständischen bis Mitte Januar 1919 Chancen hatten, entweder in Richtung schlesisches Opolengebiet oder südliche und mittlere Bezirke Pommerns vorzudringen, um den dortigen Polen in ihrem Befreiungskampf zu Hilfe zu kommen. Dies wäre wohl möglich gewesen, wenn sie Hilfe der kongresspolnischen POW-Einheiten erhalten hätten. General D. Musnicki plante mit einer stärkeren Einheit Schneidemühl-Pila einzunehmen, um sich mit den Aufständischen in Pommern zu verbinden und die für die Deutschen wichtige Berlin-Ostpreussen-Verbindung zu unterbrechen. Pilsudski, der beständig über den Aufstand durch seinen Vertrauensmann, Oberst Stachiewicz informiert war, hatte seine eigenen Föderationspläne im Osten und wollte

## *Die Mobilisation und einige Kriegserlebnisse 1939*

Der deutsche Blitzkrieg im September 1939 zeigte mit aller Deutlichkeit die relative Schwäche des Kriegspotentials Polens, das hauptsächlich aus bedeutenden Mannschaftszahlen der zu mobilisierenden Armee und dem hervorragenden Kampfgeist der Soldaten und Offizieren bestand. Dies konnte jedoch die technischen Unzulänglichkeiten in der Ausrüstung der polnischen Armee bei weitem nicht ausgleichen. Einen enormen Vorteil zogen insofern die Deutschen aus ihrem Überraschungsangriff, als das polnische Heer bei seinem grossen Mannschaftsbestand und weit gestreuten Mobilisationspunkten sehr viel Zeit brauchte, bis es kampfbereit war. Aus Zeitmangel konnten einige Divisionen gar nicht mobilisiert werden, andere erreichten nicht ihren Standort und fehlten in kritischen Momenten den Armeestäben. Seiner Zeit hatte es geheissen, dass der deutsche Angriff gegen Frankreich im Sommer 1914 gemäss Schlieffenplan keinen Erfolg hatte, weil Frankreich mit seiner departementalen Administration und dichtem Eisenbahnnetz seine Armee relativ rasch mobilisieren konnte. Und trotzdem wurde die Gefahr erst im letzten Moment durch den Einsatz von Pariser Taxifahrern gebannt.

Ausser der enormen Überlegenheit in der Luft und in der Panzerbewaffnung zogen die Deutschen weiteren Vorsprung aus dem Umstand, dass die Westalliierten sehr darauf bedacht waren, den «bösen Hitler» nicht zu provozieren. Dieser übertriebenen Vorsicht musste Polen nachgeben, indem es den ersten Mobilisationstag vom 30.8.39, an welchem die Deutschen schon definitiv kampfbereit waren, um einen Tag zu verschieben hatte. Polen kämpfte deshalb kaum mit der Hälfte seiner Militärkräfte. Bei einer über 2'500 Kilometer messenden Front und tiefen Einschnitten von Ostpreussen und Slowakei lag der Erfolg der deutschen Zangenfassung so auf der Hand, dass man sich nur wundern musste, dass Polen einen solchen Kampf aufgenommen hatte. Auf unserer Seite ging es aber nicht nur um den Sieg, sondern um die Ehre der Nation und nicht zuletzt um die Verteidigung der europäischen Demokratie und Freiheit. Entgegen Annahme mancher europäischer Opportunisten blieb Polen, das man bereits an den Diktaturen-Pranger stellen wollte, seinen christlichen Freiheitsidealen, der Toleranz und seiner 1000jährigen Geschichte treu. Infolge des verräterischen Überfalls der Nazis und der Sowjets sowie der unvollständigen Mobilisation und schliesslich infolge des Waffenmangels dauerten die Kriegshandlungen bis etwa am 6.10.39. Aber damit war der Krieg nicht zu Ende. Die ganze polnische Nation blieb unbeugsam. Jeder einzelne Pole, der auf der Strasse verhaftet wurde, blieb im Widerstandskampf auf sich allein angewiesen, bis sich eine riesige Untergrundarmee spontan mobilisierte. Die in Millionen gehenden Opfer der Zivilbevölkerung in Warschau und im ganzen Lande gaben Zeugnis, dass man die polnische Nation wohl mit Waffen besiegen, niemals aber deren Widerstandsgeist brechen kann.

Einst zogen die Deutschen gegen Polen, um es angeblich zu christianisieren, diesmal um es mit dem neuheidnischen Nazismus zu entchristianisieren. Die über 2'000 katholischen Priester, die in Dachau ihr Leben liessen, nahmen am Widerstandskampf teil.

Die geopolitische Lage hat Polens tausendjährige Geschichte weitgehend bestimmt. Weder vom Westen noch von Osten war Polen durch natürliche Grenzen geschützt, die ihm erlauben würden, ein sicheres Staatsgefüge aufzubauen. Diese Lage war im September 1939 noch prekärer, als Polen nicht nur vom nördlichen Ostpreussen, sondern auch von der südlichen, von Deutschland besetzten Slowakei die tödliche Gefahr drohte. Die ostpreussische Gefahr war seiner Zeit von der Nationaldemokratie in ihrer Tragweite richtig eingeschätzt, indem ihr Führer Dmowski an der Pariser Friedenskonferenz die Abtrennung dieser einst gegenüber Polen lehenspflichtigen Provinz von Deutschland verlangte. Diese Gefahr wollte aber der damalige Staatschef Pilsudski in seiner Gegenerschaft zur Nationaldemokratie und versöhnlicher Einstellung zu Deutschland und in seinem Glauben an dessen Friedfertigkeit nicht anerkennen. Nun sahen sich seine Nachfolger mit dieser Gefahr konfrontiert. Polen stand vor einem grossen Dilemma: einerseits hatte Polen angesichts der drohenden Umfassung keine andere Wahl, als entweder seine Verteidigung sehr tief an der Narew-Weichsel-San-Flusslinie aufzubauen, um dieser Gefahr zu entgehen, oder andererseits mit seinen zerstreuten Streitkräften an seinen langen Grenzen dem Feind Widerstand zu leisten. Hinter der genannten

Flusslinie hätte zwar Polen die Chance, in einem Stellungskrieg den Angriff besser aufzuhalten, bis die Hilfe der Westalliierten wirksam geworden wäre. Aber diese Chance hätte es mit der Aufgabe wichtiger, dicht bevölkerter Industriegebiete erkaufen müssen. In diesem Falle hätte Polen auf den grössten Teil seiner ethnischen Bevölkerung verzichten müssen, was national-psychologisch absolut unannehmbar wäre. Eine sehr tiefe Verteidigungslinie konnte sich z.B. das gebietsreiche Russland leisten, aber nicht Polen, dem die Preisgabe seiner westlichen Gebiete eine innenpolitische Krise im Widerstandswillen der Nation heraufbeschworen hätte.

Gemäss H. Roos (vgl. «Geschichte der polnischen Nation 1916/60», Tübingen 1961) war der Operationsplan «West» unter Zeitdruck ausgearbeitet. Offenbar rechnete Pilsudski, der sich vor einem Angriff durch den Abschluss des Nichtangriffsvertrages vom Januar 1934 mit Hitler sicher fühlte, nicht mit einem Krieg mit Deutschland. Die Nationaldemokratie warnte öfters das Pilsudski-Lager vor der deutschen Treubruchigkeit. Der erwähnte Operationsplan «West» sah die Massierung der polnischen Heereskräfte im Westen vor. Der Rückzug dieser Kräfte hinter die Verteidigungslinie Narew-Weichsel-San-Linie kam für Pilsudskis Nachfolger, Marschall Rydz-Smigly nicht in Frage. Somit war Polen gezwungen, auf die konventionelle Strategie, wie sie im 1. Weltkrieg allgemein angewandt wurde, zurückzugreifen. Aber auch diese Konzeption hatte in ihrer Ausführung einen Haken; denn sie hätte nur dann Erfolg gehabt, wenn Polen autonom das Datum und den Umfang der Mobilisation hätte bestimmen können. Gerade diesbezüglich musste aber Polen, wo es um sein Menschenpotential, d.h. um seinen wichtigsten Trumpf ging, den Wünschen der Alliierten wegen «Hitler-Nicht-Reizen» entgegenkommen und das Mobilisationsdatum zu seinen Ungunsten verschieben.

Die Vernachlässigung der Westfront in der Ausarbeitung der Verteidigungspläne erwies sich für Polen als verhängnisvoll, dies um so mehr, als Marschall Rydz-Smigly seinen Aufgaben als Oberbefehlshaber nicht gewachsen war. Pilsudski machte sich selbst Sorgen über die Fähigkeiten seines Nachfolgers. Diese Meinung vertritt der oben zitierte Autor H. Roos. Aus dem Verlauf der westpolnischen Grenze mit dem «Posener Bauch» war es nicht schwer zu erraten, dass der deutsche Angriff auf die Industrie-Städte Tschenstochau, Lodz und Bromberg erfolgen würde, womit zugleich nicht nur Warschau gefährdet, sondern auch die Provinz Posen und der Pommern-Korridor isoliert worden wären. Der Panzerkeil auf Bromberg hatte für die Deutschen noch den grossen Vorteil, dass er die starke «Tomorze»-Armee-Gruppe des Generals Bortnowski ausser Gefecht setzte. Offenbar liess sich das polnische Oberkommando durch die von Hitler provozierte Spannung um Danzig, bzw. Korridor täuschen, so dass die Tucheier Heide für diese starke Armee-Gruppe eine Falle wurde. Darüber hinaus erlitt die Bortnowski-Gruppe grosse Verluste beim Rückzug durch den Bromberger Engpass, wo deutsche Diversanten heftig zuschlugen. Sicherlich fehlte sie auch dem Oberkommando bei der entscheidenden Schlacht an der Bzura vor den Toren Warschaws, wo die Oberbefehlshabers Reserve «Kutno» leider fehlte. Das Gleiche galt z.T. der starken Armee-Gruppe «Poznan», die durch die beiden deutschen Panzerkeile bedroht, den weiten Rückzug gegen Warschau zu vollziehen hatte. Hier rächte sich teilweise das Fehlen einer Verteidigungslinie hinter der Woiwodschaft Poznan, und zwar in Anlehnung an die Notec-Warta-Ner-Prosna Flüsse und an die Goplo-Slesin-Seen. Die genannten Flüsse führten zwar im Spätsommer nicht viel Wasser, aber durch deren Verbindung mit den in einer Depression liegenden Goplo- und Slesin-Seen, sowie mit dem Weichselbecken wäre ihr Verteidigungswert beträchtlich erhöht. Vor dem Kriegsausbruch wurde in der Tagespresse einiges über diese Linie angedeutet. Allem Anschein nach hatte man dieser natürlichen Sperrmöglichkeit keine besondere Bedeutung beigemessen, denn während meiner Fahrt zum Mobilisationspunkt Kutno über Klodawa habe ich ausser einigen sporadischen Strassensperren aus gefällten Strassenbäumen nichts besonderes bemerkt, was auf Verteidigungsbauten deuten würde. In Klodawa machte ich einen zweitägigen Halt, da in diese Stadt mein Schwager mit Gerichtsbüros aus Leszno evakuiert wurde. Ich hoffte, hier wenn nicht ihn selbst, so doch meine Schwester mit ihren 3 Kindern anzutreffen, die auch zum Evakuierten-Tross gehörten. Als ich dort angekommen war, war der ganze Tross bereits weiter evakuiert worden. Nach längerem Suchen ist es mir doch gelungen, denselben in einer anderen Ortschaft zu erreichen und Schwesters Familie in dem Moment anzutreffen, in dem sie schon auf dem Bauernwagen auf der Fahrt nach Kutno war. In dieser Gegend bekam ich ein anschauliches Bild einer Evakuierung von Ämtern und Beamten-



familien. Da das Gebiet um Kutno zum Schlachtfeld an der Bzura gehörte, war hier das Chaos unbeschreiblich. Das Schicksal der Kinder tat mir tatsächlich leid.

Die fragliche Verteidigungs-, bzw. Sperrlinie entlang der genannten Flüsse und Seen hätte eine Länge von ca. 250 Kilometern ergeben, wogegen die Entfernung zwischen den beiden Drehpunkten Bromberg-Tschenstochau rund 300 Kilometer mass. Man sieht daraus, welche wichtige Rolle dieser Verteidigungslinie im westlichen Defensivsystem zukam. In Anbetracht der Schlagkraft und der enormen Mobilität des deutschen Heeres hätte die polnische Regierung auf keinen Fall dem Druck der Verbündeten wegen der zeitlichen Verschiebung der Mobilisation nachgeben sollen. Sie hätte darauf hinweisen sollen, dass für die Verteidigung Polens die rechtzeitige Mobilisierung seiner Kräfte wegen Transportschwierigkeiten von allerwichtigster Bedeutung war. Da gemäss der französisch-polnischen Militärkonvention vom Mai 1939 Frankreich zu einer Offensive gegen Deutschland spätestens am 15. Tag nach Beginn seiner Mobilmachung verpflichtet war, hätte das polnische Oberkommando in der ersten Phase des Krieges (2-3 Wochen) prinzipiell eine Defensivtaktik verfolgen sollen, indem es nur leichte Einheiten zum Auffangen des Feindes an der Grenze aufgestellt und das Gros seiner westlichen Armeen samt den beiden Armee-Gruppen «Pomorze» und «Poznan» hinter der Verteidigungs-Sperrlinie Bromberg-Tschenstochau konzentriert hätte. Die entscheidende Schlacht im Vorfeld von Warschau an der Bzura hätte dann vielleicht einen glücklicheren Verlauf für den Verteidiger haben können. Allem Anschein fehlte die nötige Koordination zwischen den westlichen Verbündeten und Polen. Falls der Mangel an Koordination aus Respekt der Westalliierten vor Hitler diktiert wurde, war dies zweifellos der erste Schritt zur Niederlage Polens. Während Frankreich den Eindruck eines gelähmten Mannes machte, schickte England, nachdem es die nationale Integrität Polens garantiert hatte, seinen Kriegssachverständigen Ironside, der in Posen von «einem fünfjährigen Krieg mit Deutschland sprach, der 5 Milliarden Pfund Sterling kosten würde». So gesehen war der Herbstkrieg 1939 in Polen nur ein Vorspiel zum 2. Weltkrieg.

Die Vorkriegsquahre waren in Polen zu meiner Zeit so zahlreich, dass sehr viele Dienstaugliche als «Überkontingent» in die Reserve einverleibt wurden, ohne den üblichen Militärdienst leisten zu müssen. Meistens waren es jene, die in den Mittelschulen den vormilitärischen Dienst in der sogenannten Hufiec-Organisation im Alter von 16-19 Jahren absolviert hatten. Auch ich gehörte zu dieser Kategorie von Jugendlichen, die diesen Dienst entweder während der Schulzeit oder auch während der Ferien in besonderen Sommerlagern im Gebirge oder am Meer leisteten. Auf Grund des in dieser freiwilligen Organisation geleisteten Dienstes wurde ich nach der Musterung der «Reserve Luftwaffe-Infanterie ohne Aktivdienst» zugeteilt. Da ich damals im 2. Studienjahr stand, war für mich diese Lösung von Vorteil. Ich bedauerte lediglich, dass ich diesen Vorteil mit dem Verlust an männlichem Image bezahlen musste. Als ich meine Schulkameraden mit Zensus, die die Militärschule für Offiziersaspiranten besuchen durften, in der Uniform sah, war es mir sehr peinlich, abseits bleiben zu müssen. Im innersten bereute ich diese Begünstigung, denn damals waren noch Zeiten, in welchen ein Kavalier, dh. ein Junggeselle beim weiblichen Geschlecht bessere Chancen hatte, wenn er eine Fähnrichschule abschloss. Im Zeitpunkt des Kriegsausbruchs standen Tausende von Jugendlichen wie ich, bereitwillig zum Kriegsdienst, im Gefühl der Enttäuschung, für nichts da zu sein. Als dann die Kriegsfrente näher rückte und dem Posenerland die Umzingelung drohte, hatten wir keine andere Wahl, als uns bei den Sammelpunkten für Reservisten, bzw. Freiwillige zu melden in der Hoffnung, bald mobilisiert zu werden. Nach der Bombardierung der Stadt Posen durch die deutsche Luftwaffe waren es die Tausenden von Reservisten und jugendlichen Freiwilligen, die mit der flüchtenden Zivilbevölkerung die Strassen nach Osten überfüllten. Eine Verteidigung der Stadt durch Zivilbevölkerung war offenbar nicht vorgesehen. Neben der Polizei war nur die P-L-0-Organisation, der Luftschutzdienst, der auf den Ausfallstrassen Ordnung hielt. Durch die Verschiebung des Mobilisationsdatums war eigentlich niemand da, der uns Reservisten Weisungen zu erteilen hatte. Fast instinktiv packten wir das Nötigste zusammen, um uns bei den Mobilisationsstellen zu melden.

Mein nächster Mobilisationspunkt, Konin, lag ca. 100 Kilometer von Posen an der Bahnlinie nach Warschau entfernt. Die Eisenbahnstrecke war schon am 3. Kriegstag infolge Bombardierung zerstört und unbrauchbar. Als ich am 4.9. Konin mit dem Fahrrad erreichte, hiess es, dass die MOB Magazine ostwärts verschoben werden mussten. Unter ständigem Bombardement aus der Luft

(jede 20, bzw. 30 Minuten gab es Fliegeralarm) fuhr unsere Fahrradgruppe Richtung Kutno-Lowicz weiter. Jene, die kein Fahrrad hatten, marschierten zu Fuss. Die Strassen waren mit Flüchtlingen und Militäreinheiten überfüllt, die sich wegen der drohenden Einkesselung schnellstens zurückziehen mussten. An einer Stelle entstand ein Stau. Auch hier zwischen Kolo und Kutno wurde aus Bauernfuhrwerken, zerschossenen Privatautos eine Barrikade aufgerichtet. Im ersten Moment waren wir der Meinung, dass nichts leichter wäre, als dieses Hindernis im Nu eigenhändig zu beseitigen. Wir sahen schon die Silhouette der Stadt, als auf uns alle bei der Aufräumung des Barrikadenhaufens ein Kugelhagel fiel. Die Überraschung war perfekt. Man sah gleich, dass hier erfahrene, deutsche Diversanten am Werk waren. Wer keine Deckung in den Strassengräben oder hinter einem Wagen fand, wurde verletzt oder getötet. Verwundete, Tote, Soldaten und Zivilisten fielen auf den Boden. Ein Major auf einem verwundeten Pferd blieb, wie ein Wunder, unverletzt. Er übernahm das Kommando in diesem verworrenen Abschnitt. Eine kleine Infanterieabteilung, welche die auf dem benachbarten Bahngeleise stehenden Waggons untersuchte, von wo allem Anschein nach die Schüsse fielen, fand dort einen Haufen ausgeschossener Patronenhülsen. Mehrere Zeugen wollten einige Zivilisten gesehen haben, die unter Leitung eines in polnischer Eisenbahner-Uniform gekleideten Anführers, auf Motorrädern angekommen, nach einigen Salven aus den Waggons rasch verschwanden. Ich und eine Schar Freiwilliger wurden jedoch wegen Fliegeralarm in die Stadt nicht hineingelassen. Es wurde uns befohlen, nach Lowicz zu fahren.

Offenbar in der Verwirrung schlugen wir nicht den richtigen Weg nach Lowicz, sondern nach Lodz ein. Nach einer Stunde Pedalieren wurde unsere Gruppe vor einer Ortschaft angehalten. Der Militärkommandant erklärte uns kurz, dass wir in diesem Gebiet, wo eine Schlacht in Vorbereitung war, nichts zu suchen hätten und befahl uns, bei der nächsten Kreuzung die Richtung Lowicz einzuschlagen. Mittlerweile wurde es Abend und der Verkehr von Militäreinheiten immer dichter. Die barschen Worte des Kommandanten dämpften unsere Laune. Sollen wir den ganzen Krieg als Zuschauer auf den Fahrrädern herumfahren? Hoffentlich kommen wir in Warschau zum Einsatz. Morgen abend müssen wir dort sein!

Die Deutschen wandten eine besondere Taktik an, um die Dorfbewohner zur Massen flucht zu zwingen und das Chaos zu steigern. Vor der Eindämmerung beschoss die deutsche Artillerie alle Dörfer auf einer breiteren Front mit Feuergranaten, welche die mit frischer Ernte gefüllten Scheunen anzündeten. So weit das Auge reichte, brannten die von der Spätsommerdürre ausgetrockneten Bauernbehausungen. Die verzweifelten Bauern trieben das Vieh auf die Strassen hinaus, die von mit Hausrat beladenen Wagen schon verstopft waren. Frauen und Kinder trieben das Kleinvieh auf den Höfen zusammen. Niemand wollte ein Lebewesen den Flammen preisgeben. Irrende Tiere brüllten laut, als ob ihnen der Schrecken des Krieges gegolten hätte. Alles eilte von Panik erfasst nach Osten. Die Nacht mit dem lichterloh brennenden Horizont bot ein grausames Spektakel. Rauchschwaden und aufgewirbelter Staub erschwerten die Sicht und den Atem. In den aus Holz gebauten Städtchen konnte die flüchtende Menschenmasse mit Vieh und Wagen durch die brennenden Gassen kaum vorwärtskommen. Wer am nächsten Morgen durch die Landschaft zurückkehrte, um vielleicht etwas Vergessenes zu holen, erkannte kaum sein Heimatdorf. Von weitem sahen die Dörfer fast alle gleich aus. Man hätte meinen können, es wären seltsame Wälder; denn lediglich die schmalen Backsteinkamine ragten wie Baumstämme aus dem verkohlten Boden heraus.

Unterwegs sahen wir viele Szenen des grausamen Krieges: Zivilisten, die neben einem zerschossenen Kleinbus fast ratlos standen, weil sie nicht wussten, wo und wie die Toten zu begraben seien. Als wir diese Verwüstungen und Menschen- und Tierelend von diesem Ausmass gewahrten, erfasste uns ein Gefühl des Zornes und ein Bedürfnis nach Kampf und Rache. Wenn eine Infanterieabteilung in unserer Nähe aufkreuzte, riefen wir nach Waffen. Aber wer würde uns Zivilisten in diesem Durcheinander Waffen anvertrauen? Zivilisten könnten doch Diversanten sein, was nicht selten der Fall war. Im panikartigen Durcheinander traute niemand dem anderen. Am vierten Abend seit unserer ersten Besammlung in Konin erreichten wir die Vorstädte Warschaws. Wegen einer neuen Barrikadenfalle entstand an einem Punkt wieder ein riesiger Menschen- und Fahrzeugstau. Gott sei Dank, dass diesmal die deutsche Luftwaffe untätig war, denn es war bereits die Zeit des Einnachtens. Auch deutsche Diversanten traten nicht in Aktion. Von der Westseite wurden wir jedoch nicht in die

Hauptstadt hineingelassen. Aus der Menschenmasse wurden schnell einige Kompanien Jugendliche formiert, die auf grossen Umwegen in die östliche Vorstadt Praga einmarschieren konnten. Es war schon Morgengrauen, als wir hier in Praga zu Erdarbeiten zugeteilt wurden, um der tapferen Warschauer Bevölkerung zu helfen. Verpflegung erhielten wir allerdings erst gegen Mittag, was unserer Laune gar nicht zuträglich war. Vielen von uns gefiel die schwere Arbeit nicht; denn jeder wollte mit Waffen kämpfen. Leider waren dieselben hier nicht vorhanden. Am nächsten Morgen erhielten wir Befehl, zur nächsten MOB-Stelle nach Garwolin zu marschieren. Alle hofften, dort das Ende des Herumirrens zu finden.

Hinter Warschau hatten wir den Eindruck, dass der Menschen- und Fahrzeugstrom etwas nachgelassen hatte. Trotzdem waren die Ausfallstrassen gegen Osten sehr überfüllt. Von einem flüssigen Verkehr konnte schon deshalb keine Rede sein, als die oft aufeinander folgenden Angriffe der deutschen Luftwaffe den Verkehr zum Anhalten zwang. Unsere Fahrradgruppe fuhr in lockerer Ordnung durch die lange Grochowska-Strasse, als sich die Menschen wegen eines neuen Fliegeralarms zerstreuen und in den Luftschutzgräben Schutz suchen mussten. Ich liess mein Fahrrad an einem Baum angelehnt stehen. Kaum war der Alarm vorbei, wollte ich die Fahrt fortsetzen. Während ich vom Graben schräg durch die unbebaute Parzelle gegen die Strasse lief, bemerkte ich, dass mein Fahrrad nicht mehr am Ort war, sondern dass sich ein Soldat mit meinem Fahrrad davon machte. Eine Verwechslung war ausgeschlossen, da an der oberen Stange meine Ledermappe hing. Ich sah mich gezwungen, gegen den fahrenden Soldaten laute Rufe zu richten, der zum Glück stehen blieb. In diesem Moment kam mir ein OPL-Luftschutzangehöriger entgegen, der mich mit dem Revolver und dem Befehl «Hände hoch» zum Stehen zwang. Im Nu sah ich mich von einer Menschenchar umzingelt, die durch den Ausruf der Amtsperson offenbar elektrisiert wurden. Während ich mich mit dem Soldaten auseinandersetzte, der behauptete, einen dringlichen Befehl überbringen zu haben, äusserte der Luftschutzangehörige den Verdacht, ob ich wegen meinem fremden Akzent nicht ein deutscher Diversant sei. Gott sei Dank, dass mich aus der unverhofften, misslichen Lage mein Personalausweis rettete. Mein Eigentum des Fahrrades bewies ich den Leuten dadurch, dass ich den Inhalt meiner Ledermappe auswendig und genau beschreiben konnte. Ich zitiere hier diesen Vorfall, weil bei den kriegsbedingten chaotischen Zuständen auf den Strassen solche Fälle nicht selten vorkamen. Es kamen sogar Fälle vor, in welchen unschuldige Menschen in der allgemeinen Angstpsychose standrechtlich als Spione oder Diversanten erschossen wurden.

Auf diese Weise ging es weiter ostwärts, ohne dass die enormen Mannschaftsbestände von Reservisten und Freiwilligen mobilisiert worden wären. Neben der Mobilisation war für den Kriegsfall die Evakuierung von den mehr oder weniger verteidigungswichtigen Zivilämtern und Behörden vorgesehen, die mangels genügender Motorisierung teilweise mit Pferdefuhrwerken zu erfolgen hatte. Anfänglich klappte es noch mit der Ämterevakuierung, aber bereits auf der kongresspolnischen Seite, wo der Transport lediglich auf Bauernfuhrwerken, und zwar von Bezirk zu Bezirk erfolgte, trat eine verheerende Desorganisation ein. Wenn man bedenkt, dass Polen vor dem Kriegsausbruch nicht mehr als 50 Tausend Motorfahrzeuge zählte, kann man sich die chaotischen Zustände auf den Strassenengpässen vorstellen. Als sich noch dazu der Kriegsschauplatz gegen die Stadt Kutno verschoben hatte, artete das Chaos bei der Evakuierung in ein Inferno aus. An vielen Strassenstelen lagen Pferdekadaver mit von der Wärme aufgedunsenen Leibern, zerstörte Fuhrwerke und verlassene Autos, um deren Beseitigung sich bei den ständigen Luftangriffen kaum jemand kümmerte. Wie ein riesiger Strom bewegte sich die Flüchtlingsmasse gegen Osten. Lediglich beim Fliegeralarm erstarrte sie für kurze Zeit, die unter Bäumen in den Gräben oder gelegentlich unter einer Brücke etwas Schutz zu finden glaubte. Während diese Evakuierung für die Rückzugsbewegung der polnischen Truppen zum Verhängnis wurde, stellte sie für die deutsche Kriegsführung einen grossen Vorteil dar.

Den Fall der Evakuierung der Gerichtsbüros aus Leszno nach Klodawa, mit der auch mein Schwager mit seiner Familie erfasst wurde, erwähnte ich schon kurz vorher. Als ich in Klodawa angekommen war, waren bereits die Büros weiter «nach Osten» ohne bestimmtes Ziel evakuiert worden. Man fragte sich allgemein nach der Zweckmässigkeit der Evakuierung des Gerichtsinventars, da man überzeugt war, dass die Ämter hinter einer Sicherheitslinie evakuiert würden, wo die Lage einigemassen stabilisiert war. Aber diese Sicherheitslinie, die offenbar mit der Fluss-Notec-

Slesinseen Warta Prosna Flüsse identisch war, existierte nur in den Vermutungen der Evakuierten. Als es (liess, dass die Ämterevakuierung von Klodawa «nach Osten» fortgesetzt werden sollte. setzten die Evakuierten alle Hoffnungen auf eine definitive Evakuierung hinter der Weichsel, «wo der Feind bestimmt aufgehalten wird». Aber niemand rechnete damit, dass die Schlacht an der Bzura bereits den Todesstoss für unser Land bedeutete. Die grosse Entscheidung fiel hier bei Kutno und langsam wurde allen klar, dass eine Evakuierung hinter der Weichsel keinen Sinn mehr hatte. Die Evakuierten wurden ihrem eigenen Schicksal überlassen. Die grösste Sorge der übermüdeten Beamten und ihrer Familien war nun, wie sie auf kürzestem Wege nach Hause gelangen, denn die Versorgungslage wurde immer kritischer.

Auch wir Reservisten und die Massen von Freiwilligen begannen sich hinter der Weichsel allmählich ernst über unser weiteres Schicksal zu fragen. Die Desorganisation zwischen Posen und Warschau nahmen wir mit Verständnis auf in der Hoffnung, dass hinter der Weichsel eine feste Verteidigungsfront errichtet würde und wir den zuständigen Militäreinheiten zugeteilt würden. Zwar bemerkten wir, dass der Flüchtlingsstrom von Warschau nach Osten nachgelassen hatte, aber die Tatsache, dass wir auf einen weiteren Mobilisationspunkt verwiesen wurden, machte uns stutzig und misstrauisch. Der Grund des sehr grossen Flüchtlingsstromes von Posen nach Warschau war zweifellos die durch die fünfte Kolonne gerüchteweise verbreitete Nachricht, wonach die polnische Regierung von der Verteidigung des Posenerlandes abgesehen hätte und bereit sei, es gegen einen Waffenstillstand einzutauschen. Die «schonende Behandlung» des Posenerlandes durch die beiden Panzervorstösse gegen Bromberg und Tschenstochau und die schwachen Angriffe der Deutschen an der Posener Westfront gaben diesem Gerücht starke Nahrung. Viele Posener Flüchtlinge erinnerten sich noch an die laue Haltung Pilsudskis gegenüber den Deutschen während des Posener Aufstandes und begannen an derartige Propaganda-Gerüchte zu glauben. Hier sei noch zu erwähnen, dass überhaupt im Sommer 1939 Westpolen einer besonderen, deutschen Störungskampagne ausgesetzt war. So z.B. machte sich in dieser Zeit im Posenerland ein starker Rückgang des Münzgeldes aus dem Geldumlauf bemerkbar. Eine amtliche Revision bei den deutschen Sparkassen und Regionalbanken brachte zu Tage, dass in deren Tresors übermässig grosse Vorräte an Kleingeld angelegt wurden. Mit dieser Diversionsaktion waren noch andere Gerüchte verbunden, wonach im Falle eines deutschen Sieges die polnischen Banknoten gänzlich wertlos wären und nur das silberne Münzgeld Geltung hätte. Um die Deutschen über die Wirkung dieses Treibens im Ungewissen zu halten, hatte man in Polen hierüber nicht allzuviel Publizität gemacht. Ruhe und Gelassenheit waren in dieser Lage nicht fehl am Platze. Trotzdem war es in dieser Zeit schwer, Gerüchte von der Realität zu unterscheiden. Der Direktor unseres Verbandes z.B. war über die Ungewissheit bezüglich des Schicksals des Posenerlandes so erbittert, dass er, wie er mir erklärte, bereit war, sein Offiziersdiplom dem Oberst zurückzugeben.

Nach dem Zwischenfall mit dem Luftschutzangehörigen auf der Grochowska-Strasse fühlte ich mich etwas entmutigt und hungrig dazu. Ich bemerkte, dass ich des Herumirrens müde geworden war und entschloss mich, in einem kleinen Birkenwald Rast zu machen. Im Walde selbst hielt sich schon eine Kompanie der Infanterie auf. Auch einige Zivilisten ruhten hier aus. Sie waren von den ständigen Luftangriffen und vom mehrtägigen Marsch müde geworden. Wir beschlossen, uns der Kompanie als Freiwillige anzuschliessen. Nach der Verpflegung in der Kompanieküche fühlten wir uns mit den Soldaten näher verbunden. Es überwältigte uns ein so starkes Dankesgefühl an die Soldaten und überhaupt an das Vaterland, dass wir den Hauptmann baten, uns gleich als Soldaten in seine Kompanie aufzunehmen. Er war nicht abgeneigt, unserem Wunsch zu entsprechen. Einige Karabiner und Munition wären zwar da, aber wegen unserer Zivilbekleidung möchte er mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Kriegskonvention keine Verantwortung für unseren freiwilligen Dienst übernehmen. Er nahm mein Fahrrad und begab sich zum Regimentsstab, um Befehle zu erhalten. Gegen Abend kam er mit einer besseren Laune zurück. Gemäss den erhaltenen Befehlen müsste unsere Einheit noch dieselbe Nacht Richtung Dreieck zwischen Kock, Paiczew und Wlodawa aufbrechen. Dort, in den waldigen und sumpfigen Gegenden war vorgesehen, ein stärkeres Widerstandszentrum aufzubauen. Kavallerieverbände von 2 Brigaden wurden dort bereits im Stillen zusammgezogen, um eine Schlacht mit den Deutschen unter günstigen Bedingungen aufzunehmen. Zu diesem Zweck sollten alle in der Nähe verbleibenden Infanterie-Einheiten zur Verstärkung dort konzentriert werden. Von unserem Standort bis zum Ziel trennten uns ca. 100 Kilometer, die

wir in zwei Tagen und zwei Nächten zurückzulegen hätten. Bei normalen Marschverhältnissen wäre dies kein besonderes Problem gewesen. Durch die Nacht im schwierigen Gelände jedoch, und zwar mit zwei beschädigten Maschinengewehren zu marschieren, war schon schwieriger. Das Untergestell der beiden Waffen war beschädigt und durch improvisierte Holzschlitten ersetzt. Um offenes Gelände zu meiden, mussten wir manchmal sehr grosse Umwege machen. Besondere Vorsicht galt es vor den schnellen, motorisierten deutschen Patrouillen walten zu lassen, die sogar sehr schwieriges Gelände überraschend mit Motorrädern rekonoszierten. Unsere Kompanie wurde wegen den häufigen Luftangriffen in zwei Abteilungen, jede mit einem Maschinengewehr ausgestattet, eingeteilt. Unser Kommandant wollte, dass wir noch vor der Morgendämmerung eine breitere Landstrasse überqueren. Es war ein gewagtes Unternehmen, da auf der anderen Strassenseite, in einer Entfernung von ca. 150 Metern nur ein junges, niedriges Föhrenwäldchen lag. Es galt jetzt, im ziemlich offenen Gelände eine Strecke von ca. 250 Schritten samt Landstrasse und zwei Gräben im Schnelltempo zu überqueren, um in die höhere Waldeckung zu gelangen. Als die erste Abteilung das kleine Föhren Wäldchen erreichte, wurde offenbar diese Bewegung bemerkt, da wir auf einmal einen lauten Knall hörten und eine Leuchtrakete über uns das Gelände taghell beleuchtete. Bald darauf erschienen auf der Strasse 2 deutsche Panzerautos, die besonders das Föhrenwäldchen und unsere Stellung mit starkem Feuer belegten. Unsere zweite Abteilung, die das Überqueren der ersten mit dem MG decken sollte, konnte in Anbetracht der überwältigenden Feuerkraft der Panzerautos nicht intervenieren, dies um so weniger, als inzwischen noch weitere Panzerautos auf dem Kampfplatz erschienen. Da die Kompanie bei früheren Kämpfen alle Handgranaten schon verbraucht hatte, musste leider der Kommandant den Kampf aufgeben. Er machte sich über die Verluste in der ersten Abteilung Sorgen und da er aus Erfahrung wusste, dass am nächsten Morgen das ganze Gebiet von den Deutschen genau durchsucht würde, blieb ihm nichts anderes übrig, als uns zu befehlen, uns zugswise Richtung Parczew / Wlodawa abzusetzen. Unser Standort in dieser Wildnis war uns gänzlich unbekannt. Um keine Zeit zu verlieren, beschlossen wir Zivilreservisten in die entgegengesetzte Richtung, von wo die Panzerautos kamen, d.h. nach Südosten zu marschieren.

Trotz der grossen Ermüdung nach dem nächtlichen Marsch rafften wir uns zusammen, um möglichst schnell aus der Gefahrenzone zu entkommen. Zuerst galt es jedoch rasch zu handeln, um den Verwundeten der ersten Abteilung Hilfe zu leisten und gegebenenfalls sie an einen sicheren Ort zu überführen. Nachdem wir auf Befehl des Kommandanten, die Waffen dem Kompaniechef abgegeben hatten, waren wir jetzt wieder nur Zivilisten, die den Vorteil hatten, sich frei als Flüchtlinge im Terrain zu bewegen und die Hilfe zu organisieren. Gegen Mittag erreichte ich mit zwei Kameraden eine Strassenkreuzung mit einigen Wegweisern. Wir waren jetzt sehr neugierig, wo wir uns eigentlich befanden. Einer davon trug den Namen «Lubartów», der mich an eine in der Schule gelesene Erzählung unter dem Titel «Srul z Lubartowa» erinnern liess. (Im Mittelpunkt der Novelle stand ein nach Sibirien verbannter Jude aus Lubartów, der nach vielen Jahren der Verbannung zufällig seinem Landsmann aus dem Städtchen begegnet. Der alte Jude wird dabei rührselig und fragt den Landsmann, wie es in seiner Heimat wohl aussehe und ob es dort immer noch Spatzen gebe, die auf den Weichselkirschbäumen so fröhlich zwitschern usw.usw.). Der fragliche Name rief noch eine andere Tatsache in Erinnerung, nämlich die Bekanntschaft eines Studenten der Pharmakologie an der Posener Universität, der in Lubartów wohnte. Obwohl es sich dabei nicht um eine nähere Bekanntschaft handelte, entschloss ich mich rasch, schon wegen den verwundeten Soldaten, ihn zu besuchen, denn Verbandstoff und Medikamente waren jetzt sehr nötig.

Dann war noch ein anderer Umstand, der mich zwang, ihn zu besuchen. Seit einem Monat hatte ich keine Gelegenheit zu baden. Während der öfteren Fliegeralarme und Beschiessungen aus der Luft, musste man im schmutzigen oder staubigen Boden Deckung suchen. Meine Kleider und Wäsche waren so schmutzig, dass ich mich als ein wilder Mensch fühlte. Als ich auf der Flucht Leute sali, die im Fluss Wieprz badeten – der September 1939 war sehr warm – tauchte ich auch rasch in das erfrischende Element ein. Aber kaum war ich im Wasser, musste ich mit den Badenden im Gebüsch vor einem Fliegeralarm Deckung suchen. Aus dem Baden wurde also nicht viel. Während meiner Fahrt von Posen nach Garwolin war ich mehrmals Zeuge, wie die deutsche Luftwaffe regelrechte Jagd mit Bordwaffen auf flüchtende Zivilisten unternahm. Als ich mich einmal bei Lowitz mit einigen Flüchtlingen im freien Feld befand und hinter einem Heuschober Deckung suchte,

kehrte einer von den die Bombe begleitenden Jägern zurück und beschloss uns alle von der Schutzseite. Da der Schober Feuer gefasst hatte, mussten wir ins benachbarte Bauernhaus weiter flüchten. «Unterwegs» machte sich der Jäger einen Spass daraus, uns bis zum Dorf wie Freiwild zu beschies- sen. Diese Szenen waren keine Seltenheit!

Als ich in Lubartów angekommen war, musste ich das Haus meines Bekannten nicht lange su- chen. Am Marktplatz fand ich eine Apotheke. Ich trat ein und wusste gleich, dass der Mann der mich bedienen wollte, der Vater des gesuchten Bekannten sein musste. Er und seine ganze Familie waren sichtlich erfreut, einen unerwarteten Besucher aus so weiter Ferne und in so schwerer Zeit vor sich zu haben. Trotz des kritischen Zustandes meiner Kleider wurde ich durch die Familie sehr herzlich fast wie ein verlorener Sohn empfangen. Während meinen beiden Waffenkameraden Ver- bandstoff und Medikamente reichlich ausgehändigt wurden, horten alle Angehörigen der Familie meinen Erzählungen mit grossem Interesse zu. Ich bemerkte, dass sie über den Verlauf des Krieges und über den Stand der Front nicht genau im Bilde waren, was zum grossen Teil auf die Wider- sprüchlichkeit zwischen den offiziellen Radioberichten und den Erzählungen zahlreicher Flücht- linge zurückzuführen war. Während erstere die Lage eher in hellen Tönen darzustellen versuchten, klangen die Berichte der Flüchtlinge wie Hiobsbotschaften. In Anbetracht der zermürbenden Luft- angriffe und Entbehrungen der Flüchtlinge war deren dramatische Darstellung des erlebten Kriegs- schreckens durchaus verständlich. Nach einem erfrischenden Bad musste ich die Kriegslage noch ein- mal den Kameraden meines Bekannten erzählen. Im Gespräch zeigte es sich, dass sie Lehrer und ohne Mobilisationsbefehl waren. Sie waren sehr neugierig etwas Neues vom Kriegsgeschehen zu er- fahren; denn sie hatten das gleiche Vorhaben wie ich seiner Zeit in Posen, sich bei nächster Gelegen- heit dem Militär zur Verfügung zu stellen. Wir waren uns schnell einig, nunmehr zu fünft am näch- sten Morgen zum Sammelpunkt für Reservisten und Freiwillige in Kowel zu taliren.

Ich fand sehr rasch Anschluss an die neue sympatische Gesellschaft. Der Plan einer gemein- samen Fahrt nach Kowel sagte mir mehr zu, als das mühsame und vielleicht vergebliche Suchen der Kompanie, mit der ich während der Nacht nach Parczew/Wlodawa marschierte. Sicherlich erreichte sie bereits das Kampfgebiet. Mit der Auslieferung der Medikamente und des Verbandstoffes an die 1. Abteilung durch meine beiden Kameraden fand ich meine Aufgabe in der Kompanie als erfüllt.

Nach dreitägiger Reise machten wir Halt bei einem Bekannten meiner neuen Reisegefährten, der in einem sehr abgelegenen Dorf die Dorfschule leitete. Die Reise mit Fahrrädern auf Feldwegen ging nur langsam vor sich. Unterwegs gelang es uns, uns mit Hühnern einzudecken. Es fiel uns auf, dass sich allmählich eine Lebensmittelknappheit in den Dörfern bemerkbar machte. Auch das Wasser wurde immer knapper, da es seit 6 Wochen nicht mehr geregnet hatte. Hier in Wolhynien herrschte öfters Wassernot, die diesmal durch den grossen Flüchtlingsstrom noch prekärer wurde. Man musste froh sein, etwas dickflüssiges, mit Kalk vermisches Wasser aus dem Brunnenboden «auskratzen» zu können. Die Frau des Schulleiters machte sich an die Zubereitung der Hühner. In einer halben Stunde verzehrten wir mit Genuss drei Suppenhühner. So hungrig waren wir! Die Schulleiters Frau, die durch unseren überraschenden Besuch unfreiwillige Gastgeberin wurde, ver- folgte mit grossem Interesse das russische Radio. Wie es sich herausstellte, war sie eine gebürtige Russin. Sie bemerkte, dass seit 2 Tagen öfters von einem bestimmten Thema, d.h. von der bevor stehenden «Befreiung der unterdrückten «Brudervölker» durch die sowjetische Armee die Rede war. Sie habe das Gefühl, sagte sie, dass mit einem baldigen Einmarsch der Sowjets in Ostpolen ge- rechnet werden müsse. Es fiel mir gleich auf, dass sie als russische Emigrantin, die vor den Bol schewiken flüchtete, keinerlei Befürchtungen über eine mögliche peinliche «Befragung» über das Emigrationsmotiv seitens der sowjetischen Geheimpolizei zeigte. Fühlte sie sich davor so sicher?

Durch die offene Türe zum Nebenzimmer bemerkte ich einen modernen starken Radioempfän- ger, der bei der bescheidenen Wohnungseinrichtung wie ein Fremdkörper wirkte. Auffallend war auch der im Garten stehende, sehr hohe Antennenmast. In einem Moment schöpfte ich den Ver- dacht, dass die Frau in diesem abgelegenen Dorf und in dem einsam stehenden Häuschen mit dem sowjetischen Nachrichtendienst in Verbindung stehen könnte. Das Gespräch über den möglichen Einmarsch der Sowjets liess uns nicht in Ruhe. Am nächsten Morgen fuhren wir mit schlechten Vorahnungen ab. Während sich der allgemeine Flüchtlingsstrom immer ostwärts bewegte, bemerk- ten wir, dass sich von einem gewissen Moment an immer mehr Zivilisten von Osten westwärts zu

bewegen begannen. Die erste Person, die wir fragten, weshalb sie westwärts ziehe, schaute uns erstaunt an, nachher lächelte sie mitleidig, als ob wir dumme Unwissende wären. Erst eine kleine Abteilung westwärts marschierender Soldaten bestätigte uns, dass Sowjettruppen die polnische Grenze überschritten hätten. Obwohl wir schon seit Morgen mit ungunstigen Vorahnungen auf der Fahrt waren, wirkte auf uns die Nachricht vom verräterischen Überfall des russischen «Brudervolkes» auf das neutrale Polen schockierend. Ein Moment setzten wir uns ganz sprachlos auf der Strassenböschung nieder, um zu beraten, was wir jetzt tun sollten. Als ich sagte, das uns jetzt nichts anderes bliebe, als den Partisanen-Kleinkrieg in den Wäldern gegen die beiden Feinde aufzunehmen, machte mir einer der Lehrer Vorwürfe, dass Pessimismus nicht am Platze sei. Er war sehr aufgeregt und offenbar konnte er, der den Krieg noch nicht erlebte, es nicht fassen, dass in Anbetracht des sowjetischen Überfalles der Krieg für uns als verloren galt. Wir beschlossen, nach Kowel weiterzufahren, wo wir hofften, noch einen ordentlich funktionierenden Mobilisationspunkt anzutreffen. Die Zahl der nicht mobilisierten Reservisten und Flüchtlinge aus Westen und Osten nahm in Kowel ständig zu. Auf Strassen und Plätzen, oder wo noch freier Boden war, kampierten Tausende von jungen Leuten, die alle auf ein Wunder warteten, dass jemand von den Offizieren in dieser Menschenmenge Ordnung schaffe und Freiwillige zum Kampf in geordneten Einheiten aufrufe. Allmählich wurde es uns in diesem schrecklichen Chaos recht ungemütlich. Von einer ordentlichen Mobilisierung konnte hier kaum die Rede sein. Auf einem kleinen Platze sahen wir eine Gruppe von Menschen, die einem älteren, aber vertrauenswürdigen Unteroffizier zuhörten. Dieser erklärte mit lauter und sicherer Stimme, dass er von Tuck gekommen sei, wo eine normale Ordnung herrsche und eine Reorganisation von führerlosen Militäreinheiten stattfände. Obwohl viele Zuhörer an der Glaubwürdigkeit seines Aufrufes Zweifel hatten, bildete sich erstaunlicherweise eine ansehnliche Gruppe von Freiwilligen, die sich bereit erklärten, unter seiner Leitung nach Tuck zu marschieren. Spontan schlossen wir uns dieser Gruppe an, und zwar in der Hoffnung, dort eine reguläre Militäreinheit zu finden, der wir uns anschliessen könnten. Wir mussten uns jedoch in zwei getrennten Gruppen bewegen: Jene die Fahrräder hatten, fuhren auf einem Naturwege, während die Übrigen zu Fuss auf dem Bahngleis marschierten. Nach einigen Stunden erreichten wir gemeinsam eine Bahnstation, wo sich einige Sappeur-soldaten bemühten, eine Lokomotive und einige verlassene Lastwagen instandzusetzen. Hier, auf der Bahnstation, halbwegs zwischen Kowel und Tuck wurden wir Zeugen der Auflösung eines grösseren Kampfverbandes der polnischen Armee. Es war ein niederschmetternder Anblick von allerlei zerschossenen und verlassenen Militärcamions. Der Divisionsstab war gerade dabei, das Mobiliar und das Aktenmaterial zu verbrennen. Überall lagen Haufen von Militäreffekten, die niemandem jetzt nützten. Das einzige, was dem traurigen Bild eine Note der Zuversicht und Hoffnung verlieh, war eine grössere Anzahl in einer Reihe stehender, leichter sog. TK-Panzer, die allgemein dem Munitionstransport dienten.

Die von Osten eingetroffenen Flüchtlinge und Soldaten erzählten ihre Eindrücke von der Begegnung mit den Sowjetsoldaten. Einige berichteten, dass dieselben die polnische Bevölkerung zu beruhigen versuchten, indem sie behaupteten, «sie seien auf dem Marsch nach Berlin», so als ob sie den Polen helfen wollten. An einem anderen Ort erklärten die Sowjetsoldaten stolz, «sie seien gekommen, um das arbeitende Volk von der Knechtschaft des Kapitalismus zu befreien». Sie operierten mit diesen zweideutigen Parolen, die ihnen offenbar von den «Politruks» eingetrichtert worden waren. Auf alle Fälle machten die ersten Sowjetsoldaten den Eindruck, dass sie sich als «Befreier» nicht ganz sicher fühlten. Misstrauisch und manchmal mit höhnischem Lächeln betrachteten sie die Gegenstände, die sie offenbar das erste Mal gesehen hatten. In der Tat vollzog sich der mit Panzern unterstützte Einmarsch der Sowjetrussen nicht überall so friedlich, wie sie es sich vorgestellt hatten. Obwohl die polnische Grenze nur mit verstärkten Grenzschutzeinheiten geschützt waren, kam es ortsweise zu mehr oder weniger blutigen Kämpfen.

Inzwischen wurden einige Lastwagen so weit instandgestellt, dass der Transport der Truppen nach Süden wieder aufgenommen werden konnte. Zuerst kamen auf die Lastwagen Soldaten, die wegen Verletzungen und Krankheit pflegebedürftig waren. Einige Infanterieabteilungen waren schon vorher abmarschiert, bzw. ab transportiert. In Anbetracht der etwas verworrenen Lage bei den Zivilisten meldeten wir uns bei einem Major, der den Abtransport organisierte und überwachte. Wir hatten Glück, denn als er erfuhr, dass einer von unserer Gruppe von Posen bis hierher mit dem Fahrrad

gekommen war, um sich in Kowel zu mobilisieren, war er erstaunt, aber auch einigermaßen gerührt. Vielleicht hatten wir es diesem Umstand zu verdanken, dass wir alle fünf Platz auf dem Lastwagen bekamen. Der Major wünschte uns gute Reise und Aufwiedersehen in Rumänien! In Rumänien? fragten die drei Lehrer, die offenbar erst jetzt begriffen, dass der Krieg zu Ende war. Ist es also doch so weit, dass wir keinen Widerstand mehr leisten? Ist alles verloren? Doch ist Polen noch nicht verloren, so lange wir noch da sind! Also Kopf hoch!

Meine bisherigen Reisegefährten, besonders die drei Lehrer waren durch die sich rasch abwechselnden Ereignisse so benommen, dass sie erst als sich der Lastwagen in Bewegung setzte, realisierten, dass sie auf der Fahrt ins Ausland waren. Sie hatten keineswegs im Sinn, nach Rumänien zu fahren, denn sie verliessen ihr Heim mit der Absicht, im Lande zu kämpfen. Unsere Reise nach Süden, zuerst Richtung Tamopol und dann wieder Richtung Lwow (Lemberg), wurde öfters unterbrochen. Häufige Stauungen und chaotische Zustände zwangen die Lastwagenfahrer zum längeren Anhalten. Der dichte Staub erschwerte die Orientierung. Mit der Zeit wurden sie sichtlich nervös. Viele Flüchtlinge gerieten in Panik, da sie glaubten, die rumänische Grenze nicht mehr rechtzeitig wegen des Vormarsches der Sowjetrussen erreichen zu können. An einer Kreuzung kam es am nächsten Abend zwischen zwei Obersten zu einem so heftigen Streit und zu einer so grossen Stauung, dass es zweifelhaft war, ob wir überhaupt vorwärts kommen würden. Das lange Warten im dicht besetzten Camion, das Liegen auf dem harten Metallboden, die staubige Luft, wurden langsam zur Qual. Wir stiegen aus, um unsere Glieder zu dehnen. Das grosse Risiko der Weiteneise und die ausserordentlich harten Bedingungen der Lastwagenfahrt zwangen uns zu überlegen, ob wir nicht besser auf eine Weiterfahrt nach Rumänien verzichten würden. Die drei Lehrer verliessen in Lubartow ihre noch jungen Frauen und es war verständlich, dass sie dieselben durch eine plötzliche und unüberlegte Ausreise ins Ausland nicht verlassen wollten. Sie waren jetzt fest entschlossen, diese Gelegenheit zu benützen, um nach Lubartow zurückzukehren. Mein Bekannter und ich wollten auch nicht unsere gut eingespielte Kameradschaft auflösen. Im allgemeinen Durcheinander fiel niemandem auf, dass wir während der Pause unsere Fahrräder auf den Erdboden stellten. Unsere Reisegefährten im Camion waren sehr froh, dass für sie mehr Platz blieb. Der Abschied war kurz.

Was mich persönlich anbelangte, bedeutete für mich die Reise nach Rumänien eine überraschende Wendung. Ich wäre nicht ungerne mit der polnischen Armee dorthin gefahren, um das Schicksal meines Vaterlandes mit ihr abzuwarten. Wenn ich bis jetzt den Anschluss mit derselben nicht finden konnte, werde ich bestimmt in Rumänien, dachte ich, die Gelegenheit haben, innerhalb einer Militäreinheit um meine Heimat kämpfen zu können. Andererseits befürchtete ich wie viele andere, dass wir in die Hände der Sowjetrussen geraten könnten. Von den beiden Übeln war ich vorderhand entschlossen, eher die deutsche Gefangenschaft als ein russisches Arbeitslager irgendwo in Sibirien zu «wählen». (Als ob ich in dieser Lage frei hätte wählen können!) Einerseits waren die Russen für mich ein Brudervolk, dessen Mentalität mich immer stark, besonders nach der Lektüre der Romane von Dostojewski und Tolstoi, angesprochen hatte. Andererseits aber hatte ich für den Bolschewismus und das rohe und grobe Gehabe der Russen wenig Verständnis.

Als der Morgen anbrach und es etwas wärmer wurde, stieg in uns frischer, fröhlicher Geist auf. Wir steigerten das Fahrtempo und schlossen uns gelegentlich einer Radfahrergruppe an. Wie wir später erfuhren, war das Fahren in kleinen Gruppen gefährlich wegen der Rachsucht der immer dreister werdenden Ukrainer. Es fiel uns schon während der Hinfahrt auf, dass, als wir in einer Ortschaft Obst kaufen wollten, die drei ukrainischen Verkäufer eine drohende Haltung uns gegenüber einnahmen, weil wir die Ware mit Papiergeld bezahlen wollten, sie aber auf Zahlung mit Silbergeld bestanden. Es schien, dass die Nazipropaganda und die Diversionsaktivitäten der deutschen Minderheit zu Beginn des Krieges in Westpolen mit dem Münzgeld die Ukrainer in Südwesthynien erreichte, was auf enge Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Ukrainern hinwies. In meiner Geburtsstadt wurden z.B. zwei ukrainische Geschwister, Lehrerinnen, festgenommen, da sie im Dienste der deutschen Spionageorganisation standen. Die ukrainische Minderheit war mit der ihr gewährten Autonomie nicht zufrieden und strebte nach voller Unabhängigkeit. Die Ukrainer konnten sich bekanntlich frei organisieren und politisch, wirtschaftlich und kulturell auf der Vereins- und Genossenschaftsbasis entfalten. Vor dem 1. Weltkriege wurden die Westukrainer öfters gegen die Polen von den Österreichern gemäss der bewährten Devise «divide et impera» aufgehetzt und ausgespielt. Der dichterisch



schönste Choral «Z dymen pozarów», den unsere Generation gesungen hatte, war diesem tragischen Bruderzwist gewidmet. Meines Erachtens waren die Polen bei der Erteilung der kulturellen Autonomie an die Ukrainer zu engherzig. Offenbar wollte man damit die Sowjets nicht reizen.

Zu Nazizeiten nahmen die Deutschen mit den ukrainischen Ultrationalisten engere Kontakte auf und wiegelten sie zum offenen Kampf gegen die Polen auf. Wenn ich mich nicht irre, ging die Verbindung mit der revolutionären Bandera-Zelle via Danzig. Beim Kriegsausbruch waren die meisten Ukrainer der Meinung, dass die Stunde ihrer Freiheit geschlagen hätte. Aber sie wurden bitter enttäuscht; denn weder die Deutschen noch ihre grossrussischen «Brüder» dachten daran, ihnen die Unabhängigkeit zu gewähren. Da sich die Ultra-Ukrainer während des Krieges noch nicht ganz sicher fühlten, versuchten sie jetzt aus dem Hinterhalt zu agieren, indem sie flüchtende Menschen auf den Strassen wahllos beschossen. In der Tat konnten wir gewisse Stellen nur in den Seitengraben gebückt laufend passieren. Hauptsächlich richtete sich deren Rache auf die Ordnungshüter. Man erzählte uns von mehreren Hilfspolizisten, die hinterhältig erschossen wurden. Wir selbst fanden in einem kleinen Teich einige verstümmelte Leichen von Hilfspolizisten. An einem Punkt des Bahngeleises Kowel-Tuck wählten die Ukrainer eine für sie günstige Stelle, um Waffenrequisition bei den zurückkehrenden Flüchtlingen durchzuführen. Die Bahndammböschung war hier sehr hoch, so dass zwei Gruppen von bewaffneten Ukrainern die Flüchtlinge in Schach halten konnten. Was sie erhielten, waren Taschen- und Rasiermesser. Sie hatten Glück, dass keiner von den Flüchtlingen Schusswaffen bei sich hatte, sonst wäre es zu Schiessereien gekommen, was auch hie und da geschah.

In einem Städtchen, es hiess Maciejów, begegneten wir einer Gruppe von Jugendlichen, die rote Bänder am Ärmel trugen und mit der Strassenreinigung beschäftigt waren. Über die Hauptstrasse war ein grosses Spruchband mit einem Willkommensgruss für die «befreiende Rote Armee» aufgehängt. Es wunderte uns, dass bereits hier, einige hunderte Kilometer von der sowjetischen Grenze entfernt, solche öffentlichen Vorbereitungen zum Empfang der roten Armee getroffen wurden. Die Jugendgruppe, die von uns die Herausgabe von Waffen verlangte und sich Volksbefreiungskomitee nannte, übte faktisch die Herrschaft im Städtchen aus. Es wurde uns erlaubt, in der Schule auf Stroh zu übernachten, wobei man uns mit dem Erschiessen drohte, falls wir die Ortschaft eigenwillig verlassen würden. Unter den mit Faustfeuerwaffen ausgerüsteten Jugendlichen war es nicht schwer zu erraten, dass einige von ihnen Juden waren. Einen sehr peinlichen Eindruck machte auf uns die Waffenübergabe eines polnischen Artillerieoffiziers an das jugendliche Volkskomitee, das nach seinem Gehabe urteilend selbst nicht wusste, was mit der grossen Menge Artilleriemunition zu machen sei. Die Übergabe mochte auf einen Unbeteiligten wie ein billiges Schauspiel wirken, für uns aber war das eine schmerzhaft Szene, zu sehen wie ein Offizier vor einer einfältigen Jugendgruppe sozusagen kapituliert.

Wir erlebten in diesem Städtchen ein trauriges Beispiel einer «Machtergreifung durch das Volk». Alles was wir hier an einem Tage sahen, forderte unsere patriotischen Gefühle heraus. Ohne uns beim Komitee auf der Kanzlei abzumelden, verliessen wir die Ortschaft und setzten unsere Fahrt Richtung Lubartów fort. Offen gestanden waren uns die um ihre Freiheit ringenden Ukrainer fast sympathischer als das primitive und aufgeblasene «Volkskomitee» für den Empfang der roten «Befreiungsarmee». Wir fanden jedoch die hinterlistige und wahllose Beschiessung von wehrlosen Flüchtlingen durch die Ukrainer als abscheulich und unwürdig einer grossen Nation wie die Ukrainer es sind. Da ich selbst als Pole im preussischen Posenerland meine Kindheit verbrachte, hatte ich für die ukrainische Freiheitsbewegung als Ganzes viel Verständnis. Die Tragödie der Ukrainer scheint hauptsächlich darin zu liegen, dass sie nach der Teilung des polnischen Staates, wo sie mit Polen, Litauern und Weissruthenen in einer Jahrhundert dauernden Union zusammenlebten, nicht fähig waren, einen selbständigen Staat zu bilden. Fehler wurden leider auf beiden Seiten, d.h. des polnischen Adels, aber auch auf der Seite des polonisierten, ukrainischen Hochadels begangen. Ich glaube, dass es das unbändige, von den Ukrainern selbst idealisierte, freie Kosakentum, bzw. die «Hajdamacyzna» war, die die Versuche, einen selbständigen Staat zu gründen, zunichte machte. Mit der «Swoboda», der überbordenden Freiheit, kann man keine solide Staatsgemeinschaft, höchstens eine «Siez Zaporoska» aufbauen. Ich bin weit davon entfernt, Folgerungen aus einmaligen Erlebnissen mit Vertretern fremder Völker zu generalisieren. Und doch kann ich die Begegnung mit zwei jungen Ukrainern bei einer ethnisch-russischen Familie, die in einer Walliseller Baracke als Flüchtling lebte, nicht

vergessen. (An jenem Sonntagnachmittag gab es zur Erfrischung Schwarzwäldertorte und Wein. In einem Moment begannen die beiden Jünglinge, offenbar aus Übermut, «Spass zu machen», indem sie sich gegenseitig, Kleider inbegriffen, mit der Schwarzwäldertorte «behandelten». Einen solchen Spektakel der Absurdität hat niemand von den Gästen bis jetzt erlebt.) Vielleicht wollten sie damit ihren Hass auf die «westliche kapitalistische Schlemmerei» manifestieren?

Die Ukrainer sind heute vielleicht das grösste Volk Europas, das in einem kompakten Raum lebend, sich der Freiheit und Unabhängigkeit nicht erfreuen darf. Es muss für die rund 40 Millionen Ukrainer recht bitter und schmerzhaft sein, zu wissen, dass ihre Hauptstadt Kiew, die kulturell blühende Millionenstadt, einst die Metropole des früh russischen Kiever Reiches war. Im jetzigen Sowjetmachtssystem ist kaum zu erwarten, dass das ukrainische Volk seine nationale Freiheit wiedergewinnt. Während der russischen Revolution hatte es die Chance, sich von unterdrückendem Grossrussentum loszutrennen. 1919/20 kam es zwischen Pilsudski und Ataman Petliura zu einer Verständigung, wonach Polen den Ukrainern in ihrem Freiheitskampf gegen territoriale Konzessionen in Galizien Militärhilfe leistete. Leider erfasste die sonst schwache Aufstandsbewegung nicht alle Kreise des ukrainischen Volkes; andererseits erwies sich die polnische Militärintervention, die mit der Eroberung Kiews im Mai 1920 endete, als ungenügend, da Polen damals selbst noch nicht mit seinen eigenen Problemen fertig war. Die grosse Chance, die sich aus der damaligen Lage ergab, wurde leider verpasst. Man hatte weder von der ukrainischen noch von der westlichen Seite die Bedeutung des Zerfalls des Zarenreiches, und zwar wegen der primär aus Deutschland drohenden Revolutionsgefahr, in seiner vollen Tragweite eingeschätzt. Polen und Ukrainer zogen wohl die Konsequenzen aus dem Zerfall, aber sie selbst waren nicht in der Lage, militärisch das Problem zu lösen. Wäre das polnisch-ukrainische Unternehmen erfolgreich abgelaufen, wären viele Schwierigkeiten, die heute die Welt bedrücken und sich aus dem Sowjetimperialismus ergeben, heute nicht aufgekommen. Durch die geglückte Lostrennung der Ukraine vom Zarenreich wäre nicht nur das vorherrschtsüchtige Grossrussentum durch Polen und die freien Ukrainer im Schach gehalten, sondern hätten Lenins Weltoberungspläne viel an Kraft verlieren müssen.

Offenbar waren wir unter Gottes Schutz, dass wir nach mehreren Abenteuern heil in Chelm eintrafen. Da hier weder Ukrainer noch die feindlichen Deutschen oder Russen sichtbar waren, fühlten wir uns wie in unserer alten, noch freien Heimat. (Das Niemandland hatte vermutlich darin seinen Ursprung, dass zwischen den beiden raubgierigen Partnern, Deutschland und Sowjetunion, in Bezug auf die Demarkationslinie in diesem Abschnitt Differenzen bestanden. Diese gingen wahrscheinlich auf den Brester Vertrag zurück, gemäss dem die Zentralmächte gegen den Willen der an deren Seite kämpfenden Polen das Chelmer Land 1918 den Ukrainern übergaben.) Da hier Lebensmittel in Hülle und Fülle vorhanden waren, deckten wir uns reichlich mit Würsten und Brot ein. Ich bedauerte es sehr, die Oase des noch freien Polens nach so kurzem Aufenthalt verlassen zu müssen, aber meine Reisegefährten bestanden auf baldige Weiterreise.

Unterwegs nach Lubatow gerieten wir alle fünf in deutsche Gefangenschaft und mussten als «Zivilisten mit Fahrrädern» auf einem grossen, freien Feld übernachten, nachdem wir genau nach Waffen untersucht worden waren. Die «Flüchtlinge zu Fuss» hatten auf einem anderen Feld zu lagern. Einer von den drei Lehrern erkrankte in der Nacht ziemlich schwer. Offenbar setzte ihm die Kälte zu. Das Fieber machte ihn marschunfähig. Es wurde uns befohlen, uns in Reih und Glied zu dritt mit den Fahrrädern auf der Strasse zu stellen und den Marsch nach Lublin, wo wir registriert werden sollten, anzutreten. Meine Intervention beim deutschen Offizier wegen unserem kranken Kameraden nützte nichts. Rund drei Tausend «Flüchtlinge mit Fahrräder», so nannten die Deutschen unsere Marschkolonne, waren auf dem Marsch in einer «vorübergehenden Sortierungsgefangenschaft». Unsere Fünfer-Gruppe kam jedoch nicht so weit, da unser Kranker sich übergeben musste. Diesmal hatte meine Intervention Erfolg, denn es wurde uns erlaubt, den Kranken ins nächste Spital zu führen. Als er dies vernahm, verbesserte sich sein Gesundheitszustand. Wir alle fünf benützten die Gelegenheit, um nicht mehr zur Marschkolonne zurückzukehren. Auf Feldwegen setzten wir unsere Fahrt nach Lubartow fort, als ob wir von einer provisorischen Gefangenschaft nichts wüssten. Vor Lubartow erfuhren wir, dass in der Stadt deutsche Truppen standen. Um nicht wieder in deutsche Gefangenschaft zu geraten, hielten wir uns bei einem Bekannten der drei Lehrer diesseits des Flusses Wieprz auf. Derselbe bildete hie eine provisorische Grenze zwischen Deutschen und Russen.

Wir beschlossen, zuerst die Lage in der Stadt auszukundschaften und als wir erfuhren, dass dort nur gelegentliche Strassenrazzien durchgeführt würden, überquerten wir halbnackt in der Abend-Dunkelheit, mit den Fahrrädern und Kleidern auf den Schultern, den Fluss.

Ich verbrachte einige Tage bei einem der Lehrer, um mich hier an das deutsche Besetzungsklima zu gewöhnen. Meine Reisegefährten wagten nicht, auf die Strasse zu gehen, da sie, der deutschen Sprache unkundig, die Strassenrazzien befürchteten. Eines frühen Morgens jedoch, als ich delegiert wurde, für die Familien Brot einzukaufen, wurde ich auf der Strasse von deutschen Soldaten angehalten und zu einer «Tagesschicht» in den bereitstehenden Lastwagen eingeladen. Da ich aus Posen wusste, dass aus einer Tagesschicht einige Wochen Zwangsarbeit werden konnte, erzählte ich von «Brot für eine kranke Frau», die einzig auf mich angewiesen war. Dabei bemühte ich mich, mein preussisches Deutsch zum Besten zu geben. Sie wollten wissen, ob ich ein «Volksdeutscher» sei, was ich im ersten Moment nicht verstand, da ich einen solchen Ausdruck bisher nicht gehört hatte. Als ich ihnen von meiner Schulzeit Näheres erzählte, wurden sie etwas freundlicher, aber sie bestanden darauf, dass ich «mit dem Brot zurückkehre». Ich war froh, vom Bäcker zu erfahren, dass «das Brot erst am Nachmittag gebacken werde», was ich als genügenden Grund fand, nicht mehr zum Lastwagen zurückkehren zu müssen. Als wir an einem Sonntagnachmittag bei einem Kartenspiel bei der Apothekerfamilie versammelt waren, traten plötzlich deutsche Soldaten in die Wohnung ein und forderten alle männlichen Anwesenden zur «Tagesschicht» auf. Das war eine Hausrazzia. Im allgemeinen Durcheinander waren der Gastgeber und ich die einzigen, die nicht festgenommen und abgeführt wurden. Meine Beteuerungen gegenüber der Familie, dass es sich wahrscheinlich um eine vorübergehende Zwangsarbeit handelte, nützte nichts. Mir war es sehr peinlich, da die beiden Schwestern meines Freundes meiner Erklärung nicht glaubten. Ich fühlte mich wie ein Angeklagter, der eine Intervention bei den Deutschen wegen des Zwischenfalls mit dem Brot eine zweite Festnahme nicht riskieren wollte. Gott sei Dank, dass mein Bekannter, dank der Intervention seines Vaters, als sein Vertreter in der Apotheke, nach 2 Tagen Zwangsarbeit entlassen wurde. Es wurde Mitte Oktober und ich hatte es eilig, nach sechs Wochen «Mobilisationsfahrt» zu meinem Bruder zurückzukehren.

Während der Rückreise nach Lubartów verlor ich einen Pedal. Da ich dafür hier keinen Ersatz fand, fuhr ich Richtung Kazimierz, Pulawy und Radom westwärts, so gut es mit einem Pedal ging. Kurz vor Pulawy bildete sich ein riesiger Stau von Flüchtlingen, die über die Weichsel zu ihrem Heimatort zurückkehren wollten. Es hiess, dass sich von hier aus die Flüchtlinge nur mit einem Passierschein westwärts bewegen dürfen. Im ehemaligen fürstlichen Park der Familie Czartoryski, die in der Geschichte Polens des 18. und 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt hatte, lagerten Tausende von Flüchtlingen, die auf die Ausstellung eines Passierscheines warteten. Vor den Orangerien standen einige lange Schlangen. Als ich mir überlegte, wieviele Tage ich hier warten müsste, bemerkte ich etwas weiter abseits eine kürzere Schlange. Die Leute derselben erklärten mir, dass diese Schlange nur für jene gelte, die nach Westpolen zurückkehren wollten, wobei allerdings die Abfertigung in deutscher Sprache zu erfolgen habe. Die meisten der Wartenden waren Schlesier, die mir vertraulich sagten, dass ich hier warten solle, da uns ein Militärcamion nach Radom abtransportieren würde. Da meinem Vehikel der rechte Pedal fehlte, überlegte ich nicht lange und schloss mich dieser Gruppe an. Was mich hier störte, war, dass sich einige der Wartenden unter sich auf Deutsch unterhielten. Waren es Deutsche, mit denen ich nichts zu tun haben wollte? In Radom wurden wir vor einer grossen Zelthalle abgeladen, an deren Front «Willkommen NSDAP» angeschrieben war. Langsam ging mir ein Licht auf, weshalb die Flüchtlinge aus Westpolen besonders behandelt wurden; denn als ich beim Absteigen einer schlesischen Lehrerin half und dabei mit ihr einige polnische Worte wechselte, weil meine Schwester in Schlesien Lehrerin war, wurden wir von einem Unteroffizier zurechtgewiesen, dass «hier nicht polnisch gesprochen wird». Diese Worte und die gleichzeitige Einladung zur Verpflegung in die Zelthalle wirkten auf mich wie eine unerhörte Herausforderung meiner nationalen Gefühle. Jetzt, da der Krieg noch nicht lange zu Ende war, wäre die Annahme der Einladung einem Verrat an den toten Waffenkameraden, die für meine Heimat gefallen waren, gleichgekommen. Nun erinnerte ich mich an den Zwischenfall in Lubartów, wo die Deutschen mich fragten, ob ich ein «Volksdeutscher» sei. Jetzt war es mir klar, dass es den Deutschen daran gelegen war, aus westpolnischen Flüchtlingen, die das Deutsche beherrschten, zuerst «Volksdeutsche» und später «Ueicht 'oldeutsche» zu machen. Mit den Worten: «Lassen Sie sich nicht von den Deutschen

kaufen» verabschiedete ich mich von der Schlesierin. Erleichtert, dass ich nichts mehr mit den Volksdeutschen zu tun hatte, schwenkte ich in die erste Seitenstrasse ein. Es war bereits dunkel geworden. Ein stärkeres Licht in einem Häuschen veranlasste mich, hier Einlass zu suchen. In der Schusterwerkstätte sass nur ein Kunde. Der Meister, der wahrscheinlich den Zweck meines späten Besuches erkannte, war nicht freundlich und wies auf den in der Eisenbahneruniform sitzenden Mann. Dieser machte mich gleich darauf aufmerksam, dass ich noch Glück hatte, hier rechtzeitig Unterschlupf gefunden zu haben, da gemäss Bekanntmachung der deutschen Militärbehörden Zivilisten, die nach 7 Uhr abends angetroffen werden, erschossen werden können. «Schon hier beginnt die deutsche Ordnung mit der Todesstrafe», sagte er mir. Wir baten unseren unfreundlichen Gastgeber um einen kleinen Winkel in der Werkstätte, wofür wir ihm zahlen würden, worauf er gesprächiger wurde. Während wir uns mit ihm unterhielten, ertönten von Zeit zu Zeit Schüsse, worauf er uns sagte, dass anfänglich die Besetzungssoldaten sehr streng gewesen seien, da Passanten, die auf deutsche Befehle, die sie nicht verstanden, kaltblütig erschossen wurden. Neulich sei z.B. eine Frau erschossen worden, als sie aus einem Hausflur vorbeifahrende Militärkolonnen anschaute.

Der Eisenbahner, ein älterer Mann, hatte es mit der Heimreise eilig. Bis zu seinem Wohnort, der halbwegs zwischen Radom und Lodz lag, fuhren wir gemeinsam. Da ich hier kein Ersatzpedal auftreiben konnte, musste ich weiter mit der Bahn fahren. Wegen den vielen Zerstörungen auf der Bahn war es mir erst auf grossen Umwegen möglich, über Lodz und Schlesien meine Heimatstadt zu erreichen. Meine aus Oberschlesien, als Lehrerin, ausgewiesene Schwester war bereits hier mit einem Kofferchen persönlicher Sachen, dem einzigen, was ihr von den Deutschen mitzunehmen erlaubt wurde, eingetroffen. Ihre Wohnungseinrichtung war zugunsten des NSDAP-Fonds beschlagnahmt worden. Sie war bereits Mitte Oktober 1939 in unserer Familie das erste Opfer der «Eindeutschung» Westpolens. Nach 3 Tagen Aufenthalt im Elternhaus erhielt sie den Ausweisungsbefehl zu Zwangsarbeiten ins Generalgouvernement. Die Wartezeit hatte sie in der leer gewordenen jüdischen Schule zu verbringen, wo auf hartem Boden gegen Hundert polnische Lehrerinnen auf ihren Abtransport zu Zwangsarbeiten warten mussten. Sie war damals 32 Jahre alt. Beim Abschied wussten wir beide nicht, dass dies der letzte Abschied war.

So endete meine Mobilisation, die eigentlich keine war.

## *Die Flucht aus Polen*

Wie oft trifft der Mensch Entscheidungen, ohne zu wissen, dass sie später sein Lebensschicksal bestimmen werden. In einer solchen Lage befand ich mich Ende November 1939 in Posen, in einer Stadt, so gross wie etwa Zürich, die bereits seit zwei Monaten von den Nazi-Deutschen besetzt war. Auf Befehl der Gestapo musste ich mit meinem Bruder in 15 Minuten unsere Wohnung verlassen. Mit einem Bündel persönlicher, allemötigster Effekten, die uns mitzunehmen erlaubt wurde, fanden wir Zuflucht bei einem Bekannten in der Nachbarschaft, bis auch ihn nach drei Tagen das gleiche Schicksal ereilte. Unsere Lage während der Eindeutschung des frisch geschaffenen Warthe-gaus war nicht zu beneiden: an verschiedenen Strassenkreuzungen fanden täglich überaschende Razzien der Gestapo statt. Ging man z.B. auf der Strasse, tauchten auf einmal bedeckte Lastwagen auf, aus welchen Gestapoleute wild heraussprangen und die zufälligen Passanten in einen Haufen zusammendrängten. Wer keinen Arbeitsausweis besass, oder Stiefel als Fussbekleidung trug, woran die Gestapo die Polen erkannte, musste sie ausziehen und in Socken, manchmal unter Kolbenhieben, auf die Ladebrücke hinaufspringen. Leute mit Mappen, Taschen oder sonstigem Gepäck wurden als verdächtige Elemente behandelt und je nach Inhalt wurden sie einer besonderen Kontrolle unterworfen. Nach einer Viertelstunde war es auf dieser Strassenstelle wieder ruhig, nur mit dem Unterschied, dass mehrere Dutzend Polen nicht mehr in ihr Heim zurückkehren konnten.

Die blitzartigen Strassenrazzien bezweckten die Beschaffung von Arbeitskräften für die Einbringung der Restemte. Die polnischen Soldaten befanden sich in den Gefangenenlagern, während die Ernte von Kartoffeln und Zuckerrüben längst fällig war. Durch brutale und demütigende Polizeimethoden beschlossen die Deutschen das Emtproblem zu lösen. Bei einer solchen Razzia mit Kolbenhieben an der Fredrostrasse wurde ich zur Zwangsarbeit festgenommen, obwohl ich ein Arbeitszeugnis des Sekretariates des Maschinenbranchenvereins vorwies. Da ich in diesem Sekretariat nicht vollbeschäftigt war, stellte das Zeugnis ein fragliches Dokument dar, weshalb ich mit den Gestapoleuten hierüber nicht zu diskutieren wagte. «Deutschland braucht jetzt keine Sekretäre, sondern Arbeiter» brüllte der Gestapomann und um dem Kolbenhieb auszuweichen, sprang ich auf die Ladebrücke. Ich wurde einer Arbeitsgruppe von ca. 60 Mann zugeteilt, die in einem etwa 40 km von Poznan entfernten Landgut für Rübenerte eingesetzt wurde. Da wir Zivilisten in gedeckten Lastwagen zum Arbeitsort gebracht wurden und von der Bevölkerung total isoliert waren, wussten wir nicht, wo er sich befand. Die Nacht mussten wir in einer Scheune unter strenger Bewachung verbringen. So wie wir als Strassenpassanten sozusagen geraubt, bzw. entführt wurden, hatten wir in Zivilkleidung, in Untergruppen eingeteilt, unser Arbeitssoll unter Androhung von Strafen (Essrationenkürzungen!) zu erfüllen.

Bereits nach zwei Wochen litt ich unter heftigen Bauchschmerzen, die ich als Darmkatarrh erkannte, ein Leiden, das mich schon als Studenten plagte. Mein Selbsterhaltungstrieb sagte mir, dass ich von hier flüchten müsse, und zwar bevor meine Personalien genau registriert würden und solange ich zur Flucht noch genug Kraft hätte. Der günstigste Moment dazu schien mir beim Beladen der Eisenbahnwaggons gegeben, was normalerweise abends erfolgte. Mein Darmleiden zwang mich öfters auf die Seite zu gehen. Eines Abends, als ich mich im freien Feld ausserhalb der Stationsbeleuchtung befand, war mein Entschluss gefasst. Gegen Morgen musste ich die Vorstädte von Poznan erreichen, sonst drohte mir die Todesstrafe, sagte ich mir. Zuerst entfernte ich mich eher langsam, die Station im Auge behaltend. Erst nach einer Weile begann ich in einer Entfernung des Bahngeleises Richtung des schwachen Lichterscheins von Poznan zu laufen. An einer Stelle unweit der nächsten Bahnstation erkannte ich eine Frauengestalt in Begleitung eines Mädchens. Der Name der Station, den mir die Frau nannte, bewies die richtige Richtung meiner Flucht. Da ich sie in Bauerndialekt ansprach, weckte meine schmutzige Bekleidung keinen Verdacht der Frau. Im Besitze einiger wichtiger Hinweise verlangsamte ich meine Schritte. Jetzt kam mir die Wohnung meines frisch verheirateten Studienkameraden in den Sinn. Sie dürfte dort irgendwo in der Nähe sein. Im Laufschrift-Tempo war ich rund 5 Stunden unterwegs gewesen. Trotz der Verdunkelung gelang es mir, mit einem fast tierischen Orientierungssinn die gesuchte Adresse ausfindig zu machen. Aber auf den regulären Strassen war Vorsicht geboten! Bevor ich behutsam läutete, zog ich meine schmutzige Jacke aus um

meine Gastgeber nicht zu erschrecken. Mein Besuch kurz vor Mitternacht in der Zeit des Naziterror überraschte meine Bekannten nicht besonders. Ein starker heisser Schwarztee sowie ein längerer Schlaf im warmen Zimmer stellten mich rasch auf die Beine. Wir machten noch kurz ab, was wir im Falle einer Nachtrazzia der Gestapo sagen würden. Obwohl ich mich jetzt quasi frei und sicher fühlte, liess mich ein Gedanke nicht in Ruhe, der Gedanke, dass mir bei der Festnahme sämtliche Ausweispapiere abgenommen worden waren. Falls meine Identität festgestellt worden wäre, hätte ich nichts zu lachen. «Schliesslich muss man im Leben etwas riskieren», sagte ich mir. Was mich andererseits beruhigte, war der Umstand, dass ich zusammen mit meinem Bruder aus der Wohnung vertrieben worden war und somit quasi vogelfrei war.

Offenbar befriedigte die Ausbeute der täglichen Razzien die Nazis nicht; denn nachher folgten die nächtlichen Razzien ganzer Strassenzüge, die meistens um 2 bis 3 Uhr nachts begannen. Die Bewohner einer Strasse wurden mit laut brüllendem Megaphon des Razzienkommandos aufgeweckt und aufgefordert, sich in fünfzehn Minuten vor den Haustüren zu besammeln. Nach einer halben Stunde waren die Lastwagen mit Menschen und dürrtümigem Gepäck gefüllt. Das Reiseziel waren die Baracken, bzw. Gebäulichkeiten einer alten Fabrik im Glöwna-Stadtteil, wo dann die weitere «Sortierung» und der Abtransport der Häftlinge erfolgte. Durch diesen Terror war die Atmosphäre in der Stadt gedrückt. Jeder, der abends zu Bett ging, stellte sich die bange Frage, ob vielleicht diese Nacht nicht die letzte in seinem Familienkreis werde.

Die erste Frage, die man sich damals bei den morgendlichen Begegnungen stellte, war, an welcher Strasse die Gestapo gewütet hatte. Vielleicht wohnten dort Verwandte, Freunde, Bekannte. Denjenigen, der es wagte, in die leere Wohnung seiner Verwandten hineinzugehen, um etwas, das Wert hatte, zu holen, erwartete an der versiegelten Haustüre ein Zettel mit der Todesstrafeandrohung. Viele Leute wechselten ihr «Nachtasyl», in der Meinung, dass sie bei Bekannten in den Ausenquartieren sicherer wären, aber sie täuschten sich; denn dieser organisierte Menschenraub wechselte von einem Stadtteil zum anderen. Er erinnerte mich daran, irgendwo gelesen zu haben, dass der gierige «Fritz» (Friedrich der Grosse) seinen Leuten befahl, aus Westpolen grossgewachsene Männer zu entführen, die er aus spielerischer Freude in seiner Königsgarde zu haben begehrte. Von Brandenburg aus, als es noch keine sichtbaren Staatsgrenzen gab, war es nicht schwer, durch Emissäre auf polnische, hochgewachsene Leibeigene oder Bauern Jagd zu machen.

Nach einigen Nächten, die ich bei verschiedenen Bekannten verbracht hatte, entschloss ich mich schliesslich, in der Villa, wo sich die Büros meines Arbeitgebers, des Westpolnischen Verbandes Christlicher Kaufmännischer Vereine, befanden, einen Schlupfwinkel zu finden. Vor den Razzien war man hier insofern sicher, als das ganze Haus samt Büros und salonartigen Aufenthaltsräumen mit Restaurant von der Gestapo beschlagnahmt worden war. Unser Hauswart versicherte mir, dass in den Salons nur die höheren Gestapoleute gelegentlich ihre Trinkgelage veranstalteten und sich um die Hausbewohner nicht kümmerten. Das Haus hatte für mich den grossen Vorteil, dass sich unter der Eingangstreppe eine kleine Türe vom Untergeschoss zum Garten befand, wodurch ich im Notfall unbemerkt flüchten konnte. Neben der Wohnung des Hausabwartes im Untergeschoss befanden sich die Heizungsräume und das Brennstofflager, wo er eine primitive Schlafstätte eingerichtet hatte. Der Hausabwart, ein «alter Berliner Fuchs», wie er sich nannte, wies auf das einfache Bett und auf das daneben hängende Überkleid für den Heizer. «Ich muss Ihnen nicht näher erklären, was Sie im Notfall machen müssen», sagte er lächelnd zu mir. Er war sehr freundlich und stellte mir seine Küche zur Verfügung, wo wir uns stundenlang über die politische Lage unterhielten. Da auch mir Berlin von meinem Besuch bei meinem Onkel nicht ganz unbekannt war, plauderten wir öfters über die «Berliner Luft» und über die schönen Ausflugsorte der Hauptstadt.

Was aber die Sekretariatsbüros anbelangte, warnte er mich vor der Tatsache, dass unser Haus und die ein- und ausgehenden Personen vom gegenüberliegenden Konsulat des Deutschen Reiches schon längere Zeit beobachtet wurden. Ihm und seiner Familie wurden Photos verschiedener Personen auf der Eingangstreppe gezeigt und sie wurden über deren Identität, bzw. Wohnadresse peinlichst ausgefragt. Die Gestapoleute untersuchten die Büroräume, stürzten das Mobiliar um, durchblättern alle Akten, wovon sie einige mitnahmen. Nachdem der Direktor K. kurz vor dem Kriege als Reserveoffizier mobilisiert worden war, hatte ich in seiner Stellvertretung alle Briefe und Zirkulare zu unterzeichnen. Da einige Dossiers vertrauliche Rapporte betreffs Sachen politischer Natur, d.h. über

die Tätigkeit der deutschen Vereinsbanken enthielten, die die deutsche «Osthilfe» für diverse deutsche Finnen vermittelten, wurde nach mir gefahndet. Gott sei Dank, dass meine Wohnadresse der Gestapo nichts nützte, nachdem ich aus meiner Wohnung vertrieben worden war. Für den Moment war ich beruhigt. Trotzdem war Vorsicht vor weiteren Strassenrazzien geboten. Ich bereitete mich deshalb vor, baldmöglichst ins Generalgouvernement zu flüchten, um via Ungarn nach Frankreich zu gelangen.

Die Deutschen unterliessen nichts, um bei jeder Gelegenheit nicht nur die physische, sondern auch die psychisch. Widerstandskraft der Polen zu brechen. Eine besonders schmerzliche Demütigung musste man bei der Abgabe von Radioapparaten, für deren Besitz die Todesstrafe drohte, über sich ergehen lassen (überhaupt waren die Deutschen mit der Todesstrafe sehr freigebig.) Als ich unseren ganz neuen Apparat zur Sammelstelle brachte, musste ich feststellen, dass es sich hier nicht um eine Requisition von Apparaten, sondern um die Zerstörung derselben handelte. Mit dem wichtigen Wurf des Apparates auf den riesigen Haufen im Innenhof des Collegium Maius (sämtliche Universitätsräume waren bereits geschlossen und die Professoren verhaftet) wollten die Deutschen ihre grenzenlose Verachtung den Polen vordemonstrieren. Um die Polen zur Verzweiflung zu bringen, wurden vor mehreren, exklusiven Geschäften Verbotstafeln mit dem Vermerk «Polen und Juden Eintritt verboten!» angebracht. Derartige Vermerke vor den Uhren- und Bijouteriegeschäften lauteten aber «Eintritt nur für Deutsche», wo sich die Herrenrasse nicht schämte, in voller Ruhe Hamstereinkäufe zu tätigen. Galanteriewaren und Feintextilien verschwanden im Nu, als die Deutschen nach Posen kamen. Vor dem Eingang zur Höheren Handelsschule, deren Lehrbetrieb eingestellt wurde und in deren Räumen deutsche Stellen eingerichtet wurden, war der Vermerk «Polen» und «Juden» mit dem Wort «Hunden» ergänzt worden. Besonderes Vergnügen hatten die Deutschen in jenen Fällen, wo sie als Lehrmeister des Strassenverkehrs auftraten. Mit Lautsprechern wurden von den in Autos sitzenden Ordnungshütern mit Ausdrücken «Du Schweinehund» unaufmerksame Passanten apostrophiert. Vor Lebensmittelläden stehende Frauen wurden von den deutschen Polizisten mit Karabinerkolben traktiert, wenn sie die Standlinie nicht genau einhielten. Ja! der alte Fritz liebte Ordnung. Wer sie nicht einhielt, wurde mit dem Stock gemassregelt. Jetzt im neuen Warthegau durfte die «Frycöwa» (im westpolnischen Sprachgebrauch für «Prügel» als Anspielung auf Friedrichs des Grossen verteilte Stockhiebe) mit Kolben an «unartigen» Polinnen ausprobiert werden.

Als ich eines nebligen Novembermorgens vorsichtig meinen Schlupfwinkel verliess, um meinen Bruder zu besuchen, den ich wegen der Strassenrazzien längere Zeit nicht gesehen hatte, erkannte ich in den Männergestalten vor der Villa meine ehemaligen Schulkameraden aus der Gymnasiumszeit. Seit mehreren Jahren hatten wir uns nicht mehr gesehen. Ich gab ihnen ein kurzes Zeichen und wir trafen uns im nahegelegenen Tiergarten, wo wir kurz unsere Lage besprachen. Durch Aussiedlung (lies Austreibung) sollte Warthegau rasch entpolonisiert werden. In Anbetracht des systematischen Terrors waren wir uns einig, dass es wenig Sinn hatte, weiter hier zu bleiben. Eine Widerstandszelle, wie dies unsere Landsleute früher zu organisieren pflegten, schien unter den gegebenen Umständen eher aussichtslos. Tadeusz T., «Chef» unseres neuen Bundes, war Artillerieoffizier, dem der Umgang mit Sprengstoffen ziemlich vertraut war. Aber eben, als wir dachten, dass zehn polnische Geiseln für einen toten Nazi ihr Leben hergeben mussten, kamen wir zum Schluss, dass unser Widerstandskampf Selbstmord wäre. Bereits erfuhren wir, dass mehrere Polen in unserer Heimatstadt durch Volksgerichte der Nazis zum Tode verurteilt wurden. Andererseits erhielten wir davon Kenntnis, dass Bernard H., unser Schulkamerad, unterwegs aus Ungarn zu «Tante Frania» sei. Obwohl «Frانيا» kein abgemachtes Code-Wort war, wussten wir, dass damit Frankreich gemeint war, womit sich das Gerücht von einer in Frankreich zu organisierenden polnischen Armee als wahr bestätigen würde. Man hatte uns erzählt, dass sich viele polnische Soldaten der Herbstkampagne 1939, die die rumänische, bzw. ungarische Grenze überschritten hatten und in den beiden Ländern interniert worden waren, nach Frankreich begaben, um sich der polnischen Armee anzuschliessen. Von wieviel Nachrichten hatten wir schon Kenntnis genommen, die sich als unwahr erwiesen? Trotz unserer z.T. berechtigten Zweifel sagte uns der Instinkt, dass der beste Ausweg für uns der Kampf in den Reihen der polnischen Armee in Frankreich wäre. Nach Ungarn zu gelangen, und zwar quer durch ganz Polen und dann über die Karpaten im Winter war lebensgefährlich. Ohne einen Passierschein konnte man kaum einen Bahnhof betreten. Im Warthegau, wo jeder Pole genau

kontrolliert wurde, waren wir, drei junge Männer, Gefangene.

Im Generalgouvernement dagegen, so dachten wir, könnten wir uns als simulierende Volksdeutsche mit unserem knappen Deutsch noch herauschwatzen. Die einzige Rettung war für uns mein Cousin Alfons N., Student der Germanistik an der Posener Universität. Er hatte als Studienkollegen einen in Polen geborenen Deutschen, der trotz der deutsch-polnischen Feindschaft mit Alfons gut-kollegiale Beziehungen unterhielt. Vielleicht könnte der deutsche Student uns einen Passierschein verschaffen? Auf der Landkarte fanden wir zwei Ortschaften des gleichen Namens: eine für das Posenerland, die andere für Galizien, sodass wir mit demselben Passierschein nicht nur die Ortschaft im Warthegau, sondern auch jene in Galizien besuchen könnten. Die Sache mit dem Passierschein ist dem Studenten gelungen. Die Scheine hatten jedoch einen Haken, und zwar verschiedene Ausstellungsdaten mit Gültigkeit von nur 5 Tagen. Hoffentlich wird es uns gelingen, wenigstens das Generalgouvernement vor Fristablauf zu erreichen! Sollte dies nicht der Fall sein, müssten wir uns etwas Besseres einfallen lassen, um die Grenzkontrolle zu überlisten, womit wir aber unser Leben aufs Spiel setzen würden.

Wegen des Schicksals meines Cousins muss ich hier für einen Moment abschweifen. Er und seine zwei Matura-Kameraden bildeten eine «Trojka», einen geheimen Dreierbund, die eine Widerstandszelle sein sollte. Sie begannen, Informationen über das deutsche Militär und die SS-Verbände zu sammeln. Das was sie interessierte, schien für einen Unbeteiligten harmlos und unbedeutend zu sein. Für die polnische zentrale Widerstandsgruppe, vermutlich im «Sokol», wo Alfons und sein Vater Mitglieder waren, konnte dagegen jede scheinbar banale Nachricht wie ein Stein im Puzzle-Spiel von Wichtigkeit sein und einen Beitrag zum Bild über die Stationierung und Bewegung der deutschen Heereskräfte darstellen. Da Alfons noch Beziehungen zu einem deutschen Studenten unterhielt, war seine Zugehörigkeit zur «Trojka» von grossem Nutzen; denn eine zufällige Bemerkung seines deutschen Kollegen hätte dem polnischen Widerstand über Krieg und Nazi-Politik Aufschluss geben können. Wie vorsichtig mein Cousin war, bezeugte die Tatsache, dass er beim Abschied seine Zugehörigkeit zur «Trojka» mit keinem Wort erwähnte. Er machte nur eine Andeutung von einem Unternehmen «X» und, falls dieses nicht gelingen sollte, würde er sich uns bei «Tante Frania» anschliessen. Ein längeres Leben war leider der «Trojka» nicht beschieden. Es genügte eine unachtsame Äusserung der Freundin des Kameraden M., dass sie selbst zum Verhör durch die Gestapo abgeführt wurde, wo sie die Namen der drei Widerstandsmitglieder unter Marter verriet. Ein Volksgericht in Leszno verurteilte alle drei Jünglinge zum Tode. Der deutschen Mutter von Alfons hatte weder ihre sächsische Abstammung noch das Anflehen auf den Knien eines der ihr bekannten Volksrichtern um Gnade für ihren Sohn genützt. Sie erreichte nur die Umwandlung der Todesstrafe in eine lebenslange Haft, während seine beiden Kameraden füsiliert wurden. Alfons kam in das berüchtigte Gefängnis in Spandau und später in ein anderes in der Nähe von Zelle. Er hinterliess ein Heft mit handgeschriebenen Aufzeichnungen. Den Krieg überlebte er zwar, aber total erschöpft starb er, als er trotz Ermahnungen nach Hause auf Krücken zurückging. Seine Widerstandskameraden vergassen ihn nicht. Seine Überreste wurden in seine Heimatstadt überführt und nach ehrenvollem Geleit zahlreicher Widerstandskämpfer begraben. Es war eine würdige Manifestation der ganzen Stadtbevölkerung.

Von Posen nahmen wir die südliche Route über Leszno, wo wir uns von unseren Familienangehörigen verabschieden wollten. Offiziell liessen wir verlauten, dass wir nach Galizien reisten, um in einem Sägewerk zu arbeiten. Um die Version glaubhafter zu machen, sagten wir unseren Bekannten, dass unsereiner, d.h. Antos R., dort vor dem Kriege schon gearbeitet hätte. In Leszno angekommen, bemerkten wir, dass die Zwangsaussiedlung der Polen durch die Nazis in unserer Stadt angelaufen war. Meine jüngere Schwester und jene meines Fluchtgenossen Tadeusz T. erhielten schon Ausweisungsbefehle. Als Lehrerinnen mussten sie primitive Unterkunft in der geräumten jüdischen Schule mit beschränktem Gepäck beziehen. In einigen Tagen, hatte es geheissen, würde ein Sammeltransport mit Güterwagen ins Generalgouvernement gehen. Weitere solche Transporte mit polnischen Intellektuellen würden bald folgen. Mit den Mittelschulprofessoren, Advokaten, Ärzten und Direktoren einiger Unternehmungen hatte man schon vorher «Ordnung» gemacht, indem mehrere von ihnen als Geiseln festgehalten wurden. Den Anderen wurde der Prozess gemacht, da sie in Sportvereinen wie «Sokol» oder in politischen Parteien mitgewirkt hatten. Sechzehn führende Bürger wurden zum Tode verurteilt oder schon hingerichtet. Einige von ihnen deshalb, weil sie Handlungen



zum Schaden Deutschlands, als polnische Bürger begangen hätten. Ein solches Schicksal war z.B. dem Direktor der Kommunalsparkasse beschieden, weil er das Bargeld dem polnischen Zahlungsoffizier aushändigte. Gleichermassen erging es dem Direktor einer Lokaleisenbahn, weil er gegen den kriegsbedingten Abtransport des Rollmaterials nichts unternommen hatte. Auf grausame Art starb unser Professor der Polonistik, der auch im deutschen Gymnasium Polnisch unterrichtete. Aus Rache für seine angebliche Notenstrenge im polnischen Unterricht befahlen ihm ehemalige Schüler, die bereits in die Hitlerjugend, bzw. in die Wehrmacht eingetreten waren, mit dem Kopf voraus in die Gefängnismauer zu rennen. Mit kräftigen Händen «halfen sie ihm die Mauer durchzubrechen», bis er mit blutüberströmendem Kopf den Märtyrertod starb.

Es fiel mir nicht leicht, von meinen Angehörigen Abschied zu nehmen. Auch sie wurden von der Aussiedlung, wie ich erst später erfuhr, nicht verschont; denn mein 70-jähriger Vater und meine ältere Schwester mit ihren drei schulpflichtigen Kindern mussten die 6-Zimmer-Wohnung verlassen und sich in einer Stube eines alten Hauses notdürftig einrichten, bevor sie alle zu Zwangsarbeiten nach Deutschland verschickt wurden. Peinlich war es mir auch, dass ich durch Strassenrazzien verhindert, mich nicht von meinem Bruder verabschieden konnte. Im Mai 1940 kam er als katholischer Priester nach Dachau, nachdem er 6 Monate im Übergangslager in Kazimierz n/Wart<sup>^</sup> abgesessen hatte.

An einem der letzten Novembertage 1939 verliessen wir zu Dritt unsere liebe Stadt Leszno. Vergeblich warteten wir auf den Anschluss unseres Kameraden M., dem leider die Flucht aus Posen nicht gelungen war. Unvorsichtigerweise wechselten wir vor der Billettkontrolle einige Worte auf polnisch, wofür wir von einem SS-Mann angeschnauzt wurden. Vielleicht ein gutes Omen? Gott sei Dank, dass es dabei blieb. Er hätte uns mit dem Entzug der Passierscheine bestrafen können. Jetzt wussten wir, wie wir uns als «Volksdeutsche» benehmen mussten.

Infolge der Kriegszerstörungen im Eisenbahnnetz ging die Bahnreise langsam vor sich. Fast 3 Tage dauerte es, bis wir Cz<sup>?</sup>stochowa erreichten. Eine ganze Nacht hatten wir in Olesnica (Oels<sup>?</sup>) zu verbringen, wo viele deutsche Soldaten auf Zugverbindungen warteten. Um nicht aufzufallen, unterboten wir uns mit einigen Brocken Deutsch. Wir achteten darauf, möglichst nicht beisammen zu sein. Die Anwesenheit von 3 jüngeren Zivilisten auf dem relativ kleinen Bahnhofareal hätte das Interesse der Polizei oder der Gestapo wecken können. Mit der gekauften deutschen Zeitung versuchte ich, mein etwas vergessenes Deutsch aufzufrischen. Um uns aufzuwärmen, hielten wir uns im Bahnhofbuffet auf, das voll von deutschen Wehrmännern war. An ihrer rauhen Sprache erkannte man, dass die meisten von ihnen Schlesier waren. Es war eine mit polnisch-tschechischen Wörtern gemischte deutsche Sprache. Diese Szene stimmte mich bedenklich. Ich fragte mich, wieviele von diesen Soldaten am Feldzug gegen Polen teilnahmen, deren Grossväter nur polnisch oder «schlesisch» sprachen. Ich dachte an den 1000-jährigen deutschen Drang nach Osten, der mit der Besetzung von drei Viertel des polnischen Staatsgebietes bis an den Bug endete und von den verräterischen Russen ermöglicht wurde.

In Cz<sup>?</sup>stochowa beschlossen wir, das Kloster mit dem berühmten Wunderbild der Muttergottes zu besuchen. Die kurze Anwesenheit in der Klosterkapelle und das Gebet um eine glückliche Flucht hoben unsere Zuversicht und stärkten uns moralisch. Nach Ergänzung unserer Lebensmittel gingen wir zum Bahnhof zurück. Die Wagenkontrolle bemerkte jedoch, dass mein Passierschein schon abgelaufen war. Man führte mich auf den Kontrollposten, wo zum Glück ein reges Kommen und Gehen herrschte. Es zeigte sich, dass die strenge Kontrolle durch die neu gezogene Grenze zwischen den bereits ins Deutsche Reich einverleibten westpolnischen Gebieten und dem wiedergeschaffenen Generalgouvernement bedingt war. Das deutsche Geld wurde mir hier einfach requiriert, ohne mir dafür einen Gegenwert zu geben. Es hiess, Polen dürften nicht mit deutschem Geld ins Generalgouvernement hereinkommen. Meine Aufmerksamkeit galt jedoch nicht der Geldrequisition, sondern der Frage, wie ich auf raschestem Wege von hier verschwinden und mit meinen Fluchtgenossen Weiterreisen könnte. Vor der Flucht machten wir feierlich ab, dass, falls einer von uns Schwierigkeiten hätte, wir alles tun würden, um ihn aus der Notlage zu befreien. Ich beurteilte meine Lage nicht als aussichtslos, da der Raum mehrere Türen hatte und wie ein Vorzimmer aussah. Der günstige Moment zur Flucht kam, als sich der hier anwesende Polizist entfernte. Ich wunderte mich selbst über die Ruhe, mit welcher ich vom gerade hereintretenden uniformierten Beamten Auskunft über die

Toilette verlangte. Selbstverständlich begab ich mich nicht dorthin, sondern an das Ende des Bahnsteiges, an welchem mein Zug immer noch stand. So tuend, als ob ich etwas suchen würde, stieg ich schnell in den letzten Waggon ein. Als dessen Passagiere mir antworteten, dass die Kontrolle bereits passiert habe, zählte ich die Sekunden, bis endlich der Zug abfahren würde. Durch eine schmale Fensterlücke sah ich, wie auf dem Bahnsteig zwei Polizisten lebhaft gestikulierten. Aber gerade in diesem Moment setzte sich der Zug in Bewegung. «Glück muss man haben», sagte ich zu meinen ungeduldig wartenden Fluchtgenossen. Sie erzählten mir, wie sie anhand der Passierscheine über meine Personalien ausgefragt worden seien und erst, als sie meine Bekanntschaft entschieden in Abrede gestellt hätten, habe die Grenzkontrolle davon abgesehen, sie auf den Kontrollposten abzuführen. Dass wir von weiteren, strengen Untersuchungen davongekommen waren, hatten wir dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass die Scheine an verschiedenen Tagen ausgestellt waren, womit erwiesen war, dass wir miteinander nichts Gemeinsames hatten. Nichtsdestoweniger trennten wir uns gänzlich. Jeder ein Stück deutscher Zeitung vor der Nase haltend, tat so, als ob wir die echtsten Volksdeutschen wären. Im Übrigen verliessen wir uns auf unser Anpassungstalent.

Als wir in Kielce ankamen, war es schon dunkel. Wir standen auf einem Nebengeleise zwischen zwei Reihen von Güterzügen. Es war still geworden. Fast unheimlich still. Auf einmal hörten wir Geräusche, wie wenn Soldaten mit Stiefeln auf kieselsteinigem Boden herumliefen. Wir öffneten das Fenster, aber niemand war da. Vom gegenüberstehenden Güterwagen drang ein seltsamer, warmer Geruch menschlicher Ausdünstungen zu uns. Einige gedämpfte Stimmen waren vom Waggon her zu vernehmen. Sie klangen wie polnisch mit jüdischem Akzent. Tadeusz zeigte schweigsam auf die Ventilationsöffnung, wo eine schmale Hand versuchte, durch eine enge Lücke Zeichen zu geben. Auf einmal ertönten in der Nähe grelle Stimmen. Einige bewaffnete SS-Männer liefen zwischen den Waggonreihen und riefen: «Fenster zu»! Hoffentlich hatten sie nicht bemerkt, dass Tadeusz den armen Ausgewiesenen Zigaretten reichte. Unser Zug rollte langsam gegen den Bahnhof. Wir stiegen aus und schwiegen, aber jeder wusste, dass es Menschanttransporte aus Westpolen ins Generalgouvernement waren. War das vielleicht ein Transport aus unserer Heimatstadt? Mit quälenden Gedanken beschlossen wir, einen meiner Bekannten in Kielce zu besuchen, um etwas über die Lage der aus Westpolen vertriebenen Polen zu erfahren. Leider fanden wir ihn nicht unter der Adresse und niemand konnte uns über ihn und seine Familie Auskunft geben. Der Krieg hatte alles geändert. Da die Wartesäle geschlossen waren, mussten wir uns so gut es ging, auf einer Bank im Korridor einrichten. Nach der schlaflosen Nacht in Olesnica machte sich die Müdigkeit immer mehr bemerkbar. Unsere Nerven waren angespannt. Mit der Feststellung, dass aller Anfang schwer ist, trösteten wir uns etwas. Von Schlafen oder Dösen hier im Korridor, wo Durchzug Kälte brachte, war keine Rede. Möge es bald Morgen sein! Müde und humorlos bestiegen wir den Zug, der uns nach Sandomierz (Sandomir) bringen sollte. Da wir den Wartesaal in Kielce nicht benützen konnten, beschlossen wir, uns mit der II. Waggonklasse schadlos zu halten, wo wir das Schlafmanko auszugleichen hofften. Dies war uns nicht erlaubt, da dieselbe nur für Deutsche reserviert war. Bald stieg ein deutscher Offizier mit einem Fräulein ins Wagenabteil ein. Unser Traum vom Schlafen auf weichen Sofas war damit aus. Jetzt galt es aber, unsere Rolle, Volksdeutsche zu spielen, unter Beweis zu stellen. Von uns, bzw. von mir erfuhr der Deutsche, dass wir Richtung Jaroslaw fahren, um in einem in der Nähe liegenden Sägewerk zu arbeiten. Ihn interessierte jedoch mehr unsere Herkunft. Noch grösseres Interesse zeigte er dafür, weshalb wir in der II. Klasse sassen. Offenbar bemerkte er, dass mit unserem Volksdeutschtum nicht alles zum Besten bestellt war. Ich musste mich anstrengen, um seinen Verdacht abzulenken und unseren halbdeutschen Status irgendwie glaubhaft zu machen. Ich machte einige Andeutungen über meine, bzw. unsere Kenntnisse der deutschen Literatur. Er wollte sich in dieser Materie offenbar nicht als Ignorant zeigen und sah von weiteren Fragen ab. Übrigens stieg er bald aus und wir blieben mit dem Fräulein allein im Abteil. Es war ein hübsches, aber eher einfaches Mädchen vom Dorfe, eine Polin also. Nichtsdestoweniger erachteten wir es als ratsam, unsere Rollen weiterzuspielen. Ich z.B. wünschte, von ihr polnisch zu lernen. Als ich fleissig zum Schein polnische Wörter notierte, trat der Kontrolleur in unser Abteil ein. Unsere Landsleute hatten uns erklärt, dass die Deutschen keine Billette im Generalgouvernement benötigten. Als «Volksdeutsche» wollten auch wir von diesem Privileg profitieren, weshalb wir dieselben nicht lösten. Der Kontrolleur, ein Oesterreicher, bestand jedoch auf die Vorweisung der Fahrkarten, weil dieses Privileg inzwischen

hinfällig geworden sei. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Fahrkarten zu lösen. Am späten Abend erreichten wir Sandomierz. Hier hatte einer von unseren Kameraden vor dem Kriege ein Geschäft im Rahmen der Polonisierungsaktion der Kaufmannschaft eröffnet, weshalb wir beschlossen, ihn zu besuchen. Einerseits interessierte es uns zu erfahren, wie es ihm ging, andererseits wollten wir bei ihm übernachten. Ermüdet gingen wir im eisigen Regen durch die spärlich beleuchteten Strassen und wurden zufällig Zeugen einer unmenschlichen Szene: in der Strassenmitte bewegte sich eine dichte, schweisgsame Menschenmasse; einige Gestalten stiessen Karren mit Kindern und Hausrat beladen, andere stützten Greise, Invalide und Kranke, Mütter trugen ihre schlafenden und weinenden Kinder. Diese Menschen, aus Westpolen vertriebene Juden in abgetragenen Kleidern, gingen ins Ungewisse. Damals ahnten wir noch nicht, welch schreckliches Schicksal diesen Juden beschieden war. Da aber die Polizeistunde näher rückte, war es für uns höchste Zeit, das Haus unseres Kameraden ausfindig zu machen. Dank der Gastfreundschaft seiner Familie konnten wir ausgeruht und gestärkt die weitere Reise nach Jaroslaw antreten.

In dieser Stadt erfuhren wir von Leuten auf der Strasse, dass es nicht schwer sei, hier Unterkunft zu finden, nachdem nach der Vertreibung der Juden viele Wohnungen frei geworden wären. In der Tat fanden wir in kurzer Zeit eine Parterre-Wohnung, die offen war und keine Verbotstafel hatte. Ein spärliches und armseliges Mobiliar war darin noch vorhanden. Wahrscheinlich deshalb war die Wohnung nicht abgeschlossen. Dass es uns in dieser Wohnung, aus welcher Juden vertrieben worden waren, nicht ganz geheuer war, war verständlich. Und doch bildeten die vertriebene Familie und wir drei Flüchtlinge aus dem Posenerlande, deren Angehörige selbst bald ausgewiesen werden sollten, eine Schicksalsgemeinschaft. Die Nacht – ich richtete mich in der Küche auf einem wackligen Eisenbett ein, meine beiden Fluchtgenossen in der Stube – verbrachte ich sehr unruhig. Ich erwachte öfters und stets überwältigten mich die Gedanken an die vertriebene Judenfamilie, sowie an meine Angehörigen. Wir erachteten es als angezeigt, nicht allzu lange in der verbotenen Wohnung zu bleiben; denn eine Kontrolle könnte unsere Fluchtpläne durchkreuzen. Wir verliessen sehr früh das wenig heimelige Domizil und begaben uns auf den Bahnhof. Unterwegs versuchten wir erfolglos einige Landkarten zu kaufen, um die künftige Marschroute zu bestimmen, da wir sie beim Verlassen unseres Heimatortes nicht näher festlegen konnten. Wir schlugen einen Weg ganz einfach in südöstlicher Richtung gegen die vermutliche ungarische Grenze ein und sagten uns, dass der Liebe Gott uns führen solle. Von hier aus dürfte es bis dahin noch gut 100 Kilometer sein. Durch die Besetzung der Tschechoslowakei durch die Deutschen im Jahre 1939 hatten sich die Grenzen gemäss dem Wiener Schiedsspruch weitgehend geändert. Sogar in der Annahme, dass sich die alte polnisch-tschechische Grenze mit der neuen deckte, war für uns immer noch der Punkt unbekannt, von wo aus die neue polnisch-ungarische Grenze zu verlaufen begann. Unter keinen Umständen durften wir ins slowakische Gebiet geraten, welches von deutschen Truppen besetzt war. Nicht einmal einen Kompass nahmen wir mit, und zwar wegen der eventuellen Kontrollen der Deutschen. Wir zählten auf Glück! Von Jaroslaw hätten wir mit der Bahn entweder nach Przemysl, d.h. mehr nach Osten, oder nach Dynów gegen Süden fahren können. Gefühlsmässig wählten wir die Strecke nach Dynów mit der Schmalspurbahn, wo uns vermutlich die Karpatenwälder besseren Schutz gewähren würden. Im überfüllten Waggon fühlten wir uns erstmals sicher wie im Vorkriegspolen. Keine uniformierten Deutschen mehr, vor welchen wir uns ständig hüten mussten!

Der Zug fuhr gemächlich und wir merkten, dass uns die gemütliche Reise mit dem friedlichen Bauernvolk beruhigte. Warum müssen wir unsere «friedliche» Heimat verlassen dachten wir. Als wir an der Endstation ausstiegen, war es dunkel. Kein einziges Licht beleuchtete das Holzbahnhöfchen. Eine Weile standen wir eher ratlos. Wir gingen die Dorfstrasse hinauf, bis sie sich zu einem schmalen Platz verbreiterte. Nirgends ein Gasthof! Nur lauter ärmliche Holzhütten. An einer Stelle fiel uns eine Hütte auf, aus welcher ein stärkeres Licht herausstrahlte. Als wir eintraten, standen wir in einer armen, geräumigen Bauernstube. In einer Ecke, wo die Beleuchtung am stärksten war, befand sich eine Schuhmacherwerkstätte. Etwas misstrauisch betrachtete uns der Schuhmacher. Aber seltsamerweise hatte er nichts dagegen, als wir ihm sagten, dass wir bei ihm übernachten müssten, da es in der Ortschaft keinen Gasthof gebe. Vielleicht hat ihn der fremde, westpolnische Akzent unserer Sprache beeindruckt. Damit er uns nicht verstehen konnte, tauschten wir gelegentlich einige deutsche Worte. Wir wollten ihn damit auf die Probe stellen, um zu wissen, wie er darauf reagierte. Bald gewannen

wir den Eindruck, dass er ein freundlicher Mensch sein musste. Dank seiner Freundlichkeit konnten wir uns einen heissen Tee zubereiten. Da wir aber in einem fremden Gebiet weilten und deutsche Kontrollen zu erwarten waren, beschlossen wir, unsere alten Rollen von Volksdeutschen so zu verteilen, dass ich den mürrischen, stets wegen der Unordnung schimpfenden Deutschen, während Tadeusz und Antos die Volksdeutschen mit Kenntnis der polnischen Sprache spielen sollten.

In einem schwach beleuchteten Winkel der Stube lagen einige Garben Stroh. Dort dürfte unsere Schlafstätte sein, dachten wir. Bevor wir einschliefen, fragten Tadeusz und Antos unseren Gastgeber einiges über die deutschen Kontrollen aus. Er gab uns insofern eine für uns wichtige Auskunft, als er uns nicht nur vor Deutschen, sondern vor den rachsüchtigen Ukrainern warnte, die besonders hinter dem Fluss San für die polnischen Flüchtlinge gefährlich sein konnten, indem sie die Deutschen über deren Bewegung im Grenzgebiet informierten. Er fügte hinzu, dass es gut sei, dass wir deutsch sprächen. Man kann bei den Ukrainern die deutsche Sprache gut brauchen, sagte er lächelnd. Er wünschte uns gute Nacht und zog sich in sein Kämmerlein zurück. Um Mitternacht wurden wir durch laute Stimmen und das Rattern eines Lastwagenmotors geweckt. Unsere Stube war von LKW Reflektoren hell beleuchtet. Man hörte draussen Stimmen eines verärgerten deutschen Lastwagenchauffeurs, der von einem Bauern Auskunft haben wollte. Schon dachten wir, durch die Hintertüre die Stube verlassen zu müssen. Aber bald entfernte sich der LKW-Führer fluchend, und es wurde ganz still im Dorfe. Morgens früh dankten wir unserem Gastgeber für die Herberge. Da er kein Geld entgegennehmen wollte, gaben wir ihm Zigaretten, wovon wir einen grösseren Vorrat als Zahlungsmittel mitgenommen hatten. Beim Abschiednehmen erkundigten wir uns bei ihm über einen Fussweg nach Sanok, da wir die Hauptstrasse nach Möglichkeit meiden wollten.

Für uns Menschen der weiten Ebenen erwies sich jedoch der schmale, zum Teil sehr steile Gebirgspfad als sehr mühsam. Wir bewegten uns in einem Gelände, wo es ständig auf- und abwärts ging. Es war ein wildes Naturgebiet, wo keine Orientierungstafeln vorhanden waren. Wir hatten uns nach dem Fluss San zu orientieren, der nur von den Höhen aus sichtbar war. In einem Moment waren wir nicht schlüssig, in welche Richtung wir zu gehen hätten. Der trübe und neblige Tag erlaubte uns nicht einmal festzustellen, wo Süden war. Die Unsicherheit machte uns nervös und wir begannen, uns zu streiten. Wir trennten uns, indem ich «meinen» Weg wählte, während Antos und Tadeusz eine andere Richtung einschlugen. Wir machten ab, dass wir uns vor dem Rathaus in Sanok treffen würden. Da ich im Gebirge mehrmals allein gewandert war, erwies sich mein Orientierungssinn besser. Nach etwa 3 Stunden Wanderung tauchten sie auf einmal neben mir auf und schlossen sich «meiner» Richtung an. Ich hatte während der Flucht 2 Kleider und einen Wintermantel auf mir und dazu einen Rucksack samt einem Kofferchen in der rechten Hand. Das stundenlange Wandern im gebirgigen Gelände machte mich deshalb müde, aber auch die beiden «Abtrünnigen» waren wegen ihres grossen Umweges nicht weniger ermüdet. An einer weiteren Stelle blieben wir wieder ratlos stehen, als auf einem Hügelgipfel der Fussweg gänzlich verschwand. Wir beschlossen deshalb, das unwegsame Gebirge zu verlassen und einen Weg am San zu finden. Bald fanden wir einen Feldweg, der ziemlich parallel zur Hauptstrasse und zum Fluss ging. Nach einem Marsch von einigen Stunden tauchte auf einmal vor uns ein Unteroffizier der deutschen Wehrmacht auf. Es war nicht klar, wer über die plötzliche Begegnung mehr überrascht war. Immerhin, als er von uns die Passierscheine verlangte und ich so tat, als ob ich meinen Schein im Kofferchen grübelnd suchte, merkten wir, dass sein befehlerischer Ton etwas freundlicher wurde. Schliesslich waren wir unser drei und er allein in dieser Öde. Wir begannen uns mit ihm auf gelassene Weise zu unterhalten so gut es auf Deutsch ging. Er aber liess sich nicht ablenken und wollte wissen, weshalb wir hier im Grenzgebiet wanderten. Der San bildete hier die Demarkationslinie zwischen dem durch die Deutschen einerseits und dem durch die Sowjets andererseits besetzten Teilgebiet Polens.

Auf der anderen Seite des Flusses in einer Entfernung von ca. 5 Kilometern sah man tatsächlich 2 sowjetrussische Soldaten in hellen, langen Pelzmänteln vorbeischieben. «Eine nette Gesellschaft haben Sie hier als Nachbarn», bemerkte halbironisch Tadeusz zum Unteroffizier gewandt. Er aber erwiderte, dass er von «Politik» nicht viel halte. Nachdem er eine eher oberflächliche Kontrolle unseres Gepäcks durchgeführt hatte, wollte er wissen, weshalb wir so viel Waren, und zwar Zigaretten, Seifen, Waschpulver usw. mitführten, worauf ich ihm erklärte, dass wir unterwegs nach Cisna seien, um dort in der Nähe eine Stelle im Sägewerk anzutreten und die Waren einfach Zah-

lungsmittel darstellten. Es war uns gleichgültig, ob er dieser Erklärung Glauben schenkte. Inzwischen schaute er sich die Passierscheine von Tadeusz und Antos näher an, was mich beunruhigte, da mein Passierschein noch immer im Kontrollbüro in Cz?stochowa lag. Als er bemerkte, dass diese Scheine in Lissa ausgestellt worden waren, wurde er noch gesprächiger und sagte, er sei auch im Posenerlande geboren, er stamme nämlich aus Samter (Szamotuly). Da er das Wort «Warthegau» nicht brauchte, qualifizierte ich ihn als einen Nicht-Nazi. Damit liess die Spannung weiter nach, ich benützte die Gelegenheit, um das Gespräch von den Passierscheinen auf das Thema Posenerland zu wechseln. Obwohl die fragliche Stadt mir nur von einem einmaligen Besuch bekannt war, erzählte ich ihm allerlei Sachen, die sich auf die Stadt und Umgebung bezogen. Er war sichtlich erfreut, hier in dieser wilden und weit entfernten Landschaft, drei Quasi-Landsleuten zu begegnen. Für einen Moment vergassen wir alle vier den erst kürzlich beendeten Krieg, die deutsch-polnische Feindschaft und er bestand auch nicht mehr auf die Vorweisung meines Passierscheines. Er kam uns noch weiter entgegen, indem er uns bis zur Hauptstrasse begleitete und uns einige weitere Tips gab. Er riet uns, noch ca. 2 Kilometer bis zu einem bestimmten Punkt, wo eine deutsche Wache stehe, zu marschieren und derselben zu erklären, dass der Feldweibel – hier nannte er seinen Namen – unsere Passierscheine und das Gepäck kontrolliert hätte und wir alle drei einen Freipass bis Sanok hätten. Beim Abschied fügte er noch hinzu, dass es genüge, wenn wir die bestimmte Stelle erreichten, d.h. dort, wo der steile Berg sehr nahe an den Fluss herankomme, dass wir dem in der kleinen Waldlichtung stehenden Wachposten mit den Händen bestimmte Zeichen gäben. Sobald die Soldaten die gleichen Zeichen erwiderten, dürften wir ruhig weitergehen. Wir trauten der Sache nicht ganz, doch als wir an der bestimmten Stelle angekommen waren, sahen wir auf einem hohen Felsenvorsprung den Wachposten. Wir machten die Zeichen, die uns der Feldweibel gezeigt hatte. Mit erleichterten Herzen sahen wir, dass uns die beiden Wachsoldaten die abgemachten Zeichen erwiderten. Es hatte also geklappt. Gott sei Dank!

Es begann zu dämmern. Eine Weile schwiegen wir. Jeder wusste warum. Es quälte uns der Gedanke, dass wir uns so vertraulich mit einem Deutschen einliessen; zwar mit einem Soldaten, aber doch einem Deutschen, unserem Feind. Und doch.... als wir seine freundliche Haltung in Betracht zogen, fragten wir uns, weshalb grausame Kriege geführt werden. Zweifellos beeindruckte jeden von uns die redliche Haltung des Feldweibels uns gegenüber. Die frisch erlebte Begegnung zeigte, wie wenig es braucht, dass Feinde zu friedlichen Menschen werden können. In unserem Falle genügte die Tatsache, dass ein deutscher Soldat und wir drei Verfolgte, die aus der gleichen Landschaft stammten, uns wie zivilisierte Menschen zu verhalten wussten. Als wir unter unseren Füßen festen Boden fühlten, bemerkten wir, dass uns der Weg über Berge und Täler sehr strapaziert hatte. Erst jetzt, als die Spannung vorüber war, merkten wir unsere grosse Ermüdung.

Das erste vorbeifahrende Fahrzeug hielten wir an. Es war ein Metzger, der einige Schweine auf dem Wagen hatte. Er nahm uns auf die Sitzbank willig auf. Halb im Schlaf und halb wach erreichten wir die Stadt Sanok. Als er unserer Müdigkeit gewahr wurde, erklärte er sich bereit, uns in seinem Keller zu beherbergen. Er war nicht gesprächig, aber an unserem Gehabe und Gepäck erkannte er zweifellos, was wir vorhatten. Der Keller erwies sich als wohnlicher, als der Name selbst sagte. Auf dem Boden lag ein so grosser Haufen Stroh, dass man sich gut darin vergraben konnte. Bevor wir einschliefen, besprachen wir kurz unsere Lage und die weitere Verhaltensweise. Die letzte und die schwierigste Etappe dürfte nach unserem Dafürhalten rund 40-50 Kilometer betragen, die wir zu Fuss und hauptsächlich im Schnee zurücklegen mussten, wobei uns das Gebiet gänzlich unbekannt war. Bereits auf dem Wege entlang des Sans bemerkten wir, dass in einigen Dörfern ein Dialekt gesprochen wurde, dessen Melodie an das Ruthenische erinnerte. Gemäss Ratschlägen des Schuhmachers von Dynów galt es, Ukrainer, die unter der Nazi-Besetzung aus ihrer Feindschaft gegenüber Polen keinen Hehl machten, zu meiden. Unser schweigsamer Gastgeber sagte beim Abschied, dass wir gut tun würden, wenn wir das Bahngleise als Quasi-Wegweiser benützen würden. Als Dank für seine Gastfreundschaft gaben wir ihm Zigaretten und Seife.

Es war ein kalter, sehr nebliger und trüber Morgen, als wir Sanok verliessen. Es war kaum möglich, die Tageszeiten zu unterscheiden. Wir marschierten ununterbrochen den ganzen Tag in schnellem Tempo, um möglichst in 2 Tagen die Grenze zu erreichen. Da es dunkel wurde und uns die Müdigkeit überfiel, beschlossen wir, in einer kleinen Bahnstation Rast zu machen. Ringsum keine Spur

von Menschenleben! Das Stationsgebäude stand in einer öden Waldlichtung. Offenbar diente der Bahnbetrieb nur für den Holztransport. Es war ein verlassenes Gebäude. Im Inneren lagen zerschlagene Ziegel und Schutt, die Fenster und die Türen waren aus den Angeln gerissen. Für uns, die einen ganztägigen Marsch hinter sich hatten, war das keine brauchbare Unterkunft. Als wir aber die schneebedeckten Wälder betrachteten und der eisige Wind über die Lichtung blies, blieb uns nichts anderes übrig, als im zerstörten Häuschen Schutz zu suchen. Im Dunkeln sahen wir eine Leiter, deren Ende in ein Loch der Decke hineinragte. Der Estrich war niedrig und fensterlos. Auch hier lagen Trümmer von Dachziegeln und Brettern. Beim Licht einiger Streichhölzer räumten wir etwas auf, um eine Schlafstätte einzurichten. Unser Versuch, Wasser für einen Tee zu kochen, schlug fehl. Das Feuer wollte sich nicht entfachen. Nicht einmal der Schnee in der gefundenen Konservendose schmolz! Wie leichtsinnig war es von uns, eine Flucht zu unternehmen, ohne wenigstens ein Kochgeschirr mitzunehmen. Aber was tut man nicht, um möglichen Kontrollen der Deutschen zu entgehen, die uns der Flucht verdächtigen würden. Wir assen etwas Weniges von unserem Proviant und befeuchteten den Mund mit Schnee. Die Müdigkeit übermannte uns rasch. Hungrig schmiegteten wir uns dicht aneinander, um keine Wärme zu verlieren. Einem polnischen Sprichwort gemäss ist der Pole böse, wenn er hungrig ist. Wir aber waren zu müde, um böse zu sein.

Der Morgen war neblig und trüb, aber bedeutend kälter als der vorherige. Wahrscheinlich hatten wir schon die Höhe von 800 M.ü.M. erreicht, denn der Schnee, mit dem wir unsere verstaubten Gesichter wuschen, war mit einer harten Kruste bedeckt. Wir versäumten keine Zeit, um hier länger zu verweilen. Überraschungen waren immer noch möglich. Obwohl uns der Hunger plagte, waren wir froh, den unwirtlichen Ort verlassen zu können, der uns keine Wärme gab. Wir marschierten frisch, um uns durch Bewegung zu erwärmen. Vorderhand benützten wir das z.T. verschneite Geleise, da der Schnee daneben viel tiefer war. Es musste Mittag sein, als sich der Wald etwas lichtete und das Geleise einen Bogen machte. In einer kurzen Entfernung stand vor uns ein Bahnhof, vor dem sich eine grössere Menschenmenge versammelt hatte. Wir waren sehr überrascht, in dieser Einsamkeit so vielen Menschen zu begegnen. Etwa 7 Stunden waren wir unterwegs gewesen, aber nirgends hatten wir Spuren von Menschen gesehen. Jetzt aber waren links vom Bahnhof in einem kleinen Tal die Dächer von einem Dorf sichtbar. Auf keinen Fall wollten wir mit den Menschen, die dort standen und uns bereits bemerkt hatten, in Kontakt kommen. Es war aber zu spät, um zurückzugehen; denn keine hundert Meter trennten uns von den Leuten. Der Kleidung nach waren es Bauern und Bäuerinnen. Wir marschierten stramm vorwärts, als ob wir gar nicht überrascht wären. Kurz vor dem Bahnhof wechselten wir auf das dritte Geleise, so dass wir weiter von der auf uns starrenden Menschenmenge entfernt waren. Dies alles taten wir instinktiv. Indem wir so langsam aber sicheren Schrittes vorwärtsgingen, fragten wir uns, ob dies friedliche Ruthenen oder ab darunter auch einige kämpferische Ukrainer seien. Was bezweckte diese Versammlung?

Vor den Ukrainern waren wir gewarnt worden. Wir wussten auch, dass deutsche Patrouillen mit Hunden die Grenze inspizierten. Als ob mir der Heilige Geist mit einer guten Idee zu Hilfe kommen wollte, blieb ich auf dem Geleise stehen und stellte mein Köfferchen auf den Boden. In der Menge war zum Glück kein uniformierter Deutscher zu sehen. Zu meinen Kameraden gewandt, sagte ich deutlich: «Wir müssen improvisieren.... Jetzt ist für mich die Stunde gekommen....». Da ich schon als Bub öfter auf Exerzierplätzen deutschen Militärs verweilt hatte, fiel es mir nicht schwer, die Rolle eines preussischen, schnodderigen Unteroffiziers zu übernehmen. Die Hände in die Hüfte gestemmt, die Beine gespreizt, nahm ich die Positur eines typischen, schimpfenden Feldweibels ein und begann laut auf Deutsch im preussischen Strassendialekt zu reden. Ich steigerte die Lautstärke und liess eine Schimpfkanonade los und schrie die Bauernmenge mit den Worten an: «Da habt ihr sie.... Die ganze Bahnstation haben sie zertrümmert.... Fenster und Türen ausgerissen und gestohlen.... Und das soll Kultur sein.... Verdammte noch mal....». Die Wirkung blieb nicht aus. Schweigend standen die Leute und starrten uns mit offenem Mund an. Wir liessen dann alle drei einige saftige Ausdrücke wie «Dieberei, Saubildung» usw. fallen. Die Menge blieb vor dem Bahnhof unbewegt und ruhig. Mit der Hand nach Osten weisend, fragte ich die Leute «Tsysna»? «Dort»? Absichtlich änderte ich die Aussprache der Ortschaft «Cisna», damit sie deutsch klang. Aber niemand gab eine Antwort. Überzeugt, dass unsere «Vorstellung» gehörig gewirkt hatte, machten wir uns langsam aus dem Staube und marschierten auf dem Geleise weiter. Nach einer Weile schien

es ratsam, das Geleise zu verlassen. Wir schwenkten nach rechts bergwärts in den Wald ab. Der jetzt etwas aufgeweichte Schnee machte uns jedoch zu schaffen. Wir fanden eine kleine Anhöhe, wo wir unter einer breiten Tanne etwas absitzen konnten. Wir schlossen die Möglichkeit nicht aus, dass jemand von den Bauern dem deutschen Posten im Dorfe von unserer Anwesenheit Meldung erstattete, sodass wir auf alles gefasst sein mussten. Unsere Raststelle auf einer steilen Anhöhe gestattete uns, ein ziemlich grosses Gebiet zu überblicken. In einer Entfernung von ca. 2 Kilometern war eine grössere Lichtung sichtbar, an deren Rande ein Häuschen stand, aus welchem sich Rauch emporhob. Jetzt nach dem Zwischenfall am Bahnhof konnte keine Rede davon sein, eine Wirtschaft im Dorfe aufzusuchen. Wir waren drei junge Männer und ein abseits stehendes Häuschen dürfte für uns kein Risiko bedeuten, es sei denn, dass uns jemand aus der Menschenmenge schon verraten hatte. Wir waren sehr hungrig. Der Rauch rief bei uns gleich Begriffe wie Feuer, Wärme und warmes Essen hervor. Wir aber wagten nicht, ins Dorf zu gehen, um etwas Essbares zu kaufen.

Sicherheitshalber machten wir einen grösseren Bogen, um von der Waldseite her vor das Häuschen heranzutreten. Ich klopfte an die Türe, eine jüngere Frau erschien auf der Schwelle. Ich sagte auf Deutsch in schneidendem Ton, dass wir drei Kontrollingenieure aus Berlin nach den Sägewerken in Cisna wären. Sie liess uns herein und erwiderte auf polnisch, dass ihr Mann bald da sein würde. In der 2-Zimmer Wohnung befand sich ihr alter Vater und in der Wiege ein Säugling. Auf unangenehme Überraschungen gefasst, verteilten wir gleich unsere Rollen. Antos sollte den lebhaften Volksdeutschen mit polnischen Sprachkenntnissen spielen, während Tadeusz und ich kein polnisches Wort kannten und sich wortkarg, abweisend und steif zu verhalten hatten. Antos wandte sich sofort dem Kleinkind zu, welches offenbar krank war. Bei seinen ärztlichen Ratschlägen deutete er an, dass er Medizin studierte, wodurch er rasch das Vertrauen der besorgten Mutter erwarb. Während Antos Schafgarbentee braute, machten wir uns an die Zubereitung unserer Haferflockensuppe, in welche wir einige Eier als Einlauf hineinschlugen.

Der hochgewachsene, kräftige Mann, der in die Wohnung hereintrat, war zweifellos der Familienvorstand. Er war sichtlich erstaunt, drei fremde Menschen in seinem Hause anzutreffen. Ob er der Bauerngruppe auf der Bahnstation angehört hatte, war nicht auszumachen. Während Antos sich mit der Bäuerin über Arzneimittel und die nötige Krankenpflege für das Kind unterhielt, hörten Tadeusz und ich aufmerksam dem Gespräch zwischen dem Mann und seinem Schwiegervater zu. Daraus ging hervor, dass den Bauern einiges als seltsam auffiel, und zwar, dass die 3 angeblichen deutschen Ingenieure zu Fuss mit Sack und Pack marschierten und nicht mit dem Auto nach Cisna direkt fuhren. Einige Bauern schöpften den Verdacht, dass wir doch Polen wären, die nach Ungarn flüchteten, denn die deutsche Sprache sei kein Beweis, dass die Ingenieure Deutsche wären.

Nachdem das Kind eingeschlafen war, begann die Frau mit Antos über die Anstellung ihres Mannes im Cisna-Sägewerk zu sprechen. Es sah so aus, dass einerseits ein Verdacht über unsere Nationalität vorlag und dass wir auf der Hut sein mussten, es andererseits in der Hand hatten, die Anstellung des Mannes zu befürworten. Mit den erfundenen und leider erlogenen Angaben mussten wir jetzt weiterfahren. Zum Glück konnten wir uns gut auf Deutsch über unser weiteres Verhalten verständigen, ohne dass die Leute über unsere Absichten Bescheid wussten. Es zeigte sich, dass der Mann bereits ein Anstellungsgesuch gestellt hatte und jetzt auf eine Antwort wartete. Antos, der sich mit den Leuten mit Bruchstücken der polnischen Sprache verständigte, notierte sich die Personalien des Gesuchstellers und versprach, dafür zu sorgen, dass dem Gesuch entsprochen würde. In seiner Begeisterung anbot sich der Mann, uns mit der Draisine nach Cisna zu fahren, worauf ihm Antos erklärte, dass dies unter keinen Umständen möglich sei, da es sich in unserem Falle um eine streng vertrauliche Kontrollmission handle, die überraschend erfolgen müsse, da im Sägewerk scheinbar Missstände herrschten. Um über die Logik unserer Behauptungen keinen Zweifel entstehen zu lassen, schnitt ich das Thema der allgemeinen Unordnung und Veruntreuung im Sägewerk an. Ich hatte nämlich bemerkt, dass das Häuschen ganz frisch gezimmert war, die Türen und Fenster irgendwie nicht zu den Holzwänden passten. Und dann die bläulichen Ofenkacheln... Wir hätten schwören können, dass wir solche Kacheln in den Trümmern des zerstörten Bahnhofes, wo wir übernachteten, gesehen hatten. Da uns die Bauern misstrauten, fand ich es als glückliche Fügung, dass wir gerade das neu errichtete Häuschen besuchten. Wir waren überzeugt, dass die braun bemalten Fensterrahmen und Türen vom zerstörten Bahnhof entwendet worden waren. Vielleicht stammten die

dicken Bohlen der Holzwände vom Sägewerk in Cisna? Um die Leute auf die Probe zu stellen, prüften wir die Fensterrahmen und Türen, sowie den Ofen etwas näher. Wir bemerkten, dass sie alle drei sehr verlegen wurden. Halb zu Antos halb zu den Leuten gewandt, fragte ich in strengem Ton, ob das Holzmaterial und die Kacheln nicht irgendwo entwendet worden seien, wobei ich noch erwähnte, dass «unserer Zentrale in Berlin» Diebstähle des öffentlichen Vermögens gemeldet wurden. Als Antos meine Worte übersetzte und der Name Berlin fiel, wurden die Leute sprachlos und sehr verlegen. Lediglich der Mann sagte, dass das Baumaterial von Händlern gekauft wurde, die inzwischen ins Generalgouvernement ausgewandert seien. Die Antwort machte ihm viel Mühe. Wir taten so, als ob uns die Antwort nicht ganz befriedigte. Da aber unsere Lage auf Erfindungen und auf Notlügen aufgebaut war, verzichteten wir «grosszügig» auf weitere «Untersuchungen». Wir assen unsere dicke Hafersuppe zu Ende. Trotz allen Umständen, unter denen wir Unterkunft genommen hatten, bedankten wir uns für die Gastfreundschaft. Mit freudigem Dank nahm die Frau den Rest unserer Seifen und Waschpulvervorräte entgegen. Der Mann, sichtlich erleichtert, dass wir von weiteren Untersuchungen über die Diebstähle Abstand genommen hatten, begleitete uns zu jener Stelle, wo die Draisine bereitstand. Sein nochmaliges Anerbieten, uns mit dem Vehikel nach Cisna zu fahren, lehnten wir begreiflicherweise ab.

Die drei Stunden Aufenthalt in einer warmen Stube und die warme Suppe hatten uns so weit gestärkt, dass wir das frühere Marschtempo aufnehmen konnten. Vorsichtshalber marschierten wir noch einige Zeit auf dem Geleise. Wir waren überzeugt, dass uns die Leute eine Weile beobachten würden. Die Entfernung zwischen dem Geleise und dem Wald vergrösserte sich ständig. Das Terrain wurde steiler. Erst als es zu dämmern begann, entschlossen wir uns, das Bahngeleise endgültig zu verlassen, um im Walde Deckung zu suchen. Je höher wir stiegen, desto pulveriger wurde der Schnee. Trotz einbrechender Dunkelheit bemerkten wir Schrittpuren entlang des Waldrandes. In der Annahme, dass die Spuren von Grenzpatrouillen stammen müssten, gingen wir denselben nach. Wir irrten uns nicht, denn bald bemerkten wir einen weissen Grenzstein mit polnischen und tschechischen Zeichen. Damit wäre kein Zweifel, dass wir die Grenze erreicht hatten. Offenbar handelte es sich um die alten Grenzsteine. Wo aber begann die polnisch-ungarische Grenze? Das war für uns die Lebensfrage. Wir nahmen an, dass seit dem Wiener Grenzschiedsspruch noch nicht Zeit war, neue Grenzsteine zu setzen. Also weiter marschieren! Hoffentlich wird uns die Dunkelheit nicht daran hindern, die Zeichen abzulesen. An einer Stelle wurde der Grenzweg steiler und der Schnee tiefer und pulveriger. Die Erschöpfung nach dem langen Marsch im steilen Gelände war stärker als unser Wille zum Weitergehen. Auf einmal blieb Antos stehen und auf etwas im Schnee zeigend sagte er: «Hundespuren!» Beiderseits des Pfades waren Hundespuren deutlich sichtbar. Uns wurde noch kälter. Wir beschlossen, rasch den Pfad zu verlassen und erst am folgenden Tag die steile Stelle in Angriff zu nehmen. Zuerst müssen wir einen geeigneten Ort finden und uns dort richtig ausruhen, sagten wir uns. In Anbetracht der Patrouillen mit Hunden durften keinesfalls unsere eigenen auf die Seite gehenden Fusspuren im Schnee sichtbar und die Raststelle in der Nähe des Grenzweges sein. Endlich fanden wir eine Tanne mit breitem Geäst, unter dem eine schneelose Stelle vorhanden war. Mit dem Rücken an den Baumstamm gelehnt und das Gepäck zwischen den Beinen, setzten wir uns auf den mit Nadeln belegten Boden. Wir schätzten die Höhe des Rastplatzes auf gut 1'000 M.ü.M.. Folglich mussten wir mit niedrigen Temperaturen während der Nacht rechnen. Wir durften nicht einschlafen! Durch gedämpftes Gespräch wollten wir uns die Zeit verkürzen. Nach unserer Berechnung waren wir rund 16 Tage unterwegs. Bis jetzt hatte uns das Glück ein bisschen begleitet. Ausser der Polizeikontrolle in Cz<sup>st</sup>ochowa, die für uns verhängnisvolle Folgen haben konnte, hatten wir keine besonderen Schwierigkeiten mit den Deutschen. Dass wir unsere Flucht etwas zu leichtsinnig vorbereitet hatten, war uns bewusst, und zwar gerade jetzt, wo wir in den winterlichen Karpaten zu übernachten hatten. Unsere Essvorräte gingen langsam zu Ende. Eine geräucherte Wurstecke und Haferflocken waren jetzt unser ganzer Vorrat! Das einzige Positive daran war, dass wir dadurch gezwungen waren, am nächsten Tag um jeden Preis ungarischen Boden zu erreichen. Wir machten ab, dass zwei von uns dösen sollten, während der Dritte Wache zu halten hatte. Die Nacht zog sich furchtbar in die Länge. Von Zeit zu Zeit stand der eine oder andere auf, um sich durch Gymnastik zu erwärmen. Dann und wann plauderte man etwas, wenn man das Gefühl hatte, dass man dem Einschlafen nahe war. Als es so hell wurde, dass wir uns gegenseitig sehen konnten, machten wir uns



auf den Weg. Unser Frühstück bestand aus der restlichen Wurst. Die trockenen Haferflocken verpeisten wir, indem wir Schnee auf die Lippen legten. Aus meinem Necessaire-Köfferchen zog ich einen Flakon mit Kölnisch-Wasser, woraus jeder trotz widerlichem Geschmack einen Schluck nahm.

Auf harschem Schnee bewegten wir uns mühsam bergwärts, immer dem Waldrand entlang. Wir hofften, um diese Zeit noch keiner Streife mit Hunden zu begegnen. Die neblige Luft und die Kälte durchdrangen unsere Körper bis zu den Knochen. Unterwegs verabredeten wir unser Verhalten, falls uns etwas Unvorhergesehenes in die Quere kommen sollte. Die von uns bis jetzt vertretene Version, dass wir Volksdeutsche seien, liessen wir fallen. Hier an der Grenze würde sie uns nichts nützen. Wir trösteten uns damit, dass die Deutschen uns glauben würden, wir seien Slowaken, die sich in diesem Gebiet verirrt hätten. Zu diesem Zwecke vernichteten wir unsere Passierscheine und jeder lernte genau seine Rolle als Slowake. Nötigenfalls würden wir uns als Zigarettenschmuggler zu erkennen geben. Zigaretten hatten wir immer noch genug im Gepäck. Sollten wir dagegen mit einer ungarischen Grenzwache Zusammentreffen, zählten wir auf unser sicheres Glück. Unserer Überzeugung nach würden uns die Ungaren, die bereits Zehntausende von Polen in ihr Land hereingelassen hatten, nicht abweisen. Obwohl der Grenzweg stark auf- und abwärts ging, hatten wir den Eindruck, dass wir immer höher stiegen. Es müsste jetzt bald Mittagszeit sein und die Sonne im Zenit stehen, dachten wir. Der Nebel schien nicht mehr so dick zu sein und eine hellere, fast blaue Stelle erschien über unseren Köpfen. Bald aber verschwand sie. Fata Morgana? Vielleicht waren wir nicht bei Sinnen? Antos und ich setzten uns in eine schattige Schneemulde. Etwas schien uns zu blenden. Tadeusz meinte aber, dass wir keine Zeit zum Rasten hätten. Wir sollten erst dann ausruhen, wenn wir einen höheren Punkt erreichen würden, von welchem wir eine bessere Sicht auf die Umgebung hätten.

Antos und ich richteten uns auf und zu Dritt stiegen wir langsam weiter. Unser Gang wurde aber schwerer, denn unsere Beine bewegten sich mühsam im knietiefen Pulverschnee. Auf einmal kam es uns vor, als hätten wir menschliche Stimmen gehört. Wir hätten schwören können, dass sie irgendwie von oben herkamen. War dies eine akustische Täuschung? Wir blieben stehen und horchten. Es war jedoch ganz still. Vorsichtig nahmen wir unseren schrittweisen Marsch wieder auf. Es dünkte uns, als ob abermals Stimmen aus einer anderen Richtung ertönten. In einem Moment öffnete sich rechts von uns oben der Nebel und wir sahen in einer Distanz, die schwer zu bestimmen war, zwei sich rasch bewegende Gestalten. Es brauchte einige Sekunden, bis wir begriffen, dass es zwei Skifahrer waren, die aber im Nebel gleich verschwanden. Unweit von uns befanden sich einige niedrige, knorrige Bergbuchen, die uns Deckung gewährten. Dort im tiefen Schnee sassen wir kauend, um die Dinge abzuwarten. Kaum hatten wir Zeit nachzudenken, was geschehen war, als wir wieder Stimmen hörten, aber von einer ganz anderen Seite her. Ich konnte endlich ein Wort unterscheiden, das ich begriff. Das Wort war «Lengyel». was auf ungarisch «Pole» heisst. Meine Kameraden waren immer noch unter dem Eindruck, dass es Deutsche sein könnten, dies um so mehr, als vor uns auf einer Höhe von ca. 100 Metern über uns, und zwar von der linken, von der «deutschen» Seite zwei Soldaten standen, die seltsame Zeichen gaben. Deren braune Uniformen leuchteten merkwürdig. Wir waren dermassen verwirrt, dass wir nicht begreifen konnten, dass die beiden, auf dem Grat stehenden Soldaten nur deshalb «braun» waren, weil sie im Sonnenlicht standen.

Die Überraschung durch das Sonnenlicht war für uns Menschen der Ebenen, wo im Herbst und Winter der Himmel wochenlang durch Nebel bedeckt ist, überwältigend. Wir glaubten einer Szenerie im Theater gegenüberzustehen. Es ertönten wieder freundliche Stimmen, wobei das Wort «Lengyel» wiederholt wurde. Dieser Name war mir von einem Pfadfinder-Jamboree, an welchem Ungaren teilgenommen hatten, bekannt. Nachdem ich die Bedeutung der Rufe meinen Kameraden erklärt hatte, erhoben wir uns aus unserem Versteck und fragten sie, ob sie «Madziaren» (so sprach man in Polen den Namen «Magyar» = Ungare aus) wären. Die lebhaften, freundliche Gebärde der beiden Soldaten auf dem Grat liess keinen Zweifel darüber, dass sie Ungaren waren. Mit dem Rest unserer Kraft stiegen wir die steile Wand hinauf, langsam und keuchend dem Grat entgegen. Als wir dort ankamen, umarmten uns die Beiden. Der freundliche Empfang liess unsere Herzen höher schlagen. Von den Strahlen der tiefliegenden Sonne geblendet und immer noch von der freundlichen Begrüssung benommen, wollten wir kaum glauben, dass wir es wirklich geschafft hatten und auf freiem

Boden standen.

Die beiden Ungaren wiesen auf etwas im benebelten Tal, was wir leider nicht verstanden. Sie bemerkten unsere Erschöpfung und nahmen einen Teil unseres Gepäcks. Mit noch zitternden Knien folgten wir ihnen. In etwa drei Stunden erreichten wir eine massiv gebaute Berghütte, in welcher eine Grenzwahe untergebracht war. Es war bereits Abend geworden. Eine warme Suppe stellte uns auf die Beine. Darauf erhielten wir eine ungarische Spezialität, die «Salony» hiess und aus leicht in der Pfanne angebratenem Speck bestand. Ein Unteroffizier, der nicht schlecht deutsch sprach, unterhielt sich mit uns, wobei er seine freundliche Gesinnung gegenüber Polen nicht verbarg. Allerdings meinte er, dürften wir auf seine grössere Unterstützung nicht zählen, da die Vorschriften für polnische Flüchtlinge streng wären. Er gab uns zu verstehen, dass der Hauptmann mehr Verständnis für unsere Lage zeigen würde, wenn die Hauptmannsfrau nicht mitzureden hätte. Gemäss Weisungen des Hauptmanns müssten wir die Berghütte möglichst schnell verlassen und unsere Flucht fortsetzen. Um das Reisegeld aufzubringen, riet er uns, die nicht mehr benötigten Effekten den Soldaten zum Kauf anzubieten. Die Soldaten wählten einiges davon, wofür wir ca. 30 Pengö lösten.

Vorsichtshalber flüchtete ich in zwei Kleidern, wovon ich jetzt eines den ungarischen Soldaten verkaufen konnte. Mancher Leser wird sich fragen, weshalb ich die Flucht in zwei Kleidern unternahm. Diese vorsorgliche Ausstattung war nötig, da wir damals, d.h. Ende November keine warme Wäsche oder Wollwaren kaufen durften. Alle angesehenen Geschäfte wurden bei der Besetzung und Einverleibung des Posenerlandes, als Warthegaus in das Deutsche Reich der deutschen Treuhandschaft unterstellt. Zu diesen Geschäften hatten wir Polen keinen Zutritt, wodurch die Waren praktisch zu Gunsten Deutschlands requiriert wurden. Es zeigte sich, dass in Deutschland schon damals eine kriegsbedingte Mangelwirtschaft herrschte. Bereits im Oktober 1939 begann ein deutscher Run auf polnische Ware. Man sah in der Stadt viele Deutsche mit vollen Einkaufstaschen und prallen Koffern von einem Laden zum anderen eilen, so dass innerhalb von 1 1/2 Monaten die Geschäfte leer wurden. Wenn man Kanonen statt Butter haben wollte, war der polnische Nachbar sehr willkommen! Der für die Deutschen vorteilhafte Zwangswechsellkurs begünstigte beträchtlich das Einkäufen (lies Hamstern). Schmuckwaren verschwanden aus den Etalagen noch schneller. So benahm sich das stolze Herrenvolk anno 1939 in Polen!

Das Gleiche, wie mir Schicksalsgenossen berichteten, geschah in der Sowjetzone, mit dem Unterschied jedoch, dass der russische Warenhunger bedeutend auffallender war. Der Ansturm auf die Geschäfte in Wilno und Lwow seitens der Russen war zwangsloser als bei den Deutschen. Der Andrang zu den Waren der einfältigen Russinnen nahm manchmal drollige Formen an, wenn man sah, wie sie sich auf gewisse Galanteriewaren stürzten. Mit Vorliebe kauften sie die glänzenden Damenartikel und es geschah nicht selten, dass eine korpulente Dame, wie die Russin es ist, den Büstenhalter oder den Strumpfgürt über ihre Kleider anzog, da sie der Meinung war, dass solche hocheleganten Luxusartikel nicht unter die schäbige Überbekleidung gehören. Nicht minder lustig ging es auf den Altwarenmärkten zu, die immer häufiger auftauchten, da sich die notleidende polnische Bevölkerung gezwungen sah – um das Leben zu bestreiten – fortwährend weitere Hausratgegenstände zu verkaufen. Trotz der misslichen und kritischen Versorgungslage musste mancher Pole das Lachen unterdrücken, als er sah, wie die gutmütig-naiven Russinnen, inmitten von manchmal kitschigen Gegenständen stehend, aus lauter Bewunderung nur den Ausruf «bogatstwo» (Reichtum) im Munde hatten.

Die am meisten von den Russen begehrten Waren waren damals die «Tschassi» (Uhren). Hier allerdings gab es nichts zu Lachen, denn die Sowjets waren so auf Uhren versessen, dass sie, je nach den Umständen, sogar diebische Tricks anwandten, bzw. sogar mit Drohung von Gewaltanwendung versuchten, in den Besitz von Uhren zu gelangen. Die oft angewandte Methode der russischen Soldaten, deren Sold offenbar minim war, war den Strassenpassanten um Zeit anzufragen. Wenn Letzterer aus Vorsicht die Zeit nur sagte, ohne auf seine Uhr zu schauen, glaubten sie ihm nicht, sondern begehrten dieselbe selbst zu sehen, wobei sie so taten, als ob sie deren Gang kontrollierten, indem einer dem anderen sie weitergab, bis die begehrte Uhr unter verwirrendem Geschwätz bei einem der Soldaten verschwand und sie sich selbst wegen angeblich höchster Zeit zum Dienstantritt eilends entfernten. Diese Gaunereien waren insofern möglich, als anfänglich die Einheimischen keinen Unterschied zwischen Soldaten und den vielen uniformierten Amtspersonen machen konnten. Da unter dem

kleinsten Vorwand Polen in die russischen Lager verschickt wurden und überall Terror herrschte, wagte kaum jemand, Anzeige wegen Diebstahl, bzw. Betrugerei zu erstatten.

Absprachegemäss weckte uns der Unteroffizier um 1.00 Uhr nachts, als wir in tiefem Schlaf versunken waren. Unsere Socken und Schuhe waren noch nicht trocken. Beim Anziehen derselben empfand ich einen starken Schmerz am linken Fuss. An der Ferse war eine entzündete Wunde. Jetzt aber war keine Zeit, sie zu pflegen. Der Unteroffizier begleitete uns bis auf eine Höhe, wo kein Schnee mehr war. Seiner Meinung nach sollten wir in 4 Stunden im Taldorf Sirokofaliu sein, wo wir eine Busstation hätten. «Sie werden dort jemanden finden, der Ihnen den Kauf von Billetten vermitteln wird», sagte er. Beim Abschied kam er auf das seltsame Verhältnis der Hauptmannsfrau zu polnischen Flüchtlingen zu reden, was wie eine Entschuldigung klang. Wir verstanden die ambivalente Haltung der Ungaren gegenüber uns Flüchtlingen. Für seine Freundlichkeit und Hilfe dankten wir ihm recht herzlich. Bei vollem Mondschein verabschiedeten wir uns von ihm mit brüderlicher Umarmung. Damit bezeugten wir die sprichwörtlichen brüderlichen Gefühle, welche unsere beiden Nationen seit Jahrhunderten verbunden. Es hat doch immer geheissen, dass Ungaren und Polen beim Trinken und Tanzen Vettern wären.

In Sirokofaliu war es gegen 5.00 Uhr morgens, als wir mit erleichtertem Gepäck eintrafen. Auf einem Platz unter einer Laterne stand schon eine Gruppe von Bauern mit ihren Frauen. Wir überlegten uns, wie wir die Billette lösen sollten, ohne aufzufallen. Wir standen etwas abseits. Auf einmal kam ein ungarischer Offizier auf uns zu und fragte uns, ob wir «Lengyel» wären. Er sprach uns auf Wiener-deutsch an und zeigte gute Manieren. Wir erwiderten seinen Gruss auf polnische Art, worauf er wissen wollte, ob wir Offiziere seien. Seine Frage klang höflich. Tadeusz, Artillerie-Offizier, bejahte die Frage. Nach gegenseitigem Händedruck stellte uns Tadeusz als Offiziersaspiranten vor. Antos und ich waren wegen der Matura zensusberechtigt und als solche hatten wir auf die Offizierschule Anrecht. Der ungarische Offizier erklärte seine Bereitschaft, die Billette zu besorgen, worauf wir ihm das nötige Geld aushändigten. Zu weiterem Gespräch blieb leider nicht mehr Zeit. Er übergab uns die Billette und wünschte uns gute Reise. Und Auf Wiedersehen in Budapest! Noch einmal kehrte er zurück und sagte uns vertraulich, dass wir uns vor den Polizisten zu hüten hätten, die lakkierte Hüte mit Federschmuck trugen. Sicherlich nützte es uns viel, dass wir uns mit einem ungarischen Offizier öffentlich unterhalten konnten. Einen Blick in den Spiegel genügte, um uns zu überzeugen, dass wir durch unsere Äusserlichkeit nach den Karpatenstrapazen den Polizisten auffallen mussten. Wir kauften uns ungarische Zeitungen und jeder nahm im Waggon einen separaten Platz ein, um nicht der Versuchung zu verfallen, polnisch zu sprechen. Von Zeit zu Zeit wandten wir unseren Blick von der Zeitung ab und schauten uns die Landschaft an. Manchmal inspizierten die Polizisten den Waggon, die wir wegen ihrem Federbusch «Koguty», d.h. auf polnisch «Hähne», nannten. Von Kaschau an begann sich der Zug mit vielen Passagieren zu füllen, weshalb wir auf Vorsichtsmassnahmen verzichten konnten.

Auf dem Bahnsteig in Budapest erschien noch einmal der ungarische Offizier und gab uns noch einige Hinweise, wie wir auf kürzestem Wege zum polnischen Konsulat kämen. Wir verabschiedeten uns von ihm und drückten unseren herzlichen Dank für seine Freundlichkeit aus. Es war bereits Abend, als wir mit dem Tram das Konsulat vor Torschluss erreichten. Die Räumlichkeiten waren Gott sei Dank noch offen. Trotz des Protestes des Konsularabwartes liessen wir uns im Warteraum mit frisch angekommenen polnischen Flüchtlingen auf dem Boden nieder. Wir alle waren von Hunger geplagt und von den Strapazen so erschöpft, dass er uns im Warteraum gewähren liess.

Inzwischen erschien ein Konsularbeamter, der für unsere Lage Verständnis zeigte. Er sah vor sich rund zehn Flüchtlinge, die zum Teil ausgehungert mit vernässten oder zerrissenen Schuhen standen. Im benachbarten Restaurant erhielten wir auf Kosten des Konsulates eine warme Gulyas-Suppe mit Brot und Paprika. Ein Glas Wein brachte uns rasch in eine heitere Stimmung und liess das Erlebte wie einen Traum erscheinen. Auf Grund der Erzählungen unserer Schicksalsgenossen kamen wir zum Schluss, dass uns im Allgemeinen das Glück während der Flucht begleitet hatte. Sie waren sehr erstaunt, dass wir eine Flucht aus der westpolnischen Grenze gewagt und die Gefahren überstanden hatten. Aber auch wir waren nicht minder erstaunt, als wir von den Todesgefahren Kenntnis genommen hatten, welchen Flüchtlinge aus der russischen Besatzungszone ausgesetzt waren. Manche von ihnen kamen zum Schluss, dass es besser war, durch das Generalgouvernement,

als direkt aus der russischen Zonen nach Süden zu flüchten. Die meisten Flüchtlinge aus der russischen Zone behaupteten, dass dort die Kontrollen viel strenger waren als jene in der deutschen Zone.

Gesättigt durften wir auf den Tischen der Konsulatskanzlei unsere Beine ausstrecken und die ganze Nacht wieder einmal ungestört durchschlafen. Die erste Nacht auf freiem Boden, wo wir nichts zu befürchten hatten, war ein verdienter Preis. Es war kurz vor Weihnachten, d.h. etwa 3 Wochen seitdem wir Posen verlassen hatten. Im Stillen dankten wir für die gelungene Flucht der Gottesvorsehung und der Muttergottes Fürbitte, die uns während der Flucht beschützte. Am nächsten Tag wurden wir vom Militärattaché über die politische und militärische Lage in Posen, bzw. in Gebieten, die wir durchwandert hatten, ausgefragt. Alles Wissenswerte wurde von ihm notiert. Bereits abends konnten wir uns in einer Privatpension einrichten. Ich beneidete ein bisschen meine Kameraden, die Gelegenheit hatten, Budapest zu besuchen, während ich in dieser Zeit wegen meines wunden und erfrorenen Fusses das Bett hüten musste.

Meine Fluchtgefährten liessen mich jedoch nicht allein. Jeden Abend nach der Stadtbesichtigung erschienen sie bei mir und berichteten von ihren Erlebnissen und von den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Eines Abends kamen sie wie üblich mit Neuigkeiten. Sie brachten auch ein Paket mit «Arznei für den Kranken». Mit Freude öffnete ich es und fand darin 2 Flaschen Rotwein und etwas Essbares. Während wir mit der Einnahme der «Arzneien» beschäftigt waren und der Stierblutwein uns in gute Stimmung versetzte, erinnerten wir uns an unser Gespräch in der letzten Nacht auf der polnischen Seite unter der Tanne, als wir beschlossen, die glückliche Ankunft in Ungarn mit einem Tokayer zu feiern. Da leider das Geld dazu nicht reichte, mussten wir mit Rotwein vorliebnehmen. Nichtsdestoweniger fühlten wir uns nach einigen Gläsern in bester Stimmung, als hätten wir wirklich Tokayer getrunken. Ich bemerkte jedoch, dass weder Tadeusz noch Antos Humor hatten. Bekanntlich ist man beim Weintrinken fröhlich und gut aufgelegt. Sie wurden irgendwie wortkarg, gedrückt und geistesabwesend, insbesondere als unwillkürlich die Frage fiel, wie es jetzt wohl unseren Angehörigen in Polen gehe. Zum Imbiss nahmen wir die von uns beliebte Bauernleberwurst ein, die wir in Polen längst vermisst hatten. Trotzdem wollte sich die Stimmung bei meinen Kameraden nicht bessern. Langsam kam ich auf den Grund ihrer geistigen Abwesenheit. In Sanok, als wir eine ärgerliche Auseinandersetzung wegen der einzuschlagenden Marschrouten hatten, hatte sich zu meiner Überraschung herausgestellt, dass sie frisch verheiratet waren und ihre jungen und geliebten Frauen in der Heimat zurückgelassen hatten. Mir war dies sehr peinlich. Obwohl damals die Misstimmung wegen der langen gegenseitigen Trennung unserer Kameradschaft z.T. verständlich war, bedauerte ich jenen unnützen Streit, dessen Geiztheit noch durch die Fluchtumstände gesteigert wurde. Ich muss gestehen, dass mich die Entschlossenheit meiner Fluchtgefährten, ihre geliebten Frauen zu verlassen, um in der polnischen Armee für die Heimat zu kämpfen, ausserordentlich beeindruckte.

Die Erholungszeit in den Budapester Privatpensionen benützten manche Flüchtlinge dazu, ihre Bekleidung zu erneuern oder zu komplettieren. Ein ungarisch-polnisches Hilfswerk sorgte dafür, dass den Bedürftigen Ersatz für fehlende, bzw. beschädigte Kleidungsstücke, hauptsächlich Mäntel ausgehändigt wurden. Die Flüchtlinge aus der Sowjetzone verliessen unter Umständen ihre Heimat, um nicht aufzufallen, in armseligen Kleidern als «Proletarier». Hier in diesem Hilfszentrum, eine Art Foyer, versammelten sich alle jene Flüchtlinge, die Ratschläge benötigten, oder Verwandte und Bekannte suchten. Das Foyer wirkte auch als Vermittlungsstelle für die Zuteilung der Zivilflüchtlinge zu den einzelnen Internierungslagern. Sehr interessant war es, jenen zuzuhören, die sich gleich nach dem Kriege zu Partisanengruppen zusammenrotteten und bis zum ersten Schneefall in den bewaldeten Vorkarpaten gegen die Deutschen kämpften. Sie wurden immer mehr bedrängt und mussten im Winter den Widerstand in Erdhöhlen und Unterständen organisieren. Besonders streng und systematisch bekämpften die Deutschen mit ihren motorisierten Bereitschaftseinheiten den Widerstand in den Wäldern. Trotz Warnposten in den Dörfern wurden die Partisanen nicht selten überrascht und hatten empfindliche Verluste hinzunehmen. Schwerverwundete konnte man in den Höhlenunterkünften nicht pflegen, so dass man sie in Bauernställen und Scheunen unterbringen musste. Aber immer mehr operierten die Deutschen mit Hunden, mit welchen die Verwundeten und Pflegebedürftigen aufgestöbert wurden. Manchmal war die Lage so kritisch, dass man tote Partisanen in «grünen Särgen» begraben musste, indem sie in grüne Tannenzweige eingehüllt, an Jungtannen angebunden wurden.

Als die Bekämpfung der Partisanen durch die deutsche Wehrmacht noch härter wurde, sahen sich kleinere Gruppen gezwungen, sich in grössere Einheiten zu vereinigen, die wirksamere Verteidigungs- und Angriffsmethoden anwenden und den Warndienst verbessern konnten. Obwohl die Karpatenwälder den polnischen Partisanen nicht den gleichen Schutz wie das schwer zugängliche und zerklüftete Balkengebirge den Tito-Partisanen gewährte, war die Tradition und der Kampfgeist der «Partyzantka» während der Aufstände 1830/31, 1848, 1863/64 und 1906/08 für die europäische Freiheitsidee sehr bedeutsam. Die Tradition dieser Aufstände, die in die Geschichte des Kleinkrieges gegen die Russen eingegangen waren, sowie deren Fortsetzung, der Befreiungskampf der Pilsudski-Legionen 1914/18, liessen das ganze polnische Volk gegen die Nazis Widerstand leisten und die polnische Untergrundarmee, die AK, die «Armia Krajowa» im Jahre 1944 zu einer Stärke von zwischen 200 und 300 Tausend Mann anwachsen. Leider haben die Alliierten, besonders die USA dieser Armee viel zu wenig Bedeutung beigemessen. Dies war ein grosser und für Europa ein verhängnisvoller Fehler. Die USA unter Roosevelt hatten zwar zum Sieg über das Nazideutschland wesentlich beigetragen, aber dafür lieferten sie Osteuropa dem russischen Imperialismus aus.

Es war keine glückliche Fügung, dass über die Befreiungsstrategie Europas am Ende des Krieges allein die Angelsachsen samt der verbündeten Sowjetunion zu entscheiden und die anderen mitkämpfenden Nationen nichts zu sagen hatten. Im Falle Frankreichs, das in zwei Lager, d.h. in das kollaborierende Vichy-Frankreich und in das Gaullistische Frankreich gespalten war, war das Strategie-monopol der USA und Englands noch einigermaßen verständlich. Im Falle Polens, das als erstes Land dem Nazideutschland Widerstand leistete, ohne einen Quisling zu England Treue hielt und über ein kämpfendes Dispositiv von über 400 Tausend Soldaten und Partisanen verfügte, war das ein Fehler. Durch die Stärkung der Sowjetunion auf Kosten Polens hat sich das Gleichgewicht nicht nur in Europa, sondern auch auf der ganzen Welt zuungunsten der freien Völker und der Angelsachsen verschoben.

## *Einige Ungarn – Erlebnisse und Flucht über Jugoslawien*

Im Foyer für polnische Flüchtlinge am Kossuth-Lajos Ter in Budapest begegneten wir, unsere Dreier-Schicksalsgemeinschaft aus Posen, zwei ehemaligen Schulkameraden aus unserem Gymnasium in Leszno. Wir alle fünf waren wegen der ganz unerwarteten Begegnung sehr überrascht und nicht minder erfreut. Es war die schöne Sophie Z., die von allen Klassenkameraden im Stillen verehrt wurde. Nach 15 Jahren Trennung verlor sie viel von ihrer frischen Jugend. Obwohl sie als Studentin geheiratet hatte, behielt sie immer noch ihren alten Charme. Neben ihr stand jetzt unser Klassenkamerad L., der uns mit seiner Erzählung über die gelungene Flucht Posen-Wien-Sopron fast herausforderte. Er machte sich dabei lustig über jene Landsleute, die mühevoll Strapazen und Lebensgefahren auf sich genommen hatten, um Budapest zu erreichen. Mit unverhüllter Überheblichkeit erzählte er, wie er im Posener Bahnhof die Fahrkarte II. Klasse nach Wien kaufte, wie er elegant gekleidet im Abteil eines internationalen Schnellzuges alle deutschen Kontrollen unbehelligt passierte, wie er in Wien mit einem ungarischen Studenten Kontakt aufnahm und von ihm einen Tip für ein müheloses Verschwinden auf der Grenzstation bei Sopron erhielt, usw., usw. Als wir im Kreise stehend, unsere strapazenreiche und abenteuerliche Flucht von Leszno bis nach Sanok-Dynow erzählten, hatte er nur ein herabwürdigendes Lächeln für uns übrig. Wir drei, d.h. Tadeusz, Antos und meine Wenigkeit, die wir zu den Klassenschlauesten im Gymnasium gehört hatten, kamen uns jetzt wie Dummköpfe vor.

Zu meiner Beunruhigung bemerkte ich nun, dass Tadeusz und Antos unter dem Eindruck der Erzählung des Kameraden L. eine grosse Lust zeigten, wieder nach Posen zurückzukehren. Da beide frisch verheiratet waren und sich von ihren jungen Frauen «noch einmal» verabschieden wollten, hatte ich für ihren spontanen Entscheid Verständnis. Ich hatte allerdings nie gedacht, dass unsere Dreier-Schicksalsgemeinschaft so schnell, bevor wir Frankreich erreichten, aufgelöst sein werde. Die Beiden begannen jetzt rasch zu handeln; sie verzichteten auf ihre Einweisung in ein Lager für Zivilinternierte. Noch am gleichen Abend gingen sie aufs Konsulat, wo sie von ihrem jähen Entschluss dem Oberst Z. Bescheid gaben. Tadeusz, als Artillerieoffizier, erhielt von ihm einen wichtigen, geheimen Auftrag, einiges über die deutsche Wehrmacht in Westpolen auszukundschaften, wofür er sehr stolz war. Dies gab ihm übrigens einen neuen Antrieb, einen gefährlichen Abstecher nach Posen zu machen. Unter diesen Umständen blieb uns nichts anderes übrig, als uns kurz zu verabschieden. Wir vereinbarten, dass Tadeusz nach Erfüllung seines Geheimauftrages und beide nach einem Besuch ihrer Angehörigen über Wien nach Budapest zurückkehren sollten, wogegen ich mit dem Kameraden L. in einem Lager auf sie warten würde. Wir alle hofften, dass deren Abstecher glücklich ablaufen werde und wir zu Viert in Frankreich unser Wiedersehen fröhlich feiern werden können.

Die meisten polnischen Flüchtlinge, denen die Flucht aus Polen nach Ungarn gelungen war, waren entschlossen, als Freiwillige in die polnische Armee in Frankreich einzutreten, um ihren Kampf gegen die Nazis dort fortzusetzen. Mitte Januar 1940 hatte die polnische Exilregierung unter General Sikorski mit Frankreich ein Abkommen geschlossen, gemäss dem eine polnische Armee unter französischem Oberbefehl und mit französischer Bewaffnung gebildet werden sollte. Wie man mir berichtete, konnten die ersten Freiwilligen ohne Einschränkungen über Jugoslawien und Italien nach Frankreich reisen. Offenbar auf Deutschlands Druck musste Italien eine Visumseinschränkung für die Freiwilligen einführen. Darnach wurde nur jenen Freiwilligen das Transitvisum erteilt, die nicht wehrfähig waren, d.h. denjenigen, die jünger als 18 und älter als 42 Jahre waren. Um diesen Einschränkungen teilweise zu entgehen, entschloss man sich, gewisse Korrekturen in den Passpersonalien zu machen, oder Freiwillige über die grüne Grenze zu bringen, die bereit waren, solche Abenteuer mitzumachen. In den meisten Fällen wurden damit jüngere Offiziere, bzw. Offiziersaspiranten betraut, die wie seiner Zeit die italienischen Kondottieri Gruppen und deren Übertritt organisierten, der nicht ganz gefahrlos für die Beteiligten war. Offenbar ging alles stillschweigend vor sich. Beide

Seiten, d.h. Ungarn und Polen wollten die gutnachbarschaftlichen, gegenseitigen Beziehungen nicht aufs Spiel setzen. Polen war froh, dass Ungarn Tausende polnische Soldaten, die im Herbst 1939 die Grenze überschritten und weitere Tausende polnische Zivilisten, die im Winter 1939/40 vor den Nazi bzw. vor den Sowjets flüchteten, freundlich aufnahm.

Das auf eigene Faust durchgeführte Durchschleusen über die grüne Grenze wurde je nach Fantasie des Gruppenführers organisiert. Emern mir bekannten Offiziersaspiranten ist es z.B. ohne grosse Umstände gelungen, seine Gruppe zu überschleusen, weil er einen freundlichen ungarischen Chauffeur fand, der die Sache gegen einen zünftigen Benzin-Obulus sauber erledigte. Ein Kamerad in Melchnau erzählte uns, dass er einer Gruppe von 10-15 Mann zugeteilt wurde, die den «nassen» Fluchtweg über die Drau zu benützen hatten. Von der letzten Bahnstation, Hados, mussten sie im frühen Morgengrauen zu Fuss unter der Leitung eines jungen Leutnants in lockerer Ordnung Richtung Grenze gehen. In der Grenzzone angekommen, hatten sie sich zu zweit in weiten Abständen so zu verteilen, dass sie sich gegenseitig sehen konnten und einem an der Drau abgemachten Punkt entgegenzulaufen, wo sich eine flossartige Holzkonstruktion im Versteck am Ufer befand. Leider zeigte es sich, dass das improvisierte Floss in Wirklichkeit nur ein grosser Torflügel war, der kaum 5 Mann tragen konnte. Bis zu den Waden im Wasser stehend und mit Stangen rasch stossend, war es ihnen möglich, eine seichte, aber reissende Stelle mit nassen Hosen zu überqueren. Das Unternehmen im Monat Januar war gefährlich, da das Flussbett sehr variierte und die an den Ufern schräg liegenden Eisschollen die Bewegungen erschwerten. Das Überqueren musste sich übrigens wegen der Grenzkontrollen sehr rasch abspielen. Es wurde uns damals berichtet, dass die jugoslawischen Grenzwachposten insofern gnädiger waren, als sie die auf ihrer Seite angehaltenen Flüchtlingen zur Rückkehr zwangen, ohne sich immer um das Weitere zu kümmern. Wer aber ein Pechvogel war und in die Hände der ungarischen Wachen geriet, der hatte mehrere Tage Arrest in der strengen und ungemütlichen Budapester Zitadelle zu gewärtigen. Auf der jugoslawischen Seite war es dann Sache des Gruppenführers, die nächste Verbindungsstelle ausfindig zu machen.

Dass damals die Haltung der Ungaren, bzw. der ungarischen Behörden nicht einheitlich war, würde die Episode nach unserem Grenzübertritt bezeugen. Während der Grenzwachpostenkommandant uns einige Tage Aufenthalt in der Berghütte, bis wir wieder zu Kräften gekommen wären, gewähren wollte, bestand seine Frau auf eine strenge Behandlung der polnischen Flüchtlinge, da sie mit dem Nationalsozialismus sympathisierte. Die Haltung der Ehefrau des Kommandanten dürfte eher eine Ausnahme gewesen sein. Damals lebte bekanntlich ganz Europa in einer ultranationalistischen Terror-Atmosphäre der Nazi, welche die wahren Beziehungen unter den Völkern weitgehend entstellte. Die sprichwörtlichen «Vetter-Beziehungen» zwischen Polen und Ungarn waren zu innig, als dass sie durch eine vergängliche Ideologie beeinträchtigt werden konnten. Obwohl Ungarn von allen unseren Nachbarn jenes Land war, mit dem Polen schon seit 10 Jahrhunderten die besten Beziehungen unterhielt, durfte man kaum erwarten, dass sich Ungarn in der Frage der Freiwilligen nachsichtig verhalten würde. In jener Zeit war die Lage in Europa noch gespannt, da Hitler noch nicht alle seine Eroberungspläne realisiert hatte. Unter diesen Umständen konnte sich ein Land wie Ungarn eine selbständigere Aussenpolitik kaum leisten. Es war kein Geheimnis, dass das Horthy-Regime dem Nazideutschland nicht ganz unfreundlich gegenüberstand. Die wachsende Pfeilkreuzer-Bewegung hatte einiges von der Nazi-Ideologie übernommen. Die deutsche Diplomatie setzte alles daran, innerhalb des Berlin-Rom-Tokyo Dreiecks eine antikommunistische Achse Rom-Budapest, die nach Warschau verlängert werden sollte, einzubauen.

Trotz Görings Jagdvisiten in Bialowieza und seinem gewissen Druck weigerte sich Polen strikte, einem Kreuzzug gegen den Bolschewismus beizutreten. Andererseits aber wollte Polen unter keinen Umständen, und zwar unter Druck der Westdemokratien, den Russen als den künftigen Verbündeten den Durchmarsch über sein Territorium erlauben. Die Westdemokratien waren deshalb über die Haltung Polens sehr verärgert. Aber die kurz nachher erfolgte Ribbentrop-Molotow-Abmachung betreffs Teilung Polens deckte deutlich die wahren Absichten der Sowjets bei diesem zynischen Spiel auf. Die Schwäche der Westdemokratien trat klar zu Tage.

Damals hätte ein demokratisches Deutschland eine grosse Chance, ein System der wirtschaftlichen und friedlichen Zusammenarbeit mit Polen, Ungarn, Tschechoslowakei und Balkanländern aufzubauen, in welchem die Ressourcen dieser Länder und das deutsche Know-how zum gegensei-

tigen Vorteil Mittel- und Osteuropas ausgenutzt werden konnten. Leider war die Machtposition Hitlers in Deutschland zu stark und seine Wahnideen bereits zu ausgereift, als dass eine vernünftige und friedliche Lösung der Frage eines europäischen Commonwealth unter Beizug der Westdemokratien möglich wäre. Die Verwirklichung einer solchen Konzeption hätte damals nicht nur den grausamen Krieg 1939/45 überflüssig gemacht, sondern auch bessere Aussichten für eine gesamteuropäische Wohlfahrt geschaffen. Auf alle Fälle wäre diese Lösung besser, als die gegenwärtige Ost-West-Teilung Europas unter der drückenden Hegemonie der Sowjetunion. Diese Konzeption dürfte nichts Neues sein, da sie im Prinzip auf der bekannten Pan-Europa-Idee basierte. Wenn ich sie hier erwähne, so tue ich es deshalb, weil ich Gelegenheit hatte, mit einem ungarischen Jurastudenten hierüber zu diskutieren, den ich durch Kameraden L. im Café der «Intellektuellen» in Budapest kennen lernte. Er aber hatte für grossräumige wirtschaftspolitische Systeme wenig Verständnis, dafür träumte er lieber von einem Gross-Ungarn.

Jeder frisch angekommene Flüchtling aus Polen wurde von den ungarischen Behörden in ein Lager für Zivilinternierte eingewiesen, was durch die Vermittlung des ungarisch-polnischen Hilfswerkes im Foyer erfolgte. Diejenigen, die sich für die polnische, von Regierungschef General Sikorski organisierende Armee in Frankreich freiwillig meldeten, erhielten vom Militär-Attaché einen geheim zu haltenden Termin, an welchem sie sich im Budapester Konsulat, von Polizisten unbemerkt, zu stellen hatten. Die Zeit, die sie im Lager zu verbringen hatten, war eine Art politische Quarantäne. Diese Vorsichtsmassnahme war nötig, damit die polnische Armee von unerwünschten Elementen nicht unterwandert würde. Mein neuer Kamerad L. und ich versuchten ein gutes und erträgliches Zivillager ausfindig zu machen. Ab Mitte Dezember, dem Zeitpunkt der Trennung von meinen Fluchtgefährten, bis zum geheimen Fluchtdatum auf Ende Januar 1940 waren es immerhin 6 Wochen. Es war uns deshalb nicht ganz gleichgültig, in welchem Lager wir diese Zeit, Weihnachtszeit inbegriffen, verbringen würden. Es war angenehm zu wissen, dass man sein «Lager selber wählen konnte», aber was nützte uns die freie Wahl, wenn die «besten» Lager, z.B. jene am Balatonsee vollständig besetzt waren. Mir war übrigens die Lagerwahl eine Angelegenheit von zweitrangiger Bedeutung, denn ich hatte andere Sorgen, und zwar mit meinem wunden und erfrorenen Fuss. Meinem Kameraden war sehr daran gelegen, ein Lager mit einer «besseren Gesellschaft» zu bekommen.

Als ich mit meinem Kameraden in Gyöngyös, in einer Provinzstadt in der Nähe des Matragebirges eintraf, war das dortige Lager auch fast voll besetzt. Lediglich die grossen Räume im Erdgeschoss, die früher das Schlossgesinde beherbergt hatten, waren frei. Es waren geräumige, gewölbte und kahle Stuben. Öfen waren keine da. Die grossen Bögen verliehen den Räumen den Charakter eines kalten, unfreundlichen Kellers. Die erste Partie Flüchtlinge, die diese Stube als Aufenthaltsraum bekam, umfasste 18 meist jüngere Personen, die sich auf Strohsäcken so gut es ging einrichteten. Als mein Kamerad dies erblickte und sich die neue Flüchtlingsgesellschaft anschaute, von denen die meisten vom Überqueren der winterlichen Karpaten schwer gezeichnet waren, verging ihm schnell die Lust, in diesem Raum zu logieren. Er besuchte rasch die übrigen Schlossräume des im klassizistischen Stil gebauten «Graf-Orcy-Kastells», deren einfallsreiche Parkettböden und elegante Rundöfen an bessere Zeiten erinnerten. Er erklärte mir kurz und bündig, er habe einen angenehmeren Schlosssaal in den oberen Gemächern gefunden. Da ich ihn bereits als einen eiteln Schulkameraden kannte, war mir auf einmal seine Gesellschaft gleichgültig. Mit der «besseren Gesellschaft» vom I. Stock, wo die Radio-Equipe des Radiosenders von Lwow untergebracht war, werde ich den Kontakt schon finden, dachte ich mir und blieb im unteren Keller-Raum.

Ich schloss ziemlich rasch Bekanntschaft mit meinen Schicksalskameraden. Es zeigte sich, dass nicht alle Landesgegenden Polens gleichmässig vertreten waren. Aus dem Posenerlande war ich der einzige. Die erste Nacht mussten wir im Dunkeln verbringen, da in der ehemaligen Gesindestube kein Licht vorhanden war. Die meisten Kameraden waren so müde, dass sie, sobald sie sich auf die Strohsäcke hingelegt hatten, in tiefen Schlaf fielen. Die Wachgebliebenen erzählten lebhaft von ihren frischen Erlebnissen und Abenteuern während der Flucht. Unter den neuen Stubenkameraden fielen mir zwei ältere Landsleute auf, die schon längere Zeit im Lager weilten. Der erste von den Beiden stellte einen kauzartigen und eher abstossenden Menschentyp dar. Auffallend waren bei ihm die grossen, abstehenden Ohren. Er sprach eine seltsame polnische Mundart, weil er, wie er sagte, aus einer in Ungarn alteingesessenen polnischen Familie stammte. Da er ungarisch fliessend sprach und



mit den Landesverhältnissen gut vertraut war, war es interessant, ihm zuzuhören. Er wusste immer etwas Neues und Sonderbares zu erzählen. Weshalb er sich mit dem Vornamen «Anastazy» anreden liess, wussten wir nicht. Sein Freund, ein ehemaliger Polizist aus Schlesien, hatte seine Heimatstadt schnellstens verlassen müssen, da er als schlesischer Aufständischer von den Nazis gesucht wurde.

Das Städtchen hatte keine besonderen Sehenswürdigkeiten. Allerdings fand ich grossen Gefallen am Orcy-Schlösschen, das von der Frontseite wie ein grosses, bürgerliches Haus aussah. Man sah, dass es längere Zeit vernachlässigt worden war. Dafür war im Inneren der klassizistische Ausbau, die Wandmalereien und Parkette noch in gutem Zustand. Ausser den grösseren Gemächern und Salons befanden sich im Schloss zahlreiche kleinere Zimmer, die mit dunklen Seitentreppen verbunden waren. Das Schloss, das allem Anschein von einem Kastell zu einem wohnbaren, schönen Palästchen umgebaut worden war, erlebte, wie man im Städtchen erzählte, schwere Zeiten während der turbulenten Bela-Kuhn-Revolution.

Nachdem wir uns in der Gesindestube eingelebt hatten und das Städtchen nichts Besonderes zu bieten hatte, machten uns die beiden älteren Herren einen Vorschlag, uns eine Sehenswürdigkeit zu zeigen. Ein kleineres Etablissement mit einem Freudenhaus sollte die grosse Attraktion sein, das auf der anderen Seite des kleinen Flusses stand. Da mir diese Sache wie eine billige Bauernfängerei vorkam, zeigte ich keine Lust, das Freudenhaus zu besuchen. Herr Anastazy entwickelte eine derartige Überredungskunst und animierte uns so vehement zu dieser einmaligen Attraktion, die nur 8 Pengö kostete, dass ich schliesslich meinen Widerstand aufgab. Als wir zu Sechs über den wackligen Holzsteg gingen und die wie Bauernhütten aussehenden Häuser des Zigeunerquartiers erblickten, hatte die Etablissementsattraktion ihren Reiz bereits verloren. Durch eine Art Veranda, wo der Hausherr mit der Enthäutung einer auf einer Leiter aufgehängten Ziege beschäftigt war, traten wir in das Haus der Freude. Was für eine einladende Szene, bevor wir sie erleben sollten! Der Anblick der Küche, durch welche wir ins Etablissement geführt wurden, wirkte auf uns fast schockierend: In einer Ecke stand ein grosser Ofen, an dem sich eine Schar von nackten Kindern wärmte. Als Herr Anastazy einige Flaschen Wein und den grossen Mohnkuchen auf dem Tisch abgeladen hatte, versammelten sich alle Kinder beiderlei Geschlechts um den Tisch herum. Nachdem der Kuchen verteilt worden war, verschwanden die Zigeunerkinder, jedes mit seiner Portion in einen anderen Winkel. Jetzt erschienen vom Nebenraum zwei noch sehr junge Zigeunermädchen, teilweise in Tüllverkleidung, die bei einer diskreten Plattenmusik einen Bauchtanz mit unbeholfenen, fast kindlichen Bewegungen vorzuführen versuchten. Inzwischen tauchte überraschend Herr Anastazy auf und deutete auf den Vorhang, hinter dem ein grosses Schlafzimmer mit hohen Bauernbetten sichtbar war. Überall an den Wänden hingen dort Bilder von Heiligen und dazwischen üppiger Papierblumenschmuck. Auf einer Kommode unter einer Glaskuppel stand ein kitschiges Kruzefix. Anastazy erklärte uns, dass sich der Kern der Attraktion hinter dem Vorhang befände und dass wir mit den Mädchen dort allerlei Spiele machen dürften, sie seien nämlich keine «Jungfern» mehr. Im Eintrittspreis sei bereits «alles inbegriffen», scherzte der alte Anastazy. Die primitiven Heiligenbilder, der Kitsch und das angebotene Liebespiel mit den minderjährigen Zigeunermädchen riefen in mir eine ganz andere Gefühlsreaktion hervor, die der schlaue Anastazy nicht erwartete. Es erfasste mich ein Gefühl des Ekels und des Mitleides zugleich über die materielle und seelische Not der Zigeuner. In der Küche verteilte ich das übrige Geld unter den Kindern und verliess das triste Freudenhaus.

Das eintönige Lagerleben unterbrachen wir meistens an Nachmittagen, als wir das geräumige Café besuchten, wo die «bessere Gesellschaft», d.h. die Intellektuellen verkehrten. Einmal pro Woche war es uns erlaubt, den Abend im Kino, und zwar unentgeltlich, zu verbringen. Ausser der barocken, katholischen Kirche, die mich sehr an jene in meiner Heimatstadt erinnerte, war hier nichts Besonderes zu besuchen. Die einzige Sehenswürdigkeit wäre das Graf-Orcy-Schlösschen, wenn man darin nicht ein Flüchtlingslager eingerichtet hätte. Sonst führten wir im Lager ein frustriertes Leben. Freilich war das Lager für die meisten Flüchtlinge eine kurze Etappe auf dem langen Wege zur polnischen Armee in Frankreich. Der Gedanke, der uns am meisten beschäftigte, war darauf gerichtet, ob uns die Flucht aus dem Lager, bzw. aus Ungarn gelingen und ob wir Frankreich rechtzeitig erreichen würden. Der Überfall der Sowjetunion auf das friedliche Finnland beunruhigte uns ausserordentlich. Auch wurde uns bange, ob Italien den Freiwilligen den Weg nach Frankreich nicht versperren werde. Am Tage der Flucht verliess man das Lager sehr früh morgens

und begab sich zu Fuss zu der nächsten, einige Kilometer entfernten Bahnstation, wo man unbehelligt die Fahrkarte nach Budapest löste. Dies war unbedingt nötig, da die Bahnstation in Gyöngyös von der Polizei ständig überwacht war. Im Lager selbst genügte es, am Vorabend seinen nächsten Kameraden eine Andeutung zu machen, «der Tag sei gekommen» und dass man seine «sieben Sachen» packen müsse und sich bald in Frankreich Wiedersehen würde.

Eines Morgens waren wir in unserer Stube überrascht, die Kameraden, die in der Nacht hätten flüchten sollen, in tiefem Schlaf versunken zu sehen. Sie erzählten uns, dass sie aus dem Schloss auf dem üblichen Wege, d.h. durch eine mit schweren Eisenstäben verschlossene Hintertüre der Küche ausbrachen. Als sie jedoch durch den Schlosspark vorsichtig schritten, gewahrten sie ein flackerndes Licht und da es von der linken Seite kam, sahen sie darin ein «Zeichen», welches nichts Gutes ahnen liess. Da die beiden jungen Flüchtlinge, offenbar Bauernsöhne, abergläubisch waren, gaben sie ihren Fluchtversuch auf und kehrten in die Stube zurück. Da wurden alle Kameraden wach und man hörte von allen Seiten kritische Stimmen: «Und ihr wollt zur polnischen Armee als Soldaten kämpfen, ihr Angsthasen? Schämt ihr euch nicht?» Darauf bemerkte ein Kamerad, als die allgemeine Kritik verklungen war, dass es im Schloss bereits mehrere ähnliche Zeichen gegeben habe, dass es nämlich nachts im inneren Hofe und im Treppenhaus spuke, wobei man ein flackerndes Lichtlein oder eine im ungarischen Gewand gekleidete Gestalt eines Edelmannes mit Säbel sehen könne. Spott und Gelächter folgten darauf. Während ich dem Gespräch über diese für mich neuen und übernatürlichen Dinge noch halb im Schlaf zuhörte, kam mir auf einmal lebhaft ein sonderbares Ereignis in Erinnerung, das ich vor einigen Tagen selbst erlebt hatte und von welchem ich niemandem erzählen wollte. Ich war hierüber genügend skeptisch, da man nun aber über diese Dinge gesprochen hatte, erachtete ich es an der Zeit, meinen Kameraden das folgende Ereignis zu erzählen:

Jedes Lagerzimmer hatte turnusgemäss zwei Mann für den Küchendienst des Lagers bereitzustellen. Eines Tages kam dafür unser Zimmer an die Reihe, wobei die Reihenfolge auf mich und einen weiteren Zimmerkameraden fiel. Wir beide wurden am sehr frühen Morgen geweckt, als es noch halbdunkel war. Wir machten Feuer in den drei grossen Kochöfen und füllten die Kessel mit Wasser voll. Während mein Dienstkollege mit weiteren Arbeiten in der Schlossküche beschäftigt war, ging ich in die Vorratskammer im Erdgeschoss, um bestimmte Lebensmittel zu holen. Als ich im Halbdunkel tastend in die Vorratskammer kam, war der Proviantchef noch nicht da. Ich beschloss, später hierher mit meinem Kollegen zu kommen. Auf dem Rückweg ging ich an der Nebentreppe vorbei und bemerkte auf einmal eine Helligkeit, deren Quelle ich nicht feststellen konnte. Für einen Moment kehrte ich mich um und traute meinen Augen nicht; denn auf dem Boden, wo die beiden Halbtreppe zusammenkamen, stand eine in Hosen und Hemd gekleidete Gestalt, die auf ihre offene und blutende Brust mit beiden Händen zeigte. Um sicher zu sein, warf ich noch einen schnellen Blick und erkannte deutlich, dass die männliche Gestalt auch in Stiefeln und Kontusz-Bekleidung stand. Nach einigen weiteren Bruchteilen von Sekunden löste sich die unheimliche Gestalt in Nichts auf und allmählich verschwand auch die Helligkeit auf der Treppe. Ich musste dann einen lauten Schrei von mir gegeben haben, denn als ich nach einer Weile in die Küche zurückkehrte, wollte mein Dienstkollege wissen, was ich wohl mit dem Schrei «Rejtan» meinte. Und erst später realisierte ich, dass ich das Gesicht des gespenstigen Edelmannes auf dem Bilde «Rejtan» des bekannten polnischen Malers, Jan Matejko, gesehen hatte. Meine Gemütsverfassung, bevor ich in die Vorratskammer ging, war meines Erachtens ganz normal. Zu einer Halluzination war überhaupt kein Anlass. «Das was Sie gesehen haben», sagte der Kamerad, der über die Geschichte des Orcy-Kastells scheinbar gut informiert war, war keine Sinnestäuschung, sondern der «Geist» des Grafen Orcy, der hier während der Bela-Kuhn-Revolution vom aufgebrachten Pöbel erschlagen wurde. Alle Anwesenden in der Stube waren mehr oder weniger durch meine Erzählung beeindruckt. Auch ich konnte mir die seltsame Koinzidenz zwischen den mir ganz unbekanntem Tatsachen und meiner persönlichen Wahrnehmung nicht näher erklären. (Rejtan war der Name jenes polnischen Deputierten-Edelmannes, der sich auf die Schwelle des Sejmsaales hinlegte, um auf diese Weise gegen die unter den russischen Bajonetten zu erfolgende Unterzeichnung des Teilungsvertrages durch die polnische Delegation in dramatischer Pose zu protestieren. Ich stand öfters unter dem Bild, dessen Reproduktion im Salon unserer Wohnung gehangen hatte und fragte mich, wie ich in dieser Lage reagieren würde. Jan Matejko, der berühmte polnische Historienmaler, stellte in der dramatischen Szene Rejtans Gesicht so

markant dar, dass man darin den Gesichtsausdruck eines wahnsinnig gewordenen Mannes zu erkennen glaubte.)

Nun kam endlich «der Tag», der 25. Januar 1940, an welchem ich mich im Konsulat in Budapest zu stellen hatte. Aus lauter Aufregung konnte ich am Vorabend nicht einschlafen. Um Mitternacht gab ich den Kampf mit dem Schlaf auf und nahm die auf dem Tisch liegenden Spielkarten in die Hand und begann langsam beim Kerzenlicht Patience zu legen. Da ich zur Flucht noch viel Zeit hatte, wählte ich die «TBC-Patience», die sehr selten aufging. Ein Kamerad, der auch nicht schlafen konnte, hielt mir Gesellschaft. In der nächtlichen Stille, bei Kerzenlicht, unterhielten wir uns leise und fragten uns, was wird wohl uns und unserer Heimat die Zukunft bringen. Als es vier Uhr wurde, war die Patience noch nicht aufgegangen, was wir als ein böses Omen erachteten. (Schwarze Wolken sammelten sich damals im Norden Europas, in Norwegen und in Finnland.) Ich verabschiedete mich vom letzten Zeugen meiner Flucht, der mich zu jener Stelle begleitete, der uns Flüchtlingen als geheimer Fluchtausgang aus dem Lager diente. Der Januar 1940 war ein kalter Monat. Als ich durch den Schlosspark schritt, knisterte der Schnee unter meinen Füßen. Ich beschleunigte den Gang, um nicht zu frieren. Ich kehrte mich noch einmal um und ich sah meinen Patience-Genossen, wie er mir im eisigen Morgengrauen zuwinkte. Ich hätte schwören können, dass ich seine durch den Nebel gedämpften letzten Worte «Frankreich... Auf Wiedersehen...» hörte.

Der Nachtzug, den ich mit meiner Gruppe in Budapest bestieg, sollte uns über Ljubljana, Triest, Mailand, Turin, in einer zweieinhalb tägigen Reise bis an die italienisch-französische Grenzstation Modane bringen. In Triest hatten wir einen längeren Aufenthalt zu machen. Nach dem Besuch der Triester Hafenfront erinnerte mich diese Stadt an Gdynia, wo ich ein Jahr gewohnt hatte. Es waren die ein- und ausgehenden Schiffe, die meine Gedanken für einen Moment in die Heimat, zu meinen Angehörigen brachten. Da ich mich jetzt im mit Deutschland verbündeten Italien befand, beschloss ich, meiner Schwester und meinem Vater einen ausführlichen Bericht über meine Flucht aus Polen zu geben. Aus Ungarn sandte ich ihnen nur kurze Kartengrüsse, um meiner Familie keine Schwierigkeiten damit zu bereiten, dass ein Familienmitglied nach Ungarn flüchtete, von wo der Weg nach Frankreich frei war. Mit meiner Schwester machte ich vorsichtshalber ab, dass ich ihr als Onkel unter dem Pseudonym Georg Szulz auf Deutsch schreiben werde. Gewisses Benehmen und einige Andeutungen der polnischen Lagerleitung liessen die Vermutung aufkommen, dass Korrespondenzen nach Polen im Lager kontrolliert wurden. Diese Schnüffelei beunruhigte manchen Flüchtling. Erst als wir vernahmen, dass zwei Fälle deutscher Spionage bei den Freiwilligen nach Frankreich aufgedeckt worden waren, hatten wir für diese Massnahme Verständnis. Später in der Schweiz, im Lager Melchnau, erfuhr ich etwas mehr über diese Überwachung. Ein Kamerad, der sich nicht mehr an das «Geheimnis» gebunden fühlte, erzählte uns, dass, als er Nachtdienst in der Unteroffiziersschule in Thénezay hatte, ihm die Namenliste derselben in die Hände fiel, auf welcher Bemerkungen neben den Namen wie z.B. «korrespondiert auf Deutsch... unsicher, weitere Beobachtung angezeigt» angebracht waren. Dass auf Grund von privaten Korrespondenzen Beobachtungen und Rapporte aus polnischen Lagern in Ungarn nach Frankreich geleitet wurden, war verständlich, galt doch der Aufenthalt in diesen Lagern als eine Art politische Quarantäne. Fraglich schien mir jedoch der Fall, in dem auf jemanden, der unter den in Warthegau obwaltenden Verhältnissen einer polnischen Familie einen auf Deutsch geschriebenen Brief schrieb, ein Verdacht fiel. Ein wirklicher deutscher Spion hätte in seiner Tätigkeit nicht nötig, Korrespondenzen auf Deutsch ausgerechnet aus dem Lager ins Ausland zu schicken! Tatsache war, dass meine Schwester und mein Vater von mir aus Ungarn überhaupt kein Lebenszeichen erhielten, worüber sie sehr beunruhigt waren. Ich gebe zu, dass auch ich mich nicht geheuer fühlte, an meine Angehörigen Postkartengrüsse in deutscher Sprache gesandt zu haben. Ich hatte die polnische Lagerleitung im Verdacht, besonders nach deren selbstherrlichem Auftreten, dass sie alle meine Mitteilungen, dass ich in Gyöngyös wohlbehalten lebte, einfach und stur zurückbehielt, anstelle den Betreffenden um Stellungnahme zu ersuchen. Der Überwachungsdienst im Lager bestand offenbar aus ungebildeten Leuten, die gar nicht über das Ausmass des damaligen Naziterrors in Westpolen orientiert waren. Mit ihrer Unfreundlichkeit verrieten sie sich, dass sie Korrespondenzkontrollen ausübten.

Über Mailand und Turin, wo wir kurz Gelegenheit hatten, die prunkvolle Forum-Architektur des Stadtinneren zu bewundern, erreichten wir am dritten Tag die Grenzstation Modane. Als wir am

sehr frühen Morgen die warmen Waggons verliessen, empfing uns draussen eine eisige Luft. Nach zwei Monaten Flucht über Karpaten und Internierung in Ungarn war es mir vergönnt, den freien Boden Frankreichs zu betreten, jenes Land, welches für viele Polen seit 1795 zur zweiten Heimat geworden war. Ich war glücklich, mich bald der polnischen Sikorski-Armee anschliessen zu können.

Bereits auf der italienisch-französischen Grenzstation Modane bemerkten wir, dass sich der französische Soldat um sein Äusseres wenig kümmerte: Der Uniformkragen weit offen, der Gürtel locker, im Mund die untrennbare, an den Lippen angepresste Zigarette. Eine malerische Figur. «Haben wir sie nicht schon irgendwo gesehen? Erinnerete sie uns nicht an den Helden des Filmes» «Quai des brumes», Jean Gabin?» fragten wir uns. Solange es um eine künstlerische Kreation ging, wirkte der Held vielleicht nicht unsympathisch. «Non challenge par excellence», bemerkte ein Kamerad. Wenn man sich aber diesen Soldatentypus als Waffenkameraden an der Front vorzustellen hatte, machte man sich allerlei Gedanken .....

Unser Gesundheitszustand nach dem heimlichen Verlassen der Internierungslager in Ungarn bei grosser Kälte, nach der beschwerlichen Bahnreise Budapest-Triest-Turin-Modane liess viel zu wünschen übrig. Mancher von uns hatte die heimliche Flucht über die grüne Grenze, eigentlich die weisse Grenze der eisigen Drau und dann durch einige slowenische Dörfer bis Ljubliana hinter sich. Die fast 1'000 Kilometer messende Strecke Modane-Bressuire, quer durch ganz Frankreich von Südosten bis Nordwesten legten wir in zusammengewürfelten Gruppen von 20-40 Mann aus verschiedenen ungarischen Lagern zurück. Unsere Partie wurde von einem Offiziersaspiranten angeführt, der leider das Französische zu wenig beherrschte, um uns glücklich bis ans Endziel durchzulotsen. Bereits in Lyon fiel unsere Gruppe auseinander, und vom Gruppenleiter war keine Spur mehr. Es bildeten sich kleinere Grüppchen, die unter Umständen auf eigene Faust, auf weiten Umwegen, gelegentlich von manchmal hilfreichen Eisenbahnern beraten, weiterreisten. Oft wussten die Eisenbahner wegen der Sprachschwierigkeit unserer Leute selbst nicht, wo der gewünschte Bestimmungsort lag. Die Eisenbahner, die die «Polonais» an den einheitlichen, grauen, in Budapest gefassten Mänteln erkannten, fragten uns überhaupt nicht nach Fahrkarten. So blieb das französische Eisenbahnnetz anfangs 1940 förmlich einer Invasion von «Sikorski-Touristen», wie die Deutschen spotteten, ausgesetzt, die alle nur das magische Wort «Bressuire» im Munde hatten.

Halberfroh erwachte ich gegen Morgengrauen auf einer Bank des Wartesaales im Lyoner Bahnhof. Ich war allein und hungrig dazu. In der Soldatenkantine hätte ich für billige 10 Sous ein belegtes Brötchen kaufen können. Aber woher das Geld? Für die 20, im polnischen Konsulat erhaltenen, Pengö kaufte ich mir als Wegzehrung Leberwurst, Brot und Wein. Meinen «französischen Proviant» musste ich mangels Büchsenöffners schon in Modane mit einem halben Laib Brot verzehren. Unzufrieden, dass ich allein war, schlenderte ich ein wenig im Bahnhofareal. Auf einmal erblickte ich einen breiten Fluss mit einer malerischen Brücke. Meine müden Beine führten mich dorthin. Auf derselben erwachte ich erst richtig, als ich von einer blonden Dame angesprochen wurde, die mir trotz Morgengrauen Übernachtung anbot. Es war vielleicht mein Pelzmantel, der mich interessant machte. Diese Sorte von Damen gibt es in jeder grösseren Stadt. Da kam mir plötzlich in den Sinn, dass ich in ihr eine Partnerin für französische Sprache hätte, für welche ich so schwärmte. Die Bistros waren in dieser Frühe noch nicht geöffnet... und wie könnte ich sie zum Kaffee einladen, ohne einen «Sou» in der Tasche? Da tauchten überraschend zwei französische Soldaten auf, die mir einen unzweideutigen Wink gaben und erklärten, hier eine Runde machen zu müssen, um verirrte Polen auf die Wache abzuführen.

Durch den Kasernenhof wurde ich in einen spärlich beleuchteten Kellerraum geführt, wo bereits einige Landsleute auf einer mageren Strohschicht schliefen. «Armes Frankreich», sagte zu mir mein Nachbar, «nicht einmal genug Stroh gibt es für uns Soldaten.» Es war wahrlich ein trauriger Anblick, im halbbeleuchteten Raum Menschen mehr auf Betonboden, als auf Stroh liegen zu sehen. Unsere Bewacher vertrösteten uns mit dem Versprechen, dass wir morgen mit einem «Déjeuner» entschädigt würden. In der Tat erhielten wir am nächsten Mittag eine reichliche Portion Linsen mit etwas Siedfleisch und dazu eine Banane und Wein. Es wunderte uns, dass der französische Soldat so gute Kost hatte, gehörten doch bei uns im Militär Bananen und Rotwein zum Luxus. Unsere Gruppe «verlorene Söhne» beschloss, gleich nach dem Essen weiterzufahren, da der triste Keller eher einem Arrestlokal glich.

An einer Station zwischen Lyon und Tours mussten wir wieder umsteigen. Hier begegneten wir einer Gruppe Leidensgenossen, die auf die nächste Zugverbindung warteten. Überraschenderweise wurden wir allesamt von einer Frauengruppe empfangen und zu einem Imbiss im Wartesaal eingeladen. Es sah so aus, als hätte sich wegen dem regen Transit der polnischen Freiwilligen ein Komitee gebildet, das mit einer kulinarischen Überraschung aufwartete. Auf einer strohbedeckten Holzplatte wurde uns Brie-Käse mit herrlichem Wein freundlich serviert. Diese spontane Geste, ein Beweis, dass nicht alle Franzosen den Polen gegenüber gleichgültig waren, rührte uns aufrichtig. Eine der Damen, die Stimmung wurde inzwischen fröhlicher und lockerer, hob das Glas auf die «Amitié franco-polonaise». Während ich den Wein trank, überlegte ich mir, was ich wohl auf französisch den gastfreundlichen Damen zu antworten hätte. Zum Glück mochte ich mich in diesem Moment an eine andere Begegnung bei der Durchfahrt durch Chambéry erinnern, wo wir bei Wein einige frohe Stunden mit den Töchtern aus bürgerlichen Familien im Soldatenfoyer verbrachten. Ein gewisses Fräulein Suzanne de... schrieb mir wie folgt: «Cher Victor, merci de nous servir d'interprété. Recevez le meilleur souvenir d'une petite Française qui a beaucoup de Sympathie pour tous les Polonais.» Wenn also eine französische Studentin meine Französischkenntnisse so lobend bestätigte, so durfte ich doch wagen, einige Dankesworte in gebrochenem Französisch an die Damen zu richten. Ich fühlte mich umso mehr dazu verpflichtet, als ich bemerkte, dass eine «polska kielbasa» (feisse polnische Wurst) einigen Landsleuten, wahrscheinlich einfachen Bauernsöhnen, besser geschmeckt hätte als der feine Brie-Käse.

Die Reise von Budapest bis nach Bressuire in Nordostfrankreich dauerte fast eine Woche. Viele meiner Kameraden erkälteten sich entweder beim Übergang der schneebedeckten Karpaten oder später bei der heimlichen Flucht aus ungarischen Lagern über die eisige Drau. Die meisten Erkältungen rührten aber davon, dass wir nach der Flucht und der langen Reise in der Winterszeit nicht in einer Kaserne, sondern in einer offenen Markhalle, deren Blechdach von ca. 12 Metern über dem Boden nur gegen Regen Schutz gab, einquartiert waren. Eine Woche Aufenthalt in einer derartigen Halle mit ständigem Durchzug machte den gesündesten Freiwilligen krank. Ich selbst litt an einer Halsentzündung und konnte kaum reden. Ausserdem war die alte Wunde am linken Bein immer noch nicht ausgeheilt. So war es kein Wunder, dass das ärztliche Untersuchungszimmer ständig überfüllt war. Nur wer Temperatur hatte, wurde ins Spital eingeliefert. Da Frankreich für die Armee wenig Geld hatte, befand sich in der Departementshauptstadt kein Militärspital. Die Franzosen mussten deshalb improvisieren. In den Kellern der ausgeräumten Töchterschule wurden einfach die Betten so dicht wie möglich aneinandergestellt und fertig war das Militärspital! Im Vorraum des Krankenzimmers untersuchte uns ein polnischer Arzt. Ich brauchte nur meinen Rachen und mein wundes Bein zu zeigen und schon gehörte ich zu den «Glücklichen». «Ins Spital», sagte der übermüdete und etwas verärgerte Arzt. So wie ich stand, machte ich mich auf die Suche nach dem Spital. Aber alle Passanten, die ich danach fragte, schüttelten bloss den Kopf und antworteten: «un hôpital militaire, ici...? ceci n'existe pas... vous vous trompez, Monsieur!» Aus der Notlage rettete mich ein Mädchen, das mich zur umfunktionierten Töchterschule führte.

Niedrige Fenster liessen hier wenig Licht in den Kellerraum hinein. Die Wände etwas feucht, die Luft stickig. Aber jeder war froh, in einem Bett liegen zu dürfen. Kaum waren einige Nächte vorbei, hiess es, dass wir umziehen müssten. «Vor dem Umziehen wird unsere Habe desinfiziert», lauteten weitere Befehle. Die Desinfektion war wieder ein Improvisationsstück des französischen Militärs: Die gebündelten Kleider, Wäsche usw. wurden tel quel in einen Dampfbehälter geworfen und ein jeder hatte seine Sachen aus dem dampfenden Haufen herauszufinden, was zu Querelen Anlass gab. Desinfiziert waren die Sachen wohl, aber auch furchtbar zerknüllt. Das Umziehen in ein neues Spital ging etwas rascher vor sich, als wir dachten; denn wir wechselten nur die Etagen. Vom Keller übersiedelten wir in die erste Etage, in ein geräumiges Klassenzimmer. Hier war es nicht so eng wie unten und wir konnten richtig atmen.

Aber das Spitalprovisorium existierte weiter. Unsere Krankheiten wurden fast auf gleiche Weise behandelt, und zwar mit einer bläulichen Flüssigkeit. Sauer Hypermangan hiess sie, glaube ich. Freiwillige Krankenschwestern, offenbar aus gehobenem Bürgertum, sorgten fleissig für unser Wohl. Jede zweite Stunde servierten sie uns eine Bowletasse mit jener Arznei und animierten uns mit «gargarisez

Monsieur!». Mit Vergnügen notierte ich jedes französische Wort und benützte jede Gelegenheit, mit den Schwestern zu plaudern. Die Dame, die unseren Rayon betreute, entsprach allerdings keineswegs meinen Vorstellungen von französischer Weiblichkeit. Die französische Marianne hatte in meiner Vorstellung dunkle Haare, pfirsichrote Backen und ein gallisches Temperament. Unser «ange gardien» war dagegen rothaarig und eher reserviert. Im Gespräch aber merkte ich, dass sie über unsere Kenntnisse der französischen Literatur, der Geographie Frankreichs erstaunt war. Als ich ihr dann erklärte, dass in den 20iger Jahren Frankreich in Polen als das Land mit dem höchsten Kulturniveau Europas galt, trat sie aus ihrer Reserviertheit heraus und wurde gesprächiger und freundlicher. (In der 5. und 6. Gymnasialklasse nahmen wir «Les Provinces Françaises» und in den beiden letzten Schuljahren den vollen Kurs der Französischen Literatur durch.) Leider wurde das Französische in den polnischen Mittelschulen wie das Latein als eine Art «tote Sprache» gehandhabt und wir hatten es nicht so einfach wie die Deutschschweizer das Französische mehr praktisch durch einen Aufenthalt in der welschen Schweiz zu erlernen. Als wir nach einigen Tagen das Spital verliessen und in einer Abteilung nach Thénézay marschierten, erkannten wir unseren rothaarigen Schutzengel, der uns aus einem Fenster, freundlich zulächelnd, «Au revoir mes ganjons!» zurief.

Die Departementstadt Bressuire war insofern für uns eine wichtige Etappe zu der von General Sikorski organisierten, polnischen Armee, als wir hier Uniformen zu fassen hatten. Als ich im Kleidermagazin einen Haufen dunkelbrauner Manchesterhosen und salopper Drillichjacken gewahrte, verging mir fast die Lust an der Uniform und folglich am Militär unter französischer Obhut. Als Freiwillige hatten wir das Recht, die Waffengattung selbst zu wählen. Wegen meines Freundes Tadeusz, dem Artillerieoffizier, wählte ich die Artillerie in der Hoffnung, mit ihm im gleichen Regiment zu dienen. Ich sah mich bereits als Kanonier in einer schneidigen Uniform; doch jetzt sollte ich die quasi Cowboy-Kleidung aus den amerikanischen Stocks, vielleicht noch aus dem I. Weltkrieg, anziehen. «Nein, solche breite saloppe Manchesterhosen und halbzivile Drillichjacke trage ich nicht!» sagte ich mir und zog mich diskret aus der Reihe zurück. Zufällig kam ich im Korridor mit einem französischen Unteroffizier ins Gespräch, von dem ich erfuhr, dass zuerst die alten Bestände zur Auslieferung gelangten und die neuen Khaki-Uniformen später drankämen. Nach Zuwarten durfte ich ein Khaki-Uniform mit echten Breecheshosen fassen.

Es fiel mir etwas schwer, von meiner Zivilkleidung Abschied zu nehmen. Es waren die letzten Gegenstände aus meiner Heimat. Ich versuchte meinen Pelzmantel aus Biberlamm und Opossum in mein Necessaire-Köfferchen zu verstauen, was mir aber nicht gelang. Diesen Mantel nahm ich aus Polen mit, um darin nötigenfalls bei Kälte auf der Flucht zu schlafen. Während der letzten Nächte in den Karpaten rettete er unser Drei vor dem Erfrieren. Er bedeutete für mich das, was für den Hirten ein treuer Hund. Trotzdem musste ich mich von ihm trennen, denn uns einfachen Soldaten war es nicht erlaubt, zivile Effekten ins Kantonement mitzunehmen. Die Offiziere hatten wenigstens die Möglichkeit, dieselben bei ihren Logisgebern zur Aufbewahrung zu geben. Beim Umkleiden machte ich zufälligerweise mit drei Schlesiern Bekanntschaft, die aus derselben Ortschaft stammten, wo meine Schwester Lehrerin war. Dieser Umstand festigte unsere Bekanntschaft. Zu viert gingen wir zum Kürschner, der keine Kauflust zeigte und erklärte, dass in diesem Klima kaum jemand Pelzmäntel trage. Nach näherer Erläuterung meiner Notlage zeigte er sich entgegenkommender und offerierte einen Preis, der sich später als ziemlich schäbig erwies. Einer polnischen Sitte gemäss, die man beim Kauf oder Verkauf eines besonderen Gegenstandes pflegte, lud ich meine drei Kumpane zu einem Cognac ein. Mein erster Wunsch, der jetzt in Erfüllung gehen sollte, war, in Frankreich einen guten Cognac zu trinken. Zu unserer Überraschung wurde uns der «Geist der französischen Erde» nicht in den üblichen, bauchigen sondern in schmalen, kleinen Gläsern serviert. Anstelle das herrliche Getränk zu nippen, reichte es zu einem Schluck. Die zweite Überraschung war der Preis, da die vier Cognac-Gläschen über fFrs. 200.- kosteten, d.h. so viel wie ich für den Pelzmantel einkassierte. Erst später erfuhr ich, dass der Besitzer der Gaststätte noch viel schäbiger als der Kürschner war, denn in der gleichen Zeit zahlte mein Bekannter für vier Nachtessen mit Wein nur fFrs. 82.-. Aber damals waren wir trotzdem bei bester Laune. Die beiden Überraschungen stimmten uns irgendwie lustig. Wir lachten über die Vergänglichkeit der weltlichen Dinge, dass sich ein «schwerer» Pelzmantel mit einem «leichten» Schluck Cognac «liquidieren» liess. Meine Compagnons sagten mir, ich hätte besser getan, wenn ich den Pelzmantel einem galizischen Juden zum Verkauf übergeben hätte, der

im Umkleideraum liegen gelassene Sachen sammelte und versprach dafür etwas zu bezahlen. Da kam mir in den Sinn, dass ich dort mein fast neues Kleid und ein Paar solide Schuhe liegen liess, weil ich dafür keinen Platz im Kofferchen hatte, worauf sie sich «stante pede» dorthin begaben, dieselben noch vorfanden und dem «Faktor», d.h. dem galizischen Juden zum Verkauf übergaben. Derselbe kannte eine günstige Absatzstelle für die liegengelassenen Sachen.

Als wir schon in Thénezay einquartiert waren, kam zu mir der Faktor, Herr Pick... und zahlte mir fFr. 50.- aus, mit der Bemerkung, dass er ehrlich sei, was ich ihm glauben musste, da mein eigener Stolz es mir nicht erlaubte, ihn über den tatsächlichen Erlös anzufragen. Unsere Einladung zu einem Glas Wein schlug er jedoch aus, mit der Ausrede, dass er nur widerwillig mit dem Militär mitmache. Mit dem «Militär» meinte er wahrscheinlich uns Soldaten-Christen; denn erst später gab er zu, er sei «Chassid» und er fühle sich nicht als Soldat ....., er hasse im Herzen den Krieg usw. usw.

Ob dies der wahre Grund seiner Distanz zu uns war, war nicht auszumachen. Tatsache war, dass sich auch in Friedenszeiten die strenggläubigen Juden von uns Christen mehr distanzieren, als dies bei den «anderen» Juden der Fall war. Es wunderte uns deshalb nicht, dass wir ihn später im Melchnauer Interniertenlager nicht unter uns sahen. Überhaupt wäre hier zu erwähnen, dass, da die Juden in Thénezay sozusagen «Einzelgänger» waren, uns deren Abwesenheit nicht besonders auffiel. Vielleicht setzten sie sich in der südfranzösischen Zone ab, wo es anfänglich hiess, dass unsere Division noch in England gebraucht werde. Das Verhalten des tüchtigen Herrn Pick... hatte nichts Aussergewöhnliches in sich, denn, wo Geschäfte zu machen waren, war er gerne dabei. Schliesslich war seine Rolle beim Verkauf von liegengelassenen Sachen nützlich. Jeder von uns hätte ein solches Geschäft tätigen können. Aber welcher Pole hätte in dieser Zeit an solche vergänglichen Dinge wie gebrauchte Kleider nur gedacht, geschweige denn sich um den Verkauf derselben gekümmert? Hierüber waren wir uns einig, dass Geschäftemacherei in der Kriegszeit Herrn Pick... überlassen werden müsse.

Aber auch in den Friedenszeiten wäre es undenkbar, wenn ein Jude in einem galizischen Städtchen gesellschaftliche oder sogar freundschaftliche Beziehungen mit Christen unterhalten würde. Zugegeben, auch der Christ suchte nicht gerne die Gesellschaft eines Juden. Er kaufte vielleicht bei ihm einen Mantel und der Jude grösste ihn von nun an als seinen Kunden, bis er merkte, dass der Christ mit ihm nichts zu tun haben wollte. Trotz täglichen Begegnungen und dichten Wohnverhältnissen ergaben sich interessanterweise keine näheren Beziehungen zwischen Juden und Christen, als ob eine unsichtbare Barriere die beiden Völkergruppen voneinander trennen würde. Keine der beiden Seiten wagte es, sie zu überschreiten. Mischehen waren wohl möglich, aber die beiden Partner waren nicht glücklich dabei: der jüdische Partner von Juden ausgestossen, der christliche dagegen von seinen Glaubensgenossen bestenfalls auf Distanz toleriert. Auf Grund meiner Lebenserfahrung aus meiner Geburtsstadt, wo das Judentum schwach vertreten war, würde ich sagen, dass Rassenvorurteile auf beiden Seiten erst von höheren Bildungsstufen an keine Rolle mehr spielten.

In meiner Geburtsstadt hatte ich hauptsächlich mit dem «deutschen» Judentum zu tun. Erst als in den 20iger Jahren bei uns die Juden aus Galizien und Kongresspolen erschienen, begann ich mich mit dem Schicksal des Judentums zu befassen. Für mich war die Begegnung mit Herrn Pick... insofern interessant, als ich wissen wollte, ob die grausame Judenverfolgung durch die Nazis in Deutschland und Polen die Juden zu einer Wandlung ihrer Lebensgewohnheiten veranlasst hatte. Mich z.B. interessierte sehr der «Chassidismus», aber ich sah ein, dass Herr Pick... hierüber nicht Gesprächig war.

Sobald eine bestimmte Anzahl von Freiwilligen einer Waffengattung in Bressuire erreicht wurde, marschierten sie ihrem Endziel entgegen. Das Feldartillerieregiment, dem ich zugeteilt war, sollte in Thénezay formiert werden. Unsere frisch gebildete Abteilung marschierte unter Führung eines älteren Wachmeisters. Für mich war es ein sonderbares Gefühl, in einer Einheit frischgebackener Soldaten, diesmal aber auf französischem Boden, marschieren zu können. Als die letzten Häuser von Bressuire hinter uns blieben und der Himmel gegen Mittag etwas aufheiterte, verbesserte sich unsere Laune. Jemand intonierte ein bekanntes Marschlied, weitere Lieder aus dem alten Repertoire aus den vormilitärischen Zeiten folgten nach. Das Bewusstsein, dass ich nunmehr als Artillerist der polnischen Armee angehörte, von der so viele jungen Leute in Polen nur träumen konnten, liess alle meine Strapazen und Mühsal von Leszno über Karpaten, Gyöngyös, Triest und Modane bis hierher vergessen.

Gegen Abend erreichten wir das Städtchen Thénezay, das nicht mehr als 2-3 Tausend Ein-



wohner zählte, Wir alle waren guten Mutes, bis wir unsere neuen Quartiere bezogen. Diejenigen, die hofften, «einmal richtig in einem warmen Raum ausschlafen zu dürfen», mussten leider feststellen, dass dies nur fromme Wünsche waren. Die Räume, in welche wir durch eine niedrige Türe eintreten mussten, waren vielleicht früher Ziegenställe. Jedenfalls roch es hier nach Haustieren dieser Art. Ein kleines Fenster und eine habilverwitterte Türe waren die Verbindung mit der Aussenwelt. Im hinteren Raum entdeckten wir etwas, was einem Kamin ähnlich sah. Hier wahrscheinlich wohnten früher Menschen und liessen sich von den Ziegen erwärmen. Die Symbiose mit Ziegen, die bekanntlich viel Wärme abgeben, dürfte sinnvoll gewesen sein. An deren Geruch kann man sich schliesslich gewöhnen, wenn kein Bock dabei ist. Mit dieser Analyse der Quartierlage versuchten wir uns zu trösten. Dann aber folgte die Frage, wer gibt uns Wärme, wenn keine Tiere da sind? Und, wo wollen wir absetzen, wenn kein Tisch, keine Stühle usw. da sind? Während solche und ähnliche Fragen uns durch den Kopf gingen, streuten wir das Stroh auf den steinigen Boden aus. 7½ kg reglementarischer Strohquantität pro Strohkopf... Verzeihung... pro Soldatenkopf, das ist etwas wenig», bemerkte jemand zum Spass, um die Stimmung zu heben. Nach der rinnenartigen Vertiefung im Steinpflaster richteten wir unsere Schlafplätze ein. Je mehr und genauer wir die Räumlichkeiten auskundschafteten, desto tiefer sank unsere Vorstellung vom französischen Zivilisationsstand. Obwohl es sich hier um ein Stallgebäude handelte, sahen wir keinen wesentlichen Unterschied in der bäuerlichen Behausung zwischen Polen und Frankreich. Dort, wo bei uns Holz war, war hier der flache Sedimentstein des ehemaligen Meerbodens, der bedeutend kälter als Holz wirkte. Vielleicht sind die Leute hier deshalb so kalt und hart, wie der Stein. Im zweiten Raum mit Kaminresten war der (übliche) Unrat von leeren Sardinenbüchsen und Altbrot vorhanden, ein Beweis dafür, dass unsere Vorgänger, Franzosen aus der Gascogne, nur hier logierten. Es hiess übrigens, er sei für die «Polen aus Frankreich» reserviert, die im März einberufen werden sollten. Wir mussten uns also mit dem Stallraum begnügen.

Als es einnachtete, bemerkten wir, wie die Kälte und Feuchtigkeit aus dem Boden und den steinigen Wänden auf uns zukam. Die Strohgarbe schützte uns kaum vor der Kälte. Die dünnen französischen Kanonierdecken, die offenbar auf das Mass von Pygmäer-Kriegern zugeschnitten waren, schützten uns noch weniger. Mit den täuschenden Gedanken, dass mit der Zeit der Stall von unseren eigenen Körpern erwärmt werde, versuchten wir einzuschlafen. Es kam die Zeit für die übliche Abend-Plauderstunde. Eigentlich kannten wir uns gegenseitig wenig oder gar nicht. Jeder war neugierig, etwas von seinem Nachbarn zu erfahren, wie ihm die Flucht aus Polen, bzw. Ungarn oder Rumänien gelungen war, was er so alles erlebte usw. usw. Als unser neuer Feuermeister bemerkte, dass wir während des Geplauders ständig aufwachten, um uns mit Kleidungsstücken zuzudecken, rief er uns in strengem Ton den Befehl in Erinnerung, dass das Schlafen in Militäreffekten verboten sei. Dieses Verbot hatte allerdings für ihn nur kurze Zeit Gültigkeit; denn auch er musste vor der Kälte kapitulieren, indem er seinen neben ihm liegenden Mantel immer näher an sich zog.

Derjenige, der bei der verlotterten Türe schlief, bemerkte «wie angenehm es wäre, wenn man den Kamin im Nebenraum instandstellen und etwas Holz anzünden würde».... «Holz hat es hier genug.... der Giebel des Nachbarhauses ist mit Reisigholz vollgestopft .....«  
Unser Schweigen nahm er als allgemeine Zustimmung an, denn am nächsten Abend dauerten unsere «Plaudereien am Kamin» bis in die Mitternacht, ohne dass sich jemand über den Urheber des Kaminfeuers erkundigte. Der «zweite Streich» mit dem Holzbündel wiederholte sich jedoch nicht; denn dem Bauer entging der Rauch von unserer Seite nicht. «Und da wo Rauch ist», sagte er sich, «dort muss auch Feuer sein! Und wo Feuer ist, da muss auch etwas Brennbares sein...». Den Rest der logischen Überlegung bekamen wir am nächsten Tag beim Abendverlesen zu hören. Erst als in der Warnung des Batteriekommandanten das Wort «Diebstahl» fiel, waren wir uns der Tat bewusst. Immerhin wäre es hier angezeigt, relativierend zu sagen, dass wir alle, frisch aus unserer Heimat unter Lebensgefahr angekommen, diesen Vorfall auf unsere Art kommentierten. Unter den gegebenen Umständen wäre dies bei uns als ein einfaches Entwenden qualifiziert worden. Ein polnischer Bauer, wenn er das Fehlen des Bündels bemerkt hätte, würde dies auf sich beruhen lassen, vorausgesetzt, dass es sich um einen einmaligen Verlust handelte; auf alle Fälle würde er es als etwas Lächerliches finden, das Fehlen eines Bündels dem Kommandanten zu melden. Vielmehr würde er uns Soldaten in seine warme Stube einladen und, da das polnische Bauernvolk für den Soldaten aus allgemein menschlichen Mitgefühlen alles getan hätte, würde er den Vorfall bald vergessen. In Polen wird Gastfreundschaft gross geschrie-

ben, besonders gegenüber dem «hungernden und armen Soldaten», wie es in jenem bekannten Lied vom Soldaten steht Im u.uzen Lande galt immer noch das alte Sprichwort: «Czym chata bogata, tym rada», was in sinngemässer Übersetzung heissen würde: «Freigebigkeit ist der Hütte Reichtum». Interessant ist dabei die Gegenüberstellung der Hütte, als Sinnbild der Armut zum Reichtum. Es war manchmal ergreifend, zu sehen, wie gerade die ärmste Hütte im Dorfe die freigiebigste war.

Der Soldat, ein Bauernsohn, der die Tat gestand, war nach dem Verlesen aufgebracht und sprach zornig: «Wegen so einem kleinen Bündel Holz macht man hier so ein Theater. In unserer Heimatgend würde einem Bauern das Fehlen von einem Bündel Reisigholz gar nicht auffallen... Und wenn er es bemerkt hätte, würde er sich schämen,... ja schämen würde er sich, wegen einer solchen Lapalie beim Militär zu reklamieren, denn er hat mehr Würde und Stolz als ein französischer Gutsbesitzer... Wir sind hier unter Lebensgefahr nach Frankreich gekommen... bereit, unser Leben dem Land und Volk zu opfern... Deshalb eckelt mich diese Knauserei richtig... Menschen sind wir schliesslich wie sie... und wir sollten auch eine warme Stube haben .....Seit einigen Tagen versuche ich einen Brief zu schreiben... und wie soll ich das tun, wenn wir keinen Tisch und Stuhl haben... mit steifen Fingern ..... auf schlotternden Knien vielleicht?... Den ganzen Tag schleiche ich hier im Mantel umher... wie ein geschlagener Hund... und für meinen Sold kann ich mir kaum ein Schöpplein warmen Weines leisten... und eine Soldatenstube kannst du, mein Brüderchen lange suchen... für die löcherigen Ställe verlangen die unverschämten paysans zünftige Miete....» usw. usw.

Teilweise waren diese Klagen an unserem Verbündeten berechtigt, teilweise galten sie zweifellos auch unserer Armeeführung. Eine Soldatenstube war zwar in Thézéay vorhanden, aber unbenutzt. Einst war das ein Kinosälchen, aus dem die Bänke entfernt aber dafür keine Fenster eingesetzt wurden. Wer hätte Lust, im dunklen und kalten Raum den Sonntagnachmittag zu verbringen, wo man nicht einmal absitzen konnte?

Dass die hiesigen Bauern nicht vermögend waren und dass es in der Vendee wenig Wälder gab, haben wir erst später gesehen. «Holz haben sie wenig..., aber Herz noch weniger, denn einen Soldaten in die warme Stube einzuladen, wäre zuviel für diese Leute...», moralisierte weiter der aufgebrachte Soldat. Man sah anschaulich, wie die heutige Zivilisation aus dem Menschen die jedermann innewohnende Menschlichkeit, Gastfreundschaft und Nächstenliebe vertrieben hatte. Zur Frage des Diebstahls-Entwendens des Holzbündels wäre noch zu bemerken, dass man es mit dem Eigentum von «freien Naturgütern», d.h. von «Gottesgaben», wie es oft bei uns im Volksmund der Landbevölkerung hiess, in Polen nicht so genau wie z.B. in westeuropäischen Ländern nahm. Die natürlichen Lebensverhältnisse gestalten bekanntlich die Mentalität eines Volkes. In den konservativ denkenden Agrarländern werden die Dinge nicht so genau, pedantisch, bzw. kleinlich gemessen wie dies in den hochentwickelten Industrie- und Handelsländern der sekundären oder tertiären Entwicklungsstufe der Fall ist. Zu Feudalzeiten, in welchen die Leibeigenschaft herrschte, war die Haltung der Landherren gegenüber ihren Untertanen patronalisch, d.h. unter Umständen ziemlich large. Der polnische Landherr im Bewusstsein der harten Fronarbeit unter den strengen und rücksichtslosen «Ökonomen» (Gutsverwaltem) zeigte nicht selten, dass er bei kleinen Diebstahlfällen auch ein «guter Patron» oder ein «gnädiger Herr» sein kann. Das Aneignen von Wald- und Feldfrüchten wurde als eine Art Ausgleich zur Armut der Leibeigenen unter Umständen geduldet. In unserem Landesteil z.B. brauchte zu meinen Zeiten das Landvolk noch das alte Sprichwort: «Panu orze, Panu bierze», was wohl bedeuten sollte, dass derjenige, der für den Herrn ackert, mit ihm auch etwas teilen darf. Im Übrigen existierte seit der Lokation in manchen polnischen Dörfern ein Brauch, gemäss dem die Dorfbewohner nicht nur auf Brenn-, sondern auch auf Bauholz vom Walde des Landherrn Anrecht hatten. Offenbar gehörte der aufgebrachte Soldat zu jener Dorfbbevölkerung, die nach dem ungeschriebenen Gesetz lebte.

Das Städtchen war für mich zum Sinnbild der Kälte geworden. Kalt war es in der Nacht in den steinigen Quartieren und kalt war es am Tage und kalt war auch der Mensch, der hier wohnte. Vielleicht war es der normannische Menschenschlag, der bei den Einwohnern überwog. Das einzige, was hier den Namen «warm» verdiente, war der «Vin chaud», den wir in den engen, spärlich geheizten Cafés hastig tranken. Unsere Versuche, mit den Städtchenbewohnern durch Gespräche näher zu kommen, blieben erfolglos. Gelegentliche Gespräche machten sie uns gegenüber nicht freundlicher. Ich mag mich an einen kurzen Kontakt an einem Sonntagnachmittag mit zwei am gleichen Tisch sitzen-

den Jünglingen erinnern. Es begann damit, dass sie uns einen französisch geschriebenen Liebesbrief mit sexuellen Anspielungen zum Lesen, bzw. zur Belustigung übergaben. Leider enthielt der Brief mehr Sexualität als Komik und Romantik. Trotzdem begrüßten wir diesen Annäherungsversuch der beiden jungen Franzosen. Zu unserem Bedauern blieb jedoch diese Begegnung ohne weitere Folgen. Zuerst bemerkten wir, dass die politische Lage in Europa sie überhaupt nicht interessierte. Im weiteren Gespräch zeigte es sich, dass einzig das Sexuelle für sie als Gesprächsthema in Frage kam, was in Anbetracht ihrer Pubertätsphase verständlich war. Ihre geistige Ignoranz war so abstoßend, dass wir auf weitere Begegnungen verzichten mussten. Die meist bäuerlichen und kleinstädtischen Bewohner hatten einen Gesichtsausdruck, als ob sie sagen wollten, dass die «Polonais» ihnen den unbeliebten Winter in ihr Land brachten. (Der Winter 1939/40, besonders der Januar und Februar waren auch hier sehr streng.) Die Unfreundlichkeit der Menschen des Departementes Deux-Sèvres, wie ich später in Basel vernommen habe, galt auch den Elsässern, die während des Krieges in diese Gegend evakuiert wurden. Wir waren somit nicht die einzigen, die sich hier fremd fühlten.

Im Militär wird bekanntlich dafür gesorgt, dass die Soldaten nicht unbeschäftigt bleiben. Dies galt für uns in Thdnezay an Werktagen. Unangenehm war es dafür, wenn der Sonntag kam. Die ersten Sonntagnachmittage, die unbarmherzig langweilig waren, schlenderten wir umher und gingen, solange der Sold (fFr. 15.- pro Monat, was zu einer Schokolade reichte) in der Tasche war, von einem Café ins andere. Der Sold war niedrig, dafür erhielt jeder Soldat ziemlich viel Tabak und Zigaretten, welche die Nicht-Raucher ihren Kameraden verschenkten. Da, wo es wärmer war, hielten wir uns länger auf. Das repräsentativste und geräumigste Restaurant, welches wir wegen Radiobereichen gerne besuchten, wurde von uns Soldaten gemieden, nachdem von einem Offizier in unsere Richtung eine abschätzige Bemerkung gefallen war. Unsere Offiziere befürchteten offenbar, dass durch die zahlreiche Anwesenheit stehender Soldaten das Restaurant, d.h. «ihr Kasino», entweiht würde. Wir Soldaten fühlten uns durch die Bemerkung des Offiziers beleidigt; denn den Offizieren war es wohl bekannt, dass in der ungeheizten, fensterlosen Soldatenstube keine Tische oder Bestuhlung und auch kein Radio vorhanden waren. Unsere diesbezügliche Klage bei unserem Kommandanten blieb leider erfolglos. Das Einvernehmen zwischen der Mannschaft und Offizieren in unserem Regiment liess deshalb einiges zu wünschen übrig. Trotz Unzulänglichkeiten in der Soldatenstube einigte sich eine Gruppe Soldaten, hier Chorgesangsübungen zu veranstalten. Da aber die Beleuchtung so ungenügend war, dass man die Noten nicht ablesen konnte, verlegten wir unsere Begegnungen in die Kirche, wo in einer Ecke ein kleines Harmonium stand.

Die Kirche war auch an Werktagen abends besucht. Die Nachrichten aus der Heimat über die Naziverfolgungen veranlassten uns zum öfteren Besuch der Kirche, zum Gebet für die verbliebenen Angehörigen. Aber auch sonst benutzten viele Soldaten den freien Abend während der vorösterlichen Fastenzeit und später zur Maiandacht zum Kirchenbesuch, da dem polnischen Brauch gemäss der Monat Mai dem Marienkult gewidmet war. Deshalb war es nicht verwunderlich, dass Kirchenlieder bei unseren Chorübungen den Ausschlag gaben. Unter der Leitung eines jüdischen Emigranten aus Polen, der in Paris Musikologie studierte, übten wir die beiden Choräle «Z dymem Pozarów» und «O Panie uslysz skargi nasze». Letzterer entstand kurz nach dem Kriege als Ausklang unserer Niederlage vom Herbst 1939, wobei der Dichter und Komponist ein unbekannter polnischer Flüchtling in Rumänien gewesen sein sollte. Der Pfarrer war über diesen für ihn ungewöhnlichen Kirchenbesuch und unsere Freude an Andachten sichtlich überrascht und auch gerührt. Dass so viele jüngere Polen und dazu Soldaten in die Kirche kamen, konnte er nicht recht fassen. Hier in der «ungläubigen» Fremde vermisste mancher von uns die Passionsgesänge, die in unserer Heimat in der Fastenzeit an Sonntagnachmittagen volktümlich gepflegt wurden.

Eine besonders feierliche Messe wurde zum Anlass unserer Nationalfeier am 3. Mai zelebriert. Das Innere der Kirche wurde mit schwarzen hochhängenden Vorhängen mit dem Lysblumen-Motiv dekoriert. Die halbvermoderten, schweren Tücher machten den Eindruck, dass sie seit der Trennung der Kirche vom Staat, d.h. also seit ca. 50 Jahren nicht mehr ausgehängt worden waren. Offenbar wollte dadurch der Pfarrer seine Hochschätzung dem polnischen, lebendigen Katholizismus erweisen. Mancher aber dachte eher an eine Totenmesse. Die schwarze, strenge Farbe der Vorhänge stand in gewissem Gegensatz zu unseren heiteren weiss-roten Nationalfarben. Nichtsdestoweniger war die Stimmung in der vollständig ausgefüllten Kirche feierlich. Als wir mit dem Absingen unserer,

während der 150jährigen Unfreiheit geltenden Nationalhymne «Gott, der Du Polen durch Jahrhunderte beschützt hastest» die Messe schlossen, fühlte jedermann, dass auch er zu den um ein freies Polen betenden Schützlingen Gottes gehörte. Wie oft wurde schon die Religion des Vaterlandes wegen missbraucht? Heute mag diese Nebeneinanderstellung der beiden moralischen Werte in unseren Ohren fragwürdig klingen. Unwillkürlich dachte man an den I. Weltkrieg, während dessen es um die reine Machtstellung in Europa ging, um einen Krieg, der unter der Parole «Gott mit uns», bzw. «Gott strafe England» geführt wurde. Die Verbindung Gott-Kirche und Heer-Vaterland in Polen lag in der tausendjährigen Tradition der Nation begründet und hatte mit Eroberung nichts Gemeinsames. Die Verbundenheit des Religiösen mit dem Patriotischen in Polen war das Ergebnis der Schicksalsschläge, die gerade durch die gottvaterländische Einheit überwunden werden konnten.

Ende Februar 1940 ging die Organisierung unseres Feldartillerieregimentes in ThSnezay seiner Endphase entgegen. Im Zeitpunkt der Ankunft unserer Gmppe aus Bressuire zählte jede Kaderbatterie ca. 25 Mann. Da weder Kanonen noch Pferde zur Verfügung standen, blieb dem Regimentskommando keine andere Wahl, als eine Theorieausbildung der Kadernschaft anzuordnen. Ein älteres Schulgebäude wurde uns, den künftigen Artillerie-Unterroffizieren, zum Unterricht zur Verfügung gestellt. Das theoretische Artillerieschiessen bedarf einer mehrere Monate dauernde Ausbildungszeit. Die meisten Kaderleute hatten Mittelschulbildung, so dass der Unterricht, sofern es die primitiven Quartierverhältnisse und die dürftigen Lehrmittel erlaubten, ziemlich rasch vor sich gehen konnte. Die praktische Ausbildung bestand aus Märschen ins offene Gelände, um es auf artilleristische Merkmale auszukundschaften. Dazu gehörte, Felddistanzen mit Auge und Faust rasch abzuschätzen. Wir erfuhren, wie man sich durch Farbe der Felder und Gewässer diesbezüglich täuschen kann. Wenn dann der eisige Ostwind blies, schlossen wir uns, den Steppentieren gleich, dicht in einem Kreis unter einem kahlen Nussbaum zusammen und an Ort tüchtig stampfend, begannen wir unsere alten Marschlieder aus der Heimat zu singen. An den Gedanken an die weite Heimat, von wo der Ostwind uns Grüsse überbrachte und an den witzigen Soldatensprüchen versuchten wir uns zu erheitern und auch etwas zu erwärmen. Zum Repertoire unserer beliebten, erheitern den Ständchenlieder gehörte das populäre Potpourri polnischer Jugendlieder «Der rote Gurt» und die Palomamelodie mit dem selbstgedichteten Text über unser Soldatenleben im Städtchen. Das viele Singen z.T. aus Langeweile verbesserte jeweils unsere Laune. Wir sangen oft auf den öden Feldern und im Städtchen, worüber sich die verschlossenen Leute der Vendete nur wunderten. Ausser der guten Laune hat uns das Singen nicht viel genützt; denn, wie ein nüchterner Kamerad bemerkte, «mit Singen allein kann man Kanonen und Pferde nicht einfach hervorzaubern». Dies war eine passende Anspielung auf unser Artillerieregiment ohne Kanonen und Zugtiere.

Wahrscheinlich zum Zeitvertreib wurde später in das Ausbildungsprogramm die Waffenkunde aufgenommen. Mangels anderweitiger Waffen wurde uns der französische Berthier-Karabiner vorgeführt, der eher in ein Museum gehörte. Als wir diese Waffe erblickten, hatten wir dafür nur Hohn- gelächter übrig. Diese Waffe war für den Krieg anno 1940 absolut untauglich. Die französische Militärführung war von entwaffnender Naivität, wenn sie glaubte, damit den Krieg gewinnen zu können. Irgendwie passte diese lange Waffe zum französischen Poilu. Mancher von uns machte sich aber Gedanken über die Wehrkraft Frankreichs...

Mit der Einberufung unserer Landsleute, der «alten Emigration», in die polnische «Sikorski-Armee» stieg anfangs März 1940 der Mannschaftsbestand der Batterien rasch auf das vorgesehene Etat von ca. 110-120 Mann. Alles war jetzt also da, nur das Wichtigste fehlte: Kanonen waren immer noch nicht in Sicht und Pferde noch weniger. Man vertröstete uns mit der Nachricht, dass wir bald motorisiert würden. Später erwies sich allerdings, dass lediglich jene Soldaten, die schon in Polen in der motorisierten «Karpate-Brigade» dienten, in eine neue, in Syrien zu bildende motorisierte Brigade abgeordnet würden. Für alle übrigen Kanoniere galt es also, geduldig auf das Weitere zu warten. Vorsichtshalber wurden wir alle gegen Tropenkrankheiten geimpft. Jene, die auf die syrische Karte setzten, triumphierten. Aber nur für kurze Zeit, denn aus Syrien wurde nichts! Also weiter auf Kanonen und Pferde warten!

Mit dem Mannschaftszuwachs bekam unsere Batteriekanzlei mehr Arbeit, dies umso mehr, als der alte Kanzleichef die französische Sprache nur ungenügend beherrschte, um auf den umfangreichen Formularbogen die «Situations administratives» der Batterie richtig darzustellen. Offenbar

hatte man seit Napoleonszeiten auf den Formularen nichts geändert. Die Registrierung der Emigranten, wovon einige die Muttersprache schon vergessen hatten, gab auch viel Arbeit. Da ich von Zeit zu Zeit in die Kanzlei als Dolmetscher gerufen wurde, hatte mich der Kommandant in dieselbe abkommandiert. Mangels Räumen musste ein Teil der Kanzlei im nahegelegenen Café eingerichtet werden, wo die bezaubernde Madeion Besitzerin war. Sie war im Städtchen die einzige schöne und sehr jugendlich wirkende Person, mit der die Unterhaltung viel Vergnügen machte. Sie hatte viele stille Verehrer. Zu ihnen gehörte offenbar ein Offizier der 2. Batterie, der öfters unsere Kanzlei der 3. Batterie besuchte. Eines Tages machte er mir in ihrer Anwesenheit Vorhaltungen, weshalb ich nicht Achtungsstellung genommen hätte, als er ins Café eintrat. Als ich den militärischen Faux-pas sofort korrigierte und die nötige Haltung einnahm, begann Madeion ziemlich ostentativ zu lachen. Sie fühlte sich persönlich durch die «Comedie» betroffen, da sie vor dem Offiziersbesuch mit mir ein Gespräch führte. Sie wunderte sich, dass im polnischen Militär noch derartige Rügen ausserhalb der Kaserne möglich waren. Diesen peinlichen Zwischenfall möchte ich mit einer kurzen Bemerkung abschliessen, dass unter unseren Offizieren in Frankreich solche waren, die auf Einhaltung der strengen Disziplin, wie sie in den polnischen Gaststätten geübt wurde, bestanden und solche, die ihre Einheiten eher nach «demokratisch-französischen» Regeln führten. Der Vorfall war umso peinlicher, als der fragliche Leutnant, Offizier der 2. Batterie, mit unserer Kanzlei dienstlich nichts zu tun hatte und das Café als Gast betrat.

Mitte April 1940, einige Wochen vor der Abfahrt an die Front, erhielt ich endlich eine kurze Nachricht von meinem Fluchtgefährten Tadeusz T., von dem ich mich kurz vor Weihnachten in Budapest trennte. Er schrieb mir aus Angers, dass er seinen Geheimauftrag, und zwar Auskünfte über deutsches Militär zu beschaffen, erfolgreich erledigte, dass aber Antos seine Courage mit seiner Verhaftung bezahlen musste. Antos «strauchelte» irgendwo und setzte damit Tadeusz samt Familie in grosse Gefahr. Gott sei Dank, dass Tadeusz selbst rechtzeitig gewarnt, ohne sich jedoch von seiner Frau verabschieden zu können, zum zweiten Male aus Polen flüchten konnte. Um bei dieser Gelegenheit meine Erinnerungen an das Schicksal unseres Dreierbundes aus Leszno abzuschliessen, möchte ich nur kurz bemerken, dass Antos nach vielen Abenteuern im Jahre 1943 den italienischen Kriegsschauplatz erreichte und dort in den Reihen der Anders-Armee kämpfte. Nach dem Kriege kehrte er in seine Heimat zurück und anlässlich seines Besuches bei meiner Schwester erzählte er ihr alles, was wir auf der Flucht nach Ungarn gemeinsam erlebt hatten, sowie auch seine eigenen Erlebnisse in Deutschland und in Italien, wo ihm die Flucht aus der deutschen Wehrmacht gelungen war.

Der Brief von Tadeusz wanderte etwas länger nach Thénezay, weil wir inzwischen unseren Standort wechselten. Unser Regiment wurde nach Ville-Neuve versetzt. Mein Freund gab mir u.a. einen Bericht über die Lage in Paris, wo er etwas dienstlich zu tun hatte. Nach seinem Urteil war die Stimmung in der Hauptstadt so, als ob sich Frankreich gar nicht im Kriegszustand mit Deutschland befunden hätte.

Die Translokation nach Ville-Neuve war nötig, da unser Garnison-Städtchen nicht über genügend Stallraum für die Hunderte von Pferden verfügte, die ein nicht motorisiertes Feldartillerieregiment brauchte. Man musste kein Pferdekennner sein, um nicht zu bemerken, dass die in aller Hast gelieferten Vierbeiner ein Sammelsurium von allen Rassen und Klassen, ohne Rücksicht auf deren körperlichen Zustand, bildeten. Dass der Krieg näher rückte, merkten wir daran, dass unser Regiment in Alarmzustand vor deutschen Fallschirmspringern versetzt wurde. Man warnte uns, dass in unserer Nähe deutsche Diversanten, bzw. Spione abgesetzt wurden.

Erst als die deutsche Mai-Offensive sozusagen vor den Toren Frankreichs stand, wurde es den Franzosen mit der Ausrüstung unserer Armee allem Anschein nach etwas ernster. Von einer Bewaffnung im Sinne eines modernen Krieges war allerdings kaum etwas zu spüren. Einige Tage bevor wir an die Front ab transportiert werden sollten, wurden wir eines Abends vom Ausruf des Ausbildungskommandanten «die Kanonen sind da!» elektrisiert. Gleich hiess es aber weiter «wenn ihr sie wollt, müsst ihr sie selbst holen!» Wer würde sie nicht gewollt haben! Spontan formierten sich einige Gruppen begeisterter Soldaten, die trotz der bald einbrechenden Nacht im Schnellmarsch nach der Bahnstation La Fernere aufbrachen. Welche Batterie wird die erste Kanone haben? riefen wir, und der Wettlauf begann. Nach einigen Stunden brachten wir ziehend und stossend «unsere Kanonen» mit den leeren, stark holpernden Munitionswagen in das Städtchen. Da jede der Gruppen

die ihre Batterien vertraten, wieder als erste in Thézéy einfahren wollte, entspann sich auf der 15 Kilometer messenden Asphaltstrasse ein wilder, lärmiger Husarenlauf, der alle längs der Strasse wohnenden «paysans» aus dem Schlafe weckte. «Sie sollten auch einmal etwas vom Kriege merken», riefen einige Kanoniere, nicht ohne gewisse Schadenfreude. Durch den donnernden Kanonenschall geweckt, erschrakten einige Paysans noch mehr, als sie die lauten Zurufe in der für sie fremden, polnischen Sprache hörten. Mancher Bürger von Thézéy meinte, dass bereits deutsche Panzer im Anrollen seien.

Die jähe Freude an den «eigenhändig» gezogenen Kanonen klang jedoch bald etwas ab. Ein geeigneter Übungsplatz für Kanonenmanöver war hier leider nicht vorhanden. Bei den auf einer Gartenwiese improvisierten Übungen zeigte es sich, dass mit den Kanonen auf dem sehr weichen Gelände nicht viel zu machen war. Die von Soldatenhänden manövrierten Kanonen versanken manchmal so tief, dass nicht einmal seine Besatzung genügte, um das schwere Ding in die richtige Schussstellung zu bringen. Dabei halfen uns wohl die Feuermeister mit Tat, aber auch mit spottender Anspielung auf unsere «noch zu weichen Knochen».

Die ganze «Kanongeschichte» hatte später noch ein Nachspiel. Wie uns nachträglich die später eingerückten Emigranten erzählten, hatte das deutsche Radio während des Propagandakrieges in einer an die Bevölkerung in Elsass-Lothringen auf französisch ausgestrahlten Sendung das ungewöhnliche Heranschaffen von Kanonen entsprechend ausgewertet und Frankreich als ein «armes, mitleidbedürftiges Land» kommentiert, das vom Krieg Abstand nehmen sollte. Leider zeigten die Kämpfe, in welche unsere Division mit den Deutschen zwischen der Saône und der Schweiz verwickelt war, dass dies nicht nur leere Propaganda war, sondern dass tatsächlich die Bewaffnung der französischen Armee schreiende Mängel aufwies. Als wir Thézéy ohne persönliche Waffen verliessen, trösteten wir uns damit, dass die definitive Bewaffnung der Kanoniere an der Front erfolgen werde. Das, was wir als Ergänzung in der Frontzone erhielten war lächerlich, wenn es für den polnischen Soldaten nicht tragisch wäre: Ein Maschinengewehr pro Batterie zur Luftabwehr und je einen Armeevorderer für die Unteroffiziere. Die eine Woche vor der Abfahrt an die Front erhaltenen Pferde waren in beklagenswertem Zustand.

Jetzt wo die Deutschen die Grossoffensive eröffneten, stampften die Franzosen die Pferde scheinbar aus dem Boden. Alles ging improvisiert und überstürzt vor sich. In diesem Durcheinander hatte kaum jemand Zeit, das «Pferdematerial» zu kontrollieren. Der Zustand der im letzten Augenblick aus Nordamerika gelieferten Pferde war mitleiderweckend. Viele Tiere waren ungepflegt, abgemagert, mit Wunden bedeckt oder einfach krank. Während die gesunden Tiere als Zugsperde den Kanonieren zugeteilt wurden, mussten wir in der Aufklärungsabteilung mit der «Ausschussware» vorlieb nehmen. «Mit sämtlichen Schindern aus allen Kolonien wollen uns die Franzosen abspesen und an die Front schicken», sagte schimpfend ein alter, aufgebrachter Kanonier. Unsere Abteilung erhielt z.B. drei niedliche Schimmel, die etwas grösser waren als Ponys. Es war amüsant, diese drei untrennbaren Tierchen artig und anmutig hintereinander traben zu sehen. Allem Anschein nach waren es Zirkusperde, die sich für Militärzwecke überhaupt nicht eigneten. Da ich von leichter Statur war, wurde mir ein so mageres Ross zugeteilt, dass seine absteigende, fast spitzige Kruppe das Besatteln unmöglich machte. Obwohl ein erfahrener Kanonier mir beim Anziehen der Sattelgurten half, rutschte an einer steilen Stelle der ganze Sattel samt Schabracke bis auf die Ohren des Pferdes hinunter. Dabei sass ich nicht einmal auf dem Sattel! Als wir nach dem Bahntransport in Vezelize unsere Pferde zu einem Sammelpunkt führten, liess ein Offizier eine überlaute Schimpf tirade gegen mich los, ohne den Grund der scheinbaren Donquichotterie mit dem abgemagerten Ross zu kennen. So ging ein Artillerieregiment mit untauglichen und kranken Pferden an die Front, ohne dass man mit der Mannschaft, wenigstens einen Tag, das Manövrierten mit gespannten Kanonen und Munitionswagen durchexerziert hätte. Einzig das Artillerieschiessen wurde an einem Vormittag durchgeführt, damit wir uns etwas an den Kanonendonner gewöhnen konnten. Aber für das Reiten reichte nicht mehr die Zeit aus, denn weder in Thézéy noch in Ville-Neuve sassen wir, die Aufklärer, auf besattelten Pferden oder übten den Umgang mit denselben. Unser Kommandant holte zwar das Reiten während drei Stunden in der Frontzone nach. Er hatte offensichtlich Freude, wenn wir, das erste Mal auf dem Sattel, in bewaldetem und hügeligem Gelände mit störrischen Rossen Schwierigkeiten hatten. Alles, was wir in der Frontzone übten, sah wegen Zeit- und Platzmangel «halbbatzig» aus. In fast

allen Bereichen unserer Ausrüstung hatte es geheissen, dass dies und jenes nur ein Provisorium sei und wir doch noch motorisiert würden. In der Tat erhielten wir für Aufklärungszwecke ein altes Motorrad und eine Anzahl von Zivilfahrrädern. Im hügeligen und lehmigen Vogesenengebiet war es allerdings nach der nassen Witterung sehr schwierig, manchmal unmöglich, mit den lehmverklebten Fahrrädern vorwärts zu kommen.

Trotz diesen Unzulänglichkeiten war unsere geistige Verfassung und der Kampfgeist ausgezeichnet. Mancher phantasievolle Kanonier stellte sich bereits den Abschiedsjubel für unser Regiment in Thénézay vor. Sogar ein Lied wurde zu diesem Anlass gedichtet, für dessen treue Wiedergabe mein Gedächtnis heute nicht mehr bürgen kann:

Doch alles geschah anders; denn im frühen Morgengrauen luden wir eilends in aller Stille unsere Kanonen und Pferde weit vom Städtchen ein. Von einem lieben Mädchen war keine Spur. Dank der hervorragenden Stimmung fuhr unsere II. Schützendivision von der Vendée Richtung Nancy, als ob alles in bester Ordnung wäre. Nur unsere Armeeführung musste sich über unseren Einsatz Sorgen machen.

*Einige Gedanken nach der Niederlage  
in Frankreich*

In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1940 regnete es zeitweise ausgiebig. Nach dem heissen, sommerlichen Tag wurde es gegen Abend rasch kühl. Unser Lastenzug tauchte allmählich in ein Nebelmeer. Links und rechts war eine gebirgige Landschaft erkennbar. Es ging auf- und abwärts. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug an. Die Motoren blieben stehen und es wurde gänzlich still. In unserer Camionette waren wir unser 12 Mann, Teil der Aufklärungsabteilung des II. Feldartillerieregimentes. Alle sassen kauernd an die Holzwände angelehnt, den Kopf zwischen den Knien hängend. Die Müdigkeit der letzten Tage übermannte uns alle. Kaum jemand sprach ein Wort. In den Gedanken waren wir weit weg. Ein Gedanke aber war uns allen gemeinsam: was wird mit uns geschehen? Werden wir den Deutschen ausgeliefert? Ein Soldat fragt nicht viel. Wir alle waren jetzt froh, im Camion Schutz vor der kühlen Nässe gefunden zu haben. Das genügte vorderhand. An einer Stelle blieben wir etwas länger stehen. In der Abendstille hörten wir die gedämpfte Stimme unseres Majors: «Wir fahren weiter .....Die Schweiz wird uns wohl hineinlassen .....Obwohl dies nur eine vage, erlauchte Nachricht war, begannen unsere Herzen etwas höher zu schlagen. Eine leichte Hoffnung löste unsere bange Ungewissheit ab. Unsere Blicke fielen auf den Wageninhalt. Im Wagen hatten wir ein grosses Fass Wein und einige Konservenbüchsen, die wir irgendwo aus den von den Franzosen verlassenen Fuhrwerken einfach nach «Kriegsrecht» ausluden. Während der rüttelnden Fahrt hörten wir, wie der Wein im Fass fröhlich plätscherte. Die Freude über die Konserven verflüchtigte sich jedoch rasch, nachdem sich herausgestellt hatte, dass der Inhalt aus afrikanischen Erbsen bestand. Die Enttäuschung, dass man kein Fleisch erbeutete war so gross, dass man beschloss, sich sofort am Wein schadlos zu halten. Im Übrigen waren wir uns einig, dass der «Historische Moment» des Übertritts in die Schweiz mit Wein gewürdigt werden sollte. Das Problem aber war, wie zum köstlichen Nektar zu gelangen? Das schwere Fass enthielt schätzungsweise 75 Liter Wein. Es war nicht leicht, es zu handhaben. Die Skeptiker warnten die Durstigen vor Überraschungen, indem sie witzelnd fragten, ob das Fass nicht etwa afrikanischen Erbsenwein enthalte. Einige der Durstigen, die in der Mehrzahl waren, packten das Fass und stellten es aufrecht auf den Boden des Camions. Nachdem der Zapfen mit dem Gewehrkolben nach innen eingeschlagen worden war, ergoss sich der Wein stromartig in die auf dem Boden bereitgestellten Gamellen. Je nach der Neigung des Wagens wurde eine schöne Portion des Inhalts auf den Camionboden und auf unsere vom Regen nassen Mäntel ausgeschüttet. Die weitere Fahrt ging rasch und lustig vorwärts, da unser Chauffeur auch seinen Anteil erhielt. Die Dunstfahne, die unserem Wagen entströmte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Kameraden des nachfolgenden Camions wollten sich nicht nur am Weingeruch, sondern auch am Wein selbst erlaben. Unsere Aufklärungscamions waren die einzigen Fahrzeuge, die im Husarentempo und mit johlendem Gesang auf die Grenzbrücke einführen. Wie wir später erfuhren, hiess die Grenzortschaft Goumois, wo wir Halt zu machen hatten, um unsere persönlichen Waffen abzuliefern. Für viele war es ein schmerzlicher Anblick, die Waffen auf einem Haufen durcheinander liegen zu sehen. Einige hatten fast Tränen in den Augen, nicht so sehr wegen der Profanierung derselben, wie vielmehr deshalb, weil jetzt das bittere Ende unseres Kampfes auf französischem Boden da war. Aber die meisten machten sich einen billigen Spass daraus, indem sie riefen: «Weg mit dem Berthier .....Ins Museum mit ihm!» Gemeint war der veraltete, französische Karabinertyp. Da wir Artilleristen sowieso nichts abzuliefern hatten und es geheissen hatte, dass wir unsere Kanonen behalten dürften, nahmen wir den Abschied von den Waffen nicht so tragisch. (Allerdings scheint die später erfolgte Waffenauslieferung an Deutschland zu Differenzen zwischen der französischen Heeresleitung und der Schweiz Anlass gegeben zu haben.

Obwohl jeder von uns einiges über die Schweiz gehört hatte, waren wir gespannt, wie es in der gebirgigen Schweiz aussieht. Manche dachten, es genüge, einen Blick auf die andere Seite des Flusses zu werfen, um den «Unterschied» zwischen Frankreich und der Schweiz in einem Augenblick zu erfassen. Selbstverständlich interessierte uns zuerst das Schweizer Militär. Die da in einer Entfernung von uns, den Karabiner zwischen den gespreizten Beinen haltend, mit den übergrossen Stahlhelmen



und in feldgrauen Uniformen stehend, sind das wirklich Schweizer Soldaten oder sind es Deutsche, die bereits die Schweiz besetzten? Die Sprache, die wir von einer weiteren Distanz hörten, klang zwar deutsch und doch war es nicht deutsch! Zu unserer Überraschung fielen auch einzelne französische Worte. Dass in der Schweiz französisch gesprochen wird, wussten die meisten nicht. Es fiel uns dabei auf, dass sowohl die Schweizer Offiziere, wie die Soldaten eine gewisse Zurückhaltung und Schweigen übten. Keine lauten Befehle und kein schnoddriges Herumkommandieren! Alles spielte sich so ruhig ab, als ob es sich um die Abfertigung von Touristen gehandelt hätte. Das können doch keine Deutschen sein! Ist es also so in der Schweiz?

Nach der ersten etwas aufregenden Begegnung mit der Schweizer Realität, der rührseligen Szene «Abschied von den Waffen» und nach dem letzten Abschiedsgruss an unseren Waffengenossen, Frankreich, setzten wir uns für kurze Zeit in Bewegung, um uns an einem anderen Ort, d.h. auf einer grossen Wiese, am Abhang eines breiten und sanften Hügels auszuruhen. Von hier aus konnten wir ein schönes Stück der schweizerischen Landschaft in voller Ruhe betrachten. Der frühe Morgen befreite sich langsam von den Nebelschwaden und es öffnete sich vor unseren noch müden Augen eine wunderbare, in Frieden versunkene Landschaft von saftigen Wiesen, die im klaren Sonnenschein noch vom Morgentau glänzten. Dunkle Tannenreihen, die das Wiesenland in graden Linien durchzogen, gaben ihm den Eindruck eines riesigen Naturparks. Welch ein idealer Rastplatz für unsere in den letzten Tagen strapazierten Nerven! Was uns vielleicht am stärksten beeindruckte, war die in der kühlen Morgenluft herrschende Stille. Kein Lärm von den dröhnenden feindlichen Flugzeugen mehr, die uns tagelang verfolgten. Alles kam uns hier so unheimlich vor, als wäre es jene Stille, welche über dem Stück Erde lag, während Gott am Erschaffen des Paradieses war. Wir versuchten, uns auszuruhen, doch die letzten sich überstürzenden Erlebnisse waren noch allzu frisch, um die uns umgebende Stille auszukosten.

Die Gedanken über unseren Misserfolg auf französischem Boden liessen uns nicht in Ruhe. Erst jetzt, als wir ohne Waffen waren, haben sich in uns quälende Gefühle der Enttäuschung aufgestaut, die immer tiefer ins Bewusstsein eindrangten, je mehr wir unsere verzweifelte Lage realisierten. Gefühle der Unzufriedenheit, des Missmutes, aber auch des Zornes über die eigene Ohnmacht. Ihrem Zorn liessen einige Soldaten bereits vorher freien Lauf, als sie das zum Kampf untaugliche Gewehr auf den Haufen bei der Brücke wütend hinwarfen. Im Januar 1940, als der Vertrag zwischen der polnischen Exilregierung und Frankreich über die Bildung einer neuen polnischen Armee, welche die in Rumänien und Ungarn internierten polnischen Soldaten der Herbstkampagne 1939 und die in diesen Ländern internierten polnischen Zivilflüchtlinge, sowie die in Frankreich lebenden polnischen Emigranten umfassen sollte, abgeschlossen wurde, sah es doch so aus, dass wir uns nicht nur für die Herbstniederlage, sondern auch für den in unserer Heimat herrschenden Naziterror rächen konnten. Wir vergassen aber, dass wir unser Schicksal in einem fremden, obwohl befreundeten Lande nicht selbst bestimmen konnten. Und gerade das Gefühl, dass wir mit den Franzosen, die den Krieg nicht wollten und denen das Schicksal des verbündeten Polens ziemlich gleichgültig schien, gemeinsame Sache machen mussten, liess unseren aufgestauten Missmut auf die Franzosen ableiten.

Für uns stellte sich vor allem die Frage der allgemeinen Stimmung in einem Lande, wo keine Begeisterung, sondern Gleichgültigkeit, Skeptizismus in Bezug auf die europäische Lage herrschte. Vom Standpunkt der meisten Franzosen reduzierte sich die Lage auf die verhängnisvolle Parole «Mourir pour Danzig?» In unserer Heimat waren wir gewöhnt, überall eine patriotische Stimmung und einen ungebrochenen Verteidigungswillen anzutreffen. Hier liess der Defaitismus nichts Gutes ahnen. Es sah manchmal so aus, als ob wir durch unsere Anwesenheit das schlechte Gewissen der Franzosen aufgeweckt hätten. Man hatte den Eindruck, dass wir für die Franzosen der beiden Departemente Deux-Sèvres und Vendee unerwünschte Eindringlinge seien, die die Geissei des Krieges mit sich brachten. Geschichtlich gesehen, spielten die beiden Departemente samt dem benachbarten Anjou und Poitou während der Revolution eine nicht unbedeutende Rolle, und zwar durch die sogenannte «Chouanerie», d.h. durch den Aufstand der royalistisch eingestellten «Chouans», die nach anfänglichen Erfolgen, durch die Revolutionsgeneräle Kleber und Hoche besiegt wurden. Wahrscheinlich war eben die Chouanerie der Grund der kühlen Haltung der «Vendeer» gegenüber uns Fremden. Dass wir nicht die einzigen hier Unbeliebten waren, bewies die Tatsache, dass Elsässer, die in diese Gebiete evakuiert wurden, sich über die Unfreundlichkeit der hiesigen Bevöl-

kerung beklagten.

Der Standort der polnischen Armee südlich von Angers, dem Sitz der polnischen Exilregierung war im Prinzip nicht schlecht gewählt. Im Falle eines deutschen Einbruchs in das Zentrum von Frankreich erlaubte er den Divisionen, sich zeitlich genügend zu entfalten und gegebenenfalls mit Gegenangriffen zu intervenieren. Andererseits begünstigte die Nähe der westfranzösischen Häfen nötigenfalls eine rasche Evakuierung der Truppen in die französischen Kolonien, bzw. nach England. Ob aber diese Rechnung im Falle einer Blitzoffensive, die zu erwarten war und die nach den aus dem polnischen Feldzug gesammelten Erfahrungen noch blitzartiger hätte verlaufen können, aufgegangen wäre, war eine andere Frage. Fraglich war es auch, ob es sinnvoll war, eine Armee von schätzungsweise über 80 Tausend Mann, deren Heimat in Osteuropa lag, in Frankreich selbst organisieren zu lassen. Diese Frage war insofern berechtigt, als erstens ca. 2 Millionen von den Russen verschleppte Polen in den russischen Lagern lebten, bzw. vegetierten, aus welchen man immerhin beachtliche Kampfeinheiten aufstellen konnte; zweitens in Rumänien und Ungarn ca. 100 Tausend ehemalige Soldaten der polnischen Armee seit dem Grenzübertritt 1939 interniert waren; drittens, als die Zahl der polnischen Flüchtlinge vor dem Naziterror ständig in den beiden Ländern im Wachsen begriffen war. Es war zweifellos rationeller und rascher, die kampfwilligen Polen aus Russland, Rumänien und Ungarn nach dem Nahen Osten d.h. Syrien, als in die nordöstlichen Departemente Frankreichs zu transportieren. Natürlich war damals die Frage der Freilassung der in den sowjetischen Lagern lebenden Polen noch nicht reif. Aber Politik ist die Kunst des Voraussehens aller möglichen und machbaren Dinge.

Der Kriegseintritt Italiens war im Frühjahr 1940 noch nicht sicher. Doch in Anbetracht des regen Verkehrs der Aussenminister zwischen Berlin und Rom musste mit einem baldigen Schulterchluss der beiden ideologisch verbundenen Achsenländer und mit der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes auf Nordafrika und den Nahen Osten gerechnet werden. Nachdem die polnische Exilregierung gesehen hatte, dass Frankreich mit der Ausrüstung der Sikorski-Armee in quantitativer und qualitativer Hinsicht im Rückstand war, hätte Polen stärker darauf drängen müssen, dass die Organisation der Armee als Ganzes nach Syrien, vielleicht sogar nach Irak unter Anlehnung an die britische Kolonialmacht, hätte verlegt werden müssen. Aus dem vorhandenen Menschenpotential hätte die Armee allmählich einen Gesamtbestand von mindestens 200 Tausend Mann erreichen können.

Auf diese Weise wäre das politische Gewicht, das Mitspracherecht Polens während des Krieges, insbesondere aber während der Friedenskonferenzen bedeutend grösser geworden. Ob eine stärkere polnische Armee in das politische Konzept der Alliierten, besonders der Engländer gepasst hätte, war eine andere Frage. Polens Schwäche war durch die Tatsache bedingt, dass es, nachdem es den Alliierten relativ viel Zeit zur Aufrüstung gab, nach seiner Herbstniederlage denselben nur Soldaten zur Verfügung stellen konnte. Die Erfahrung zeigt, dass Völker, die lediglich «Menschenmaterial» als Kriegsbeitrag leisten können, immer den kürzeren ziehen müssen. (Nur die mächtige Sowjetunion konnte es sich leisten, für die amerikanischen in Milliarden Dollar gehenden Kriegsmateriallieferungen nichts zu bezahlen.) Der polnische Regierungschef Sikorski hatte im Lande zweifellos viel Sympathien. Aber leider gegenüber den Alliierten erwies sich der General der «österreichischen Schule» zu wenig energisch. Als «manipulierbar er und kompromissbereiter Demokrat» war er den Alliierten genehm. Wäre Pilsudski noch am Leben, hätten sie eine härtere Nuss zu knacken gehabt. Sie meinten, dass Polen ihnen mit Sikorski keine Schwierigkeiten bereiten werde. Sie übersahen aber, dass nicht Polen, sondern die Sowjets ihnen noch grössere Hindernisse in der Gestaltung Europas legen werden. Mit dem «Durchmarsch durch Polen» während der Tschechenkrise meldeten die Sowjets deutlich ihre Ansprüche auf die «Mitgestaltung» Europas. Während den beiden Krisen 1938 und 1939 zeigte es sich, dass Frankreich als europäischer Machtfaktor ausschied. England wollte mit Rücksicht auf die Sowjetunion in der polnischen Sache freie Hand haben und meinte, dass es sich mit den Sowjets, wenn es sein muss, auf territoriale Kosten Polens, arrangieren werde. Polen sollte nach Englands Wunsch ein zahmer Kriegsverbündeter ohne Mitspracherecht an der Friedenskonferenz bleiben. Während Frankreich nicht in der Lage war, eine 80 bis 100 Tausend Soldaten zählende Armee modern zu bewaffnen, passte den Engländern eine polnische Armee von diesem Bestand mit veralteten, konventionellen Waffen offenbar in sein Konzept.

Es war vorgesehen, dass die in Frankreich zu bildende polnische Armee

4 Infanteriedivisionen  
1 motorisierte Panzerbrigade  
7 Gruppen der Luftwaffe

mit einem Bestand von über 85 Tausend Mann umfassen sollte. (Diese Zahlen und die nachfolgenden Angaben stammen aus der Enzyklopädie «Pologne 1919-1939, Edition de la Baconniere, Neuenburg.»)

Von diesem Sollbestand kamen zum Fronteinsatz:

- I. Die I. Grenadier-Division, die zwischen Metz und Sarreguemines eingesetzt wurde, wo sie sich anfänglich gegen deutsche Angriffe gut behaupten konnte. Nachdem sie durch den deutschen Panzerkeil vom Gros der Armee abgeschnitten worden war, musste sie sich nach mehreren Umgruppierungen und unter ständigem feindlichen Feuer auf die Kanal-Lagarde-Linie zurückziehen. Nach mehrtägiger Verteidigung dieser Linie (15.-19.6.1940) sah sich diese Einheit gezwungen, mit anderen französischen Verbänden am 21.6.40 zu kapitulieren. Nach Vernichtung des Kriegsmaterials löste sich die Division auf. Einzelne Soldaten, bzw. Gruppen schlugen sich gegen Süden durch und erreichten die Schweizer Grenze. Der Rest versuchte über Südfrankreich nach England zu entkommen.
- II. Die II. Schützendivision erhielt den Befehl, zuerst bei Nancy Stellung zu beziehen. In Erwartung eines deutschen Angriffes über die Nordschweiz wurde sie in die Nähe von Beifort disloziert. Der totale Frontwechsel von Osten nach Westen zwang die Division, ein Regiment zur Verteidigung an die Saône-Linie zu beordern, wo es schwere Verluste mangels Bewaffung erlitt. Nur 1 Bataillon dieses Regimentes konnte sich der sich in die Schweiz zurückziehenden Division anschliessen. Die feindlichen Angriffe bei Manche, Damprichard und Trevillers wurden tapfer zurückgeschlagen. Nach Verbrauch sämtlicher Munition und gemäss Befehl des Armeekommandanten überschritt die Division in der Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1940 die Schweizer Grenze, wo sie interniert wurde.
- III. Die motorisierte Panzerbrigade kam mit unvollständiger Ausrüstung in der Champagne zum Einsatz. Nach dem deutschen Durchbruch und der Niederlage der V. französischen Armee befand sich die Brigade jenseits des feindlichen Panzerkeils. Auf ihrem Rückzug Richtung Dijon eroberte sie im kühnen Handstreich Montbard. Der Benzinmangel und der Rückzug der ganzen Front zwang die Brigade zur Aufgabe weiteren Kampfes. Nach Vernichtung des Kriegsmaterials marschierten Teile der Brigade zu Fuss in die unbesetzte Zone.
- IV. Die Infanterie-Brigade «Podhale», eine früh mit Rücksicht auf den Fronteinsatz im Finnlandkrieg organisierte Einheit kämpfte als Teil des gemischten Expeditionskorps in Norwegen, wo sie sich bei der Schlacht um Narvik auszeichnete. Im Juni 1940 kehrte sie nach Nordfrankreich zurück, um den Engländern bei deren Rückzug in Dünkirchen mit anderen polnisch-französischen Truppen Deckung zu geben.
- V. Die zwei restlichen Infanterie-Divisionen waren im Zeitpunkt der deutschen Blitzoffensive weder ausgerüstet noch bewaffnet. Die III. Division, in der Bretagne eingeschlossen, wurde von dort nach England evakuiert, während die IV. über Südfrankreich evakuiert werden konnte.

Wie ungenügend Frankreich zum Krieg vorbereitet war, würde die Tatsache beweisen, dass von den 8 Tausend Mann polnischer Luftwaffe nur 36 Piloten mangels Flugzeugmaterial zum Kampf eingesetzt werden konnten. In der Luftschlacht über Frankreich wurden 55 deutsche Flugzeuge zerstört, wobei 11 polnische Piloten den Tod fanden. Wenigstens der wertvolle Pilotenbestand ging für die spätere Verteidigung Europas nicht verloren, denn unsere tapferen Piloten trugen zum Sieg Englands über Görings Luftmacht wesentlich bei.

Ausser den grossen, durch die Engländer evakuierten Verbänden der Sikorski-Armee, gelang es vielen Polen, bzw. deren Gruppen, sich unter Todesgefahr in die Schweiz und nach England durchzuschlagen. Bei der Evakuierung entfalteten die Engländer eine beispiellose Aktivität, was durchaus verständlich war, denn nach der Aufreibung des englischen Expeditionskorps in Dünkirchen war es für England ein grosses Glück, dass sich die kampftschlossenen Polen zum Kampf auf der Insel zur Verfügung stellten, was wahrscheinlich Hitler nicht zuletzt bewog, von einer Invasion sofort nach dem englischen Debakel Abstand zu nehmen. Die Polen, die im Kalkül Englands nur ein kontrollier-

bare «mässe de manoeuvre» darstellen sollten, waren jetzt die einzigen treuen Verbündeten Englands, die dem stolzen Albion ehrenvoll zu Hilfe kamen. Nach der Kapitulation Frankreichs hatte England neben den De Gaulle-Anhängern nur noch Polen als kämpfende Verbündete.

Während England wegen der Ostgrenze (Curzon-Linie) mit Polen Differenzen hatte, war es im Falle Frankreichs dessen Kriegsflotte (Dakar!). Die polnische Regierung hätte schon damals Klarheit über die Ostgrenze im Falle des Kriegseintrittes der Sowjetunion von England verlangen sollen. Offenbar zog sie es vor, mit Rücksicht auf den Widerstandsgeist der Nation und ihrer Untergrundarmee eine abwartende Haltung einzunehmen. Auf alle Fälle hätte man damals die «polnische Tragödie» d.h. die sowjetisch-polnischen, bzw. Bruder-Kämpfe in Ostpolen im Jahre 1944 und vielleicht sogar die grausame Katyri-Affäre vermeiden können. Die blutigen Bruderkämpfe in Polen und auch in Jugoslawien waren der Preis für das Fehlen einer konzertierten anglo-amerikanischen Befreiungspolitik nach dem Kriege.

Es war ein unverzeihlicher Leichtsinn, eine ganze Armee monatelang untätig warten zu lassen und dann im letzten Moment dieselbe überstürzt, unvollständig und mangelhaft ausgerüstet, dazu noch taktisch unausgebildet an die Front gegen einen vorzüglich, mit modernen Waffen ausgerüsteten Feind zu schicken. Es scheint, dass die unbekümmerte Stimmung bei den Volksmassen, die sich für die Folies Bergkres mehr als für den Krieg interessierten, auch auf die höchsten Regierungsstellen Übergriffen hatte. Anders als durch Leichtsinn und Einbildung der höchsten Militärstellen und durch Verantwortungslosigkeit der Regierung in Paris könnte man sich kaum den raschen Zusammenbruch Frankreichs erklären. Offenbar erlag auch Sikorski dem Mythos der Maginot-Linie und dem Glauben, dass die französische Armee von 1940 die gleiche war wie jene, die 1914 die Deutschen an der Somme aufgehalten hatte!

Während wir über die letzten Geschehnisse nachdachten, bemerkte jemand plötzlich, dass die in unserer Nähe kampierenden Franzosen nicht mehr da waren. Wurden sie bereits von uns getrennt? Das Kommen und Gehen verschiedener Abteilungen auf der grossen Wiese dauerte immer noch den ganzen Vormittag an, so dass uns deren Abgang nicht besonders auffiel. Trotzdem beunruhigte uns die Bewegung bei den französischen Truppen etwas, da wir selbst nicht wussten, was uns in der Schweiz erwartete. Sollte es doch stimmen, dass die Polen den Deutschen ausgeliefert würden und die Franzosen in ihre in 2 Zonen geteilte Heimat zurückkehren durften? Eine Ernüchterung über unsere Waffenkameraden trat in uns ein. An der Front sahen wir sie an verschiedenen Stellen und bei verschiedenen Gelegenheiten. Offen gestanden vermissten wir bei ihnen die soldatische Haltung, die bei allen Soldaten auf der Welt typisch war. Es war uns klar, dass nicht jeder martialisch auftretende Soldat tapfer, brav und «rassig» sein musste. Unsere Franzosen machten im Allgemeinen dennoch einen müden und matten Eindruck. Es gehört zum soldatischen Wesen, dass man sich bei gegenseitigen Begegnungen verschiedener Kampfeinheiten aus verschiedenen Ländern mit lauten, witzigen und aufmunternden Zurufen begrüsst hatte. Dies war z.B. der Fall während der Bahnfahrt von Thevezay westwärts, wo wir mit britischen und kanadischen abgekämpften Einheiten kreuzten. Nichts dergleichen geschah in der Frontzone, wenn wir französischen Abteilungen begegneten. Es war peinlich zu sehen, wie sich die Franzosen in unheimlicher Stille wie Phantome bewegten.

Als ich an einem Nachmittag bei einem deutschen Luftangriff mit einem Befehl unterwegs war und in einer Scheune vor feindlichem Feuer Deckung suchen musste, bemerkte ich, dass ich hier nicht allein war. Auf dem Boden im Stroh vergraben entdeckte ich mehrere «Poilus», die mich apathisch und gleichgültig anblickten. Ein Offizier war nicht dabei, nur ein Korporal erkundigte sich bei mir nach der Zeit. Eine führerlose, wilde Abteilung? Verlorene Nachzügler oder sogar Marodeure? fragte ich mich. Auf alle Fälle waren es 30 bis 40 Soldaten, die durch mich geweckt wurden, weil kein Wachposten aufgestellt war. Drole de Guerre! Die Franzosen sind allem Anschein nach Meister des feinen Humors. Wahrscheinlich sind sie die erste Nation, die es fertig brachte, den Krieg mit Drolligkeit zu verbinden, dachte ich mir. Und doch taten mir diese Leute leid. Vielleicht waren sie schon lebensmüde bevor sie eingezogen wurden?

Viel sympathischer wirkten auf uns die Spahis, die unweit unserer Abteilung in ihren roten, weiten wolligen Umhüllungen auf dem Boden neben ihren prächtigen Araber-Schimmeln kampierten. Spontan entspann sich ein Gespräch mit ihnen, so gut und recht es auf französisch ging. Sie erkannten gleich, dass wir keine Franzosen waren. Unwillkürlich stellte sich eine gegenseitige Sympathie

zwischen unseren beiden Gruppen ein. Auch sie fühlten sich nicht recht wohl bei den Franzosen. Natürlich waren die Franzosen gegenüber den Spahis eine Art Herrenvolk und uns gegenüber die Verbündeten. Dies änderte jedoch nicht viel daran, dass sie gegenüber unseren beiden Gruppen distanziert und wie etwas eingebildet wirkten. Uns, einfache Soldaten, ärgerte am meisten der Widerspruch zwischen dem selbstsicheren, fast nonchalanten Auftreten der Franzosen und dem überall hervortretenden Rückstand in der Bewaffnung und Ausrüstung. Unsere Offiziere hatten manchmal den Eindruck, als ob die französischen Offiziere sie mit ihrem herablassenden Lächeln über die richtige Kriegsführung belehren wollten.

Während wir uns noch über die deutschen Blitzoffensiven in Polen und Frankreich vergleichend unterhielten, erschien bei uns plötzlich ein polnischer Offizier, der uns mit einer sensationellen Radionachricht überraschte. Es hiess, dass sowjetische Panzer die deutsch-sowjetische Demarkationslinie bei Brest-Litewsk am Morgen durchbrochen hätten und sich auf dem Marsch nach Warschau befänden. Die Nachricht kam so plötzlich, dass wir kaum Zeit hatten, uns zu überlegen, was er mit dem unglaublichen Bericht bezwecken wollte. Unsere Kameraden glaubten, diesen Offizier irgendwo bei den Transporttruppen gesehen zu haben, aber niemand war in der Lage, seinen Namen bzw. seine Waffenzugehörigkeit zu nennen, denn so schnell wie er auftauchte, so schnell verschwand er auch. Da uns andere Abteilungen die Tages-Sensation nicht bestätigen konnten, kam uns der Offizier verdächtig vor. Wir schlossen daraus, dass er ein Kommunistenfreund sein musste, der uns nach der frischen Niederlage Frankreichs mit der Sowjetfreundschaft für uns Polen trösten wollte.

Ich wäre nicht ganz gerecht, wenn ich mich bei der Schilderung der Frontstimmung bei unseren Verbündeten nur auf diese Episoden beschränken würde. Dass die Franzosen begeistert und spontan sein konnten, zeigte das folgende Erlebnis, welches uns ein mir bekannter polnischer Hauptmann erzählte:

Während bereits gewisse Auflösungserscheinungen an der Front aufzutreten begannen, hatte er eine kleinere Infanterieabteilung an die Front zu führen. Die in voller Kampfordnung unentwegt gegen den Feind marschierende Soldatengruppe fiel einem älteren französischen Offizier auf, der von einer solchen Begeisterung erfasst wurde, dass er eine von seinen zahlreichen an der Brust hängenden Auszeichnungen nahm und dieselbe dem Hauptmann an die Uniform anheftete, mit den entsprechenden Lobesworten für die brave Haltung der Abteilung. Seine Begeisterung steigerte sich noch mehr, als er vernahm, dass es sich bei der Abteilung um polnische Soldaten handelte. Ohne zu zögern verteilte er seine Auszeichnungen ganz einfach unter denselben. Es ist uns überhaupt aufgefallen, dass im Allgemeinen die Haltung der älteren französischen Offiziere und Soldaten vollauf dem normalen «Frontstandard» entsprach. Es war nur die jüngere Soldatengeneration, die sich so schüchtern an der Front benahm. Man sah hier anschaulich, dass die Strömungen der modernen Philosophie, besonders des Existenzialismus, sowie die Auflockerung des Sittenlebens in Frankreich ihre verhängnisvolle Wirkung bei der französischen Jugend nicht verfehlt hatten. Im ersten Weltkrieg, sagte man, waren es die Roman-Bücher, welche scheinbar bei vielen gefallenen, französischen Soldaten gefunden wurden; diesmal dagegen war es die moderne Philosophie, die die Kampfmentalität der jungen Soldaten vergiftete. Der bekannte französische Soziologe E. Dürckheim sagte einmal, dass der sittliche Zerfall einer Gesellschaft bei der Religion beginnt. Vielleicht war damit sein eigenes Land gemeint.

Diese Worte mögen wie eine Klage gegen Frankreichs Friedfertigkeit klingen. Diese Haltung als Ausdruck der Menschlichkeit war als etwas Positives und Tugendhaftes zu billigen. Jede Tugend, sogar die erhabenste, hat sich an die Wirklichkeitsgrenzen zu halten. Die Generation 1939 / 40 hatte die Pflicht, das kulturelle Erbe Frankreichs, d.h. das Gute vor dem menschenfeindlichen Nationalsozialismus zu verteidigen. Die grundfalsche Einschätzung der wirklichen, seitens Nazideutschlands drohenden Gefahr und der Verzicht auf die Verteidigung der abendländischen Kulturwerte durch Regierung und pazifistische Kreise waren es, mit denen wir uns nicht einig waren.

Man wusste, dass Frankreich wegen der kostspieligen Maginot-Linie die Modernisierung der konventionellen Waffen vernachlässigte. Dass aber die Vernachlässigung so weit fortgeschritten war, realisierten wir erst mit der Zeit. Wir konnten gar nicht fassen, dass der französische Infanterist nicht einmal einen anständigen Karabiner zu seinem persönlichen Schutz hatte. Das grenzte an Skandal. In der Verteidigungspolitik wie in jeder Politik sind die Schwerpunkte richtig zu verteilen

und gegenseitig abzuwiegen. Man kann nicht einerseits ein riesiges, kostspieliges Verteidigungswerk aufrichten und andererseits dem Soldaten ein untaugliches Gewehr geben. Die französische Heeresleitung liess sich von einem Wunder der Technik förmlich bezaubern. Dass der Bau der Maginot-Linie beim Volk ein gefährliches Sicherheitsgefühl förderte und dessen natürlichen Kampfwillen lähmte, war gewissermassen verständlich. Absolut unverständlich dagegen war die Tatsache, dass sich die Heeresleitung von diesem Wunder so weit verblenden liess, dass sie es nicht für nötig hielt, neue, verbesserte Waffensysteme (Panzer- und Luftwaffe) zu prüfen, um Frankreichs Wehrkraft auf den modernsten Stand zu bringen. Dies war um so weniger verständlich, als es gerade de Gaulle war, der der Weltöffentlichkeit die Rolle der Panzerwaffe in der modernen Kriegsführung anschaulich darlegte. Nach der entscheidenden Panzerschlacht bei Sedan zeigte es sich, dass Frankreich hinter der Linie hohl war. Die Loire-Linie, auf die man so viel gesetzt hatte, nützte nicht einmal so viel, um eine temporäre Verteidigungslinie vor dem Zentralmassiv aufzubauen, die wenigstens eine taktische Zusammenfassung des Dispositivs in den übrigen zwei Dritteln Frankreichs erlauben würde. Verteidigungslinien haben nur dann ihren Sinn und Wert, wenn der Verteidiger sie mit flexiblen und offensiven Kampfelementen ausstattet.

Die Ausstattung der polnischen Armee liess viel zu wünschen übrig. Bereits die Uniformierung der Truppen führte zu gewissen Differenzen. So z.B. mussten sich polnische Infanterie ab teilen mit Khaki-Sweaters begnügen. Bei dieser für andere Kriegsschauplätze geeigneten Bekleidung verschob sich der Bajonettgurt schräg, so dass der Soldat eine mitleidswürdige Figur darstellte. In dieser Halb-Zivilkleidung fühlte sich der polnische Soldat einfach nicht wohl. Anlässlich der Uniformierung durch unser Artillerieregiment wurde französischerseits versucht, uns cow-boy-ähnliche Bekleidung, wahrscheinlich aus alten amerikanischen Beständen 1916 / 18, auszuhändigen. Mit der Waffenausrüstung sah es auch nicht besser aus. Die Folgen der mangelhaften Bewaffnung der polnischen Infanterie liessen nicht lange auf sich warten. Bereits beim Frontwechsel der in aller Eile aufgebauten Verteidigungslinie an der Saône, wo auf einer Frontlänge von ca. 25-30 Kilometern nur zwei Panzerabwehrkanonen zur Verfügung standen, wurde ein Infanteriebataillon vollständig und ein weiteres sehr stark durch einen deutschen Panzerangriff aufgerieben. Einige Hundert Soldaten mussten damals ihr Leben wegen fehlender Defensivbewaffnung lassen. Da den Deutschen das Täuschungsmanöver an der Schweizer Grenze gelungen war und deren Angriff nicht von Osten, sondern unter nördlicher Umgehung der Maginot-Linie von Westen erfolgte, musste unsere Division ihre Verteidigungsfront sehr schnell wechseln. Der Verlust von fast zwei Bataillonen hatte die Kampfkraft unserer Division beträchtlich reduziert. Als von unserem General Prugar-Ketling weitere ähnliche opferreiche Einsätze gefordert wurden, weigerte er sich, dieser Forderung ohne weiteres nachzukommen. Dies nicht ohne Recht, denn unsere Soldaten, die von «Kanonenfutter» sprachen, wurden wegen diesem sozusagen unsinnigen Opfer sehr unruhig. Natürlich war der General bereit, seine Soldaten zum Kampf zur Verfügung zu stellen, vorausgesetzt, dass die Sicherheit der Truppen durch entsprechende Bewaffnung gewährleistet werde.

Sogar scheinbar kleinere Unzulänglichkeiten konnten sich in der Frontnähe als verhängnisvoll erweisen. Um die Bewegung unserer Truppen vor den Augen des Feindes geheim zu halten, wurde befohlen, Märsche und Translokationen auf grösseren Strassen tagsüber wegen Luftangriffen zu meiden. Auf Grund von französischen Militärkarten war es angezeigt, die Marschroute auf der Landstrasse, die an einer Stelle um Beifort einen Bogen machte, durch einen Feldweg abzukürzen. Anfänglich sah es so aus, dass wir gut beraten waren, die Abkürzung durch den Waldweg, wo wir getarnt waren, unter die Räder genommen zu haben. Erst nach zwei Stunden Marsches zeigte es sich, dass der Waldweg über einen kleineren aber steilen Hügel führte und dazu so eng wurde, dass, um vorwärts zu kommen, es nötig war, das knorrige Jungholz an den Wegrändern wegzuschneiden. Leider waren wir dazu nicht ausgerüstet. Nur eine winzige Küchenaxt stand unserer Batterie zur Verfügung, mit der man sich mühevoll den Weg bahnen konnte. Mittlerweile wurde es im dichten Jungwald so dunkel, dass wir nur bei Laternenlicht durch das Dickicht weiterkommen konnten. Wenn wir nur Säbel hätten! riefen die alten Kanoniere, die in Polen Dienst gemacht hatten. Peitschenhiebe und Gebrüll der Leitkanoniere nützten nicht viel, um die halbabgemagerten und zu Gespannarbeit noch nicht gewöhnten Pferde zu grösserer Anstrengung zu zwingen. Schliesslich blieb uns nichts anderes übrig, als die im nassen Boden versinkenden Kanonen mit Seilen und Handkraft über den

Hügel zu bringen. Dabei entstand durch das Fluchen, Peitschenschläge und die lauten Befehle ein solcher Höllenlärm, dass man sich fragen musste, ob die feindlichen Flieger, die, wenn sie uns von da oben nicht sehen konnten, uns um so eher hören mussten. Als wir bei Morgendämmerung den Waldweg ermüdet verliessen und die Asphaltstrasse erreichten, erschienen die ersten feindlichen Flieger. Die Abkürzung erwies sich nicht nur deshalb unsinnig und zwecklos, sondern auch deshalb, weil wir durch das Forcieren des engen und steilen, auf der Karte schlecht markierten Waldweges sehr viel Zeit verloren hatten. Das Versäumte mussten wir durch Schnellmärsche wiedergutmachen, wobei ein aus lauter Müdigkeit eingeschlafener Kanonier aus dem Sitz herunterfiel und durch ein Kanonenrad erfasst, tödlich überfahren wurde.

Auch die sonstige Feldausrüstung erwies sich in der Frontzone als untauglich, ja sogar gefährlich. Dass scheinbar banale Mängel ernste Folgen hatten, zeugte der Fall mit den Ess-Behältern aus stark glänzendem Weissblech. Als unsere Aufklärungsabteilung auf einem Beobachtungs- und Feuerleitungspunkt am Waldrand eines Hügels Stellung bezog, wurde uns das Mittagessen in den von weit leuchtenden Behältern gebracht. Da derartige Punkte eine wichtige Rolle in der Lenkung des Artilleriefeuers spielen und wir auf keinen Fall entdeckt sein durften, gaben wir der Küchenmannschaft von weitem Zeichen, damit sie zu uns unbemerkt auf den Hügel käme. Offenbar war deren Bewegung schon vorher vom Feinde entdeckt worden, denn kaum nahmen wir das Essen ein, fiel die erste Feuersalve auf unseren Posten. Gott sei Dank, dass wir noch rechtzeitig im dichten, mit grossen Felsbrocken bedeckten Vogesenwald Deckung fanden. Aber leider hatte es beim Verlegen der Telefonleitung unter den Telefonisten Todesopfer gegeben.

Die Nachlässigkeit der Franzosen in der Bewaffnung der polnischen Armee scheint an gewisse, eher tragische Ereignisse zu erinnern, die sich während der napoleonischen Feldzügen 1795-1815 bei den polnischen Freiheitskämpfern, den sogenannten Legionen, abspielten. So viel Hoffnung setzten wir im Herbst 1939 auf unseren Verbündeten, Frankreich, und so viele Opfer nahmen wir auf uns, als wir unter Todesgefahr unsere Angehörigen in Polen verliessen und unsere Flucht ins Ungeheure unternahmen, wie seiner Zeit unsere Vorgänger, die sich Ende des 18. Jahrhunderts nach dem missglückten Kosciuszko-Aufstand über Österreich und die Alpen zu den in der Lombardei sich unter Dąbrowski (lies Dombrowski) und Knieaziewicz scharenden polnischen Freiheitskämpfern schlugen. Auch damals wurden die 13 Tausend in den Legionen kämpfenden Soldaten vom ehrgeizigen Napoleon ausgenützt und mehrmals um den Sieg betrogen, bevor sie auf ihrem Heimatboden um die Freiheit kämpfen konnten. Wie Söldner behandelt, wurden sie von Napoleon von italienischen Kriegsschauplätzen auf andere bis nach Ägypten, Spanien und nach San Domingo verschoben. Von den 6 Tausend auf die teuflische San Domingo Insel geschickten Polen verblieben kaum 300 am Leben. Diesmal, d.h. 1940, war zwar kein San Domingo-Abenteuer im Spiel. Dafür war unsere für den finnischen Freiheitskampf bestimmte Brigade an der z.T. improvisierten Aktion bei Narvik beteiligt, wo das gemischte Expeditionskorps leider keine Entscheidung herbeibringen konnte. Die polnischen Freiheitskämpfer von 1795, die auf ihren Fahnen «Für Eure Freiheit und die Unsrige» schrieben, mussten sich widerwillig am spanischen Feldzug beteiligen. Mit tiefster Verbitterung mussten sie den stolzen Spaniern die Freiheit nehmen, um ihre eigene zu erkämpfen. Damals, 1800-1815, hatten die Polen mit den beiden oft gegen die Interessen Polens paktierenden Napoleon und Talleyrand und 1940 mit einem verzweifelten Petain zu tun. Und am 20. Juni 1940 lag die franko-polnische Allianz sozusagen in Trümmern.

In Anbetracht der traditionellen, seit dem 16. Jahrhundert dauernden Verbindungen zwischen den beiden Partnern war dies sehr zu bedauern; denn Frankreich war nicht nur der älteste, sondern auch der «natürlichste» Verbündete Polens. Angesichts der wachsenden Macht der Habsburger in Mitteleuropa, welche die Jagiellonendynastie vom Thron Ungarns und Böhmens verdrängte, kam es 1524 zu einem Bündnis zwischen Frankreich und Polen; das zweite Mal später unter dem Türkenbesieger Sobieski. In beiden Fällen vergeudete leider Polen die Vorteile des Bündnisses, indem es sich als katholisches Land der antitürkischen Liga anschloss und eine Annäherung an Österreich suchte. Seine Papsttreue rettete es jedoch nicht vor der Teilung, an der sich das katholische Österreich beteiligte und das durch die Revolution erschütterte Frankreich Polen nicht genügend helfen konnte. Nach der Teilung Polens erneuerte die Waffenbrüderschaft der polnischen Legionen mit Napoleons Armeen die alten Verbindungen. Die 1921 geschlossene Allianz zwischen Frankreich und Polen sollte

an die alte Freundschaft anknüpfen. Als der grosse Sieger, Marschall Foch Polen besuchte, fiel ihm der Kinderreichtum einer jungen aufstrebenden Nation auf. Der unvergessliche Sieg der Polen über die rote Armee zeigte den ungebrochenen Geist und Vitalität der polnischen Nation. Dass sich damals zwischen den beiden Völkern eine naturbedingte Rollenverteilung in der Allianz ergab, war offenkundig: Bei einer deutschen Bedrohung würde Polen hauptsächlich sein Menschenpotential, Frankreich dagegen sein Waffenarsenal zur Verfügung stellen.

Seinerzeit wurde die franko-polnische Allianz von 1921 als «exotisch» bezeichnet, womit das «abenteuerliche» Engagement Frankreichs gegenüber Polen, dessen Ostgrenzen erst mit dem Rigaer-Vertrag definitiv festgelegt worden waren, gemeint sein dürfte. Dass dem so war, war nicht die Schuld des polnischen Partners. Nach dem Vertrag von Brest-Litewsk und nach dem Rückzug der deutschen Oberostarmee aus den ostpolnischen Gebieten entstand dort ein wehrloses Vakuum, in welches die Bolschewiken allmählich eindrangten, ohne zu fragen, von wem diese Gebiete bewohnt waren. Sie hatten damals nur ein Ziel im Auge, die Weltrevolution voranzutreiben. Nachdem sich der deutsche, bürgerliche Staat in Auflösung befunden, Bela Kuhn in Ungarn die Räterepublik zu organisieren begonnen, die landlosen Tagelöhner in Polen die radikale Bodenreform gefordert hatten, glaubten die Bolschewiken, dass die Stunde der Weltrevolution geschlagen habe. Lenin und Trotzki dachten, es wäre nichts Leichteres, als die rote Armee über Warschau nach Berlin und vielleicht sogar nach Paris marschieren zu lassen, damit sich die «Proletarier der ganzen Welt» unter deren Schutz vereinigen konnten. Tuchatschewskis Millionarmee hätte über den «Leichnam Polen» marschierend den revolutionierenden Arbeitern wirksamen Beistand leisten sollen. Mit der denkwürdigen und für die Polen siegreichen Schlacht auf Warschauer Vorfeldern unter Piusudskis Führung wurde Lenins Traum rasch ausgeträumt. Nach der zweiten Schlacht an der Memel wurde die rote Gefahr für Europa im Frühherbst definitiv beseitigt.

Die erste Bedrohung des bürgerlichen Europas wäre vielleicht gar nicht zustande gekommen, wenn die Westalliierten für das neue Nachkriegseuropa eine einheitliche, auch Osteuropa umfassende Friedenskonzeption bereit gehabt hätten. Aber bereits wegen Polen waren England und Frankreich uneinig, was dem deutschen Revisionismus enormen Auftrieb gab. Bedauerlicherweise haben sich die USA aus der politischen Szene sehr früh zurückgezogen, ohne das Ergebnis ihrer Selbstbestimmungsdoktrin abzuwarten. Das, was sich in den ersten Jahren nach dem Versailler Vertrag abgespielt hatte, bewies, dass es nicht genügte, eine noch so gut konzipierte Doktrin den osteuropäischen Völkern zu geben, sondern dass die für den europäischen Frieden verantwortlichen Mächte bei der Realisierung des Selbstbestimmungsrechts hätten mitwirken müssen. Leider dachten die Westalliierten sehr kurz-sichtig. Als Sieger über Deutschland und Ko-Alliierte Polens hätten die Westmächte die unverzügliche Räumung der Ostgebiete durch die Deutschen zugunsten der autochthonen Völker verlangen und die Organisation derselben auf der Basis des Selbstbestimmungsrechtes unter der polnischen-gegebenenfalls unter polnisch-alliiertes Schutzherrschaft veranlassen müssen.

Gerade im Falle Polens erwiesen sich die anglo-französischen Rivalitäten für die Stabilität Osteuropas verhängnisvoll, das später zwischen Deutschland und Russland den Zankapfel bildete. Frankreichs Lösung war einfach und klar: Im Interesse seiner Sicherheit und, um die Angriffslust der Deutschen von vornherein zu eliminieren, wollte Frankreich ein «starkes Polen» als Verbündeten haben. Dagegen war England, das alles daran setzte, um die vermeintliche Hegemonie Frankreichs zu schwächen. Manchmal sah es so aus, als ob für England die Reparationszahlungsfähigkeit Deutschlands wichtiger war, als eine dauerhafte, politische Stabilität Europas. Die Engländer mögen gegenüber den Kolonialvölkern tolerant und grosszügig gewesen sein. Wenn es aber um das benachbarte Europa ging und wo es geglolten hatte, die Balance of Power genau zu kontrollieren, war ihnen ein protestantisches Preussen und ein orthodoxes Russland offenbar sympathischer als ein «päpstlich»-katholisches Polen. In einer Zeit, in der die Labour Party die Nachkriegspolitik Englands bestimmte, hatte das reaktionäre Polen, das «Land der Grossgrundbesitzer» sowieso wenig Liebe bei der Linken. Die vom Kriege ermüdeten Franzosen und Engländer überliessen die Grenzregelung in Osteuropa den betreffenden Völkern. Ihre Interessen und jene Europas, dachten sie, wären durch einen «Cordon sanitaire», der Europa vom Kommunismus schützen würde, genügend gewahrt.

Polen, das grösste Land zwischen Deutschland und Russland, hatte bezüglich der politischen



Gestaltung des polnisch-russischen Zwischenraumes zwei Konzeptionen, die sich in gewissem Sinne widersprachen. Es war zuerst die föderative Konzeption, die sich auf die Idee des «Jagiellonischen Polens» stützte, d.h. jenes Polens, das Polen, Litauen, grössere Teile Weissrutheniens und die Ukraine in eine Union vereinigte. J. Pilsudski, der damalige Staatschef, setzte sich mit allen Kräften für diese Lösung ein. Ihm schwebte die Idee vor, eine Reihe von souveränen, mit Polen verbündeten Staaten aus den betreffenden Völkern zu bilden, die Russland von Polen trennen würden. Der Föderationsgedanke wurde in dieser Zeit aktuell, als die Bolschewiken im Raume Weissrutheniens grössere Heeresverbände zusammenzogen und Saposchnikow einen Angriffsplan gegen Polen ausarbeitete, und als die Ukrainer zu den Waffen griffen, um einen unabhängigen Staat mit Lwów (Lemberg) als Hauptstadt zu erkämpfen. Damit gerieten sie in Konflikt mit Polen, die eindeutig die Mehrheit der Stadtbevölkerung bildeten und in Ostgalizien über eine starke Minderheit verfügten. Mit der Unabhängigkeit der Westukraine-Ostgalizien war aber das ukrainische Problem keineswegs gelöst; denn der grösste Teil des ukrainischen Volkes lebte in der zur Sowjetunion gehörenden Ukraine beiderseits des Dniepr. Pilsudski stand vor dem Dilemma: Einerseits konnte er die in Lwów und in Ostgalizien lebenden Polen nicht im Stiche lassen; andererseits brauchte er die Ukrainer als Verbündete zur Verwirklichung seiner Föderationspläne. Aus der Annäherung zwischen ihm und dem damaligen Ataman Petliura kam eine Verständigung zustande, wonach Polen seine Militärkräfte zur Befreiung der ganzen Ukraine gegen Verzicht der Ukrainer auf gewisse Teile Ostgaliziens zur Verfügung stellte. Der gemeinsame Ende April 1920 durchgeführte Feldzug endete mit der Eroberung der Stadt Kiew. Die grossangelegte Gegenoffensive von Tuchatschewskis Armee, die Polen von Nordosten gefährlich bedrohte, brachte die beiden Verbündeten um die Früchte des Feldzuges. In dieser schicksalhaften Stunde musste Polen, auf sich selbst gestellt, enorme Anstrengungen machen, um die Bolschewiken-Invasion vor Warschau siegreich aufzuhalten. Es sind komplexe und zu viele Gründe des misslungenen Feldzuges nach Kiev, um sie hier zu erörtern. (Ich habe sie in einer separaten Abhandlung «Die Pilsudski Ära» dargelegt.) Die allgemeine Feststellung dürfte hier genügen, dass die Militärkräfte des frisch auferstandenen Polens und der Ukraine ungenügend waren, um das Ziel zu erreichen.

Die andere, der Föderationsidee entgegengesetzte Konzeption, war die allpolnische Staatsauffassung von R. Dmowski, dem Führer der Nationaldemokratie, die hauptsächlich die bürgerlichen und auch die mittelständisch-intellektuellen, stark nationalistisch orientierten Kreise umfasste. Während die Föderalisten auf die rund fünfhundertjährige jagiellonische Geschichteperpe zurückblickten, nahm die allpolnische Konzeption die Zeit vor der polnisch-litauischen Union, d.h. die Epoche des ethnisch einheitlichen Piasten-Polens (950-1380) als ihre ideologische Basis. Da sich dieser Zeitabschnitt im Zeichen des Kampfes mit dem Deutschtum abspielte, war die Dmowski-Konzeption ausgesprochen antideutsch orientiert. Demzufolge suchte sie eine Annäherung an den demokratischen Westen, hauptsächlich an Frankreich. Als offener Gegner des Pangermanismus, schloss sie die Freundschaft mit den Russen nicht aus; sie war aber national-mittelständisch genug, um den Bolschewismus nicht zu akzeptieren. Den Allpolen war besonders daran gelegen, im Westen, d.h. auf Kosten Preussens, eine starke Staatsbasis aufzubauen. Deshalb stellte Dmowski an der Pariser Friedenskonferenz die Forderung, Ostpreussen Polen zuzuschlagen. Die allpolnische Konzeption ging davon aus, dass Polen allmählich in der Lage sein würde, nicht nur kulturell, sondern auch wirtschaftlich die Ostvölker für das Polentum zu gewinnen. Bis Ende des 18. Jahrhunderts hatte Polen kulturell diese Völker in seine lockere Unionsrepublik relativ ungehindert integrieren können. Dies änderte sich jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts, als deren Nationalbewusstsein rasch zu wachsen begann. Dies war bei den Litauern klar ersichtlich, die nicht ohne Recht befürchteten, dass das litauische Volkstum durch die polnische Kulturüberlegenheit im Polentum versinken würde. Deshalb betonte Dmowski in seinem Programm die wirtschaftliche Integrationskomponente. Er sah im Positivismus die geeignete Staatsräson für Polen und lehnte den «abenteuerlichen Romantismus» der Föderalisten ab. Nicht die Expansion nach Osten, sondern die Konzentration aller nationalen, im allpolnischen Staatsgebiet vorhandenen Krafterelemente und die volle Ausnützung sämtlicher Ressourcen des Landes waren die Parolen der Allpolen. Die ersten Jahre der Polenrepublik zeigten, dass Polen noch viel Zeit brauchte, um seine Wirtschaft zu konsolidieren und sie expansionsfähig zu machen. Polen übernahm von den Teilungsmächten Russland und Österreich eine schwere Hypothek

der Überbevölkerung und der vernachlässigten Industrie. Es war fraglich, ob Polens Anziehungskraft genügte, um das Menschenpotential des Ostens in seine Wirtschaft zu integrieren. In gleichem Masse galt dies auch für die Föderalisten, besonders im Falle Litauens und Weissrutheniens, die an Rohstoffen sehr arm waren. Sowohl die Allpolen wie die Föderalisten hätten noch andere Schwierigkeiten zu bewältigen. Es war schwierig, die Interessen der beiden Volksschichten d.h. der patriotischen Landherrenschicht mit jenen der weissruthenischen Bauernmassen in Einklang zu bringen; denn die Interessen der Ersteren waren am Status quo gebunden, während die nicht polnischen Bauern vehement die Bodenaufteilung forderten. Die von Lenin propagandistisch verkündete Landzuteilung machte z.B. die landhungrige weissruthenische Bauernsamen sehr ungeduldig und revolutionär. Es war der sogenannte Agrarsozialismus, der die Realisierung beider Konzeptionen erschwert hätte. Diese Schwierigkeiten ergaben sich bei der Voraussetzung der «rebus sic stantibus». Noch fraglicher wäre die Integrierung der Ostgebiete, wenn sich z.B. die beiden Nachbarmächte noch politisch darin eingemischt hätten, was sicherlich seitens der Sowjetunion der Fall gewesen wäre.

Nicht nur politische Erwägungen waren für die Polen beim Bündnisabschluss massgebend. Auch ein aktives Engagement im wirtschaftlichen und finanziellen Bereiche erwartete Polen von Frankreich. Frankreichs Finanz- und Kreditpolitik stand bekanntlich vor dem I. Weltkriege im Dienste der Aussenpolitik. Der Bau des Eisenbahnnetzes des riesigen russischen Imperiums wurde mit französischen Darlehen finanziert. Da Ost- und Kongresspolen einen Teil des russischen Reiches bildeten, hatte Polen mit Recht auf eine ähnliche Kreditpolitik gehofft. Aber leider war Frankreich von 1921 / 22 nicht mehr das reiche Vorkriegsfrankreich. Und gerade die Frage der Verschuldung Russlands war der Grund weshalb Frankreich in seiner Kreditpolitik äusserst vorsichtig wurde. Es stand vor einem grossen Dilemma: Sollte Frankreich die Milliardenkredite, welche die Bolschewiken als «zaristische Schulden» nicht übernehmen wollten noch nicht definitiv abschreiben und die Beziehungen zum Moskauer Terrorregime aufrechterhalten und Polen im Grenzstreit mit Russland nur mässig unterstützen und somit Polen als seinen neuen Verbündeten tief enttäuschen? Oder sollte es in seiner Ostpolitik alles auf die polnische Karte setzen, dies um so mehr, als die politischen und kulturellen Beziehungen mit Polen bedeutend enger als jene mit Russland waren? Natürlich war zu bedenken, dass Russland, ein Riesenreich, einen anderen Stellenwert für Frankreich als Polen hatte. Zum Glück für Frankreich endete der polnisch-sowjetische Krieg im Herbst 1920 und bereits im März des nächsten Jahres kam es in Riga zu Friedensverhandlungen zwischen Polen und der Sowjetunion, die mit dem in einer mehr oder weniger freundlichen Atmosphäre abgeschlossenen Friedensvertrag in Riga endeten. Die vertraglich festgelegte polnisch-sowjetische Grenze wurde vom Botschafterrat gutgeheissen. Obwohl Frankreich gegen diesen Beschluss nichts einzuwenden hatte, schien es, dass Frankreich zu seinem Verbündeten nicht recht offen und aufrichtig stand.

Eine gewisse, bescheidene Wirtschaftszusammenarbeit zwischen Frankreich und Polen begann sich erst 1923 / 24 abzuzeichnen, als ein französisches Konsortium mit dem Bau des Handelshafens in Gdynia betraut wurde. Im finanziellen Bereich liess sich die Kooperation lange auf sich warten; denn erst 1931, d.h. 10 Jahre nach Abschluss des Allianzvertrages, erhielt Polen von der Schneider-Creusot Gruppe ein 6 1/2% Darlehen von ca. 1 Milliarde ffrs, das gerade reichte, die Oberschlesien-Gdynia Magistrale um 230 Kilometer zu verlängern. Mit der Kreditbedienung haperte es jedoch sehr, wenn man bedenkt, dass die letzte Tranche erst 1937, d.h. nachdem der Franken an Kaufkraft sehr viel verloren hatte, überwiesen wurde. Weitere Annäherung, und zwar im Wehrwesen, dürfte der Bau einer bescheidenen Defensiv-Flotte für Polen, sowie der Besuch der höheren Militärschulen in Frankreich durch polnische Stabsoffiziere bedeutet haben. Sonst aber war die französische Waffenkooperation sehr dürftig, zumal der Garantiepakt vom 15.10.1925 keine Waffenhilfe im Falle eines sowjetischen Angriffs mehr vorsah. Da Polen inzwischen seine eigene, bescheidene Waffenindustrie ausbaute und z.B. im Flugzeugbau namhafte Resultate erzielte, andererseits in anderen Ländern, z.B. in Schweden, bessere Waffentechnologien erwerben konnte, kam Frankreich als Waffenlieferant für Polen immer weniger in Frage, und zwar nicht einmal im Bereiche von konventionellen Waffen. Im Jahre 1933, seit der Absage der Westmächte an Pilsudskis Vorschlag einer gemeinsamen Militärdemonstration, die Hitlers wahre Absichten aufzudecken hatte, trat eine deutliche Abkühlung in den franko-polnischen Beziehungen ein. Gerade in dieser Zeit, wo sich eine gemeinsame Politik gegenüber Nazideutschland, mindestens eine engere Militärzusammenarbeit, aufdrängte, war das beidseitige Schmollen keine gute Politik. (Beide Seiten wurden dafür durch Hitlers Feldzüge «bestraft».)

Infolge der sprichwörtlichen Kapitalmisere und der hinkenden Industrialisierung Polens wuchs die

Zahl der nicht vollbeschäftigten Landbewohner ständig. Man schätzte diese Zahl auf einige Millionen Menschen. Frankreich sah darin eine Chance, zu einer billigen Arbeitskraft zu kommen und war bereit, für einen grossen Teil der Überschussbevölkerung Polens die Grenzen zu öffnen. Der fleissige, anspruchslose und billige Arbeiter fand relativ rasch Beschäftigung in den nordfranzösischen Kohlengruben und in der ostfranzösischen Eisenindustrie. Aber auch der französische Bauer erkannte bald die Vorteile, polnische Arbeiter zu beschäftigen. Während der Naziverfolgung profitierten auch polnische Juden aus der franko-polnischen Immigrationsvereinbarung, um sich in Frankreich zu etablieren. Beide Länder zogen zweifellos den gleichen Nutzen aus der Zusammenarbeit.

Bei der erhofften Wirtschaftskooperation mit Frankreich ist Polen in Bezug auf das Wirtschaftspotential seines Partners von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen. Die französische Nation ging aus dem I. Weltkriege zwar als Sieger hervor, aber der Aderlass bei der aktiven Generation war enorm. Die Vitalität des Volkes war für mehrere Jahre gelähmt. Die Staatsfinanzen waren einige Jahre nicht geordnet, die Währung instabil. Das Steuerwesen veraltet. Die Absatzmärkte der auf Luxusgüter spezialisierten Wirtschaft Frankreichs schrumpften zusehends zusammen. Unter den Siegerstaaten fiel Frankreich rasch auf den zweiten Platz, weit hinter England zurück. Ja! Frankreich musste Zusehen, wie die Wirtschaft des besiegten Deutschlands nach der Stabilisierung der D-Mark schneller expandierte, als seine eigene. Die ständigen Kabinettkrisen lenkten die Aufmerksamkeit der Nation von wesentlichen Reformaufgaben ab. Den Rest machte die pazifistische Politik eines Briand, der ohne Rücksicht auf die Realität eine Verständigung mit Deutschland suchte, in der Meinung, dass die Aussöhnung mit ihm das Allheilmittel für Frankreichs Misere sei. Stresemann hatte keine grosse Mühe, Briand zu überzeugen, dass der Versailler Vertrag nur einen Schönheitsfehler hatte, nämlich die ostdeutsche Grenze. «Durch die Rückgabe der 3 ehemaligen preussischen Provinzen an Deutschland würde der Frieden für ganz Europa ein für alle Male sichergestellt. Polen, ein ausgesprochenes Agrarland, benötigt die 2 westlichen, landwirtschaftlich hochentwickelten Provinzen, Posen und Pommern nicht in dem Masse wie das industrialisierte Deutschland. Unter Umständen würde es genügen, wenn es nur seine «Speisekammer», das Posenerland, zurückbekäme und es werde wieder auf gesunden Beinen stehen. Dann werde Deutschland in der Lage sein, seinen friedensvertraglichen Verpflichtungen nachzukommen. Sobald Deutschland seine Zahlungsfähigkeit erreicht habe, werde die Reparationsfrage gelöst, was nur zum Wohle Frankreichs reichen könne. Wenn also der einzige Störefried in Europa Polen sei, dann sollte der Weg zum endgültigen Frieden nicht schwer zu finden sein....». So und so weiter mag der deutsche Aussenminister in die Ohren des träumenden Briand geflüstert haben. Er vergass allerdings, dass die fraglichen Provinzen urpolnisch waren. Wenn man in diesem Falle mit dem Selbstbestimmungsrecht der Autochtonen nicht operieren darf, sagte sich der Aussenminister, dann muss man ein anderes, mitleiderweckendes Argument zur Diskussion bringen. Mit der verlorenen «Speisekammer» lässt sich beim Gesprächspartner und bei den neutralen Völkern leicht das Mitgefühl gegenüber dem «armen Deutschland» erwecken. Man übersah damals oft die Tatsache, dass Deutschland über viel extensiv bewirtschaftetes Land in Ostpreussen und beiderseits der Oder verfügte. Dass Deutschland keine «Speisekammer» hatte, hatte es dem preussischen Junkertum, sowie der Habgier der Preussenkönige zu verdanken, die vor der Teilung Polens nur zu gierig auf polnische Länder Ausschau hielten, anstelle die Mark Brandenburg besser, d.h. intensiver zu bewirtschaften. Über diese Dinge sprach man wohlweislich nicht gerne in Deutschland, sonst hätte man keinen Grund, den deutschen Lebensraum auf Polen und die Ukraine auszudehnen.

Die deutsche Diplomatie versäumte keine Gelegenheit, um den Dampfkessel des Revisionismus unter hohem Druck zu halten. Die Taktik war einfach: den Völkerbund ständig mit Klagen gegen Polen wachhalten. Einmal hiess es, die deutschen Minderheiten würden in Polen schlecht behandelt, dann folgten Klagen über Oberschlesien, das andere Mal über Danzig und den «Korridor». (Dass Deutschland einen Zollkrieg gegen Polen vom Zaun brach, um ihm den Absatz von Kohle zu erschweren und es auf den Devisenmärkten zum Nachteil des frisch stabilisierten Zlotys intervenierte, soll nur am Rande erwähnt werden.) Frankreich wurde öfters mit diesen Problemen im Völkerbund konfrontiert. Kein Wunder, dass Frankreich, dessen Briands Passivität den Polen «auf die Nerven ging», über das ewige deutsch-polnische Zerwürfnis verärgert war. Aber auch Polen war nicht minder über die Nachgiebigkeit seines Verbündeten verärgert; denn der Versailler Vertrag war für Polen der einzige, internationale Garant seiner Existenz und Sicherheit. Der Locarno-Pakt, mit dem man

am Versailler Vertrag stark zu rütteln begann, gab Polen genug Sorgen um seine Zukunft. Polen fühlte sich dadurch von seinem einzigen Verbündeten im Stiche gelassen; denn der polnisch-französische Garantiepakt vom 15.10.1925 konnte die deutschen Gebietsforderungen an Polen nicht ausgleichen.

Das bereits etwas gespannte franko-polnische Verhältnis wurde zweifellos auf eine harte Probe gestellt, als Pilsudski im August 1930 das Ministerpräsidium übernahm, den Sejm der Anarchie und «Sauwirtschaft» anklagte, die Nationalversammlung auflöste und vor den auf November anberaumten Wahlen mehrere Politiker der Linken festnehmen und unter Entzug der Zivilgerichtsbarkeit rechtswidrig in die Festung Brest-Litewski einsperren liess. Die unter administrativem Druck durchgeführten Wahlen brachten dem Regierungslager die absolute Mehrheit von fast 250 Mandaten, wogegen die PPS kaum deren 25 erreichte. So wurde die stärkste Oppositionspartei praktisch eliminiert. Pilsudskis Abneigung zur Demokratie mochte zur Zeit des überbordenden Parlamentarismus der ersten 20iger Jahre der Republik z.T. verständlich gewesen sein, aber die Ausschaltung einer gewählten Opposition, die zum Wesen der Demokratie gehört, zehn Jahre später hatte ein ganz anderes Gewicht und Wirkung auf die damals in Frankreich starke Linke. Der Anschlag auf die Demokratie belastete sehr die franko-polnischen Beziehungen.

Bis 1933 konnte Polen gewisse Hoffnungen mit Rücksicht auf die allgemeine Abrüstung und Aufbau eines kollektiven Sicherheitssystems hegen. Leider musste es Zusehen, wie im Geiste des Locarno-Paktes immer weitere Konzessionen in der Reparationsfrage gemacht wurden, ohne dass der Westen von Deutschland greifbare Gegenleistungen erhalten hätte. Als dann anfangs 1933 Hitler ans Ruder kam, öffneten sich die Augen der beiden Westalliierten. Während Stresemann noch in diplomatisch gepflegter Form die Forderungen Deutschlands präsentierte, schüchterte die drohende Gangstersprache Hitlers die Staatsmänner im Westen derart ein, dass sie es nicht wagten, auf Drohungen mit gelassener Standhaftigkeit zu antworten. Einige Monate nach seiner Machtübernahme schlug Polen den beiden Westmächten eine gemeinsame Militäraktion gegen Deutschland vor. Diese genau abzustimmende Aktion hätte bezwecken sollen, Deutschland zur Respektierung der Versailler Militärklausel zu zwingen. Polen ging es damals darum, eine klare Situation zu schaffen, um die wahren Absichten Hitlers aufzudecken. Unter dem Vorwand, dass es sich dabei um einen Präventivkrieg handle, gingen die Westmächte auf den Vorschlag Pilsudskis nicht ein, der mittlerweile die Garnison auf der Westerplatte demonstrativ verstärkte.

Auf Grund der Beurteilung des damaligen Kräfteverhältnisses in Europa durfte eine gemeinsam abgesprochene, standhafte Aufforderung der beiden Westmächte und Polens an die deutsche Nation, die in diesem Zeitpunkt von den Nazis noch nicht terrorisiert war, zur Vernunft zu rufen. Hitlers Kriegsausrüstungsmaschinerie existierte noch nicht. Eine aus der Achse sich ergebende enge Waffenbrüderschaft mit dem faschistischen Italien auch noch nicht. Deutschland war isoliert und die Atmosphäre im Inneren durch den Rassenwahn und Kriegshetze noch nicht vergiftet. Vom Standpunkt des damaligen Kriegspotentials, der Technik, der Ausrüstung mit konventionellen Waffen, des Flottenbestandes sprach das Kräfteverhältnis zugunsten der Westalliierten und Polens. In dieser Lage hätte eine abgestimmte Militärdemonstration nicht unbedingt mit einem Krieg enden müssen. Im Gegenteil, das zögernde und ängstliche Verhalten der Westmächte und die gleichzeitige Desavouierung Polens durch dieselben hatte Hitlers Abenteuerlust zweifellos gestärkt. Man muss sich deshalb fragen, ob die von Pilsudski vorgeschlagene Militärmassnahme nicht die letzte Chance war, den Frieden ohne Beistand der Sowjetunion mit nicht kriegerischen Mitteln zu retten. Pilsudski war über den Einwand des Präventivkrieges sichtlich verärgert. Es verstärkte sich allmählich bei ihm die Überzeugung, dass, da es keinen Verlass auf die Westdemokratien gab, Polen seine Geschicke selbst in seine Hände nehmen müsse. Offenbar fühlte sich Pilsudski, der «Mann der soldatischen Tat», durch die Absage der Westmächte, persönlich betroffen. Unter Zustimmung seiner ihm ergebenden Minister, besonders unter dem Einfluss des Aussenministers, des Obersten Beck, schloss Pilsudski mit Hitler im Januar 1934 einen Nichtangriffspakt, der zweifellos die Westdemokratien brüskieren musste. Mit gegenseitigen Verärgerungen kommt man allerdings nicht weit in der Politik! Diesmal allerdings handelte es sich um eine ernstere Brüskierung Frankreichs, da nicht mehr eine innenpolitische Frage, und zwar den Anschlag auf die Demokratie, sondern eine solche im Spiel war, die von entscheidender Bedeutung für das franko-polnische Bündnis war. Es ging

damals nicht nur um das Verhältnis zu Frankreich, das bereits Anzeichen seiner Wehrkraftschwäche zeigte, sondern um jenes zur demokratischen Welt im Allgemeinen; denn es machte den Anschein, als ob sich Polen dem Achsenmächtelager nähern möchte. Görings Visiten verstärkten diesen Eindruck!

Die Welt, besonders die Westdemokratie nahmen von dieser raschen Wendung in der polnischen Aussenpolitik mit grosser Überraschung Kenntnis. Nicht weniger war das polnische Volk selbst überrascht. Grosse Bevölkerungsteile waren nicht nur überrascht, sondern bestürzt, galt doch bis anhin das im ganzen Lande geläufige Sprichwort:

«Jak swiat swiatem,

Nie b?dzie Niemiec Polakowi bratem».

was in einfacher Übersetzung heissen würde:

«Solange die Welt als Welt besteht,

wird der Deutsche dem Polen kein Bruder sein.»

Besonders entrüstet war die nationaldemokratische Partei, die sogenannte Endecja (N.D.), die neben der Linken den Kern der Opposition gegen das «kryptodiktatorische Pilsudski-System» bildete. Gerade in den 3 Westprovinzen Polens war diese Partei am stärksten vertreten und bereits während des I. Weltkrieges stellte die mittelständische, rechtsstehende Endecja alles auf die Karte der Westalliierten. Als solche stand sie in offener Opposition zum Pilsudski-Lager, das in der Anlehnung an die Zentralmächte und in Feindschaft zu Russland den Weg zur Unabhängigkeit Polens suchte.

Merkwürdig war das Schmollen Frankreichs über die Kehrtwendung der polnischen Diplomatie war es doch jenes Land, das über die deutsch-polnischen Differenzen ständig verärgert war. Jetzt als es schien, dass Deutschland und Polen ihre Differenzen bereinigten, wenigstens für einige Zeit, war Frankreich nicht zufrieden. Im Bündnis ging es doch erstrangig um seine militärische Tauglichkeit und weniger um die Frage der Ideologie. Während der Briandismus Frankreich in Defätismus stürzte, schufen Chamberlains Friedfertigkeit einerseits und die Terrormethoden Hitlers andererseits eine Atmosphäre einer solchen Verängstigung in Europa, dass während der österreichischen und sudetischen Krise niemand es wagte, den bedrängten Völkern Hilfe anzubieten. Die letzten 30iger Jahre werden für viele Generationen als die Zeit der grenzenlosen Verblendung der Westmächte gelten. Sie merkten nicht einmal, dass sie während einiger Monate durch Ribbentrop-Molotow Gespräche zum Narren gehalten wurden. Ich fühle mich hier berechtigt, an Frankreich die Frage zu richten, welche Aussenpolitik hätte wohl Polen als Nation zwischen dem auf Ausdehnung des Lebensraumes drängenden Nazideutschland und der zur kommunistischen Weltbeherrschung rüstenden Sowjetunion verfolgen sollen?

Die Sudetenkrise gab wieder einmal Anlass, die franko-polnischen Beziehungen auf die Probe zu stellen. Der springende Punkt war die Frage der sowjetischen Intervention mit dem Truppen-durchmarsch durch polnisches Territorium. Eingedenk der Erfahrungen, die Polen mit der Sowjetunion machte, weigerte es sich strikte gegenüber den Westmächten in diesem Punkt nachzugeben. Nach dem Rigaer Friedensvertrag 1921 und nach dem Nichtangriffspakt 1932 machte es den Anschein, die gegenseitigen Beziehungen seien, wenn nicht freundlich, so doch korrekt. Aber die unheimliche Stille beim östlichen Nachbarn, der auf die Weltrevolution immer noch nicht verzichtete, liess nichts Gutes ahnen. Trotz den beiden Verträgen paktierten die Sowjets kaltblütig mit den Nazis über die vierte Teilung Polens. Die Westmächte sandten bekanntlich eine Delegation im Sommer 1939 nach Moskau zu Verhandlungen über die Bildung einer gemeinsamen Koalition gegen das Nazideutschland. Es vergingen Wochen bis die Bombe platzte. Die Überraschung war perfekt. Die Westmächte merkten längere Zeit nicht, dass sie von Stalin schamlos dupiert worden waren. Nun erfuhren sie, dass zwischen Deutschland und der Sowjetunion ein Nichtangriffspakt mit einem Geheimprotokoll über die Aufteilung Polens zustandekam. Hitlers Angebot war für Stalin viel interessanter, als jenes der Westmächte, die die Integrität Polens zu berücksichtigen hatten, während die von Hitler angebotene Teilung Polens neue Chancen nicht nur für die kommunistische Weltrevolution, sondern auch für die sowjetische Einflussnahme in Europa zu versprechen schien. Stalin rechnete sich aus, dass eine Koalition mit den schwach gerüsteten Westmächten gegen das hochgerüstete Deutschland noch viel Unbekanntes verbarg. Der Pakt mit Hitler wird ihm erlauben, nicht nur Zeit für die Aufrüstung zu gewinnen, sondern auch den alten Traum der Zaren der Vereinigung «Weiss-Schwarz- und Rotrussland» (Weissruthenien, Nordwestukraine und Ukraine) mit dem

Mutterland zu verwirklichen. Übrigens brauchte Stalin den Pakt, um Hitler zum Kriege aufzumuntem, denn jeder Krieg bedeutete einen Schritt weiter zur Weltrevolution, Hitler dagegen, um keinen Zweifrontenkrieg führen zu müssen. Nun verstanden die Westmächte, weshalb Polen an der Glaubwürdigkeit der Sowjets zweifelte. Polen befürchtete mit Recht, dass sobald die Russen Fuss auf polnischen Boden stellten, keine Macht imstande sein würde, diese zum Verlassen Polens zu zwingen. Der Pakt war offensichtlich eine Verständigung mit Hintergedanken zwischen zwei unehrlichen Partnern, die sich gegenseitig betrügen wollten. In einem waren sie sich jedoch einig: das Vorfeld ihrer künftigen Auseinandersetzung durch Vernichtung Polens zu bereinigen. Die Westmächte sahen jetzt die Früchte ihrer Politik der Zwischenkriegszeit: England, das ständig die Position Frankreichs und Polens zu schwächen versuchte, Frankreich, das durch seinen Pazifismus bei den Deutschen nichts erreichte. Seine Wirtschaftsschwäche erlaubte ihm nicht einmal, seine eigene Armee auf den nötigen Stand zu bringen. Vor dem I. Weltkriege war es daran noch sehr interessiert, Russland mit Waffen auszurüsten. Gegenüber seinem polnischen Verbündeten zeigte es sich aber sehr zurückhaltend.

Mit dem Moment, als sich Frankreich hinter seine fatale Maginot-Linie versteckte, hatte es aufgehört, als Macht in Europa eine Rolle zu spielen. Anstelle sich durch das Kriegspotential der Sowjets, das übrigens im finnischen Krieg versagte, beeindrucken zu lassen, hätten die Westdemokraten besser getan, ein Militärdispositiv in Polen, der Tschechoslowakei und in Jugoslawien als Gegengewicht zu Deutschlands Aufrüstung aufzurichten, und zwar in dem Zeitpunkt, in dem Hitler erst im Begriffe war, seine Kriegsmaschinerie aufzustellen und Pilsudski mit einer Militärdemonstration ernst meinte. Konkret gesagt, hätte auf Veranlassung der Westmächte eine engere Zusammenarbeit im Panzerbau zwischen Schneider-Creusot, Armstrong oder Vickers und der Skoda Waffenschmiede bestanden, zur Folge welcher die genannten Länder über ca. 10 Panzerdivisionen verfügt hätten, wäre es fraglich, ob Hitler einen Krieg vom Zaun zu brechen gewagt hätte.

Erst reichlich spät, weil 3 Jahre vor dem Kriegsausbruch erklärte sich Frankreich gemäss Abkommen von Rambouillet vom September 1936 bereit, Polen mit Krediten zu unterstützen. Effektiv war das herzlich wenig, da die Kredithilfe aus früher fälligen, noch nicht überwiesenen Anleihe-tranchen in stark abgewerteten Francs bestand. Jetzt war es klar, weshalb das verarmte Frankreich seinen Verbündeten nicht wirksam unterstützen konnte, sondern nach Moskau blicken musste. Die Westmächte vergassen, dass die Sowjets für ihre Intervention einen Preis verlangten, der mit dem «Durchmarsch» durch das polnischen Territorium nicht bezahlt worden wäre. Der Hitler-Stalin Pakt gab den Polen Recht, dass man den Sowjets nicht trauen darf. Aber in den Augen mancher französischer Politiker der Briand-Schule war Polen der «Spielverderber». Diesen Politikern schien der beste Ausweg, abzuwarten; denn lohnt es sich wegen einem Hafen namens Danzig und einem schmalen Korridor Krieg zu führen? Wie schön es wäre, wenn sich auch England überlegen würde, ob es einen Sinn hätte, für Danzig zu sterben. Für Polen war es kein gutes Vorzeichen, dass drei Tage vergehen mussten, bis sich Frankreich auf Englands Druck entschloss, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Seit Januar 1938, als die ultimativen Forderungen Hitlers bekannt gemacht worden waren, hatte Frankreich noch genügend Zeit, seine Bewaffnung auf den kriegsmässigen Stand zu bringen. Aus den Erfahrungen, die Polen im Blitzkrieg machte, wollte leider Frankreich nichts lernen und die Ermahnungen eines de Gaulle beiseiteschob. Die mangelhafte Bewaffnung der polnischen Armee hatten wir am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Um die franko-polnische Allianz von 1921 zu beurteilen, ist es angezeigt, deren geschichtlichen Hintergrund näher zu betrachten. Wie wir dies in einem vorangehenden Abschnitt erwähnten, gingen die Beziehungen bereits auf das 16. Jahrhundert zurück. Da Polen als unfreie Nation unter den 3 Teilungsmächten von 1795-1918 lebte, war der richtige Weg zur vollen Unabhängigkeit nicht leicht zu bestimmen. Am Vortage des I. Weltkrieges vertrat das Krakauer Parlamentarier-Komitee und mit ihm der bekannte Freiheitskämpfer J. Pilsudski die Meinung, dass der Weg zur Unabhängigkeit durch Bildung eines eigenen nationalen Kampfverbandes führen muss. Diese Lösung war nur in Anlehnung an Österreich möglich, da unter ihm das Polentum sein nationales Kulturleben am besten entfalten konnte. Gegen diese Politik wäre nichts einzuwenden, wenn Österreich nicht mit Deutschland aufs engste verbunden wäre. Leider dominierte entschieden Deutschland im Dreierbund der Zentralmächte und es war es, das nichts gegen die Aufstellung von polnischen Legionen hatte, das aber die Idee eines freien, polnischen Souveränstaates wegen der polnischen

Minderheit in seinem Lande entschieden ablehnte. Da die austrophile Lösung-Orientierung notwendigerweise ein Zusammengehen mit dem sehr unbeliebten, ja sogar verhassten Deutschland bedeutete, war sie vom ganzen polnischen Volk nicht gebilligt. Der Grund dafür lag im sogenannten «Drang nach Osten», der besonders bei der westlichen Bevölkerung Hassgefühle hervorrief. Die andere, entgegengesetzte Orientierung kristallisierte sich aus dem Ideengut der polnischen Emigrantenkreise in der Schweiz und Frankreich, und gerade diese Westorientierung war es, die jede Annäherung an das verhasste Deutschtum ablehnte, und die Zukunft Polens an der Seite der Westdemokratien, besonders Frankreichs sah. Beide Orientierungen verursachten einen lebhaften Meinungsstreit, der je nach der politischen Lage schärfere Formen annahm. Diese Auseinandersetzungen verhinderten jedoch nicht, dass auf beiden Seiten Männer-Patrioten aktiv waren, die sich trotz verschiedenen Wegen gleichermaßen im Unabhängigkeitsringen um Polen verdienstvoll gemacht hatten. Der von Dmowski geleiteten Nationaldemokratie, die sich für eine engere Bindung mit Frankreich ausgesprochen hatte, wurde von der Gegenseite, d.h. dem Pilsudski-Lager, vorgeworfen, die falsche Orientierung, d.h. nicht den «richtigen Partner» gewählt zu haben, da Frankreich als europäische Macht versagte. Auf der gleichen Stufe waren die Einwände der Dmowski-Anhänger, die das Mitmarschieren der Pilsudski-Legionen mit den Armeen des deutschen Erzfeindes gegen das slawische Russland als einen Dienst zugunsten des Pangermanismus betrachteten. Nachdem die Westdemokratien samt USA als Sieger aus dem I. Weltkrieg hervorgegangen waren, war die Dmowski-Orientierung der Annäherung/Allianz mit Frankreich in den Jahren 1916/17 und 1921 richtig. Dass Frankreich 10 Jahre später, nach dem fatalen Baubeschluss der Maginot-Linie zu einer ausgesprochenen Defensivpolitik übergehen wird, konnte niemand ahnen, ähnlich wie das Pilsudski-Lager den Sieg der Alliierten und die Niederlage der Zentralmächte nicht voraussehen konnte. Es ist deshalb müßig, hierüber Werturteile zu fällen, denn beide Orientierungen, sowohl die «militärische» wie die «diplomatische» ergänzten sich im Endeffekt.

Im Zusammenhang mit dem Streit um die Allianzpolitik Polens bleibt die eher akademische Frage offen, wie hätte sich sein Schicksal in jenem Falle gestaltet, wenn Russland keine Revolution erlebt und zu den Siegern des I. Weltkrieges gehört hätte. Gewisse Tatsachen während der russischen Revolution weisen daraufhin, dass die zaristischen «Weissrussen» gegenüber Polen sehr unnachgiebig und gegen die Föderationspläne Pilsudskis gleich wie gegen die Bolschewiken-Revolution eingestellt waren. So z.B. äusserte sich der Bevollmächtigte des Oberbefehlshabers, General Denikins, der in Taganrog die zaristischen Armeen befehligte, gegenüber dem Gesandten Pilsudskis, dass Polen auf das Kongresskönigreich, bzw. auf das «Weichselland» beschränkt sein müsse. Stalin, der auf den Konferenzen in Teheran und Yalta die Verschiebungen der polnischen Ostgrenze bis an die Curzon-Linie durchforcierte, war also ein treuer Schüler der zaristischen Imperialisten. Es war damals gewissermaßen ein Glück für Polen, dass das durch die blutige Revolution geschwächte Russland die Niederlage bei Warschau hinnahm und die vorgeschlagene Ostgrenze Polens im Friedensvertrag in Riga akzeptierte. So gesehen, war der Friedensvertrag eine Art «Verschnaufpause», die die Bolschewiken Polen gewährten. Dies war auch der Grund, weshalb Pilsudski eher mit einem Krieg russischerseits, als deutscherseits rechnete.

Für die heutige prekäre Lage in Europa ist in erster Linie das Nazideutschland verantwortlich, das den kommunistischen Riesen angriff und ihm die Einnischung in die europäischen Angelegenheiten erleichterte. In der zweiten Linie trugen die USA die Schuld an dieser Lage. Eine Koinzidenz von einigen fatalen Ereignissen (Wahlen in den USA, deren Pazifik-Krieg, Roosevelts «Versöhnungspolitik» gegenüber Stalin, Nichtzulassung Frankreichs und Polens als mittelstarke Staaten zu den Friedensverhandlungen und Besitz der Atombombe durch die Sowjets usw. usw.) hatten zur Folge, dass deren Macht nicht nur auf Europa lastet, sondern den Frieden auf der ganzen Welt bedroht. Die sowjetische Einnischung in die Staatsangelegenheiten Polens liegt klar auf der Hand. Als Nachbarstaat der Sowjets muss es sogar um seinen Kulturbestand ringen. Während Nazideutschland unter dem Vorwand des Lebensraumes Nationalitäten Europas in Konzentrationslagern verschwinden lassen wollte, konnte die Sowjetunion in seinem hermetisch abgeschlossenen Riesenreich ganze Ethnien in das «Tal der Vergessenheit» versetzen. Zu zaristischen Zeiten bestand immer noch die Möglichkeit, dass polnische und russische Bürger freie kulturell-gesellschaftliche Beziehungen unterhalten konnten, was heute gänzlich ausgeschlossen ist. Die einzige Hoffnung auf Verbesserung

Etappenweise erreichten wir von Goumois aus zu Fuss oder zu Ross über Saint-Légier, Courtelary, Bienne und dann per Bahn über Langenthal das verträumte Dorf Melchnau. Es hiess, dass ca. ein Drittel des 2. Feldartillerieregimentes, d.h. die Mannschaften von drei Batterien und Aufklärungs- und Telefonistenabteilungen, in allem ca. 500 Soldaten in dieser Ortschaft einquartiert sein würden. Während unsere Soldatenkolonnen mit begeisterter Freude von der Bieier Bevölkerung, besonders von der weiblichen Jugend begrüsst wurden, hatte man von unserer Ankunft in Melchnau kaum Notiz genommen. Die Dorfbewohner, meist Bauern, gingen ihrer gewohnten Arbeit nach, als ob nichts Besonderes geschehen wäre. Freilich sahen die welschen Schweizer in uns in erster Linie französische Soldaten. In Courtelary z.B. wurde uns in Restaurants Wein spendiert, im Namen der Fratemite rasch Freundschaften geschlossen, einzelne Soldaten von Privaten zur Erfrischung zu Hause eingeladen. Zwei ältere Damen, als sie bemerkten, dass sich mit mir französisch plaudern lässt, bestanden darauf, dass ich bei ihnen ein erfrischendes Bad nehme, was ich diensthalber höflich ablehnte. Dem Benjamin unserer Aufklärungsabteilung, einem 17jährigen Soldaten wurde ein Fünfliber in die Hand gedrückt. Zurückweisung mit Entschuldigung nützte ihm nichts, da ihm die Münze in die Tasche gesteckt wurde. Unsere Offiziere wurden vom Gemeindevorstand mit einem Festessen freundlich empfangen. So und so weiter ging es uns in den ersten Tagen in Courtelary. Die spontanen Freundlichkeitsbeweise der Welschen für unsere Soldaten standen im auffallenden Gegensatz zur besonnenen Haltung, der wir auf der Strecke Biel-Melchnau begegneten.

Als Unterkunft erhielten wir in Melchnau eine neu erstellte Fabrikhalle, die wegen der kriegsbedingten Einschränkung der Produktion nicht in Betrieb war. Sie war geräumig, hell und sauber. Stroh und Bretter wurden uns in ausreichenden Mengen zugeteilt, um ein bequemes Internierungslager einzurichten. Der Unterschied zwischen diesem Lager und den Quartieren in Thézéy war auffallend. Dort liess das Wohlbefinden der Mannschaft viel zu wünschen übrig. Hier sah man sofort, dass für eine hygienisch einwandfreie Unterkunft für uns vorgesorgt wurde. Es fiel uns gleich auf, wie gewisse Einrichtungen zum Waschen und Essen, wie Tische mit Sitzgelegenheiten und viele andere praktische Dinge zur Genüge vorhanden waren. Als wir das alles betrachtet hatten, erinnerten wir uns unwillkürlich daran, wie wir in Thézéy aus den feucht-kalten, steinigen Räumen geweckt, zu den Strassenhydranten rannten, um mit der Gabelle etwas Wasser aus der Vertiefung zu erhaschen, wie wir es auf die Hände und Kopf gossen und mit dem Rest den Mund spülten, womit die Morgentoilette fertig war. Das alles mussten wir auf der Strasse im Militärtempo erledigen, als die letzten Au Stern Verkäufer mit ihren Karren auf dem Wege ins Städtchen vorbeiführen. Das Essen nahmen wir gewöhnlich stehend auf der Strasse ein; nur wenn die Bise blies oder es regnete, scharnten wir uns um die warmen Kochkessel zusammen. Während wir in Frankreich nach dem Feldlager-system lebten, fühlten wir uns hier wohlbehütet wie in einer Kaserne. Etwas fanden wir in Frankreich, würde ich sagen, besser. In der französischen Armee erhielt jeder Soldat eine reichliche Weinration, womit das Problem des Durstes, der Verdauung und des Wohlbefindens gelöst war. Anfänglich nahmen wir den täglichen Weinausschank eher gleichgültig auf, aber nach einigen Wochen begriffen wir, weshalb die abendliche Weinfassung etwas Feierliches und fast Rituelles bei den Franzosen hatte. Es mussten schon einige Monate vergehen, bis wir uns in Melchnau an den Süssmost oder an die billigeren Sorten Schweizer Weines gewöhnt hatten, der uns etwas säuerlich vorkam. Unsere Bidons, die in Frankreich fast wichtiger als Brotsäcke waren, hingen hier leer; dafür musste mancher etwas tiefer in die Tasche greifen, um im Restaurant ein Gläschen «Hallauer» bestellen zu können, der uns am ehesten an den französischen «Vin de pays» erinnerte.

An das französische Weissbrot konnten wir uns hingegen kaum gewöhnen. Nach dem Fassungs-tag wurde es hart, trocken und fad; nichts für uns Polen, die seit Kindheit nur Roggenbrot gegessen hatten. Zum Glück erhielten wir in Melchnau dunkles, kräftiges Brot mit Milchkaffee und Käse, was bedeutend nahrhafter als das französische aus Weissbrot, Konfitüre und Schwarzkaffee bestehende «petit déjeuner» war. Offen gestanden, waren manche Landsleute nach einem solchen Minifrühstück, besonders im Winter, hungrig. Einige machten sich in Thézéy auf die Suche nach etwas



Reellerem, bis sie endlich das Passende, d.h. «Saindoux», das Schweineschmalz fanden. Aber erst nach dem Genuss merkten sie, dass dies nicht das «polnische» würzige Schmalz war, das zum Weissbrot sowieso nicht passte. Ja! das Weissbrot im französischen Militär war eine klägliche Sache. An allen Orten, wo wir von Modane bis Bressuire Halt machten, lag es massenweise im Strohlager. Mancher von unseren einfachen Landsleuten bemerkte aus Gottesfurcht dazu: «Für diese Gotteslästerung werdet ihr, Franzosen, noch büssen!» Auch in Thdnezay war es bedenklich zu sehen, wie es in Mengen auf den Abfallhaufen lag und dazwischen Ratten massenweise herumsprangen und regelrecht zu einer Plage wurden. Begünstigt durch die steinigen Mauern, jagten sie sich nachts über unsere Körper. Manchmal geschah es, dass sie ineinander verbissen von den Deckenbalken auf die Schlafenden herunterfielen. Die immer dreister werdenden Biester machten sich an unsere Essvorräte heran, so dass wir wegen der Typhusgefahr geimpft werden mussten. Unser Arzt sagte scherzend, dass die Rattenplage für uns eine passende Quarantäne für die künftige Verlegung nach Syrien bedeute, wo wir uns noch auf schlimmere Plaggeister gefasst machen müssten. Das auf die vierfache Impfung folgende Fieber warf uns auf die Strohlager. Während 3-4 Tagen war es im Kantonement still geworden. Wenn mancher aus Unvorsichtigkeit zum Bidon griff, musste er noch weitere Tage liegen bleiben.

Die Schweizer Küchenmannschaft wurde mit der Zeit durch unsere eigenen Köche abgelöst. Die meisten waren froh darüber, da uns die Zubereitung nach Schweizerart von gewissen Speisen nicht besonders zusagte. Dies war mit dem Reisgericht der Fall, der uns oft mit geriebenem Käse serviert wurde. Einmal war es der Anblick auf die «langfaserige» Speise und dann der ungewohnte Geruch des schmelzenden Käses, die auf uns keinesfalls einladend wirkten. Wenn wir nur den Reis ohne die verflixte Zutat bekämen! reklamierten die Liebhaber der Reisgerichte. Der Emmentaler dagegen, den wir schon aus den Delikatessensläden in Polen kannten, mundete uns zum Morgenessen ausgezeichnet. «Wie rasch kann sich so etwas Gutes in so etwas Schlecht-schmeckendes verwandeln?» fragten wir uns. Und doch ist der Mensch ein anpassungsfähiges Wesen: als ich einmal später in einer Gaststätte in Fribourg sass und einer lustigen Gesellschaft, die mit Fondue-Essen intensiv «beschäftigt» war, zuschauen konnte und einer der übermütigen Gäste mir eine Gabel Fondue vor die Nase hielt, entschloss ich mich, anzubeissen. Das Geheimnis der Verwandlung wirkte jetzt wie ein Wunder!

Allmählich wagten wir uns die Fabrikhalle zu verlassen, um die nächstgelegenen Örtlichkeiten auszukundschaften. Die ersten Spaziergänge gingen über den Dorfplatz nicht weiter hinaus, wo in einem älteren Schulgebäude für uns eine Soldatenstube eingerichtet wurde. Erstaunlicher weise fanden wir hier reichliches Lesematerial, und zwar renommierte Schweizer Zeitungen. Eine kleinere Bücherei war hier auch vorhanden. Eine besondere Aufmerksamkeit fand bei mir gleich die Neue Zürcher Zeitung, die uns mit den begehrten neuesten Nachrichten prompt bediente. Offen gestanden, bedeutete mir die Lektüre dieser Zeitung den angenehmsten Moment des Tages. Kurz vor dem Krieg begann ich, die ersten Schritte in der Journalistik, und zwar in handelspolitisch-kaufmännischem Bereiche zu stellen. Gerade in dieser Zeitung fand ich das, was ich in meinem beruflichen Leben in Posen hätte brauchen können. Was mir im Schweizer Zeitungswesen schon in den ersten Tagen auffiel, war die Tatsache, dass auch Zeitungen aus mittelgrossen Städten wie Luzern, Fribourg, Winterthur und St. Gallen von hohem journalistischem Niveau zeugten. Nach der Zeitungslektüre folgte in unserem engeren Kreis die Diskussion über die politische Lage, wobei es sich zeigte, dass Radiobehichte Zeitungsartikel kaum ersetzen können.

Wenn es einerseits zutraf, dass die ländliche Atmosphäre Melchnaus auf unsere strapazierten Nerven beruhigend wirkte, zeigte es sich andererseits, dass uns das Kriegsgeschehen fest in Spannung hielt. Während sich unser Interniertenleben allmählich zu normalisieren begann, tobte über England die entscheidende Luftschlacht. Wie zu einer Messe versammelten wir uns abends vor dem Restaurant, um die Radiobehichte abzuhören und zu kommentieren. Unser Gemütszustand war nach dem Verlauf der Luftschlacht über England abzulesen. Wir waren stolz, dass unsere Piloten tüchtig und tapfer dabei waren. Stolz waren wir auch deshalb, weil Polen trotz zögernder Kriegserklärung Frankreichs in seiner Bündnistreue festblieb. Für viele Kameraden, die nach dem Misserfolg in Frankreich der Verzweiflung nahe waren, bedeutete der tapfere Widerstand der Engländer, eines Teiles der auf die Insel evakuierten polnischen Armee, besonders unserer Piloten und nicht zuletzt der in der Hei-

mat kämpfenden Untergrundarmee die einzige moralische Stütze. Der Bedarf an Nachrichten war bei uns so gross, dass täglich von unserem Kameraden L., dem unermüdlichen Radiohörer, ein maschinengeschriebenes Bulletin ausgefertigt wurde.

Die Distanzen unserer Spaziergänge wurden allmählich länger, gingen jedoch über die Verbotstafel mit der unbeliebten Warnung «Halt Internierte!» nicht weiter hinaus. Unterwegs bewunderten wir die mächtigen Bauernhäuser mit den noch mächtigeren Dächern, die das Wohnhaus, Stallungen und Scheune gemeinsam bedeckten. Für uns Polen, die Gebäude auf dem Lande nur von kleineren Dimensionen kannten, war die Schweizer Bauweise etwas ganz Neues und Ungewöhnliches. Meine Kameraden aus dem polnischen Dorfe, wo der Bauer seine Habe in drei getrennten Bauten aufbewahrte, konnten kaum begreifen, wie sich sauber und harmonisch das Zusammenleben von Mensch und Tier unter einem Dach gestaltete. Hie und da wurde ein Gruss mit den Dorfbewohnern ausgetauscht, aber ausser dem Wort «Grüessech» kam es zu keinen weiteren Gesprächskontakten. Auch ich, dem die deutsche Sprache aus der deutschen Primarschule bekannt war, musste den Versuch, mich mit den Melchnauern zu unterhalten, bald aufgeben. Waren es die beschränkten Sprachkenntnisse meiner Kameraden, oder die von den Behörden angeordnete Distanz der Schweizer Bevölkerung gegenüber den Internierten? Eine gewisse Rolle in der Zurückhaltung der Melchnauer uns gegenüber mochte die allgemein bäuerliche Haltung gewesen sein; denn schon in Winterthur begegneten wir, ausser der Sprache, keinen besonderen Schwierigkeiten bei der Kontaktnahme mit der Stadtbevölkerung. Man darf nicht vergessen, dass unter unseren Soldaten Jünglinge waren, die im September 1939 mit 15 oder 16 Jahren des Krieges wegen das Elternhaus verlassen hatten. Solange sie mit den älteren Kameraden zusammen waren, sei es in Thézéy, sei es an der Front, mussten sie sich an das Soldatenleben anpassen. Jetzt aber, als sich unser Status geändert hatte, empfanden sie die Soldatenkameradschaft nicht mehr interessant. Es war für uns verständlich, weshalb sie im friedlichen Melchnau der Sehnsucht nach dem Häuslich-Weiblichen verfielen und um jeden Preis Bekanntschaften mit der weiblichen Jugend anknüpfen wollten. Die einzige Möglichkeit, an die «verbotene Frucht» heranzukommen, war im Restaurant einen Dreier zu bestellen. Was aber nützte dies, wenn man sich nicht auf Deutsch unterhalten konnte? Manchmal wollte jemand etwas im Laden kaufen. Sobald meine Kameraden erfuhren, dass ich ihnen dabei helfen konnte, wurde ich von ihnen belagert. Die Rolle des Dolmetschers nahm ich mit Vergnügen an, da ich für Sprachen grosses Interesse, ja sogar eine Schwäche hatte. Dank der Lektüre von deutschen Zeitschriften und von Erzählungen deutscher Klassik, sowie von deutscher Fachliteratur während meiner Volkswirtschaftsstudien hatte ich das in der preussischen Primarschule gelernte Deutsch nie verlernt. Nicht nur als Dolmetscher, sondern auch als Vermittler in vielen anderen Dingen war ich ihnen behilflich, besonders in jenen Fällen, in welchen meine Kameraden den Sinn und Bedeutung solcher Dinge erfahren wollten, die sie in Melchnau das erste Mal in ihrem Leben sahen. Meistens handelte es sich um Gegenstände und Einrichtungen aus dem landwirtschaftlichen Bereich. Die Landwirtschaft und das Dorfleben war mir allzu gut bekannt aus der Ferienarbeit bei meinem Grossvater, der Bauer und Zimmermann im Posenerlande war. Der Bewirtschaftungsstandard mit Maschinen in meiner Heimatgegend entsprach jenem, den ich in Melchnau vorfand. Das Übrige konnte ich meinen Kameraden, die, bzw. deren Eltern aus östlichen Gebieten Polens stammten, auf Grund der allgemeinen Kenntnisse und Lebenserfahrungen über das deutsche Wesen erklären.

Das Einkäufen von zusätzlichen Esswaren im Konsumladen erwies sich gewisse Zeit als notwendig, seitdem wir Pferdefleisch, zuerst in Form von Gulasch, das dann von Hamburgern und Würsten abgelöst wurde, zum Mittagessen erhielten. Während Hamburger und Würste aus Rossfleisch, wenigstens zum Teil, geniessbar waren, war es unmöglich, das «Hartgummi-Gulasch» zu zerkauen, bzw. hinunterzubringen. Obwohl uns ein Spassmacher ein Rezept für das wirksame Rossfleischessen bekanntgab («beim Kauen so lange mit der rechten Fussspitze scharren, bis das letzte Stück keinen Widerstand mehr leistet»), blieb Gulasch doch der Sieger. Dem Leser zur Erklärung muss hier beigefügt werden, dass in Polen kein Rossfleisch gegessen wird, was scheinbar mit den kriegerischen Einfällen der wilden, mongolischen Tatarenhorden im Zusammenhang stehen soll. Die Einführung einer «Rossfleischaktion» erwies sich insofern als notwendig, als mit der französischen Armee relativ sehr viele ältere, arbeitsuntaugliche Pferde eingeführt wurden, die mangels Futtermittel in der Schweiz notgeschlachtet werden mussten. Nach etwa 3-4 Wochen fand diese

Welle ihren Abschluss und wurde bald vergessen, da mancher Soldat in seinem Tornister glücklicherweise Konserven mit französischen Notvorratsrationen vorfand. Ein Kamerad, der bei einem Bauern «schwarz» zu arbeiten begann, fand bei ihm eine günstige Einkaufsquelle von Apfelwasser. Bald fanden wir an diesem, uns unbekanntem Getränk grossen Gefallen, womit das französische Konservenfleisch, mit Zwiebeln zubereitet, zu einem köstlichen Schmaus erhoben wurde.

Es dauerte nicht lange, bis das Apfelwasser einen Kameraden, einen Gourmet aus Warschau, auf die Idee eines Imbisses mit «Hering in Sahne» brachte. Er sagte, dass er den Genuss des starken Getränkes nur mit einem Hering richtig einschätzen könne. Er kam zu mir, damit ich ihm das deutsche Wort für den von ihm so beliebten Delikatessenfisch verrate. Mit den nötigen Ausdrücken «Matjes» «Bismarckhering» «Rollmops» ging er in den Konsumladen, um seinen Leckerbissen zu kaufen, aber seine Rechnung ging leider nicht ganz auf, da die Verkäuferinnen, anstelle seines Wunsch zu erfüllen, nur ein Gekicher für ihn übrig hatten, was ihn nicht nur enttäuschte, sondern auch aus der Fassung brachte. Offenbar wurde er wegen seiner etwas singenden Aussprache nicht richtig verstanden. Kurzum, bald kam er etwas aufgebracht und zornig zu uns zurück mit den Worten: «Obwohl ich die gelernten Worte so deutlich wie ich es nur konnte, aussprach und dazu erklärte «grüne Fisch im Salz...», hörte ich nur Gelächter und die Antwort: «Grüne Fisch im Salz im Sommer nix da!» Er konnte nicht begreifen, weshalb hier, wo alles haufenweise zu kaufen war, ausgerechnet Salzheringe nicht erhältlich wären. Aber noch weniger konnte er das lustige Benehmen des Konsumfräuleins verstehen, das ihn zweifellos verletzte. Eines Abends nach dem Verlesen sagte er zu seinen Kollegen, er «hätte heute Abend ausgezeichnete Heringe und dazu sehr billige erstanden». Gleich erschienen mehrere Soldaten im Konsumladen und einer nach dem anderen verlangte die beliebten Fische. Auch ich bekam an jenem Abend Lust in den Konsumladen zu gehen, und zwar nicht so sehr wegen der Salzheringe, sondern vielmehr, um zu wissen, was eigentlich im Spiel war. Ich hatte nämlich den Eindruck, dass der abgewiesene Gourmet mit dem Zulauf seiner Kollegen in der Abendstosszeit die Verkäuferinnen etwas ärgern und sich vielleicht für das unverdiente Gelächter rächen wollte. Dass dies dem Warschauer Gourmet wegen seiner Sprachschwierigkeiten passierte, dürfte einen nicht wundern, denn auch bei mir, dem Sprachkundigen, ist etwas ähnliches später in Winterthur vorgefallen, als ich in einer Metzgerei «Käsefleisch» zu kaufen beehrte, in der Meinung, ich hätte das Wort «Fleischkäse» falsch gehört.

Dank der friedlichen und erholsamen Dorf Stimmung begann sich das Leben der Internierten allmählich zu normalisieren. Aber es waren unter uns immer noch einige Soldaten, die der Internierung nicht trauten und die Auslieferung der Internierten an Deutschland befürchteten. Mit den täglichen Abendverlesen auf dem Dorfplatze wurden wir daran erinnert, dass wir Internierte, immer noch Soldaten waren. Bei unserer Ankunft in Melchnau befand sich das Arrestlokal im Kellergeschoss des alten Schulgebäudes. Anfänglich war es gut besetzt, da in den ersten Internierungswochen der Drang zur Flucht nach England über Frankreich sehr ausgeprägt war. Etliche Kameraden, als sie bemerkten, dass die Schlacht um England immer noch im Gange war, beschlossen, auf die Insel zu flüchten, um sich der polnischen Armee anzuschliessen. Das Arrestlokal wurde von uns zufällig entdeckt, als drei von unserem näheren Kameradenkreis mittels eines in der alten Schule gefundenen Schulatlasses herausfanden, dass Melchnau «nur durch 3 Quertäler» von der italienischen Grenze getrennt ist, worauf sie die Flucht ergriffen. Jeder mit einer Büchse Sardinien und Portion Käse ausgestattet und nur mit einem Pullover als Halbzivilist getarnt, gerieten sie im Hochgebirge in schlechtes Wetter. Halb erfroren und erschöpft, wurden sie bei Meiringen gefasst. Da wir der Meinung waren, dass ihnen die Flucht gelungen sei und dass sie bereits hinter den sieben Bergen seien, waren wir beim Abendverlesen sehr erstaunt, Rufe nach Zigaretten in polnischer Sprache wie aus der Unterwelt zu vernehmen. Erst nach einer Weile bemerkten wir, dass die Rufe aus dem Fensterchen des Schulkellergeschosses kamen, wo die drei Englandflüchtlinge bereits seit einigen Tagen eingesperrt waren. Sie selbst genierten sich, vor uns die missglückte Flucht zuzugestehen, bis das Bedürfnis nach Rauchen stärker als der verletzte Stolz war. Dabei zeigte es sich, dass das Arrestlokal einiges zu wünschen übrig liess, weshalb ein leerer Schuppen für die künftigen Arrestanten gewählt wurde. So wie viele andere polnische Internierte, die über Frankreich nach England zu gelangen versuchten, flüchteten die drei Kameraden über Italien aus Unkenntnis der wirklichen Lage. Vielleicht war dabei noch etwas Abenteuerlust, war doch Italien nach seiner Kriegserklärung zum Feindesland geworden. Die

Flucht nach England der frisch Internierten, manchmal auf verrücktesten Umwegen, war damals als ein tapferes Unternehmen und die Flüchtenden als Helden angesehen. In der Tat war es nicht so einfach, im Sommer 1940 über Südfrankreich, Spanien und Portugal nach England zu gelangen. Das damals mit Deutschland sympatisierende Franco-Spanien stellte ein besonderes Risiko dar; denn sobald uns einer von der Polizei gefasst wurde, erwartete ihn eine harte Gefängnisstrafe im berühmten Miranda del Ebro-Lager. Nur Einzelnen ist es gelungen nach Portugal zu flüchten, aber auch hier musste er unter Umständen sehr lange warten, bis er die belagerte Insel erreichte. Etwas einfacher hatten es die Internierten in der welschen Schweiz, denen es möglich war, sich den in Savoyen kämpfenden Maquis anzuschliessen. Auf diesem Gebiet hatte sich besonders ein polnischer Hauptmann im Hochschullager Fribourg verdient gemacht. Dank seiner Entschlossenheit und Ausdauer ist es ihm gelungen, aus den Überläufern eine grössere, gemischte Kampfformation zu organisieren, die in Marseille zu einem bedeutenden Kampfverband angewachsen, über Neapel den italienischen Kriegsschauplatz erreichte und dort zum Ruhm der polnischen Waffen Einiges beitrug.

Von Zeit zu Zeit wurde eine Zehnergruppe aus Internierten gebildet und zu Gemeindearbeiten abkommandiert. Es handelte sich dabei meistens um das Säubern von Strassenrändern, die uns jedoch nicht befriedigten, da wir den Eindruck hatten, dass wir in der Kriegszeit Wichtigeres zu tun hätten. Wir fragten uns, ob es in der Gemeinde tatsächlich keine andere, sinnvollere Arbeit gäbe, deren wir Soldaten würdig wären. Das Gefühl, dass man uns unbedingt mit irgendeiner Arbeit beschäftigen wollte, war für uns sehr peinlich. Mit besonderem Missfallen wurden diese «Trödeleien» von jenen Internierten empfunden, die in Frankreich mehrere Jahre in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Für die übrigen Internierten, die beruflich mit physischer Arbeit nichts oder wenig zu tun hatten – ehemalige Beamte, Angestellte und Intellektuelle – waren die Gemeindearbeiten eine Art Abwechslung. Aber auch bei uns stellte sich mit der Zeit das Gefühl ein, dass dies eine «Trödelei» sei.

Auch das finanzielle Problem kam langsam zur Geltung, als bereits einige Internierte bei den Bauern schwarz zu arbeiten begannen. Die Entschädigungen für die Gemeindearbeiten waren recht niedrig bemessen. Die Art der Beschäftigung und dazu der niedrige Tageslohn hatten zur Folge, dass sich jeder nach Möglichkeit von der Gemeindearbeit drückte und dafür beim Bauer Arbeit suchte, obwohl auch hier die Ansätze von Fr. 1.- bis 2.-- pro Arbeitstag variierten, plus das sogenannte «Znüni». Zwei Jahre später nahmen wir als Studenten des Hochschullagers Winterthur während der Osterferien an der sogenannten Anbauschlacht in einer Gemeinde in der Nähe von Winterthur teil. Diesmal handelte es sich allerdings um schwerere Arbeiten, für welche wir Fr. 1.-- pro Tag entlohnt wurden. Als Studenten der physischen Arbeit ungewohnt, mussten wir bei der Aushebung der schweren Lehmerde für Drainierung zünftig schwitzen, was an trockenen Märztagen intensiven Durst verursachte. Unser Netto-Lohn von Fr. -.70 pro Tag, d.h. nach Abzug des Anteils für die Internierungskasse, reichte gerade für einen Liter Süssmost. Zum Glück dauerten die Arbeiten in der Gemeinde B. nur drei Wochen. Die abwechslungsreichen Arbeiten in den städtischen Gärtnereien in Winterthur waren bedeutend angenehmer. Noch besser gestellt waren wir damals, wenn wir in der landwirtschaftlichen Schule in Wülflingen zu arbeiten hatten, da man uns mit ausreichendem «Zvieri» aufwartete. Die 3-monatige Sommeranbauschlacht war mit einer Erholung in dem abgelegenen Bündner Safiental verbunden, wo wir mit dem Bau von Gebirgspfaden in höheren Regionen beschäftigt waren. Als wir das erste Mal die fast 30 Kilometer messende Strecke Versam-Talkirch-Grossalp marschierten, waren wir von der Einsamkeit des Tales etwas enttäuscht. Dies änderte sich allerdings, sobald der Herbst in das mit Lärchen bewaldete Tal Einzug hielt und die Wälder ihr Kleid wechselten. Die Pilzsammler kamen ohnedies auf ihre Rechnung; aber erst mit der Ersteigung aller Dreitausender Gipfel des Piz Beverin und des Piz d'Annarosa, wie sie auch alle hiesien, und mit dem Blick auf die sanfte Calanda-Kuppe entdeckten wir den vollen Reiz des stillen Safttales.

In unseren Militäreinheiten in Melchnau waren im Durchschnitt ca. 75-80% Soldaten aus der früheren Emigration der Zwischenkriegszeit, die im Unterschied zu der im Jahre 1939/40 erfolgten «ideologischen» Emigration «Erwerbsemigration» genannt wurde. Die Vorkriegsemigranten waren hauptsächlich in den nordfranzösischen Kohlengruben und verstreut in der Landwirtschaft des ganzen Landes beschäftigt gewesen. Es war nicht verwunderlich, wenn diese Leute, Berufsarbeiter, eine

nützlichere und besser bezahlte Arbeit verrichten wollten. Viele von ihnen hatten in Frankreich noch Familienangehörige, weshalb sie ihnen durch Verdienst aus der Arbeit helfen wollten. Zuerst wagten es einzelne, später immer mehr Erwerbsemigranten zu den Bauern zu gehen, um bei ihnen in der Landwirtschaft zu arbeiten. Unter den Grubenarbeitern war mancher ein Bauernsohn, den das Lagerleben langweilte und hier auf dem Dorfe grosse Freude an den Feldarbeiten verspürte. Schon aus diesem Motiv und nicht nur des Geldes wegen suchte er Arbeit bei den Bauern. Seitens des Regimentskommandos sah man diese spontan und individuell bei den Bauern aufgenommene Arbeit nicht besonders gern. Offiziell verlautete, dass die Internierten für die Schwarzarbeit nicht richtig entlohnt sein würden, was in einzelnen Fällen stimmen mochte. Nicht nur meine arbeitsfreudigen Kameraden, aber auch ich selbst erfuhr, wie einzelne Bauern bei Schwarzarbeit sehr knauserig sein konnten. Der Hauptgrund der negativen Haltung der polnischen Lagerleitung zu diesem Problem war klar.

Im Spätsommer 1940, als die Schlacht um England ihren Höhepunkt erreichte und jedes Bataillon zählte, war es verständlich, dass jeder Batteriekommandant auf die soldatische Haltung, Disziplin und Integrität seiner Einheit grossen Wert legte; da die Arbeit bei den Bauern die Kampfmoral zweifellos beeinträchtigte. Es bestand die Gefahr einer weiteren Desintegration der unter schwierigen Bedingungen geschaffenen Division, in der die durch den Bazillus der «Drole de Guerre» infizierten Vorkriegsemigranten in der Mehrzahl waren. Die Soldaten der ehemaligen polnischen Armee, die sich nach Rumänien und Ungarn zurückgezogen hatten, sowie die später aus ihrer Heimat geflüchteten Polen hatten sich grösstenteils freiwillig zur polnischen Armee gemeldet, wogegen die Emigranten auf Grund der franko-polnischen Abmachung auf den 1. März 1940 zum Dienst einberufen wurden. Der Sikorski-Armee schlossen sich auch einzelne Freiwillige, meistens Söhne patriotisch gesinnter Emigranten in Übersee (USA, Brasilien, Argentinien usw.) an, deren Zahl jedoch unbedeutend war. Unter diesen Umständen verstand die Armeeführung die Freiwilligen als eine Art ideologische Kader der Truppe. Es waren somit die Freiwilligen, denen die wichtige Rolle der Träger des patriotischen Geistes unter den Soldaten zufiel. Eine gewisse Spannung zwischen den beiden Kategorien war leider unvermeidbar. Diese Umstände machten sich besonders während der Internierung bemerkbar, als die Militärdisziplin nachliess und die Vorkriegsemigranten möhlichst bald zu ihren Angehörigen zurückkehren wollten.

Es war vielleicht Monat Juli 1940, als Gerüchte laut wurden, dass ein Teil der Mannschaft zum Gebirgsstrassenbau auf den Sustenpass abkommandiert würde. An und für sich wäre ein solches Unternehmen nichts Aussergewöhnliches, ausser dass die Militäreinheiten aufgeteilt worden wären. Aber leider wurde unter uns gemunkelt, dass bei der Zusammenstellung der Arbeitsdetachemente die Auslese nach einem bestimmten Kriterium getroffen werde. Wie in jedem Militärverband, gab es bei uns Soldaten, die grössere Neigung zu Kritik der Lagerverhältnisse zeigten. Das Militär hat bekanntlich die Tendenz zu gewisser Gleichschaltung-Uniformierung. Der Kommandant ist zufrieden, wenn alle seine Soldaten in ihrem Denken und Handeln «nicht aus der Reihe springen». Die im Militär oft geübte Schwarz-Weiss-Vereinfachung war dann gefährlich, wenn sich der Kommandant, der selbst zu wenig Kontakt mit der Mannschaft hatte, auf die geflüsterten Informationen böswilliger und einfältiger Angeber stützte. Einzelheiten über die Zusammenstellung der Arbeitsdetachemente wurden geheim gehalten, was der Gerüchtemacherei Nahrung gab. Ich selbst war erstaunt, als ich eines schönen Tages erfuhr, dass das Detachement bereits auf den Sustenpass abgefahren sei. Es machte den Anschein, dass bei der Qualifikation der Bauarbeiter zwischen den unzufriedenen Kritikern und den Linksorientierten, bzw. «Kommunisten» kein grosser Unterschied gemacht wurde. So entstand der Eindruck, was vielleicht nicht beabsichtigt wurde, dass die schwarzen Schafe von den guten getrennt, in die unwirtlichen Berge «zur Strafe» abgeschoben wurden. In dieser Angelegenheit ist manchen die unnütze Geheimnistuerei auf die «Nerven gegangen». Nach einigen Wochen kam überraschend ein Kamerad vom Sustenpass krankheitshalber zurück. Seinem Bericht war zu entnehmen dass, nachdem sich die nach der Abfahrt aus Melchnau herrschende Atmosphäre der Erbitterung beruhigt hatte, einige Soldaten nach der empfundenen Trennung in eine Art Psychose verfielen. Scheinbar litten sie auch in den sehr tief im Tal gelegenen Baracken, «wo der Himmel kaum zu sehen war». Offenbar fühlten sich die Menschen aus den grossen und weiten Ebenen Osteuropas im engen Gebirgstal nicht recht wohl, dies umso weniger,

als sie in ihrer Meinung als «Sträflinge» behandelt wurden.

In der Tat lagen die Gründe des gegenseitigen Misstrauens etwas tiefer. Jeder, seine Heimat verlassende Emigrant hat seine Gründe, die ihn zu diesem Schritt veranlasst hatten. Schon vor dem I. Weltkrieg herrschte in Südpolen, aber auch in anderen Teilen, eine Überbevölkerung und Unterbeschäftigung, die zum grossen Teil durch die unnatürliche Teilung Polens bedingt war. Der Bevölkerungsüberschuss konnte durch die Emigration nach den USA, Brasilien und in andere Länder entlastet werden. Die prekäre Lage in den ländlichen Gebieten verschlechterte sich nach dem Kriege dadurch, dass gewisse Länder wie Deutschland, Dänemark und Österreich, die früher bestimmte Quoten von Landarbeitern, Saisonarbeitern und Tagelöhnern aus Polen aufgenommen hatten, in den Krisen Jahren ihre Grenzen schlossen. Der karge und knapp gewordene Boden konnte die nicht voll beschäftigte Landbevölkerung nicht mehr richtig ernähren. Einzig die nordfranzösischen Kohlengruben, die Eisenhüttenindustrie und die Landwirtschaft Frankreichs waren in der Lage, einen namhaften Teil der polnischen Landbevölkerung aufzunehmen. Menschen, die wegen Unterbeschäftigung und Unterernährung ihre Heimat verlassen mussten, hatten nur Erbitterung für sie übrig. Die Betreuung der Emigranten (kirchliche und schulische) konnte nur da wirksam sein, wo grössere Polenkolonien existierten. In den einzelnen, verstreuten Bauernhöfen isoliert, konnten sie sich kaum in die fremde französische Realität einleben; andererseits blieben sie auch vom Polentum entfremdet. Dies dürfte auch der Grund gewesen sein, weshalb die Vorkriegsemigranten ein Ressentiment gegenüber ihrer Heimat und indirekt gegenüber uns, die frisch aus Polen kamen, übrig hatten.

Es waren darunter viele ältere Emigranten, die sich schon als Halb-Franzosen fühlten und die beim Anblick der prekären Unterkunft in Thénezay nicht verheimlichten, dass sie lieber in der regulären Armee Frankreichs Militärdienst geleistet hätten. In der sich erst organisierenden Sikorski-Armee begegneten die «alten Emigranten» das erste Mal Landsleuten der «ideologischen Emigration». Natürlich brauchte es Zeit, bis sich gewisse Gegensätze zwischen uns geebnet hatten. Anstelle von «polnischen Herren» begegneten sie in den steinigen, kalten Unterküften der Vendee vielmehr der «Intelligenzia», die ihren Patriotismus schon mehrmals unter Beweis gestellt hatte. Unsere Genügsamkeit und Bereitschaft, einer «grossen Sache» zu dienen, hatten zweifellos unsere «Didons» beeindruckt. (So wurden die alten Emigranten von uns genannt, da sie anfänglich in ihrer französisch-polnisch gemischten Sprache den Ausdruck «disdonc?» für alle Dinge brauchten, deren polnische Bezeichnung sie schon vergessen hatten.) Ihre geistige Verwirrung wurde noch dadurch gesteigert, dass sie, sowie sie angekommen waren, direkt in die stallähnlichen Quartiere eingeführt und den bestehenden Kadereinheiten zugeteilt wurden, ohne dass man sie über die aktuelle politische und unsere organisatorische Lage aufgeklärt hätte. Ich mag mich auch nicht erinnern, dass sie vom Batteriekommandanten oder sonst von einem Offizier des Regiments offiziell begrüsst worden waren. Dafür hatte die Kadertruppe, d.h. die 20-30 Mann pro Batterie, mit den neuen Schicksalsgenossen ziemlich rasch den kameradschaftlichen Kontakt gefunden. Mehrere von ihnen konnten selbst noch nicht Briefe an ihre Angehörigen schreiben, da sie weder die polnische noch die französische Sprache in Wort und Schrift beherrschten. Sie waren sehr dankbar, wenn wir ihnen in der Kanzlei bei der Familienkorrespondenz behilflich waren. Die Vertraulichkeit ging unter Umständen so weit, dass sie uns französisch geschriebene Briefe von ihren Allerliebsten zur Übersetzung gaben.

Der relativ hohe Anteil der patriotisch und demokratisch gesinnten Intellektuellen in unseren Einheiten und deren ungezwungene kameradschaftliche Haltung trugen viel dazu bei, dass sich die Integrierung der Vorkriegsemigranten in die Armee rasch vollzog. Damit soll die Rolle der Offiziere bei der Organisation der polnischen Armee keineswegs herabgesetzt werden. Viele Offiziere, die in Rumänien und Ungarn interniert waren, zögerten nicht, dem Rufe des neuen Regierungschefs Folge zu leisten und stellten sich schon in den ersten Tagen nach der Bekanntmachung der Gründung der neuen polnischen Armee zur Verfügung.

Um gewisse Probleme, die während der Internierung unserer Division auftauchten, besser zu verstehen, ist es angezeigt, die Zusammensetzung der Mannschaft näher zu betrachten. Zuerst einmal ist zu sagen, dass es nicht einfach war, eine grössere Kampfeinheit im Ausland aus heterogenen Elementen aufzustellen. Die Division bestand aus:

1. Berufs- und zum Teil aus Reserveoffizieren, die mit ihren Einheiten im Herbst 1939 die rumänische, bzw. ungarische Grenze überschritten;

2. Polen-Patrioten, die zum grössten Teil nicht mobilisiert waren und in Anbetracht des Nazi-terrors nicht offen gegen den Feind kämpfen konnten;

3. jenen Polen, die aus Erwerbsgründen nach Frankreich emigrierten.

An patriotischer Gesinnung fehlte es bei der Mannschaft keineswegs. Der Kampfwille war ausgezeichnet. Doch bestanden gewisse weltanschauliche Differenzen, die sich aus der überlieferten, polnischen Ständestruktur der Zwischenkriegszeit ergaben. Eine in die Breite gehende Demokratie, wie sie in der Schweiz existiert, war in Polen noch nicht etabliert, obwohl es verfassungsmässig eine solche nach französischem Muster war. Abgesehen davon bestand eine gewisse Spannung zwischen dem Berufsoffizierskorps und den Intellektuellen, die gelegentlich während der Zwischenkriegszeit zum Ausbruch kam.

Die Offiziere und Soldaten schlugen sich im Kriege allgemein sehr tapfer. Trotzdem fiel das Odium der Niederlage vom Herbst 1939, besonders in den ersten Nachkriegsmonaten, auf das Militär als Ganzes. Zu Beginn des Organisationsstadiums unseres Regimentes in Thézéy machte es den Anschein, dass sich in der polnischen Armee etwas ändern werde, d.h. dass der strenge Kasernengeist und harte Disziplin vor dem lockeren «französischen Militärgest» weichen müsse. Solange unsere Einheiten nur aus Berufs-, bzw. Reserveoffizieren und den Freiwilligen-Kadern bestanden, war die Militärstrenge nicht besonders bemerkbar. Dies änderte sich, als zu unseren Kadereinheiten die einberufenen Vorkriegsemigranten hinzukamen. Man befürchtete nicht ohne Recht, dass sich die Anwesenheit der durch die «drole de guerre» beeinflussten Emigranten auf das ganze Militär gewissermassen zersetzend auswirken könnte. Deshalb fand die Armeeführung den Zeitpunkt als gekommen, die früher in Polen geübte Disziplin wieder gelten zu lassen. Obwohl die Vorkriegsemigranten hauptsächlich Arbeiter waren und in sozialer Hinsicht eine Auslese bildeten, war der kameradschaftliche Soldatengeist in der Division ausgezeichnet. Wegen der Disziplin in den polnischen Internierten Lagern konnten sich die Schweizer Behörden kaum beklagen. Dies kam ziemlich deutlich zum Vorschein, als z.B. Soldaten der britischen Empire-Armeen oder italienischen Einheiten in der Schweiz interniert wurden.

Nach einigen regnerischen Tagen konnte man eines sonnigen Morgens wieder aus der Fabrikhalle an die frische Luft hinausgehen. Die fast 100 Meter lange Fabrikhalle wurde nach dem Morgenessen rasch leer. Sie schien jetzt noch grösser zu sein, das Gefühl der Einsamkeit noch intensiver. Mein Kamerad Wladyslaw hatte den gleichen Gedanken wie ich, als er mir zuwinkend auf das Glasdach zeigte, wo das Sonnenlicht verlockend glänzte. «Viele sind schon bei den Bauern», bemerkte er. Wir beide gingen nicht weit hinaus, weil wir auf einmal nach einigen Tagen der Lagerlangeweile Lust zum Arbeiten verspürten. Bei einer Strassenkreuzung blieben wir vor einem bescheidenen Holzhaus stehen, dessen Wände ringsum mit gesägtem Rundholz belegt waren. Auf der Eingangstreppe stand ein älterer Mann, auf dessen Gesicht sich ein freundliches Lächeln abzeichnete. Eine Tafel beim Eingang sagte, dass hier eine Schuhmacherei ihren Sitz hatte. Das zufriedene Gesicht des Mannes und das ordentlich aufgestapelte Holz wirkte auf uns irgendwie einladend. Ohne uns lange zu besinnen, sagten wir ihm «Grüessech» und fragten ihn, ob wir das Holz zerhacken dürfen. Er nickte bejahend zu, worauf wir uns, so wie wir waren, an die Arbeit machten. Gegen Mittag lag rings um uns ein ansehnlicher Haufen zerhackten Brennholzes. In einem Zeitpunkt fragten wir uns, ob wir gut getan hatten, uns zur Arbeit zu verpflichten, ohne wenigstens eine Andeutung über ein Entgelt zu machen. Als hätte der Mann unsere Gedanken abgelesen, lud er uns zum Mittagessen ein. Es gab «Rösti» mit Milchkaffee und zum Nachtmahl wurden Kirschen serviert. Es war das erste Mal, dass wir zu Gast bei einer einfachen Schweizer Familie waren. Zuerst plauderte man über Essgewohnheiten in beiden Ländern. Unsere Gastgeber wollten dann einiges über unsere Heimat, d.h. Geographie, Geschichte, Politik usw. erfahren. Sie waren darüber erstaunt, was wir ihnen über Polen, Krieg und politische Ereignisse so ausführlich zu erzählen wussten. Offenbar waren sie nicht nur mit den Erzählungen, sondern auch mit der Arbeit zufrieden; denn die Frau des Schuhmachers tischte uns noch Schwarzkaffee mit Kirschen auf. Am nächsten Tag erschienen wir wieder bei der Schuhmacherfamilie, um den Rest der Arbeit zu verrichten. Da uns ausser dem Mittagessen ein «Zvieri» serviert wurde, meinten wir, dass wir genug «verdient» hätten, weshalb wir das Geld, das uns die beiden liebenswürdigen Leute zahlen wollten, freundlich ablehnten. Um sie nicht zu verletzen, machten wir eine witzige Bemerkung, dass wir dafür unsere Schuhe zur Reparatur bringen würden. Als wir abends

unseren Rückweg ins Lager antraten, konnten wir unsere Befriedigung über die 2 Arbeitstage vor unseren Kameraden kaum verbergen. Wir waren vom Gefühl erfüllt, nicht nur eine nützliche Arbeit verrichtet zu haben, sondern auch liebenswürdigen Menschen begegnet zu sein.

Einige Tage später, als wir nach dem Morgenessen noch am Plaudern waren, kam zu uns der Kanzleibote mit der Adresse eines Bauernhofes, wo dringend Aushilfe zum «Heuet» benötigt wurde. Es hiess, dass das Heu noch heute eingebracht werden müsse. Die bisherigen Arbeiter-Internierten waren dort nicht erschienen, weil der Bauernhof sehr weit entfernt war. Deshalb hatte auch niemand Lust, am schwülen Tage dorthin zu gehen. Da Wladyslaw und ich den Heuet als eine angenehme Arbeit fanden, meldeten wir uns spontan zu dieser Arbeit und machten uns unverzüglich auf den Weg. Nach etwa einer Stunde Tempo-Marsches wurden wir plötzlich von einem schwarz uniformierten Mann angehalten, der von uns in barschem Ton den Ausweis verlangte. Einen solchen Mann, der Polizist sein konnte, hatten wir noch nie gesehen. Sein Auftreten und seine schwarze Uniform erinnerte uns an die deutschen SS-Leute. Wladyslaw wurde es unbehaglich, da er von den SS-Leuten in Polen geschlagen worden war. Er hatte auch nicht so rasch begriffen, worum es sich handelte und wir waren schon bereit umzukehren; denn die unfreundliche Kontrolle hatte uns viel von der Arbeitslust genommen. Da unser Ausweis in Ordnung befunden wurde und es sich zeigte, dass der Arbeitsplatz nicht weit entfernt war, entschlossen wir uns, doch zum Bauernhof zu gehen, wo man auf uns mit Ungeduld wartete. Der Zwischenfall mit der schwarzgekleideten Amtsperson\* war bald aufgeklärt, denn es handelte sich um einen Landjäger. Das Familienteam, d.h. der Bauer, seine jüngere Frau und noch zwei schulpflichtige Töchter machten den Eindruck aufgeschlossener Leute. Wir bemerkten gleich, dass sie die Arbeit nicht allzu streng nahmen. Der Heuet bei der Familie L. erwies sich wirklich als eine angenehme Arbeit. Nicht nur während der «Znüni»-Pause, sondern auch während der Arbeit plauderte man ein wenig von Zeit zu Zeit. Die Arbeitgeber verheimlichten nicht, dass sie diesmal froh waren, Internierte zu beschäftigen, mit denen sie sich unbeschwert unterhalten und alles erfahren konnten, was sie über unser Land wissen wollten. Das Mittagessen in einer gemütlichen Stube veranlasste uns zur Annahme, dass die Familie vermögende Leute seien und die Unterhaltung und Geselligkeit in diesem abgelegenen Ort für sie sehr viel bedeutete.

Nach einer Woche Arbeit fühlten wir uns so, als wären wir schon in die Familie aufgenommen worden. Deshalb wunderte es uns nicht sehr, dass wir von den Bauersleuten zu einem «kleinen Erntefest», wie sie sagten, eingeladen wurden. Dadurch hatten wir den Eindruck gewonnen, dass sie in uns nicht nur die Arbeiter sahen, sondern Menschen, die das Schicksal bis in die Schweiz verschlagen hatte. Wir fühlten uns fast wie geehrt und beschlossen, mit unserem Äusseren beim Erntefest den besten Eindruck zu machen. Als wir gerade dabei waren, uns auf Hochglanz aufzuputzen, erschien im Lager der Kanzleibote, der dem diensttuenden Unteroffizier T. meldete, dass die beiden von der Familie L. für heute Abend eingeladenen Internierten keine Ausgangsbewilligung hätten. Der Zufall wollte es, dass der diensttuende Unteroffizier T. unser bester Kamerad war und bei der Familie L. auch einige Tage gearbeitet hatte. Dem Boten erklärte er, dass alles in Ordnung sei. Zu uns gewandt, sagte der Kamerad T., ein Draufgänger typ, dass er so tun müsse, als ob er die «beiden eingeladenen Internierten» nicht gefunden hätte, was insofern der Tatsache entsprach, als noch zwei weitere Internierte zum Fest eingeladen waren. Kamerad T. erzählte uns nachträglich, dass die Familie L. alle Internierten, die auf ihrem Hof gearbeitet hatten, einladen wollte, dass aber der Kanzleichef Schwierigkeiten machte. Allem Anschein nach sah er nicht gerne die grosszügige Gastfreundschaft der Familie L. gegenüber den Internierten. Nachdem er das Spiel des Kanzleichefs erkannt hatte, sagte er uns, dass er sich ordentlich eingeladen fühle und mit uns zum Fest komme. Als diese Angelegenheit so weit geklärt war, machten wir uns zu Dritt auf den Weg. Beim Betreten der geräumigen Stube fiel uns der mit Blumen geschmückte, grosse Tisch samt vielen Stühlen auf, was uns überzeugte, dass die Familie mehrere Internierte zum Erntefest erwartete. Bei der Begrüssung bemerkten wir, dass den Gastgebern von einem Ausgangsverbot nichts bekannt war. Die Gastgeberin bat uns, ohne Zeitverlust Platz am Tisch zu nehmen, da wir bereits um 10 Uhr im Lager zurück sein müssten. Bald erschien auf dem Tisch eine grosse, reichlich garnierte Berner Platte. Ein kräftiger DBle-Wein gab dem Essen eine festliche Note. In dem Moment als bereits Kaffee-Kirsch mit Schenkeli serviert wurde, erschien der Kanzleichef, der sich gütlich und rasch an die Platte machte. Von einem Ausgangsverbot seinerseits wurde nicht die geringste Bemerkung gemacht; im Gegenteil:



Vom belebten und interessanten Gespräch mit uns drei Internierten offenbar beeindruckt (meine beiden Begleiter waren in Polen Bank-, bzw. Staatsbeamte), verlängerte der Kanzleichef für uns die Ausgangsstunde bis Mitternacht.

Nach einigen Monaten, als ich bereits im Hochschullager Winterthur weilte, kam es abermals zu einem weiteren Kontakt mit der Familie L.. Ein Weihnachtspäckchen mit Socken und etwas Süßem war für mich nicht nur eine erfreuliche Überraschung, sondern auch ein Beweis der herzlichen Verbundenheit der Familie mit uns Internierten. Ob dieser freundlichen Aufmerksamkeit habe ich mich etwas geschämt, da ich vor lauter Umtrieben mit der Liquidierung der «Soldaten-Universität» und wegen der grossen Entfernung vom Hof der Familie es bedauerlicherweise unterlassen habe, mich von ihr persönlich zu verabschieden.

Als Abschluss des Kapitels «Arbeit bei den Bauern» in Melchnau möchte ich hier noch kurz ein für die damalige Bauernmentalität typisches Ereignis schildern, das für die beiden Internierten zu einem unangenehmen Zwischenfall wurde, das aber heute einer Pikanterie nicht entbehren dürfte: Zwei Kameraden, ehemalige Studenten der Warschauer Politechnik, die sich im Lager langweilen, wollten bei einem Bauern zur Abwechslung zwei bis drei Tage Holz zerhacken. Der Bauer, dem die billige Arbeitskraft willkommen war, wies auf den grossen Haufen von gesägten Rundholz stücken in einem dunklen Schuppen. Für diese Arbeit hätten zwei tüchtige Holzhacker mindestens zwei Wochen Arbeit aufwenden müssen. Da die beiden Studenten höchstens 3 Tage zu arbeiten bereit waren, schenkten sie dem grossen Haufen Holz im dunklen Schuppen keine besondere Aufmerksamkeit. Vor der Arbeit wurde ein bestimmtes Quantum Holz vom grossen Haufen abgesondert, das die beiden Amateur-Arbeiter zu zerhacken hatten. Am nächsten Morgen vor Aufnahme der Arbeit bemerkten sie, dass der abgesonderte Haufen bedeutend grösser als am Vortage war. Das Gleiche wiederholte sich am 3. Arbeitstage, ohne dass sie wegen dem verdächtigen Zuwachs am abgesonderten Haufen Holz reklamierten. Am Abend des 3. Tages verlangten die beiden ihren Lohn, ddi. jeder Fr. 3.- für die drei Tage Schwarzarbeit. Der Bauer weigerte sich jedoch zu zahlen, da «die Arbeit noch nicht fertig wäre». Da die beiden Kameraden sich hintergangen fühlten, baten sie Wladyslaw und mich um Intervention beim Bauern. Zu Viert begaben wir uns zum Bauernhof, der sehr weit vom Dorfzentrum gelegen war. Alle unsere Beteuerungen, dass die beiden sich nur für 3 Tage Arbeit verpflichtet hatten, nützten nichts. Der Bauer blieb bei seiner Behauptung, dass die Arbeit bezahlt werde, wenn das Holz zerhackt worden sei. Die Besichtigung im Schuppen zeigte jedoch, dass zwischen dem grossen und dem abgesonderten Haufen keine Grenze war. Darauf sagten die beiden, dass sie als Studenten bis jetzt keine so grosse körperliche Arbeit geleistet hätten und nicht so naiv wären, 2 bis 3 Wochen lang für Fr.1.-- pro Tag und bei saurem Most und ungeniessbarem Käse zu arbeiten. Ich sah schliesslich ein, dass es sich hier nicht so sehrum ein sprachliches Missverständnis handelte, sondern um einen schlaun Einfall der Bauernleute, die offenbar billige Arbeitskraft, bzw. ungenügende Kenntnis der Mundart bei den Internierten ausnützen wollten. Wladyslaw, der mit den beiden gut befreundet war, wollte unbedingt die Ehrlichkeit der Bauernleute auf die Probe stellen und da er von Natur aus ein gutmütiger Mensch war, erklärte er ganz überraschend, dass er den Rest zerhacken werde, wobei ich ihm helfen sollte. Anfänglich widerte es mich an, bei diesen Leuten zu arbeiten, Andererseits verband mich mit Wladyslaw eine engere Freundschaft im Lager, wo das Alleinsein sehr unangenehm war. Ich fühlte mich besonders durch seine «russische» und «breite», sanftmütige Natur angezogen, die bei kräftigen Menschen ziemlich typisch ist. Deshalb wollte ich ihn nicht alleinlassen und mich im Lager langweilen. Während der Arbeit hatten wir übrigens genügend Gelegenheiten zu plaudern, «über seltsame Dinge» wie er zu sagen pflegte. Dann war noch ein anderer Umstand, der mich bewog, bei den «Knausern» zu arbeiten. Die beiden Sonderlinge waren ziemlich alt und sie, d.h. die Bäuerin dazu etwas gebrechlich. Ich fragte mich, wer den beiden helfen würde. In 2 Wochen harter Akkordarbeit hatten wir den riesigen Haufen Holz fein und sauber zerhackt. Am letzten Abend zeigte sich im Hof nur die alte Frau, die von weitem uns zurief, dass das Geld auf dem Tisch in der Stube liege. Wir zählten es nach, die geschuldeten Fr. 6.--, der Arbeitslohn für die beiden Kameraden, waren jedoch nicht dabei. Wir schämten uns aufrichtig, ihnen dies mitteilen zu müssen. Obwohl damals die «Schwarzarbeit» nicht verboten war, nahmen die beiden Kameraden von einer Reklamation wegen der Unehrlichkeit der Bauernleute beim Kanzleichef Abstand. Dafür spülten wir gemeinsam das Ärgernis mit einem Glas Wein hinunter.

Manches in der Melchnauer Umgebung erinnerte mich daran, was ich bereits aus der Lektüre von deutschen Erzählungen und Romanen kannte. In den mit stillen Waldbächlein durchzogenen Waldtälem, wo einzig das Klappern des Mühlrades ein Leben anzeigte, konnte man manchmal einer alten, halbvergessenen Schenke begegnen, wo noch ein guter Wein serviert wurde. An Sonntagen pflegten wir, in das benachbarte Dorf zu marschieren, wo eine katholische Kirche war, um an der Messe teilzunehmen. Einer von unserem Kameradenkreis sagte uns nach der Messe, er hätte heute eine besondere Idee und möchte uns mit einer malerischen, an einem abgelegenen Ort entdeckten Waldschenke überraschen. Er führte uns auf schmalen Feldwegen so aus dem Dorf hinaus, dass wir die Verbotstafel nicht zu Sicht bekamen. Hoffentlich wird uns kein Landjäger erwischen. Auch sie werden ihren Sonntag haben, dachten wir. Nach etwa zwei Stunden Marschierens erreichten wir unter Umgehung von Ortschaften die gesuchte Schenke. Unterwegs bewunderten wir den guten Spürsinn unseres Führers. Sie stand am Waldrande neben einem Bach. Das alte, ziemlich mächtige Gebäude hatte noch den Hauch der Romantik des 18. Jahrhunderts. In den Mauern waren tiefere Risse sichtbar. Alles war hier, bis auf die jüngere Serviertochter, alt: das Gasthaus, der Wein und der bärtige Mann, der von sich etwas langsam erzählte, ohne zu merken, dass ihm niemand zuhörte. Als wir alle vom langen schnellen Marsch müde geworden, gemütlich und von der Stille benommen, in der dunklen Gaststube beisammen sassen, traten zwei Fräulein in die Stube hinein. Das kleinere, etwas dickliche, blonde Fräulein stellte sich resolut in die Mitte der Stube und begann, nachdem es laut «Grüezi mitenand» ausgerufen hatte, zu jodeln. Da wir im dunklen Teil der Stube still sassen, bemerkte uns wahrscheinlich die Jodlerin nicht. Meinen Kameraden, die bis jetzt eine solche Gesangsart nicht zu Gehör bekommen hatten, kam der Diskant-Gesang etwas seltsam und fast unnatürlich vor. Durch die unerwartete Vorführung einer unbekannteren Gesangsart durch ein junges, keckes Fräulein war die Überraschung so gross, dass einer von unserer Gruppe zu der Jodlerin gewandt, laut zurief: «Sie Fräulein... kommen hier, bitte... mit uns Wein trinken.. .» Das resolute Fräulein, das uns erst jetzt bemerkte, wies jedoch die Einladung ab und sagte: «Vom Wein habe ich heute schon genug... Wenn Sie mir aber einen Kaffee-Kirsch bestellen, bin ich gern dabei... » Nachdem sich die beiden Fräulein mit Kaffee gestärkt hatten, erzählten sie uns, dass sie irgendwo an einem Dorffest teilgenommen hätten und, durch etwas Unangenehmes gestört, bereits auf dem Heimwege seien. Sie hätten absichtlich der polnischen Internierten wegen über Melchnau einen Umweg machen wollen. Als sie von uns erfuhren, dass sie dorthin nicht mehr fahren müssen, da einige polnische Internierte hier leiblich hinter dem Tisch sassen, lachten sie kurz und begannen, uns näher zu betrachten. Der Zufall wollte es, dass in unserer Gruppe die jüngere Generation von blonden und eher schwächlichen Menschentypen überwog. Vielleicht machten uns die Baskenmützen noch etwas jünger und feiner, als wir es wirklich waren. Eine gewisse Enttäuschung zeichnete sich in den Gesichtern der beiden Fräulein ab, da sie der Meinung waren, dass die Polen vom Hören-Sagen schwarzhaarig, bärtig und gross gewachsen sein müssten. Das blonde, lustige Fräulein sagte frivol und kichernd, dass sie gar nicht hätte nach Melchnau fahren müssen; denn solche Burschen wie wir, habe es im Luzernischen genug. Erst jetzt bemerkten wir, dass die Jodlerinnen Trachtenkleider trugen, die wir bis jetzt nie gesehen hatten. Die Enttäuschung der Sängerinnen über die Polen musste nicht gross gewesen sein, denn das blonde Fräulein stimmte gleich ein anderes Jodellied an. Das zweite Fräulein begleitete sie mit einer zarten Altstimme. Diese doppelstimmige Vorführung fanden wir noch schöner und bedankten uns dafür mit gebührendem Lob, worauf sie wissen wollten, ob in Polen auch jodelt werde. Dies konnten wir leider nicht bejahen.

Interessant ist vielleicht in diesem Zusammenhang, dass, obwohl in den österreichischen Alpen auch gejodelt wird, diese vokale Ausdrucksweise in den Westkarpaten und Beskiden unbekannt zu sein scheint. Dafür hört man öfters in den südöstlichen Karpaten, wie in der Schweiz, das Horn. Bevor sich die Jodlerinnen von uns verabschiedeten, wollte das Fräulein mit der Altstimme wissen, weshalb wir alle beim Wort «Huzuki» lachten. Ich musste dem Fräulein erklären, dass das Wort «Huzulki» (das polnische «I» wird ähnlich wie im bernischen Dialekt halbvokalisch ausgesprochen) im «internen» Gebrauch der Internierten soviel wie «Schweizerinnen» bedeutet. Die Bezeichnung «Huzul» (männlich) und «Huzulka» (weiblich) ist der Name eines in den östlichen Karpaten lebenden Volksstammes. Im übertragenen Sinn bedeutet «Huzulen» Menschen, die in den abgelegenen Bergen leben, was dem Wort «Innerschweizer» entsprechen würde. Die Huzulen sind ein ukrainisch-

polnisch gemischter Volksstamm mit einer sehr reichen, eigenartigen und ausgeprägten Volkskultur. Dank dem Umstand, dass sie immer in den gebirgigen Karpaten abgeschlossen lebten, konnten sie ihre alte völkische, d.h. urslawische Eigenart bis heute bewahren.

Seit einer gewissen Zeit war mir aufgefallen, dass ein Tisch in der Fabrikhalle sehr oft von fleisigen Kameraden besetzt war. Es sah hier wie in einer Werkstatt aus: am Tisch mit vielen Zeichnungsblättern sassen schweigsam, in die Arbeit vertieft, einige Kameraden, die mit Photovergrößerung im Rastersystem beschäftigt waren. Diese Stille war umso seltsamer, als die Tische früher meistens von Kartenspielern und «Kiebitzen» dicht besetzt waren. Das neue Gewerbe hat folgenderweise begonnen: ein jüngerer Internierter, der einige Tage Arrest abzusitzen hatte, machte eine nähere Bekanntschaft mit einem Soldaten der Schweizer Bewachungsmannschaft. Der Arrestant sagte ihm, er wäre bereit, nach dem ihm gezeigten Photo der Tochter des Soldaten ein Porträt mit Bleistift anzufertigen. Schon im Arrestlokal begann er den Auftrag auszuführen, was ihm nicht schwer fiel, da er schon früher ein solches Hobby betrieb. Da die Ähnlichkeit frappant gut ausfiel, gab der Soldat dem «Porträtisten» einige Franken für die gelungene Arbeit. Noch bevor der Arrestant das Lokal verliess, erhielt er noch weitere Aufträge und da jedoch die Bewachungsmannschaft bald Melchnau verlassen musste, waren die Porträtaufträge dringlich geworden. Der untemehmungsfreudige Zeichner gab den Auftrag an seine Kollegen weiter, die unter seiner Aufsicht tüchtig arbeiteten und für jeden Franken sehr froh waren. Da mich der «Unternehmer» auf der Strasse zeichnen sah, kam er zu mir, mit dem Auftrag, eine technische Zeichnung für einen Ofenbauer zu machen, was ich jedoch ablehnte, da ich schon vorher an der bernischen Bauernhäuserarchitektur Gefallen fand. Als erstes Zeichnungsobjekt nahm ich die Dorfhauptstrasse mit der Kirche im Hintergrund. Auf der Suche nach weiteren malerischen Sujets fand ich einen aus Holz gebauten, abseits liegenden, halb zerfallenen Schuppen. Als ich mit der Bleistiftskizze des Schuppens beschäftigt war, merkte ich, dass jemand hinter mir stehend, meine Beschäftigung beobachtete. Es war eine Bäuerin, wahrscheinlich die Besitzerin, denn sie drückte das Bedauern aus, dass ich mich bemühe, ein «solch altes, baufälliges Zeug» zu zeichnen, während sie froh wäre, wenn ihr jemand von ihrem prächtigen Bauernhaus ein schönes Bild machen würde. Es fiel mir nicht leicht, der Bäuerin zu erklären, dass ich nicht mit Farbe male, sondern mit Bleistift und Tusche zeichne usw. und dass ich überhaupt kein Maler sei. Das Bauernhaus, zu welchem sie mich führte, war ein ordentliches, sauberes Gehöft. Nach einer Weile näherer Betrachtung fand ich einen Punkt, von wo aus sich das Sujet malerischer präsentierte. In der Freude, das Gehöft als Zeichnungsobjekt gefunden zu haben, war ein gewisses Wohlgefühl enthalten, der kunstfreudigen Bäuerin eine Tuschzeichnung als Andenken an die «Internierten in Melchnau» zu schenken. Als ich ihr die Zeichnung brachte, wollte sie von einem Geschenk nichts wissen. Sie bestand energisch darauf, dass ich wenigstens Silbergeld entgegennehme. Ich muss gestehen, dass es das erste Mal in meinem Leben war, dass ich für ein solches Produkt der Hobby-Beschäftigung Geld nehmen sollte. Ich war verlegen und machte diplomatische Anstalten, mich aus der Affäre zu ziehen. In diesem kritischen Moment wurde ich durch meine Kameraden, die mich begleiteten und etwas abseits standen, an mein Versprechen erinnert, ihnen noch heute eine Flasche «Veltliner» zu stiften. Da es der Bäuerin mittlerweile gelang, die Silberlinge in meine Tasche zu stecken, blieb mir nichts anderes übrig, als mich mit herzlichem Dank für das «Honorar» zu verabschieden. Beim Abschied bemerkte die Bäuerin «dass Künstler auch leben müssen», was offenbar eine Anspielung auf meinen Maginot-Bart war. Mit der schwarzen Barret-Mütze stellte ich wohl damals eine Mittelfigur zwischen R. Wagner und Vincent van Gogh dar. Posieren war nie meine Sache. Was man sich nicht alles erlauben darf, wenn man unbekannt in der Fremde lebt! dachte ich mir. Dabei war mein Maginot-Bart einfach eine Folge der Geldknappheit, waren doch Gillette-Klingen nicht billig.

Das Zusammensein in der Soldatenstube während der immer länger werdenden Abenden brachte es mit sich, dass bei den ungezwungenen Plaudereien manchmal die verrücktesten Ideen auftauchten und phantasievolle Pläne geschmiedet wurden. Bei der Mehrheit der Internierten spukte fortwährend der Gedanke, dass etwas «Geistiges», bzw. Kulturelles organisiert werden sollte, um die Mannschaften aus der Lagerlethargie herauszuführen. Dieser Vorschlag nahm langsam konkrete Gestalt eines «Kulturabends» an. Es hiess, dass jeder Talentierte etwas Künstlerisches aus «eigener Küche» z.B. sein Können im Singen, Musizieren oder Dichtung darzubringen hätte. «Kulturabend» ist leicht und

schön zu sagen, aber einen solchen durchzuführen, ist eine andere Frage. Dann wusste man auch nicht, ob die Veranstaltung «polnisch» für die eigenen Landsleute oder auch «deutsch» für die Schweizer-Gastgeber abgehalten werden sollte. Als dann die Idee einer «Bühnenvorstellung mit musikalischen, bzw. vokal-instrumentalen Darbietungen» mehr Anhänger fand und die Gesangsproben begannen (man war überzeugt, dass Musik als internationales Verständigungsmittel am besten dazu geeignet wäre), zeigte es sich, dass die Darbietungen mangels eines Dirigenten kaum ein bühlenwürdiges Niveau erreichen würden. Andererseits bestand die «Künstlergruppe» aus Amateuren, die kein Musikinstrument zur Verfügung hatten. Man sprach viel davon, dass scheinbar ein Offizier im Lager über einen Fonds verfüge, der für allfällige Ausgaben für kulturelle Zwecke zuständig sei. Von ihm aber vernahmen wir, dass dieser Fonds für die Preise für ein Ping-Pong-Spiel-Turnier bestimmt sei. Von allen diesen Umtrieben sind die Organisatoren müde geworden und liessen die Idee einer «Lieder-Reise durch die Fluchtländer» fallen. Mehrere begeisterte Amateure bemerkten selbst, dass sie sonst noch viele Lücken in ihrer Allgemeinbildung auszufüllen hätten.

Zu den ständigen Besuchern der Soldatenstube, die mehr beobachteten als mitredeten, genortie ein älterer Soldat, der mit seinem Charakterbart a la Zar Nikolaus auffiel. Vor dem Kriege amtierte er in einer kleinen ostgalizisehen Stadt als Richter, wo er sich mit dem Landvolk sehr eng verbunden fühlte. In dieser Eigenschaft organisierte er dort Ausbildungskurse im Rahmen der sog. «Volksuniversitäten». Es war der «Verein für Volksbibliotheken», der die Idee solcher Universitäten unter dem Motto «Mit der Fackel der Bildung unter das Volk» in Galizien propagierte. Hier in Melchnau unter Einsatz und Propaganda des ehemaligen Richters lebte diese Idee in der Soldatenstube wieder auf. Rasch fand sie mehrere Anhänger und in einigen Tagen war ein kleines Lehrerteam bereit, «die Fackel der Volksbildung» unter die Soldaten zu tragen. An einem schönen Septembormorgen fand die Inauguration der Volksbildungskurse statt. Es war ein besonders feierlicher Moment, als der Initiator der Kurse mit der Ansprache über das Thema «Volk und Bildung» in einer lockeren Form einleitete. Nicht nur in Vorkriegspolen, sondern bereits Mitte des 18. Jahrhunderts, in der Zeit der Aufklärung, galt Wissen und Bildung als ein wesentliches Kriterium zur Einstufung eines Menschen im Gesellschaftsleben des Landes. Nichts hat vielleicht einen Polen in der Gesellschaft, bzw. im Salon mehr kompromittiert als Mangel an Bildung. Durch Bildung war es dem Polen aus niedrigem Range möglich, ziemlich rasch eine höhere Gesellschaftsstufe zu erklimmen. Als der Adel nach der Teilung Polens abtreten musste, war es die gebildete Schicht, die sogenannte Intelligenza, die aus dem Adel kam, welche die geistige Führung der Nation übernahm. Die zweite Vorlesung galt dem Thema «Wirtschaften und Wirtschaftslehre in Polen», die vom Schreibenden vorgetragen wurde. Darin wurden die Gründe erläutert, weshalb die Polen in ihrem Dasein für «praktische und unbedeutende» Dinge des Alltags relativ wenig Verständnis und Interesse zeigten, was zweifellos zur Folge hatte, dass der Beitrag Polens zur Entwicklung der Volkswirtschaftslehre sehr bescheiden ausfiel.

Der Referent wies darauf hin, dass das mangelnde Interesse des polnischen Adels für praktische Belange des Gesellschaftslebens und indirekt für die Naturwissenschaften darauf zurückzuführen war, dass die Mittelschulbildung einige Jahrhunderte dem Jesuitenorden oblag. Die zahlreichen Jesuiten-Kollegien beeinflussten mit ihrer Verherrlichung der Religion, des Altertums, der griechisch-römischen Literatur sowie mit der mechanischen Lernmethodik und unkritischem Denken viele adelige Generationen. Erst mit der Aufhebung des Jesuitenordens ca. 1730 und unter dem Einfluss der Aufklärung begann sich langsam unter Konarski und des Piaristenordens eine mehr lebensnahe Richtung in den Mittelschulen zu entwickeln. Leider fiel die Erneuerung auf die letzten fünf Jahrzehnte der alten Adelsrepublik, womit sie nur teilweise wirksam sein konnte. Die zum grossen Teil vom Adel stammende Intelligenza des 19. Jahrhunderts blieb leider dem überlieferten Bildungssystem noch weitere Jahrzehnte treu und zeigte für die Geisteswissenschaften, bzw. musischen Lehrfächer, besonders für die Literatur und Geschichte, mehr Interesse als für die Naturwissenschaften oder für die praktischen, materiellen Probleme des Lebens. Der durch die ländliche Lebensweise bedingte Traditionalismus hätte sich noch weiter gefestigt, wenn sich nicht ein Teil der adeligen Jugend nach den misslungenen Aufständen in die Emigration begeben musste. Die Beziehungen zum Westen waren zwar immer lebendig, aber die politisch orientierte «Aufstandsemigration» trieb viel mehr aufgeschlossene und aktive Jugend ins Ausland, die sich viel intensiver für die neuen Strömungen und für alles Neue interessierten, als die Söhne des bemittelten Adels. Der Aufenthalt im Westen brachte

die Emigration in Kontakt mit Technik, Biologie und mit anderen Zweigen der Wirtschaftstätigkeit wie Industrie, Handel und Transport. Der Bau der sibirischen Bahn eröffnete den polnischen Ingenieuren in Kongresspolen gute Chancen im Berufsleben. Trotz der Abkehr von überlieferten Berufen blieb der Hang zu den Geisteswissenschaften und zum Musischen immer lebendig. Noch in der Zwischenkriegszeit mochte z.B. ein polnischer Rechtsanwalt als Jurist von seinen Kollegen hoch geschätzt sein, gesellschaftlich wurde er als Ignorant angesehen, falls er sich zu wenig in Sachen Literatur und Geschichte auskannte.

In einer Zeit, wo Kino, bzw. Radio und Television noch nicht so populär waren, wurde die Lektüre von Romanen und Erzählungen in unserer Heimat intensiv gepflegt; besonders beim schwachen Geschlecht wurde sie zu einer allgemeinen Leidenschaft. Bei dieser bedauernswerten Entwicklung spielte noch ein anderer Umstand eine wesentliche Rolle. Während sich der Landadel in Polen hauptsächlich der Agrarwirtschaft und verwandten Beschäftigungen widmete, überliess er den Handel, das Gewerbe und den Dienstleistungssektor am liebsten den Fremden. Die Einseitigkeit der Wirtschaftstätigkeit konnte ihn nicht zu Spekulationen, Denken und zu umfassender Darstellung aller Zusammenhänge der Volkswirtschaft verleiten. Wie gesagt, fiel der Beitrag der polnischen Wissenschaft zur Volkswirtschaftslehre mager aus. Die einzige Lehre, für welche die Polen in der Volkswirtschaft ein Interesse bekundeten und auch einige wissenschaftliche Beiträge leisteten, war der Physiokratismus. Die geistige Verwandtschaft zwischen Frankreich und Polen mochte dieses Interesse der Polen gefördert haben. Aber der ausschlaggebende Grund der Vorliebe der polnischen Wissenschaft für das physiokratische Bild der Volkswirtschaft lag zweifellos darin, dass das damalige Polen noch stark mit der Naturherrschaft-Physiokratie, d.h. mit der naturbedingten Urproduktion sehr eng verbunden war. Aus meiner Jugendzeit mag ich mich noch erinnern, wie für manchen Unternehmer, der es in seinem Beruf zu etwas brachte, wichtiger war, seinen Traum von einem Landgutbesitz – wenigstens in Form vom Halten eines Pferdegespanns mit Landauer – zu verwirklichen, als Kapital in sein Unternehmen zu investieren.

Der Referent schloss seine Ausführung mit der These, dass solange die so gebildete Intelligenzia die geistige Führung der Nation innehatte und in der schöngeistigen Literatur das einfache «arkadisch-begnügliche» Dorfleben idealisiert wurde, solange konnte sich Polen von seiner Armseligkeit schwerlich befreien. Der teilweise Aufschwung der Wirtschaft im Königreich Polen nach dem Wiener Kongress und der darauffolgende Positivismus brachten eine gewisse Besserung der Wirtschaftslage und -Struktur. Leider haben die beiden letzten Weltkriege gezeigt, dass Polen, wieder zum Zankapfel seiner feindlichen Nachbarn geworden, nur dann auf eine bessere Zukunft blicken kann, wenn es sich vermehrt seiner Wirtschaft widmen und in einem vereinten Europa in Frieden arbeiten darf.

Bereits am ersten Tage konnten die Organisatoren der Kurse insofern einen Erfolg für sich buchen, als die Zuhörer den beiden Ausführungen sehr aufmerksam folgten. An der anschliessenden Diskussion nahmen sie mit Fragen und Anregungen regen Anteil. Die Fragestellungen waren für die Organisatoren insofern lehrreich, als sie zeigten, dass die künftigen Referate auf einem mehr einfachen Niveau vorgetragen werden müssen. Das Ziel der Kurse wurde jedenfalls zum Teil erreicht, d.h. das allgemeine und lebhaftige Interesse der Mannschaft an der Bildung. Das Regimentskommando begrüsst die Kurse positiv, eingedenk des bekannten Sprichwortes: «Einen Beschäftigten versucht ein Teufel, einen Unbeschäftigten dagegen deren zwei.» Auf alle Fälle sah man in der Soldatenstube mehr Soldaten am Lesen von Zeitschriften und Büchern aus der kleinen Bibliothek. Zum allgemeinen Bedauern war leider das Leben der «Soldatenuniversität», wie die Kurse manchmal spöttisch genannt wurden, von kurzer Dauer. Der Zufall wollte es, dass sich ungefähr zur gleichen Zeit die Kunde von der bevorstehenden Organisation eines Hochschullagers für die polnischen Internierten in der Schweiz verbreitete. Unglücklicherweise interessierte sich die Mehrheit der an den Kursen Mitwirkenden für das Hochschullager. Durch das Ausscheiden aus dem Organisatorenkreis von Richter A. und meiner Wenigkeit wurde das Weiterbestehen der Kurse fraglich. Immerhin ist zu sagen, dass die Bemühungen der Kursinitiatoren nicht ganz vergebens waren. Die Idee der Volksbildungskurse für Soldaten fiel später, unabhängig vom Lager Melchnau, auf fruchtbaren Boden. Während der späteren Internierungsjahre, besonders nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad, als es klar wurde, dass Hitler sein Ziel nicht erreichte, stellte sich bei vielen Internierten die Frage der baldigen Rückkehr ins zivile Berufsleben und der weiteren Berufsausbildung, bzw. der Umstellung auf einen ande-

ren, angenehmeren Beruf ein. Die Mehrheit unserer Soldaten rekrutierte sich bekanntlich aus den in Frankreich lebenden Vorkriegsemigranten. Das Schicksal der in den Kohlenbergwerken beschäftigten Leute war nicht zu beneiden. Unter ihnen waren sehr oft jüngere, ungelernete Arbeiter, Bauernsöhne aus dem überbevölkerten Galizien, die im Weltkriege nicht die Gelegenheit hatten, die Grundschule abzuschliessen. Als Fremde, oft der französischen Schriftsprache unkundig, hatten sie wenig Aussichten auf einen höheren Berufsweig zu gelangen.

In den vielen, in der Schweiz verstreuten Arbeitslagern waren viele Polen, die sich besonders für die Ausbildung in technischen Berufen, wie Schlosser, Fräser, Schweisser, Chauffeur und dergleichen interessierten. Eine sehr aktive Rolle in der Techniker Ausbildung spielte das Hochschullager Winterthur, dem einige modern ausgestattete Lehrstätten der dortigen Metallindustrie zur Verfügung standen. Im Hochschullager selbst studierte eine ansehnliche Zahl von Maschinen-Bau-Elektro-Ingenieuren, Chemikern, Architekten und Agronomen, die schon eine mehrijährige Berufspraxis hinter sich hatten. Sie eigneten sich ausgezeichnet als Instruktoren. Auf diese Weise vervollständigten einige Hunderte Internierte Polen ihren alten Beruf, bzw. erlernten einen neuen Beruf. Den lernbegierigen Internierten, die an den praktischen Kursen nicht teilnehmen konnten, standen vervielfältigte Lehrbroschüren in technischen, kaufmännischen und pädagogischen Bereichen zur Verfügung. Die Lehrmittel wurden von älteren Studenten und Assistenten des Hochschullagers, die ihr Wissen nicht nur aus der Theorie, sondern auch aus der Praxis gesammelt hatten, verfasst. Eine ansehnliche Menge von Lehrbroschüren gelangte mit Hilfe der Y.M.C.A. ins Ausland, meines Wissens hauptsächlich nach Deutschland, wo die vielen polnischen Kriegsgefangenen darin eine dankbare Lektüre, bzw. Lernstoff fanden.

Gegen Ende des Krieges stieg der Wissensdurst bei den Internierten derart, dass es sogar nötig war, eine spezielle Equipe von «wandernden Referenten» zu organisieren, die besonders die sehr abseits gelegenen Arbeitslager besuchten. Als Mitarbeiter einer solchen Equipe in Winterthur kam ich mit den Lagern in der Nähe von Delemont in Kontakt. Anlässlich der Beantwortung der von den Internierten gestellten Fragen merkte man, dass das Pendel des Interesses für die sozialen Probleme ziemlich deutlich nach links ausgeschlagen hatte.

Ende September 1940 wurde im Lager Melchnau über nichts anderes gesprochen, als über das künftige Hochschullager. Konkretes hierüber wusste man allerdings sehr wenig. Für uns Intellektuelle, ehemalige Universitätsstudenten war es peinlich, auf die Nachrichten aus zweiter Hand angewiesen zu sein. Obwohl wir im Lager nicht mehr der strengen Militärdisziplin unterstellt waren, war die Orientierung betreffs des Hochschullagers seitens unserer Vorgesetzten sehr knapp. Im Militär ist es leider üblich, dass der einfache Soldat nicht genügend informiert wird. (In der Fiche de demobilisation hatte ich den Rang eines «Caporals», während soldgemäss ich zu den «Bombardierern». d.h. Gefreiten eingereiht wurde.) Durch negligierendes Schweigen oder Geheimnistuerei macht sich der Militärvorgesetzte wichtig, aber auch unbeliebt. Das lange Schweigen in Sachen Hochschullager rief bei manchem Kandidaten Unsicherheit und Misstrauen hervor. Erst kurz vor der Abfahrt erfuhren wir, dass es so weit war, dass man ans Zusammenpacken und Abschiednehmen denken musste. Das Erste fiel mir nicht schwer, da ich meine ganze Habe in einen Emballagesack verstauen konnte. Hingegen fiel es mir nicht leichtes Herzens, von meinen nächsten Kameraden Abschied zu nehmen. Die sich aus der Internierung ergebende Isolierung von der Schweizer Bevölkerung hatte zur Folge, dass wir sehr viel Zeit in der Fabrikhalle und auf Spaziergängen mit Gesprächen und Diskussionen über Geschichte, Politik, Wirtschaft und Kultur gemeinsam verbrachten. Einige Soldaten, Vorkriegsemigranten, kannten mich noch aus der Zeit, als ich ihnen in Thénezay in der Familienkorrespondenz behilflich war. Auch die kurz vorher organisierten Soldatenkurse haben mich zu vielen anderen Kameraden näher gebracht, die meine Abreise aufrichtig bedauerten. Es musste etwas gewesen sein, weshalb sie mir so viel vertrauten. Mit meinen drei untrennbaren Gesprächspartnern W., T. und Kn., die mich mit anderen Kameraden bei den Spaziergängen durch die Melchnauer Auen begleiteten, fühlte ich mich wie einer von jenen athenischen Peripatetikern, die langsam spazierend, sich über die «letzten Dinge» unterhielten. In dieser glücklichen Zeit überlegte ich mir, ob ich im künftigen Hochschullager auf die Fortsetzung der Ökonomiestudien verzichten und mich dafür nach Abschluss der Philologie- und Philosophiestudien dem Lehrerberuf widmen sollte. Von den drei Treuen folgte mir später nach Winterthur nur Kamerad Kn., der Architektur studierte. Mit gewissem Schmerz trennte

ich mich dagegen von Wladyslaw W.. Niemand war mir so nahe wie er. Wer hätte damals gedacht, dass ich mich von ihm in Melchnau für immer verabschiedete. Es war so. Eine gewisse Zeit schrieben wir uns Briefe. Er beklagte sich darin über die Leere, die nach der Abreise der Hochschulkandidaten entstand und die ihn öfters zum Besuch von Restaurants verleitetete. Seine Gesprächspartner, einfache Leute, interessierten ihn immer weniger. Er bedauerte, dass er meine Ratschläge, ein Studium der Nationalökonomie im Hochschullager aufzunehmen, nicht befolgte. Wir trösteten uns gegenseitig brieflich mit einem baldigen Wiedersehen, aber irgendwie kam dies nie zustande, obwohl, als unser Regiment im Frühjahr 1941 nach Matzingen versetzt wurde, Gelegenheit gehabt hätte, in Winterthur einen Halt einzuschalten. Längere Zeit war es still zwischen uns. Als ich später für 1 Jahr nach Friebourg versetzt wurde, vergass ich ihn fast vollständig, bis ich eines Tages in Winterthur erfuhr, dass er als Kantinenleiter in eine ärgerliche Angelegenheit verwickelt wurde. Gegen die Kantine-Wirtschaft wurde eine Untersuchung eingeleitet, da er die als Zugabe gelieferten Servelatwürste nicht gebucht und sich dadurch bereichert hätte. Wie mir erzählt wurde, ging es um minime, fast lächerliche Beträge, die er seiner Meinung nach berechtigt war, für seine persönliche Mühewaltung zu behalten. Die «Anklage» lautete auf Entgegennahme von Bestechungswaren und unerlaubte Bereicherung, was er sich so zu Herzen nahm, dass er in der Untersuchungshaft Selbstmord beging. Seine Neider-Ankläger beteuerten nachher, dass sie «es nicht so gemeint hätten». Für mich war die leidige Angelegenheit ziemlich klar. Es kommt nicht selten vor, dass körperlich robuste Menschen von einer sehr zarten Psyche sein können. Er stammte aus den weiten ostpolnischen Ebenen Wolhyniens und es fiel ihm schwer, in der Schweiz Fuss zu fassen. Alles war ihm hier fremd: die Landschaft, die Sprache der immer betriebsamen Menschen, Pedanterie und schliesslich die Lagerisolation. Solange wir Hochschulkandidaten da waren, genügte ihm die Unterhaltung mit uns. Meinen Vorschlag, wenigstens die deutsche Sprache zu lernen, oder ein Studium im Hochschullager aufzunehmen (er war Beamter der Bank Pol ski in Röwnie), winkte er mit dem russischen «Nitschewo» ab. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich zu wenig energisch gewesen war, um ihn zu einer geistigen Beschäftigung zu überzeugen. Ich hatte den Eindruck, dass er an «Dostojewszczyzna», an jener krankhaften Neigung zum Grübeln in den Winkeln der Seele und an Tatenlosigkeit litt. Manchmal fürchtete ich mich, dass ich selbst durch die nahe Bindung an ihn auch darunter leiden könnte. Mich beeindruckte sehr seine Liebenswürdigkeit und seine Sanftmut, die im Charakterbild der Russen ziemlich oft Vorkommen. In den Gesprächen fragten wir uns, weshalb die im Prinzip gutmütigen Russen das strengste, wenn nicht das grausamste Regierungssystem haben. Vielleicht gerade deshalb, weil ihre Sanftmut nichts anderes ist als Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit dem gegenüber «was da oben geschieht»?

Meine Zuneigung zum Russentum ging, glaube ich, auf ein Kindheitserlebnis zurück: Es war 1916 oder 1917 vor Weihnachten, als meine Eltern eines Sonntags mich auf die Reise nach Tarnowa Ljka (Tarlant) mitnahmen, wo sich mehrere Tausend Russen in Kriegsgefangenschaft befanden. Unser Besuch galt jedoch nicht den Gefangenenlagern, deren Zutritt verboten war, sondern einer Baracke, wo die von den Gefangenen hergestellten Spielwaren zum Verkauf ausgestellt waren. Schon vom Bahnhof hörte man die wehmütigen, in die Breite gezogenen Gesänge der Russen. Der gedämpfte Gesang kam mir wie eine drohende Klage aus der Erdtiefe vor; er war aber von einer unheimlichen elementaren Kraft. Während meine Eltern in der grossen Baracke mit dem Kauf beschäftigt waren, winkten mir einige ältere, bärtige Russen freundlich zu, damit ich zu ihnen komme. Bald glaubte ich einige Wörter ihrer Sprache verstanden zu haben, denn sie klangen wie meine Muttersprache. Es war vielmehr die für mich fremde Betonung und die eigenartige Melodie, die den Unterschied zwischen der russischen und der westpolnischen Sprache machten. Als meine Eltern mit den Spielsachen zu mir kamen und wir uns auf polnisch unterhielten, belebten sich sehr die Gesichter der Russen, die offenbar erstaunt waren, eine polnische, d.h. eine andere slawische Sprache «so weit westlich von Warschau hören zu können». Als sie die von meinen Eltern gekauften Spielzeuge sahen, brachten einige Russen, wahrscheinlich Väter, die seit über 2 Jahren in der Gefangenschaft lebten, ihre, d.h. die von ihnen selbst gemachten Spielzeuge und verteilten sie unter den anwesenden Kindern, wobei sie sich fest weigerten, dafür Geld entgegenzunehmen. Im Gegenteil, einer von ihnen gab mir sogar einige «Kopiejki», d.h. Kupfermünzen, die ich behalten sollte, da er zu Hause einen gleichaltrigen Sohn wie ich hätte. Nicht nur wir, sondern auch andere Besucher waren von der Liebenswürdigkeit der Russen sehr beeindruckt. Als anderthalb Jahre später die Grausamkeiten der Revolution bekannt

wurden, fragten wir uns, was mit der Liebenswürdigkeit der Russen wohl geschehen sei.

Nun kam endlich der Tag des offiziellen Abschieds. Er hinterliess leider bei mir viel Erbitterung, als seitens des Majors N. das Wort des «Verrats der Hochschulkandidaten an ihren Einheiten» fiel. Unter den damals in unserer Heimat obwaltenden Umständen (Kulturkampf der Nazi, biologische Ausrottung unserer Nation, Verhaftung und Verfolgung von Universitätsprofessoren) von einem Verrat oder sogar von einer Art Fahnenflucht zu reden, war nicht nur eine grobe Übertreibung, sondern eine unpassende Herausforderung an jene, die ihre Heimat unter Lebensgefahr verlassen und sich freiwillig General Sikorski zur Verfügung gestellt hatten. Wir Hochschulkandidaten, die aus Polen flüchteten und in den unwirtlichen Quartieren in Thénézay Militärdienst leisteten, empfanden seine Abschiedsworte als einen Affront. Er gab sich gar nicht davon Rechenschaft, dass er als Berufsoffizier beruflich mit Militär verbunden war, wogegen wir Kandidaten Freiwillige waren, die damals keinen Moment gezögert hätten, im Kriegsfall zu unseren Einheiten in Melchnau zurückzukehren. Diese Szene bewies, dass die vor dem Kriege in Polen bestehenden Animositäten zwischen dem Offizierskorps und der Intelligenzia leider noch nicht vergessen waren. Die unangenehme Szene bewies aber auch, dass es nötig war, «etwas Demokratie» in unser Militär einzuführen, um über Dinge, die den zivilen Lebensbereich betrafen, wie Mensch zu Mensch miteinander zu reden.

Erst im allerletzten Moment auf dem Bahnhof Melchnau, als wir in 3 Gruppen eingeteilt wurden, erfuhren wir, dass drei Hochschullager für uns in der Schweiz bereit waren. Die zahlreichste Gruppe war jene, die die Kandidaten für die beiden Zürcher Hochschulen umfasste und in Winterthur einquartiert werden sollte. Kandidaten für die Universität Fribourg waren die Internierten, die sich für humanistische Fächer und Jurastudium in französischer Sprache interessierten. Die kleinste Gruppe bestand aus Kandidaten für das Studium an der Handelshochschule in St. Gallen. Die schwache Besetzung dieser Gruppe mochte zeigen, wie wenig uns Polen damals ein Handelsstudium interessierte. Alle Kandidaten mussten sich einer Prüfung-Befragung vom Dozenten der Jagellonischen Universität in Krakau, Professor Vetulani, unterziehen. Leider orientierte uns Prof. V. viel zu wenig über die Studienmöglichkeiten an den Schweizer Hochschulen. Mir z.B. wurde von einem Studium an der St. Galler Hochschule überhaupt nichts gesagt, obwohl ich zäur Interesse gehabt hätte.

Nähere Bekanntschaften in Melchnau zu machen, war mir nicht gegeben. Es war niemand da, von dem ich mich hätte verabschieden müssen. Ich bedauerte nur, dass ich mich wegen der Entfernung und den Verbotstafeln von der Familie L. nicht verabschieden konnte. Trotzdem fühlte ich mich irgendwie mit dem stillen Dörfchen näher verbunden. Als der Zug den letzten Bogen machte, und ich das sanfte Melchnauer Tal mit einem Blick erfasste, wusste ich, dass ich in seiner Stille meine innere Ruhe wiederfand.

Die Fahrt an einem im Nebel verhüllten Oktobermorgen von Melchnau nach Zürich blieb für mich ein unvergessliches Erlebnis. Dieser Morgen rief mir lebhaft einen ähnlichen, nebligen Oktobermorgen des Jahres 1929 in Erinnerung, als ich mit der Bahn zur Immatrikulation an der Posener Universität fuhr. Nur diesmal verliess ich nicht meine Heimatstadt, sondern eine Handvoll Lagerkameraden und Freunde, mit denen mich das gemeinsame Freud-und-Leid in Frankreich und in Melchnau innigst verband.

Adieu mein liebes Melchnau!



*Die ersten Tage im  
Hochschullager Winterthur*

Der Zug, der an einem Oktobermorgen aus der Westschweiz Richtung St. Gallen rollte, brachte u.a. einige Hundert Internierte, die gegen Abend in Winterthur ausstiegen. Im Schulhaus Neuwiesen-Tellstrasse fand die Verteilung derselben zu den einzelnen Wohnadressen statt. Dank einer ausgezeichneten Organisation gelangten alle Internierten noch am gleichen Abend, von Pfadfindern, bzw. Kadetten geführt, zu den zugeteilten Privatzimmern. Die Logisgeber waren meistens ältere, wenig bemittelte Frauen, Witwen, denen das Zimmervermieten eine zusätzliche und willkommene Geldeinnahme bedeutete. Mein junger Schutzengel führte mich zuerst durch eine lange und breite Strasse, bis wir im Stadtquartier «Töss» in einem Hinterhof die gesuchte Wohnung der Vermieterin fanden. Meine Logisfrau war ein kleines, älteres, aber noch lebhaftes Mütterchen. Durch die Küche trat ich in das mir zugewiesene Zimmer ein, das einfach möbliert, aber sauber war. Da ich einige Monate in Melchnau in einer riesigen Fabrikhalle verbracht hatte, kam mir das neue Logis sehr klein und eng vor. Ich schaute auf die Uhr und bemerkte, dass ich eine halbe Stunde von der Sammelstelle bis hier unterwegs gewesen war. Eine schöne Strecke vom Zentrum! dachte ich.

Als meine Logismutter erfuhr, dass unser Sammelpunkt für den Morgenappell, der um 7 Uhr beginnt, im Kirchgemeindehaus sei, sagte sie, dass ich spätestens um 6 Uhr morgens geweckt sein müsse. So früh war ich in Melchnau nicht gewohnt, den Tag zu begrüssen. Mit dem Gedanken aber, dass mich morgen ein besonderer Tag erwarte, machte mir die frühe Tagwache nicht viel aus. Im Spiegel sah ich mein Gesicht mit dem «Maginot-Bart». Ich entschloss mich, denselben sofort zu entfernen. «Jetzt bin ich nicht mehr ein Landarbeiter oder Holzhacker aus Melchnau, sondern ein Student», sagte ich mir. «Und dazu in Uniform», sagte mir der Spiegel. Während ich mit dem Bart beschäftigt war, machte ich mir Gedanken, wie das «Hochschullager in einem Kirchgemeindehaus» wohl aussehen würde. Aber ausser dem, dass dieses Haus ein grosses Gebäude sei, konnte mit meine Logisfrau keine weitere Auskunft geben.

Als ich am nächsten Morgen in der Küche stehend die Tasse Milch trank – ich tat dies nur dem besorgten Mütterchen zuliebe – hörte ich plötzlich, wie sie ausrief «Potztusig!» und fragte mich, «sind Sie der Herr, der gestern Abend in meine Wohnung gekommen war? Gestern sahen Sie wie ein bärtiger Russ aus, vor dem ich fast Angst hatte und jetzt beim Licht, könnte man meinen, da steht ein frischgebackener Jüngling vor mir.» Ich antwortete scherzend, «der abgeschnittene Bart habe mich verjüngt». Als ich Richtung Kirchgemeindehaus marschierte, liess mich der Gedanke «Hochschullager im Kirchgemeindehaus» nicht in Ruhe. «Wie wird es wohl eingerichtet und wie wird das Studium organisiert? Weshalb hat man für uns Einzelzimmer gemietet?» Diese und andere Fragen gingen durch meinen Kopf.

Im grossräumigen Kellergeschoss des Kirchgemeindehauses versuchte am Morgen ein etwas verärgerter polnischer Offizier bei den über 300 locker stehenden Studenten-Internierten eine militärische Ordnung zu erwirken. Dies war schon deshalb nicht möglich, da im Saal lange Tische zum Frühstück aufgestellt waren. Nach einer kurzen Auseinandersetzung mit einigen protestierenden Studenten konnte endlich der Offizier dem Lagerkommandanten «das Lager zum Frühstück bereit» anmelden.

Die protestierenden Studenten waren der Meinung, «hier sei jetzt Hochschule und nicht ein Militärlager, wo man herumkommandiert wird». Beim Frühstück ging die lebhafte Plauderei wieder los; denn jeder war mit frischen Eindrücken vom neuen Wohnort aufgeladen und wollte erzählen, wie er es bei seinen Logisleuten getroffen habe. Da mancher noch Sprachschwierigkeiten hatte, ergaben sich bei der Einquartierung manchmal Missverständnisse und auch lustige Situationen. Etliche Kameraden, die aus den ländlichen Gebieten Polens stammten, kamen z.B. anfänglich mit den modernen Verhältnissen in den Schweizer Wohnungen, hauptsächlich mit den vielen elektrischen Einrichtungen nicht ganz zurecht, dies umso weniger, als sie seit einem Jahr auf der Flucht waren oder im Lager-Propositorium lebten. Ein zum Spass aufgelegter Student, der sich durch den Schweizer Wohnstandard wie herausgefordert fühlte, machte sich darüber lustig, dass «die Wände elektrisch in seinem Zimmer

geladen sein müssen», denn als «er am Morgen erwachte und die Arme ausstreckte, wurde es im Zimmer ganz hell». «Dann hast Du sicherlich den Knopf erwischt», bemerkte sein Nachbar. «Was für einen Knopf?», wollte der Spassmacher wissen. «Nicht einen solchen, den Du an Deinen Hosen hast, sondern einen weissen Druckknopf in einer weissen Plastikplaquette an der Wand», scherzte ein Dritter. «Wie interessant ist es damit. Bei mir gibt es Licht, wenn ich an einem Schnürchen ziehe», bemerkte ein Anderer. «Im Badezimmer hat es noch mehr Überraschungen; denn heute wäre ich bei der Morgentoilette fast ausgeglitten, wenn ich mich nicht an einem hervorstehenden Metallring gehalten hätte, aber dann spritzte es gehörig von irgendwo oben mit kaltem Wasser, bis ich in meinem Pyjama erst recht nass und wach wurde...», warf sein Nachbar ein. «Ja! hier im Lande der Elektrizität, wo alles mechanisiert ist, musst Du, mein Brüderchen, auffassen, dass Du nicht mit einer Einrichtung in Berührung kommst..., hier hat es sogar Apparate, die Dich wach machen!» witzelte weiter der Spassmacher.

Nach dem Frühstück, hiess es, werde uns die Stadt Winterthur vorgestellt. Zuerst aber hätten wir uns in der Heiligbergsschule zu registrieren. Zum wievielten Male wurden wir bereits in der Schweiz registriert? Vielleicht ging es diesmal um die schöne Aussicht, die wir von hier hatten? Eigentlich waren wir neugierig, wie denn unsere künftige Studienstadt wohl aussieht. Gestern Abend haben wir ausser dem Bahnhof nichts Besonderes gesehen und heute morgen war es noch halbdunkel, als jeder zum Morgenappell eilte. Nach der Registrierung marschierten wir kompanieweise von einem städtischen Cicerone angeführt, durch die Strassen der Innenstadt von einer Sehenswürdigkeit zur anderen. Die «City-Seeing» mit dem Anhören der Kommentare des Führers nahm eine gute Stunde in Anspruch. Der erste Eindruck, und der ist meistens ausschlaggebend, war im allgemeinen gut. Trotz viel Industrie schien «unsere Stadt» von grünen Hügeln umrahmt, eine ruhige und liebliche Atmosphäre auszustrahlen. Wie glücklich müssen die Leute sein, die hier wohnen und arbeiten, dachten wir. In Melchnau wurde uns gesagt, dass wir in eine Industriestadt kämen. Unsere Vorstellung von Winterthur war von den Bildern der üblichen Industriestädte Europas geprägt, wo die Luft von vielem Rauch und Russ dick und unsauber ist. Hier aber war die Sicht auf die zahlreichen, in niedlichen Gärten verborgenen Wohnhäuser klar und frisch. Es ist keine lärmige Grossstadt, aber auch keine verlorene Kleinstadt, sondern eine solche, die auf unser Mass zugeschnitten sei, lautete unser Urteil. Am meisten Gefallen hatten wir an den Anlagen des Stadtparks. Das ganze Gebiet um das Museum, Stadthaus und Technikum, welches sich wie die Anlagen eines amerikanischen College präsentierte, war wie geschaffen für uns Studenten. Hier konnte man in aller Ruhe, in kleinen Gruppen flanierend, ungestört diskutieren. Wie schön es wäre, wenn z.B. das Museumsgebäude und das Kirchgemeindehaus «unsere Universität» wären!

Schon in den ersten Tagen ist uns bei den Logisfrauen aufgefallen, dass sie nicht nur unsere Namen wissen wollten, sondern auch dieselben richtig auszusprechen versuchten. Da das Polnische eine ausgesprochene Konsonantensprache ist, ergaben sich bei der Aussprache sogar der einfach klingenden Namen manchmal lustige Momente. Die Hausfrauen, die nur das Schwyzerdütsch, bzw. das Hochdeutsch beherrschten, klagten über «Halsweh» nach der Übung mit den ungewohnten Namen. Dabei waren meine Landsleute der Meinung, dass es nichts Einfacheres auf der Welt gäbe, als die polnische Sprache. «Man spricht doch so aus wie man es schreibt», hiess es allgemein bei meinen Kameraden, die vielleicht das erste Mal durch den Krieg ins Ausland verschlagen wurden, worauf ich ihnen als Beispiel die drei Orthographiefehler jener polnischen Metzgersfrau zitierte, die im Schaukasten Gehirn ausstellte mit der Bezeichnung «Musk» (Gehirn), wo drei Fehler waren, da sie das Wort nach der Aussprache schrieb. Das fragliche Substantiv wird im Polnischen «Mózg» geschrieben, wobei die letzten Konsonanten erst beim Deklinieren stimmhaft ausgesprochen werden.

Ich wohnte später bei einem älteren Ehepaar. Der Mann, ein ehemaliger österreichischer Soldat, der im I. Weltkrieg mehrere Wochen an der galizischen Front gekämpft hatte, erzählte gerne seine Erlebnisse bei den wechselvollen Kämpfen um die Festung PRZEMYSL. Immer, wenn er diesen Namen auszusprechen hatte, machte er einen kleinen Halt, um die 3 Anfangsbuchstaben möglichst deutlich und getrennt auszusprechen, was ihn sichtlich ermüdete. Die Zuhörer dagegen mussten sich mit Geduld bewaffnen. Da die 3 Konsonanten PRZ aneinandergeschrieben, in der polnischen Sprache häufig Vorkommen, schlug ich dem lieben Herrn G.vor, für diese Kombination das gleichdinnende, deutsche «PSCH» einzusetzen. Nach einer kurzen Übung bewältigte er rasch dieses Hinder-

nis, nur mit der Aussprache des zugespitzten «S» kam er nicht vorwärts. Da in der deutschen Sprache der entsprechende Laut fehlt, musste ich meine ungewollte Sprachlektion über die palatinalen Konsonanten mit der Bemerkung: «Den mittleren Teil der Zunge an den vorderen Gaumenteil drücken» abbrechen.

Wenn ich schon beim Thema der Aussprache bin, möchte ich nur kurz darauf hinweisen, dass manche polnische Vokale wie «E» und «O» kürzer als in der deutschen Sprache ausgesprochen werden. Das polnische «I» klingt im deutschen Munde wie das polnische «Y», weshalb es mit «TE» im Deutschen geschrieben sein sollte. Mancher Pole, dem die deutsche Schreibweise gleichgültig war, liess es zu, dass sein Geschlechtsname auf «SKI» endend im Deutschen mit «SKY» geschrieben wurde. In Westpolen, wo die Preussen allgemein und sogar in amtlichen Dokumenten die polnischen Namen bis zur Unkenntlichkeit germanisierten (z.B. «Byczywoj» schrieben sie mit «Pietschewoy») musste man auf der Hut sein, damit die polnische Schreibweise erhalten bleibt. Wenn die Preussen das «SKY» mit Vorliebe in «SKE» umwandelten, dann hiess z.B. das polnische Geschlecht nicht mehr «Wąski» (nasal «Wenski») sondern Wenske, woraus dann der ziemlich häufige «preussische» Name «Fenske» entstand. Die deutsche Schreibweise «SKY» anstelle «SKI» spielte bei uns im Posenerlande eine so wesentliche Rolle, dass man sich von Landsleuten, die sich mit «SKY» schrieben, auf die Distanz hielt, da wie man es sagte, sie sich dem «Deutschtum verschrieben» hatten. Das polnische «E» gleicht in der Aussprache nicht dem deutschen «E», sondern eher dem «A»-Umlaut = Ae, ä.

Auf alle Fälle, an der Aussprache der vier Vokale erkannte man, ob der Sprechende ein Deutscher oder ein Einheimischer war. Als ich in der Seekadettenschule in Tczew (Dirschau) der polnischen Handelsmarine 1929 war, erzählte man über Aussprache die folgende lustige Episode: Eine der ersten Reisen der Seekadettenschule galt in den ersten 20er Jahren dem englischen Hafen Hull, in einer Zeit, in der nicht jeder Engländer wusste, dass ein Land Polen zwischen Deutschland und Russland existierte. In einer Hafenkneipe wurden die Kadetten über ihre Herkunft angefragt, worauf sie antworteten, dass sie mit einem «polish ship» gekommen seien, wobei der Antwortende das Wort «polish» nach polnischer Art, d.h. mit kurzem «o» aussprach. Ziemlich rasch verbreitete sich unter den Gästen die Kunde, dass die jungen «Sailors» von einem geputzten, bzw. glänzenden Schiff kämen. Manche Gäste glaubten, Seeleute von einem mit Politur behandelten Holzschiff vor sich zu haben. Die Engländer, die führende Seefahrt-Nation, fühlten sich durch ein derartiges Kuriosum wie herausgefordert und eilten zum Hafen, um das Wunderschiff mit eigenen Augen zu betrachten. Erst als die Neugierigen den weissgestrichenen Metallrumpf der «LWOW» zur Sicht bekamen, hat sich das lustige Intermezzo mit dem «polish ship» geklärt.

Diese Episode hatte noch ein Nachspiel: Der stolze Drei-Mast-Segler auf der Reede zog in den Hafen noch andere Leute und zwar Spaziergänger an, die etwas über eine so seltene Flagge wissen wollten. Als ihnen der Mutterhafen «GDYNIA» genannt wurde, sagten sie «never heard a harbour under such a name». Da mischte sich ein älterer Mann, einem Seebären gleich, ins Gespräch ein und behauptete, etliche Seereisen mit einem «Bunkership» auf der Baltischen See gemacht und den «neugebauten russischen Hafen Gdynia» besucht zu haben. Was kann man da von einem Durchschnittsengländer verlangen, wenn dem englischen Premierminister Lloyd Georges noch ein grösserer Lapsus an der Pariser Friedenskonferenz wegen Schlesien unterlaufen war. Damals gab es einen Faustschlag auf den Tisch, weil er meinte, dass Polen nach der türkischen Provinz Kilikien (französisch Cilicie) Hand ausstrecke, während die Debatte über Schlesien (Silesie) schon vorbei war.

Wenn man den Polen im Gespräch unter sich von einer Distanz zuhört, fällt einem das Zischen stark auf. Sagt z.B. der Südslawe für Merrettich «Kren», braucht der Pole dafür das geräuschvolle Wort «Chrzan». Die vielen Anekdoten, die sich auf die Entstehung des zivilisierten Menschen beziehen, beginnen meistens bei der Gottesschöpfung. Ich erlaube mir hier, die von mir ausgedachte Version über die polnische Sprache anekdotisch zu erzählen: Als der Pole beim Lieben Gott erschien mit dem Wunsch, seine eigene Sprache zu haben, antwortete ihm der Liebe Gott: «Der Schöpfungstag für die menschlichen Sprachen ist leider schon vorbei... Ich bin jetzt etwas müde... Hier aber liegt noch der Haufen von den übrig gebliebenen Menschenlauten. Nimm das Sprachensieb und bediene dich selbst...». Nach dem Durchsieben blieben dem etwas enttäuschten Polen im Sieb lauter Konsonanten. Als der Liebe Gott die nicht ganz zufriedene Miene des Polen bemerkte, tröstete er ihn,

indem er ihm sagte: «Sieb noch einmal die Konsonanten durch». Diesmal verblieben dem Polen nur noch die Zischlaute, was ihn noch weniger befriedigte. Um das Zischen in der Sprache zu neutralisieren, warf der Liebe Gott die zwei nasalen Laute in das Sieb, die niemand von den Slawen haben wollte und nur vom Franzosen mit Freude empfangen wurden. Von da an hat der Pole zum Ausgleich das «4», das phonetisch dem französischen «on», wie im Substantiv «fagon» entspricht, und das phonetisch dem französischen «ain» wie im Substantiv «main» entspricht. (Beide Vokal-Buchstaben, bzw. «4» und, bzw. sind in der polnischen Schreibweise mit dem französischen Cedille-Zeichen versehen.) Da dazu der Pole noch das stimmhafte «Z» braucht, das dem französischen «G» vor E,I,Y entspricht, sind die beiden nicht nur Sprachvettern, sondern auch nahe Kulturverwandte geworden. (Ob ich damit auf das sprichwörtliche «se non e vero, e buon trovato» Anspruch erheben darf, überlasse ich dem Urteil des Lesers.)

Erst später erkannten wir den eigentlichen Grund der vermeintlichen Neugierde unserer Logisfrauen in Bezug auf unsere Namen, als sie uns bei der morgendlichen Begrüssung: «Einen schönen Tag... Herr So und So...» wünschten, wobei sie mit aller Mühe versuchten, den polnischen Namen mit der nötigen Deutlichkeit auszusprechen. Zu ihrem Ärger hörten sie von unserer Seite kaum mehr als «Grüezi»..., «guten Morgen»..., «Adieu»..., «auf Wiedersehen»..., wie wir in unserer Heimat gewohnt waren. In Melchnau lernten wir von den Schweizern das «Grüesech» zur Begrüssung und dies genügte. Eines Tages kam auch meine Logisfrau auf das <sup>P</sup> \*-iicungsproblem zu sprechen, wobei ich bemerkte, dass in ihren Worten ein Ton des Vorwurfs nmschwang, und zwar wunderte sie sich, weshalb ich die Hausmieter nicht grüsse. Mich wunderte noch mehr ihre Frage, da ich mir hinter die Ohren schrieb, sämtliche Personen, denen ich im Treppenhaus begegnete, mit deutlichem «Guten Tag» oder «Grüezi» zu begrüssen. Dass dazu in der Schweiz noch der Name gehörte, wusste ich nicht. Nun wurde ich eines Besseren belehrt. Nach 3 Woci 'eklamierte niemand von den 8 Mietern mehr, da mir nichts anderes übrig blieb, als die Namen c jen auswendig zu lernen. Vielleicht hätte ich «stillstehen» und mit ihnen etwas über das Wetter piaudern sollen? Dazu konnte ich mich leider noch nicht überwinden.

Anders als in anderen Ländern meidet man in Polen bei der Begrüssung den Namen zu erwähnen. Man begrüsst sich einfach mit dem «Guten Tag» mit der eventuellen Zugabe «dem Herrn»... «der Dame»... «den Herrschaften». Die Begrüssung mit Namensnennung und überhaupt das öftere Erwähnen des Namens im Gespräch, wie dies z.B. in der Schweiz geptlegt wird, ist in Polen als Mangel des Anstandes qualifiziert. Der Name gilt bei den Polen als eine Art Tabu. Sogar dann, wenn einem eine Person mit Namen undeutlich vorgestellt wurde, erkundigte man sich nicht nach dem Namen der vorgestellten Person in ihrer Anwesenheit. An öffentlichen Orten achtete man darauf, dass die Vorstellung möglichst «salonmässig» geschah, d.h. der Name nicht so laut ausgesprochen wurde, dass unbeteiligte Personen ihn hören konnten. Allerdings da, wo der Schweizer bei der Begrüssung den Namen nannte, erwähnte der Pole gerne den Titel der begrüssteten Person. Diese aus anderen Ländern stammende Titel-Sitte, die oft zu einer Manie wurde, konnte zuweilen zu komischen Übertreibungen führen. Der angehende Jurastudent liess sich gerne eine Visitenkarte drucken mit dem Titel «cand. iur.» Ich selbst sah eine Visitenkarte mit dem Titel «Volkszählungskommissar», obwohl der Betreffende nur eine temporäre Funktion bei der Volkszählung hatte. So einfach die Begrüssung in Polen mit dem «Guten Tag» erfolgte, so gehörte etwas dazu, was die Polen in Westeuropa vermissen. Je nachdem, welche Bedeutung, bzw. Rang die zu begrüßende Person hatte, wurde sie mit entsprechenden Gebärden oder mit Erwähnung gewisser Ausdrücke wie «meine Schätzung», «meine Ehrerbietung» nicht nur begrüsst, sondern auch gewürdigt. Man achtete darauf, dass die begegnete Person mit freundlichem Lächeln, bzw. mit einer gewissen Beugung des Oberkörpers dem Rang entsprechend begrüsst wurde. Dass diese «Zugaben» und Titel zu Schmeicheleien missbraucht wurden, muss nicht besonders erwähnt werden.

Die Höflichkeitsbezeugungen wurden in Polen gross geschrieben. Obwohl sie aus dem Adel bzw. aus dem Salon kamen, wurden sie gerne auch von den unteren Sozialschichten nachgeahmt und als Gesellschaftssitten übernommen. Sogar der Handkuss wird noch heute in der sozialistischen Volksrepublik gepflegt. Ich mag mich noch erinnern, wie ein Handkuss in Polen in den 30iger Jahren für die Schlagzeilen in der Tagespresse sorgte. Es ging um den Handkuss des damaligen Premierministers, der sich nach einer Dorfvisite den Handkuss für eine einfache Bäuerin vorbehielt. Der Premier-

minister, von Beruf Arzt, der auf Hygiene grossen Wert legte, war von der Sauberkeit derart begeistert, dass er der Bäuerin spontan die höchste gesellschaftliche Ehre erwies. Damit wollte er nicht nur ihr Anerkennung für eine Tugend zollen, sondern auch seine Gefühle der Ehrerbietung für die Mutter-Frau zum Ausdruck bringen. Vieles scheint dafür zu sprechen, dass diese jedem Polen eigentümliche Hochschätzung des weiblichen Geschlechts, die sich auch im tiefen Marienkult äussert, ihre Wurzel im Matriarchat haben dürfte. Man könnte sagen, dass sich das von Polen hochgeschätzte Weibliche-Mütterliche in ihrem Konservatismus manifestierte.

In der Stadt grössten uns viele Leute auf französisch in der Meinung, wir seien wegen unseren Baskenmützen Franzosen. Im ersten Moment wussten wir nicht, was mit dem «salu ensemble» gemeint war. In Frankreich waren wir einfach Soldaten, für welche sich kaum jemand interessierte. Als die freundlichen Passanten erfuhren, dass wir Polen seien, steigerte sich eher deren Neugierde. Polen hier in der Schweiz? Wieso? Dass eine französische Armee die Schweizer Grenze übertreten hatte, wussten sie, aber Polen...., wie kamen sie in die Schweiz? Leider waren unsere Studenten in den ersten Tagen bei der flüchtigen Begegnung nicht immer in der Lage, den Zusammenhang zwischen den in französischen Uniformen gekleideten Polen und dem Hochschullager in Winterthur restlos auf deutsch zu erklären. Wegen dem Druck Deutschlands auf die Schweiz war es offenbar ratsam, die Publizität über die Polen-Studenten einzuschränken. Ausser dass «Polen noch nicht verloren ist», wussten die Passanten herzlich wenig über unser Land und Volk, was auf uns nicht aufmunternd wirkte.

Eine Erklärung im besten Deutsch konnte auch nicht viel nützen, wenn der geographische Horizont der freundlichen, neugierigen Passanten nicht weiter als über Berlin, bzw. über die Oder hinaus reichte und deren geschichtliche Kenntnisse nicht über das Jahr 1918 hinausgingen. Eine kurze Begegnung in den ersten Tagen mag dazu als Illustration dienen: während wir uns zu Dritt an einer Strassenecke in unserer Sprache unterhielten, bemerkten wir, dass uns eine ältere, gut gekleidete Dame aufmerksam beobachtete und zuhörte. Nach einer Weile näherte sie sich uns langsam und fragte: «Was für eine Sprache ist's, die Sie da sprechen?» Unsere Antwort, dass wir polnisch reden, hatte sie irgendwie nicht befriedigt. Im Gegenteil, sie war überrascht und etwas verworren fragte sie weiter: «Polnisch? Ist das etwas wie österreichisch oder vielleicht russisch?» Ob sie dann glaubte, dass eine selbständige polnische Sprache existierte, die von etwa 35 Millionen Polen in der Heimat und von ca. 20 Millionen Auslandspolen gesprochen wird, wussten wir nicht, denn sie entfernte sich langsam, den Kopf leicht schüttelnd. Ich würde dem Zweifel dieser vornehmen Dame Unrecht tun, wenn ich in diesem Zusammenhang auf eine spätere Begegnung mit Studenten in Genf nicht hinweisen würde, anlässlich welcher ich deren Meinung korrigieren musste, dass die Polen nicht die kyrillische Schrift, sondern das lateinische Alphabet, und zwar seit der Christianisierung im Jahre 966 benützen. Der Adel erachtete es als eine vornehme Sitte, auf den Reichs- und Landtagen auf lateinisch Reden zu halten. Die Schwäche zum Latein war so gross, dass, wenn es dem Adligen an Beredsamkeit im Latein mangelte, er sich ungeniert seiner Muttersprache bediente, woraus mit der Zeit ein Sprachgemisch entstand, das sogar zu Zeiten des «Sarmatismus» als «Makaronismus» in die Literatur Eingang fand und zu geschmackloser Mode wurde. Das Latein, durch die Jesuitenschulen in Polen gefördert, entwickelte sich allmählich beim Adel nicht nur zum Synonym des «Gebildetseins» gegenüber den niedrigeren Volksschichten, sondern auch zu einer Art «Bekenntnis zu Rom», d.h. zum westlich-christlichen Kulturkreis, was die romfeindlichen Russen im 19. Jahrhundert als «Verrat am Panslawismus» verdammt hatten. Vielleicht wären auch hier die Wurzeln des Russenhasses gegenüber uns Polen zu suchen?

Schon am ersten Tage fiel uns auf, dass die meisten Schweizer trotz der spätherbstlichen Saison keine Kopfbedeckung und nur leichte Regenmäntel trugen. Hie und da sah man eine Gestalt mit hochgestülptem Kragen und Schal. In unserer Heimat beginnt die Wintersaison bezüglich der Kleidung irgendwann im November und dauert bis Ende März, in welcher Zeit ständig ein Wintermantel getragen wird. Eigentlich hätten wir Polen, abgehärtete Bewohner des nordöstlichen Europas, allen Grund, im Winter Regenmäntel zu tragen. Erst die nachfolgenden Monate klärten uns das scheinbare Paradox auf und zeigten, dass die Schweizer Kleidungsgehnheiten durchaus durch das Klima bedingt waren.

Wenn wir z.B. zu Dritt in einer Gaststätte sassen, konnte es passieren, dass uns die Serviertochter

einen Dreier Wein brachte, der uns von einem uns zulächelnden Gast gespendet wurde. Dies hatte jedoch nicht zu der gewünschten Annäherung geführt, da der Pole eine solche Spende von einem Unbekannten, der es mit seiner Geste gut meinte, nicht gerne hatte. Der Pole ist, was Ehrgefühl anbelangt, überaus empfindlich. Er hätte gut meinen können, dass ihn der Gast als armen Schlucker taxierte, was einer Beleidigung gleich wäre. Der Pole kann bekanntlich höflich sein, aber er muss es wissen, wem seine Höflichkeit zu gelten hat. Er schliesst nicht gerne Bekanntschaften mit beliebigen Menschen, ohne deren Herkunft, Gesellschaftsrank zu kennen und von denen er nicht überzeugt ist, ob sie als ehrbare Personen sein Vertrauen verdienen. Während der Zwischenkriegszeit kristallisierte sich in der neu auferstandenen Republik eine Mentalität heraus, wonach die geschichtliche Rolle des Adels missbilligt und kritisiert wurde, dessen Lebensstil, Gesellschaftssitten usw. jedoch, sowie gewisse Begriffe wie jener der Ehre vom Mittelstand, hauptsächlich von der Intelligenzia übernommen wurden.

Zu meiner Zeit durfte man nicht ohne weiteres in einen Gesellschaftskreis «hineinschlüpfen». Dazu war das Vorgestelltwerden die nötige Voraussetzung der Gesellschaftsbeziehungen. Je nach den Umständen konnte man sich sozusagen selbst einführen, wenn man dabei nicht ungeschickt war. Der spendefreudige Herr in der Gaststube hätte nach polnischer Sitte die Sache so arrangieren müssen, dass er gegenüber den Internierten nicht mehr der unbekannte, anonyme Spender war. Er hätte unter irgend einem Vorwand, z.B. Auskunft über eine Polen betreffende Frage zu bitten, versuchen sollen, mit den Internierten ins Gespräch zu kommen. Da der Pole grossen Wert auf Höflichkeit und Gastfreundschaft, besonders gegenüber einem Ausländer legt, würden ihn die Internierten in diesem Falle freundlich zum Tisch bitten, womit sich die Bekanntschaft sozusagen von selbst ergeben würde. Er hätte jedoch darauf achten müssen, dass seine eventuelle Spende nicht den Anschein einer Gabe, bzw. eines Almosens für «die armen Internierten» machte, sondern dass sie als ein spontaner Beitrag zum fröhlichen Beisammensein zu gelten hatte. Als standesbewusster und ausgesprochener Individualist sass der Pole nicht gerne an einem Stammtisch, weshalb diese Geselligkeitsinstitution in Polen nur auf dem Lande oder in Kleinstädten bekannt war.

Von einer wohlgemeinten Freundlichkeits-Geste, die aber anders von der polnischen Seite empfunden wurde, erzählte uns ein Fakultätskollege in den ersten Wochen unseres Winterthurer Aufenthaltes die folgende Episode: vor Weihnachten erklärte ihm seine Logisfrau, dass das im Parterre wohnende Fräulein ihn einladen möchte, um ihm eine kleine Aufmerksamkeit zu schenken. Es wunderte ihn, dass ein Fräulein die Initiative ergriff, einen Internierten einzuladen, war doch den Winterthurern bekannt, dass denselben verboten war, irgendwelche Beziehungen mit der jüngeren Frauenwelt zu unterhalten. «Eine verbotene Bekanntschaft kann auch seinen Reiz haben», sagte sich der eingeladene Internierte und klopfte an die Türe. Er fragte sich, wie das Fräulein wohl aussehe; denn bisher hatte er in diesem Hause kein solches Wesen gesehen, das diesen Namen verdient hätte. Die Person, die ihm die Türe öffnete, war eine ältere, grauhaarige Frau. «Die Mutter», sagte er sich. Sie lud ihn in die Stube ein, wo auf dem Tisch einsam ein Glas Wein stand und daneben ein Zigarettenpäckchen Marke FIB lag. Obwohl die Frau ihn zum Trinken animierte, wartete der Gast, denn er fand es als unanständig, allein zu trinken. Übrigens wartete er, bis das zweite Glas aufgetischt werde und das Fräulein erschiene. Es geschah jedoch nichts dergleichen. Als die alte Frau dem Gast sagte, dass er das Päckchen als Geschenk behalten wolle, verstand er, dass für ihn der richtige Moment gekommen war, den Besuch abzuschliessen. Unter Hinweis auf die baldige Mittagsversammlung entfernte er sich und wünschte der alten Frau «Frohe Weihnachten». Es erfasste ihn ein Missbehagen, denn in seiner Heimat stellte man ein Glas mit Getränk einem Kutscher als Trinkgeld und nicht einem eingeladenen Gast hin. Auch behagte ihm gar nicht, dass sich eine alte Frau für ein «Fräulein» ausgab. Erst nachträglich erfuhr unser Kollege von seiner Logisfrau, was es für eine Bewandnis mit dem «Fräulein» hatte. Dass diese Bezeichnung auch alte, unverheiratete Frauen umfasste, wussten wir Internierte nicht.

Ich möchte mit diesen Episoden keineswegs die Missverständnisse generalisieren; denn es war klar, dass sich damals zwei verschiedene Welten begegneten und dass derartige Qui-pro-quos hätten sich auch in unserem Lande abspielen können. Um die Lage der internierten Studenten besser zu verstehen, muss ich erwähnen, dass sie einen Soldatensold von Fr. -.25 ----- .50 pro Tag bezogen. Wenn man bedenkt, dass der Student damit seinen Bedarf für Schuhputzzeug, Zahnpasta, Süs-

most, Kaffee, gegebenenfalls Zigaretten usw. zu decken hatte, so dürfte es verständlicher sein, weshalb mancher von ihnen eine Einladung zum Weintrinken nicht ablehnte. Damit wären wir zum Problem der mittelalterlichen «Paupern», den armen Bettelstudenten angekommen. Welch ein Sprung zu unserer Studentengeneration zur Zwischenkriegszeit, an welche hohe Ansprüche in Sachen Ehre gestellt wurden. Zweifellos ging dies auf die Tätigkeit der wachsenden Zahl von Studentenkorporationen zurück, die ihr Muster in den feudal-ritterlichen Traditionen pflegenden Burschenschaften an den deutschen, bzw. österreichischen Universitäten hatten. Der Trend bei den Studenten der ersten 20iger Jahre, etwas «Besseres» zu gelten, war unverkennbar. Erst seit den ersten 30iger Jahren, in welchen sich die ersten Studenten aus den einfachen Volksschichten immatrikulierten, begann sich ein «demokratischer Geist» zu verbreiten, der den feudal-gesinnten Korporationen den ideologischen Kampf ansagte. Der Zulauf zu den Korporationen war zu meiner Zeit immer noch sehr rege, da vielen neuen Studenten aus lauter Eitelkeit und Snobismus die bunten «Korporationsdeckel» mehr gefielen, als die grauen Fakultätsmützen. Das mit dem Zeitgeist nicht mitschreitende Korporationswesen verlor mit der Zeit seine Dynamik und scheint in der neuen Volksrepublik Polen als kapitalistisches Überbleibsel gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein.

Polen war in der Zwischenkriegszeit der Verfassung nach eine Demokratie, aber gewisse Relikte aus der Königreichzeit waren in der Nation immer noch lebendig, besonders in der Gutsbesitzerklasse, im Offizierskorps und zum Teil auch im höheren Klerus, was mit der dort herrschenden Hierarchie im Zusammenhang stehen dürfte. Je weiter nach Osten, desto markanter waren die Standesunterschiede. Bei der zum Leben noch sehr konservativ eingestellten Landbevölkerung waren u.U. patriarchalisch-paternalischen Zustände ausgeprägt. Vor Gesetz waren der Tagelöhner und der Kleinbauer zwar gleichberechtigt, aber gesellschaftlich war dagegen zwischen ihnen und einem Landgutbesitzer, bzw. einem «vornehmen Herrn» ein riesiger Unterschied. Manche standesgemässe Lebensgewohnheiten und Sitten waren so tief im Volke eingeprägt, dass sie als selbstverständlich und nicht als undemokratisch von vielen Polen der Zwischenkriegszeit empfunden wurden; denn Gesetze lassen sich schneller ändern als jahrhundertalte Gewohnheiten und Gesellschaftsinstitutionen. Der Übergangsprozess von der ständischen Gesellschaftsstruktur zur modernen Demokratie, der in der Zwischenkriegszeit in Polen begann, dauerte wegen der überwiegend agrarischen Bevölkerungsstruktur länger als in Westeuropa, wo nicht nur die französische Revolution, sondern auch die Industrialisierung die rasche Demokratisierung förderte.

Die verspätete Demokratisierung des öffentlichen Lebens hat sich auch bei den Internierten-Soldaten in der stark demokratisch ausgeprägten Schweiz gelegentlich gezeigt wie z.B. bei der Verpflegung im Hochschullager. Im Vorkriegspolen nahmen die Offiziere das Essen in den sogenannten Kasinos ein. Die Offiziere unseres Regiments in Frankreich waren insofern gegenüber den Unteroffizieren und Mannschaft privilegiert, als sie sich in einem Privatrestaurant durch die Küchenmannschaft wenigstens teilweise bedienen lassen konnten. Im Hochschullager stand allen Studenten ein grosser Saal zur gemeinsamen Verpflegung zur Verfügung. Um den Offizieren-Studenten ihr «Kasino-Privileg» nicht einschränken zu müssen, wurde im «Neuwiesenhof» eine besondere Verpflegungsstätte für Offiziere eingerichtet. Die Schweizer fanden die Tischtrennung in einem Studentenlager seltsam und unzeitgemäss. Da damals die Offiziersgrade bei allen Studenten, besonders jene der Fähnriche des polnischen Heeres durch die französische Militärbehörde noch nicht abgeklärt waren, warf die «Kasino-Frage» der Lagerleitung einige Probleme auf. Schweizerseits war man erleichtert, als sich schliesslich die polnische Seite mit der gemeinsamen Verpflegung im Kirchgemeindehaus einverstanden erklärte. Für die Kollegialität unter den Studenten und für den «Universitas-Geist» war die Mensatrennung abträglich und stellte für uns kein gutes Zeugnis in der demokratischen Schweiz dar.

Eine andere Gaststättengewohnheit in der Schweiz, die uns Internierte in gewisse Verlegenheit brachte, war die Bedienung durch Serviertöchter, deren Hilfe beim Mantelanziehen darin inbegriffen war. Zuerst waren wir überrascht, in den Gaststätten so viel weibliches Bedienungspersonal anzutreffen. In unserer Heimat wurde der Gast nur von Kellnern bedient, die manchmal die unangenehme Rolle des «Rauschmeissers» übernehmen mussten, wenn der Gast ein Glas Wodka zu viel hatte. Die Verlegenheit kam besonders dann zur Geltung, als das Servierfräulein uns jungen Internierten beim Mantelanziehen Hilfe andienen wollte. Den Polen war es peinlich und unangenehm,

wenn ihnen in ihrer Heimat eine Frau oder ein Fräulein den Mantel anzuziehen helfen wollte. Die Polen sahen interessanterweise darin und im Schuhputzen das Wahrzeichen einer ungebührlichen Unterwürfigkeit der Frau gegenüber dem Manne. Meines Erachtens war in keinem europäischen Lande, mit Ausnahme von Ungarn und Österreich, die Höflichkeit der Männer gegenüber den Frauen und Fräuleins so auffallend gepflegt wie in Polen.

Aber da wo Licht ist, ist auch Schatten. Als eine störende und unter Umständen lästige Sitte in den polnischen Gaststätten war von den Fremden das Sich-Gegenseitig-Vorstellen mit Händedruck betrachtet. Wollte sich jemand in einer Gaststätte stärken und sah sich gezwungen, mit einem Unbekannten am Tisch gemeinsam zu speisen, so musste er sich nicht nur wegen des freien Platzes, mit dem üblichen «Ist es gestattet?» erkundigen, sondern sich auch mit Namen dem Tischgenossen vorstellen, wobei sich Letzterer auch mit Namen und Händedruck vorzustellen hatte. Dieses Zeremoniell konnte unter Umständen unangenehm sein; denn nicht jeder, der gerade beim Essen war, hatte Freude, mit einem anderen Gast eine Bekanntschaft, sei sie nur vorübergehend, zu schliessen.

Im Zusammenhang mit dem gegenseitigen Sich-Vorstellen erzählte man sich vor dem Kriege in Polen eine Anekdote über den folgenden Fall, der sich in Danzig ereignete: in einem gut besetzten Restaurant sass allein am Tisch ein Pole. Ein Deutscher, der den freien Platz sah, kam zum Tisch und, mit der Hand auf den leeren Stuhl weisend, sagte «Mahlzeit» und setzte sich hin. Der Pole, in der Meinung, der neue Gast stelle sich ihm vor, willigte freundlich ein und stellte sich mit seinem Namen «Wisniewski» vor. Nachdem die Beiden die Begegnung und die Unterhaltung interessant fanden, trafen sie sich am nächsten Tag am gleichen Tisch. Der Deutsche nahm Platz und sagte wie gewohnt «Mahlzeit», worauf sich der Pole wunderte, weshalb sich sein Tischgenosse ihm abermals vorstellte. Um jedoch den Deutschen nicht zu beleidigen, erwähnte auch er seinen Namen. Die Begegnung wiederholte sich unter den gleichen Umständen einige Male, bis dem Polen das wiederholte «Sich-Vorstellen» des Deutschen zu bunt wurde. Er schöpfte den Verdacht, dass sich der Deutsche vielleicht über ihn lustig mache und um seiner Verstimmung Ausdruck zu geben, wurde er im Gespräch etwas zurückhaltender, was dem Deutschen nicht entging. In der Absicht, den Polen zu beschwichtigen, sagte der Deutsche beim nächsten Treffen nicht mehr «Mahlzeit», sondern «Wischniewski», wohlmeinend, dass er damit «Mahlzeit» auf polnisch sagte. («Wischniewski» war die deutsche Aussprache des Namens Wisniewski.)

Wie Mentalität und gewisse vom Adel übernommene Sitten und Begriffe ins Lächerliche gezogen werden können, zeugt eine andere Begebenheit von «Ehrverletzung», die sich unter Menschen nicht adliger Herkunft zugetragen hat. Ein Studienkollege, der mit mir Wirtschaftslehre an der Posener Universität studierte und über seinen Akademikerstatus eingebildet war, sass eines Abends in einem populären Nachtlokal allem an einem kleinen Tisch. Ein Kaufmannslehrling begehrte den noch freien Platz. Der polnischen Sitte gemäss stellte er sich dem Studenten vor, indem er sagte: «Gestatten... mein Name ist...» und reichte ihm die Hand, der sie aber nicht entgegennahm. Der Student meinte, dass es unter seiner Würde sei, eine Bekanntschaft mit einem «Kupczyk» zu machen und mit ihm am gleichen Tisch zu sitzen. (Wörtlich bedeutete dieser Ausdruck «Kaufmännlein», hier aber wurde er im abschätzenden Sinne gebraucht.) Am nächsten Morgen erschienen in der Wohnung des Studenten als «Sekundanten» zwei jüngere Herren, die sich als Bevollmächtigte des in seiner Ehre verletzten Kaufmannslehrling vorstellten und in dessen Namen vom Studenten als Beleidigenden Genugtuung verlangten. Als der Student, der die beiden «Sekundanten» absichtlich längere Zeit warten liess, erfuhr, dass der Beleidigte keine Matura, sondern nur «einige Klassen Gymnasium» hatte, schloss er die Verhandlungen in der Ehrensache auf der Türschwelle eigenmächtig ab, mit der Bemerkung, der Beleidigte hätte auf Grund des Ehrenkodexes keinen Anspruch auf Genugtuung von einem Akademiker, weil er nicht vom gleichen Stande sei. Die Reaktion des Studenten, dessen Vater ein Emigrant in Rheinland Arbeiter war, war umso paradoxer, als er selbst seine ideologische Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie überall betonte, das Zusammensitzen mit einem Kaufmannslehrling in einem Nachtlokal jedoch nicht dulden wollte. Diese ambivalente Haltung bei manchen Polen in einer Zeit, in der das Land eine Demokratie war, war ziemlich typisch bei denen, die sich zur Intelligenzia zählten. Man darf also sagen, dass man die Zwischenkriegszeit als Übergangsperiode betrachten kann, in welcher sich anstelle der adligen Herkunft der Bildungsstatus als Standeskriterium entwickelte.



Ob der neue Intelligenziestand das «Noblesse-oblige-Erbe» des früheren Adels restlos übernahm, war eine andere Frage.

Auf der Strasse und in den Gaststätten wollte sich mancher Schweizer die Gelegenheit nicht entgehen lassen, mit den frisch angekommenen Internierten-Studenten über unsere Heimat ins Gespräch zu kommen. Einige kannten Polen, als sie dort auf der Montage weilten, andere wiederum, als sie in der polnischen Landwirtschaft als Käser beschäftigt waren. Die meisten entnahmen wahrscheinlich ihre Kenntnisse den Zeitungsberichten. Bei den meisten Arbeitern merkte man gleich deren mehr oder weniger kritische Einstellung zu den sozialpolitischen Verhältnissen in Polen. Vom Standpunkt der Schweizer Demokratie und des Schweizer Lebensstandards, der weltweit das höchste Niveau erreichen dürfte, hatten sie zweifellos Recht. Sehr oft aber zeigte es sich, dass sie ziemlich einseitig orientiert waren und mit parteipolitischen Parolen jonglierten, ohne die geschichtlichen Zusammenhänge der Zustände in unserem Lande zu kennen. Dies war kein Wunder; denn auch in der damaligen Schweizer Presse wurde manch Ungereimtes über Polen berichtet, besonders in jener Zeit, in welcher der «Fortschritt» in der Sowjetunion und der «Rückstand» in Polen vergleichend hochgespielt wurden. Viele Dinge wurden simplifiziert, generalisiert oder auch unzeitgemäss dargestellt. Wie fast in jedem Lande hatte es auch in Polen Gegensätze, und sogar sehr krasse, gegeben. Solche bestanden z.B. zwischen der Arbeiterschaft und den privilegierten Klassen, zwischen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung. Während der Grossgrundbesitz in den ersten Jahren der Republik grossen Einfluss auf die Politik ausüben konnte, sank seine Bedeutung, als er durch die schwere Agrarkrise empfindliche Schläge erlitten hatte. Dafür machte sich die Angestelltenklasse sowie besonders die durch die etatistische Politik zahlreich gewordene und emporgestiegene Staatsbeamtenklasse breit. Während beide Klassen gemäss Feriengesetzgebung Anspruch auf 4 Wochen Ferien hatten, musste sich der Arbeiter, bzw. das technische Beamtenpersonal (Funktionäre) mit einer Woche Ferien begnügen. Bezüglich der Entlohnung war der Arbeiter eher schlechter gestellt.

Neben der Strasse und den Gaststätten bildeten die Familien der Logisleute, bzw. deren Verwandte und Nachbarschaft weitere Kontaktfläche der täglichen Begegnungen zwischen uns Internierten und den Schweizern. Aber auch hier waren, je nach Bildungsstand der Gesprächspartner, grössere Lücken im Wissen über Polen vorhanden. Die Bilanz der Begegnungen in Winterthur, einer Industriestadt, wo die berufsmässig gut ausgebildete und politisch bewusste Arbeiterschaft überwog, war für uns internierte Polen nicht sehr ermutigend. Menschlich gesehen jedoch, hatten die Winterthurer für das durch Krieg und Naziterror heimgesuchte Polen sehr viel Verständnis und Herz, was vielleicht viel mehr zählte, als das «Wissen» über unser Land. Obwohl unsere beiden Länder nur durch den relativ schmalen tschechisch-österreichischen Landstreifen getrennt waren, hatte man damals, anno 1939/40, den Eindruck, dass Polen für die Schweizer das Land sei, das weit hinter den märchenhaften sieben Bergen liegt. Zum Glück hat sich dies in einer Zeit der fortgeschrittenen Kommunikationsmittel wesentlich zum besten geändert.

Die ersten Annäherungen zwischen unseren beiden Ländern fanden im Bereich des Handels statt, indem der Warenaustausch, und zwar Bernstein aus Polen gegen Schmuckstücke aus der Schweiz, die Fortsetzung jenes der römischen Epoche war. Die Christianisierung Polens, Mitte des 10. Jahrhunderts, förderte einerseits die Verbreitung des Kultus der Schweizer Heiligen (Maurice, Gallus, Othmar) und andererseits regte sie die polnische Chronographie an. Der bedeutende polnische Chronist, J. Dlugosz rühmte z.B. die Schweizer, die er «Schwecenses» nannte, wegen ihren Siegen über Karl den Kühnen. Später musste sich der Handel erweitert haben; denn im Zürcher Brückengeld-Register war schon «Polensch-Tuch» erwähnt worden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts war der Ruf der Krakauer Jagellonen-Universität so gestiegen, dass sie durch den hohen Wissenschaftsstand in der Mathematik, Astronomie, Astrologie, Rhetorik und Humanistik eine starke Anziehungskraft auf deutsche und ostschweizerische Scholaren ausübte. Dass auch Schweizer zu Studien an dieser Universität nach Krakau reisten, hatte diese Stadt dem Umstand zu verdanken, dass sie durch die Präsenz der deutschen Kaufleute und Handwerker für die ostschweizerischen Scholaren keine «fremdsprachige» Universitätsstadt war, wobei die Handelsbeziehungen zwischen St. Gallen und Krakau als Hansestadt besonders rege waren. Bereits vor der Reformation zogen Söhne des polnischen Adels nach Italien und Frankreich zu Studien. Dieser Reisetrend nahm besonders während der Reformation zu und obwohl die Schweiz für die Polen nur ein Transitland war, benutzten viele

polnische Scholaren die Gelegenheit, um an den bekannten Universitäten in Basel und Genf zu studieren. Damals konnten sich eigentlich nur Söhne des Adels und reicher Kaufleute einen Studienaufenthalt im Ausland leisten.

Einige Jahrzehnte vor dem Ende der Adelsrepublik Polen erwachte das politische Schriftentum und zugleich wuchs auch das Interesse am politischen Geschehen in Europa; unter anderem auch jenes für die Republiken. Der polnische Adel war auf absolutistische Regierungsformen so empfindlich, dass sogar der Ausdruck «Monarch» verpönt wurde. Unter den Ländern, deren Regierungsform damals durch die polnischen Reformer bewundert wurden, gehörte auch die Schweiz. Besondere Aufmerksamkeit richteten sie auf das Schweizer Milizsystem und auf den hohen Stand der Landwirtschaft in der Schweiz. Das polnische Heerwesen, das «*POSPOLITE RUSZENIE*», wörtlich: allgemeine Bewegung, war dem Schweizer Milizsystem ähnlich, mit dem Unterschied, dass sich die «allgemeine» nur auf den Adel und nicht auf das ganze Volk bezog. Deshalb wurde von den Reformern die Idee erwogen, die Bewegung auf die ganze Nation auszudehnen. Das Beispiel des revolutionären Frankreich mochte dabei wesentlich mitgespielt haben. Sicherlich hatte das «friedliche Schweizer Milizsystem» etwas Beschwörendes, wenn man den Gedanken des Werkes eines Priesters des Piaristen-Ordens unter dem Titel «*Tableau historique et politique de la Suisse* ..... Livre écrit d'abord en anglais, traduit etc. en 1770 à Varsovie», d.h. eines unbekanntem Piaristen folgen würde.

Das Schicksal wollte es, dass das freiheitsliebende und tolerante Polen, das im 15. und 16. Jahrhundert ein Refugium für so viele konfessionell und politisch Verfolgte war und Ende des 18. Jahrhunderts aufgeteilt wurde, seine Söhne ins Ausland schicken musste, wo sie unter den Legionen-Fahnen «für unsere und für eure Freiheit» unter Napoleon gegen die Tyrannei kämpfen werden. Als sich nach dem betrügerischen Wiener Kongress und nach dem tragischen Aufstand 1830/31 der Strom der «Grossen Emigration» aus Polen nach Westen ergoss, erfasste er auch die Schweiz. In Tell's und Winkelried's Lande fanden im Laufe des vorigen Jahrhunderts's Tausende von Freiheitskämpfern nicht nur Zuflucht, sondern auch zeitweilig die Heimat der Freiheit. In der Schweiz lebten und wirkten, um nur die bekanntesten Polen zu nennen: der Nationalheld, Republikaner und Menschenfreund Tad. Kosciuszko; der grösste Dichter der polnischen Romantik A. Mickiewicz; die Romanschriftsteller H. Sienkiewicz und St. Zeromski; der Klaviervirtuose I. Paderewski; der Begründer des polnischen Messianismus Towianski; der Freiheitskämpfer, Legionengründer und Staatschef J. Pilsudski; die beiden Gelehrten und Staatspräsidenten G. Narutowicz und H. Moscicki; einige Wissenschaftler und Künstler hinterliessen hier (z.B. in Fribourg) ihre Werke. Die Schweiz beherbergte vor dem I. Weltkrieg mehrere Politiker, die sich um die Geheimgesellschaft «Polnische Liga» in Lausanne sammelten, die an das Gedankengut der fortschrittlichen «Demokratischen Gesellschaft» anknüpfte und aus welcher das 1917 gegründete polnische Nationalkomitee hervorging. Dieses Komitee, nachdem es nach Paris übersiedelte, wurde von den Alliierten als die offizielle Vertretung Polens für die Pariser Friedenskonferenz anerkannt, womit Polen den Status eines koassoziierten Staates erhielt. Schliesslich fand in der Schweiz die Gründung der sogenannten «Front Morges» statt, in welcher sich auf Anregung von Paderewski und Sikorski die von Pilsudski verstossenen demokratischen Politiker und Parlamentarier, wie der ehemalige Staatspräsident St. Wojciechowski, St. Grabski, W. Korfanty, J. Haller in der Arbeitspartei SP vereinigten.

Nachdem die polnische Exilregierung von Angers nach London übersiedelte und England nach dem Krieg die polnischen, kämpfenden Truppen bei sich aufnahm, wurde England das Land, wo sich die polnische Emigration politisch in verstärkter Opposition zur kommunistenhörigen Warschauer Regierung entfaltete. Da das freie Polen über einen starken Rückhalt in der regimfeindlichen Emigration nicht nur in den USA, bzw. Kanada, sondern auch in England verfügt, scheint es, dass inskünftig die englischsprechenden Länder das politische und kulturelle Zentrum des freiheitliebenden Polentums bilden werden und Frankreich, bzw. die Schweiz nur eine sekundäre Rolle im nationalen Leben der polnischen Emigration in Westeuropa spielen werden. Dies umso mehr, als sich in den Emigrantenkreisen der immer stärker werdende Kurs der harten Pilsudski-Ideologie durchzusetzen vermag. Je länger, desto mehr zeigt es sich, dass wenig Aussichten auf eine Konvergenz des humanen Volksozialismus in Polen mit dem sowjetischen Imperialismus bestehen. Die periodischen, weltumspannenden Kongresse der Emigrantenpolen manifestieren deutlich die wachsende Kraft des freiheitlichen, kommunistenfeindlichen Polentums, das der Opposition in der Heimat enormen Rückhalt zu

geben vermag.

Bezüglich der polnischen Emigranten in der Schweiz ist insofern eine Differenzierung nötig, als sie sich in der Westschweiz im Allgemeinen etwas wohler fühlten. Manche sagten ganz offen, dass sie sich kaum in der alemannischen Schweiz einleben könnten. Dies zu erklären dürfte nicht schwer fallen, da bereits seit Mitte des 17. Jahrhunderts zu Zeiten des von Schweden bedrängten König Joh. Kasimir die französischen Einflüsse auf das geistige Leben Polens eine bedeutende Rolle spielten. Sie dauerten einige Jahrhunderte über die Aufklärungs- und Revolutionszeit bis Ende der Adelsrepublik, um zu Napoleonszeiten durch die enge Waffenbrüderschaft wieder neuen, starken Auftrieb zu erhalten. Anders dagegen gestalteten sich die Beziehungen zum Deutschtum, das durch Preussen eine ständige Gefahr für Polen bildete. Bei meinen Landsleuten waren für die Sympathie für das Welsche nicht nur historische, sondern auch gefühlsmässige Momente ausschlaggebend. Es scheint, dass sich das Polnisch-Slawische mit dem Gallisch-Welschen eher als mit dem Alemannischen, das dem germanischen Stamm zugehört, verständigen und vertragen konnte. Vielleicht ging diese Affinität auch auf die vorchristliche Ära zurück, als die Kelten im tschechisch-polnischen Raum zu Hause waren? Es war kein Zufall, dass sich im 19. Jahrhundert am milden Lac Lemán in Lausanne ein grosser Emigrantenkreis niederliess, aus dem eine allpolnische Bewegung ausströmte, die sich zum Ziel setzte, das nationale Bewusstsein in allen drei Teilen Polens zu stärken und den Kampf um den polnischen Kulturbestand und um den autochtonen Bodenbesitz mit Preussen aufzunehmen. Sicherlich dürften den Polen in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes die «alemannischen» und die «welschen» Qualitäten aufgefallen sein, bis sie später merkten, dass ein «Fribourgeois» kein Franzose und ein Winterthurer kein Deutscher, sondern dass beide echte Schweizer sind.

An der unzulänglichen Meinungsbildung der alemannischen Schweiz über Polen mochte noch der folgende Umstand beteiligt gewesen sein: die meisten Nachrichten über unser Land gingen westwärts im 19. Jahrhundert über Deutschland, wobei das polenfeindliche und landhungrige Preussen die Quelle der tendenziösen Nachrichten war. Der Unterricht in den preussischen Primarschulen war zu meinen Zeiten, 1916/19, so gestaltet, als ob ein Land namens Polen und eine polnische Nation nicht existieren würden. Wenn gelegentlich das Wort «Polen» gebraucht wurde, geschah dies meistens im Zusammenhang mit der geographischen Exotik, d.h. dass «ein Land, wo grosse Jagden auf dort noch lebende Wölfe veranstaltet wurden, einst existierte». So wurde mein Heimatland in meiner knabenhaften Vorstellung zum Synonym eines angsterregenden «Wolfslandes», das sich um so tiefer in mir einprägen konnte, als mein Grossvater im Winter in einer grossen «Wildschnur» (Wolfspelzmantel) zu uns zu Besuch zu kommen pflegte.

Während des fast 5 Jahre dauernden Schulbesuches in der katholischen Volksschule im damals preussischen Lissa i/P. und sonst bei der Lektüre der deutschen Schulbücher meiner älteren Geschwister und der Tagespresse, bin ich nie auf das Wort «Polen» gestossen. Nur zufällig fand ich in der Schulfibel meiner Cousine, deren Eltern 1919 aus Rheinland in ihre Heimat zurückkehrten, ein kurzes Gedicht, das mit den Worten:

«In Polen brummt der wilde Bär,

Ihr Bienen gebt den Honig her!»

eingeleitet wurde. Wenn also nicht mit Wölfen, so war mein Heimatbild mit Honig und Bären koassoziiert!

In den Gesprächen mit den Schweizern tauchten öfters ganz bestimmte Themen auf, welche sie am meisten interessierten und zu lebhaften Diskussionen Anlass gaben. In jener Zeit handelte es sich um die folgenden Probleme:

1. Der Grossgrundbesitz, 2. Die Juden in Polen, 3. Der polnische Nationalismus und die Minderheiten, 4. Die Pilsudski-«Diktatur». Das Problem unter 4. bildet Gegenstand eines separaten Abschnittes meiner Erinnerungen, wogegen das Problem unter 3. nur gelegentlich gestreift wurde. Schon hier möchte ich vorausschicken, dass es sich beim Thema unter 4. nicht um eine Diktatur im Mussolini-Hitler Stil handelt.

Der sehr nahe Kontakt mit den logisgebenden Schweizer Familien hatte zur Folge, dass wir Internierte einen ziemlich genauen Einblick in die innere Lebenssphäre der Schweizer erhielten. Ein besonderes Problem, dem wir in Winterthur und in der Ostschweiz in seiner Deutlichkeit erstmals begegneten, war das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern, nicht nur im Familien-, sondern auch

im Gesellschaftsleben. Zu meinen Zeiten bestand in meiner Heimat die Tendenz, die Kindererziehung der «natürlichen Entwicklung» zu überlassen. Kinderpsychologie war noch damals eine unbekannte Welt. Eine bewusste Erziehung begann eigentlich mit dem Moment, in dem man sich fragte, ob Kinder eine «Gute-Stube-Erziehung» haben und ob sie «salonfähig» sind, was normalerweise nach deren Pubertätszeit erfolgte. Bei Kleinkindern machte man lediglich den Unterschied zwischen «guten, artigen» und «bösen, unartigen» Kindern, deren schlechtes Benehmen nur mit körperlicher Strafe zu korrigieren war. Deshalb beschränkte die Mutter ihre Tageserziehung auf die Drohung und überliess die Züchtigung, bzw. die Gardinenpredigt dem Vater, wenn er abends nach Hause kam ..In den ersten Tagen fiel uns in Winterthur auf, dass die Schweizer Kinder sich beherrscht, diszipliniert und «fast zu ernst» benahmen. «Kalbereien» sah man wirklich selten. Die Eltern machten sich zu meinen Zeiten die Erziehung einfach. Bei den meisten bürgerlichen Familien herrschte eine derart strenge Stimmung bei Tisch und in der «Guten Stube», dass Kinder, die etwas sagen wollten, einfach abgestellt wurden, damit sich die ältere Generation ungestört unterhalten konnte. Da Kinder ein störendes Element in der Salonunterhaltung darstellten, durften sie ohne Erlaubnis nicht das Wort ergreifen, dies dem Sprichwort gemäss, dass «Kinder und Fische keine Stimme hätten». Sehr oft beschränkte sich die Rolle der Kinder darauf, dass sie von der Erzieherin, bzw. Tante oder Grossmutter nur zur Begrüssung der Gäste oder zur Vorstellung vorgeführt und gleich nachher weggeführt wurden. Die Folge dieses Erziehungssystems war, dass Kinder ziemlich lange «kindisch» blieben und auf ihre «Salonreife» warten mussten. Noch viel länger hatten sie auf ihre Aufnahme in die Gesellschaft zu warten. Bereits im Verwandtenkreis wirkten sie nicht selten infantil, zurückgezogen oder aggressiv. Mich wunderte immer die Zivilcourage und Ungezwungenheit, mit welcher die Schweizer Jugend in der Öffentlichkeit auftrat, während wir noch in den Mittelschulen Hemmungen hatten. Indem das Schweizerkind frühzeitig in den Familienkreis durch das Zusammensein und Gespräch am Tisch integriert wurde, kam es früh in Kontakt mit der Umwelt und mit dem Gesellschaftsleben. Es war deshalb kein Wunder, weshalb Schweizer Erzieherinnen-Gouvernanten bei den polnischen Familien höherer Stände sehr geschätzt waren.

In der standesbewussten Gesellschaft des Vorkriegspolens hatte der niedrigste Stand der Bediensteten, d.h. die Kellner, Dienstmädchen usw. den Standesunterschied am stärksten zu spüren bekommen. So z.B. war es allgemein toleriert, dass der Gast im Falle schlechter Bedienung seiner Unzufriedenheit vor allen Gästen freien Lauf geben konnte, wobei zu bemerken ist, dass «schlechte Bedienung» ein relativer Begriff war. Da die Speisegaststätten in Polen nicht von so vielen Gästen besetzt waren wie in der Schweiz, fühlte sich der Gast wirklich wie der sprichwörtliche «König». Der Patron, der auf die Kundschaft sehr angewiesen war, gab auch im Zweifelsfalle dem Gast Recht.

Um dem Leser näher zu erklären, wie in Polen zu meinen Zeiten der Ehrbegriff des Akademikers verstanden war, erlaube ich mir, den Zwischenfall unseres Studienkollegen der Jura-Abteilung hier kurz zu schildern: ein Jurastudent mit in Polen abgeschlossenen Studien, der die Funktion des Assistenten im Hochschullager innehatte, benützte seine freie Zeit zwischen Vorlesungen, um sie in einem Zürcher Café-Restaurant beim Kaffee zu verbringen, wobei er an einer von der Strasse sichtbaren Stelle Platz nahm. Ein vorbeigehender Oberst i/Gstb. der Schweizer Armee bemerkte den uniformierten Internierten und da allem Anschein denselben verboten war, die Zürcher Gaststätten zu besuchen, gab der Oberst durch die Serviertochter ihm den Befehl, das Lokal sofort zu verlassen. Von einem Besuchsverbot der Zürcher Gaststätten war ihm, wie auch vielen anderen Internierten, nichts bekannt. Und da dazu ein solches Verbot für Winterthur nicht existierte, weigerte sich der Internierte, das Lokal zu verlassen. Abgesehen davon, und dies war ausschlaggebend, fühlte sich der Student-Assistent und lic. iur. durch ungewöhnliche Befehlsübergabe durch das Service-Personal in seiner Ehre als Akademiker betroffen; denn er war der Meinung, dass ein Schweizer Offizier, auch wenn derselbe ein Oberst i/Gstb. sein mochte, ihm den Befehl persönlich zu erteilen hätte. Durch diese Überlegung fühlte er sich in seinem Recht bestätigt. Als der Internierte ins Lager zurückkehrte, erhielt er bereits den Ausweisungsbefehl. Noch am gleichen Abend wurde er als Assistent relegiert. Während für die Schweizer Seite der Fall eindeutig als Befehlsverweigerung galt, waren wir, ältere Studenten-Assistenten nicht weniger betroffen, da wir Internierte nur unseren Vorgesetzten direkt unterstellt waren und der Fall angesichts der Begleitumstände nicht so schwer wog. Eine mehr «gentlemenlike» Erledigung dieses an und für sich harmlosen Vergehens wäre unseres Erachtens besser

am Platze, dies umso mehr, als wir Assistenten von unseren Offizieren-Vorgesetzten in Sachen Lagerdisziplin mit gewisser Nachsicht im Vergleich zu den jüngeren Studenten behandelt wurden.

Die Besserstellung der Akademiker im Vorkriegspolen zeigte sich deutlich in der Staatsadministration. Ein Magister (lic. iur. oder lic. Öc. et rer. pol.) hatte z.B. nur ein zweijähriges Praktikum mit Prüfung zu absolvieren bis er Referendar wurde, was dem Prokuristen in der Privatwirtschaft entsprechen dürfte. Dies blieb nicht ohne Folgen für das Selbst-, bzw. Standesbewusstsein der Akademiker in Polen. Auch von diesem Standpunkt aus ist der Fall des zu Unrecht relegierten Assistenten zu betrachten.

Jemand bemerkte einmal, dass die Schweizer Meister der Organisation und die Polen jene der Improvisation wären, was sich wahrscheinlich durch die objektiven, anders liegenden Umstände in beiden Ländern und sekundär durch die Verschiedenheit des Nationalcharakters erklären lässt. Während den polnischen Nationalcharakter die Spontaneität der Reaktion, der Phantasie Reichthum des Handelns und die gefühlsbetonte Psyche kennzeichnet, hat der Schweizer die Tendenz, sein Handeln genau im voraus zu überlegen, damit nichts dem Zufall überlassen wird. Es ist vornehmlich der Intellekt, dem beim Schweizer die seelischen Regungen untergeordnet sind. Im Gespräch ist der Pole meistens offen und leutselig, der Schweizer eher zurückhaltend und jedes Wort abwägend.

Ich möchte auf weitere Definitionen verzichten und, um den Abschnitt über die Begegnung des Irrationalen der polnischen Seite mit dem Rationalen der Schweizer Seite abzuschliessen, erlaube ich mir hier, das folgende, bunte, vielleicht etwas überspitzte Ereignis zu zitieren, das dem Schweizer Leser etwas erleichtern sollte, einen Einblick in die phantasiereiche und gefühlsbetonte ostpolnische Seele zu gewinnen:

Mein Studienkamerad M., der auf der Heimreise aus der Offiziersaspirantenschule der Artillerie war, erzählte mir sein folgendes Erlebnis im Bahnhofrestaurant einer mittelgrossen ostpolnischen Stadt in den ersten 20iger Jahren: Ein etwas angeheiteter polnischer Offizier trat mit ziemlich lautem Gehabe in das Lokal hinein. Nach einem selbstsicheren Rundblick über die Gäste nahm er mit Platz und verlangte von dem in seine Richtung mit Bücklingen eilenden Kellner «Wodka zum Säbel», wobei er seinen Säbel aus der Scheide mit lautem Geräusch hinauszog und ihn auf den Tisch hinlegte. Das Säbelgeräusch und der gebieterische Ton der Bestellung bewirkten, dass bald eine Stille im Speisesaal eintrat. Der beflissene Kellner brachte rasch eine ansehnliche Karaffe Wodka und stellte entlang dem Säbel etwa 12 kleinere Gläser auf, die er sorgfältig mit Wodka füllte. Der Offizier war mit der im Saal herrschenden Stille sichtlich zufrieden. In einer schneidigen Uniform stand er jetzt stramm wie in einer Achtungstellung und nahm das erste Gläschen so in die Hand, als ob er mit jemandem anstossen wollte. Nachdem er damit den Säbel angestossen hatte, trank er es in einem Zug aus. Diese Zeremonie wiederholte er etliche Male, sich mit Salzgurkenimbissen stärkend, bis er zur Mitte der Gläschenreihe ankam. Dann wandte er sich an einen unweit sitzenden Gast und lud ihn mit höflicher Gebärde zum Mittrinken ein, der ihm nach der obligaten gegenseitigen Vorstellung mit Namen und Titel diese Ehre erwies. Auch diese zeremonielle Handlung wiederholte er mit einigen in der Nähe sitzenden Gästen. Als aber ein weiterer zum Mittrinken eingeladenen Gast, der im Pelzmantel zu ihm rücklings sass, die Einladung mit Entschuldigung ablehnte, wurde das Gesicht des Offiziers rot. Man sah ihm an, dass er sich beleidigt fühlte und machte dem Herrn im Pelzmantel Vorhaltungen, dass er nicht nur ihn selbst, sondern die Waffe und damit sein Regiment beleidige. Sofort entstand eine erregte Szene. Die drei Herren, die mit dem Offizier die sogenannte Bruderschaft tranken, versuchten zu vermitteln und die beiden Parteien zu beschwichtigen; denn der Herr im Pelzmantel, der Allüren eines Gutsbesizers hatte, protestierte gegen die unerwünschte Einladung, da er gesundheitshalber keinen Wodka mehr trinke und übrigens sei er mit der Familie unterwegs, weshalb ihm Bekanntschaften in Bahnhofrestaurants gänzlich unerwünscht seien. Erst jetzt bemerkte der Offizier, dass der Herr im Pelzmantel in Gesellschaft speiste. Offenbar waren die beiden am gleichen Tisch sitzenden Damen seine Frau und Tochter. Der Offizier entschuldigte sich in aller Form, was fast theatralisch anmutete, weil er sich dabei mit seinem vollen Namen, Offiziersrang und Regimentszugehörigkeit vorstellte. Ziemlich offen und laut gab er zu, einen Fauxpas begangen zu haben und erklärte, dass dieser Zwischenfall nicht ohne weiteres aus der Welt geschaffen werden dürfe. Beim ostentativen Handkuss fragte er die beiden Damen, ob er mit einer Kaffee-Likör-Runde seine Schuld begleichen dürfe. Die beiden Damen nickten nach einer Weile etwas zögernd zu,

was der Offizier dahingehend auslegte, dass er immer noch in deren Ungnade wäre. Darauf rief er laut über den Saal den Kellner zu sich und befahl ihm zwei grosse Rosensträuße für die beiden Damen, und zwar «die schönsten Rosen in der Stadt» aufzutreiben, wobei einer davon mindestens 21 Rosen enthalten müsse, da das Fräulein 21 Lenze zähle. Die ungenierte Offenheit und Zwanglosigkeit des charmanten, aber etwas unbeherrschten Offiziers haben offenbar die Gutsbesitzerfamilie nicht in Verlegenheit gebracht; denn mein Kamerad sah noch beim Verlassen des Restaurants den Kellner mit Kaffee und Likör- und Cognacflaschen Richtung Tisch der Gutsbesitzerfamilie eilen.

Kurz vor Weihnachten erhielt ich von der Familie L. aus Melchnau ein Päckchen mit einigen Gaben samt Stammbuch der beiden Töchterchen, die mich um eine Widmung baten. Über die wärmependende und süsse Aufmerksamkeit (Socken, Pfefferkuchen) war ich sehr gerührt, noch mehr aber über die Bitte der beiden Töchter. Zu meiner Jugendzeit hatte fast jede Schülerin einer Mittelschule ein Stammbuch, das damals auch Poesienbuch genannt wurde, da man sich mit eigener Dichtung, bzw. einer gereimten Lebensweisheit darin verewigte. Mich hat angenehm überrascht, dass auch hier in der Schweiz, dazu in einem abgelegenen Dorf, diese Gewohnheit zum Andenken an die schöne, sorglose Jugendzeit und herzlichen Freundschaften gepflegt wurde. Die Bescherung und der Wunsch der Töchter erinnerten mich an die heimatliche Weihnacht. Nach polnischer Sitte stand im Mittelpunkt die «Vigilia», das Wachen am heiligen Abend, das kein leeres Wort war, da unsere Familie nach dem Essen und der Bescherung die Mittemachtsmesse besuchte. Die ersten Weihnachten nach der Flucht verbrachte ich im ungarischen Lager, wo man uns so viel Wein spendete, dass der Heilige Abend durch den Rausch, in dem man das unglückliche Schicksal unserer Heimat vergessen wollte, entweiht wurde. In dieser Zeit ist man bekanntlich aufgeregter als sonst. Und doch muss ich gestehen, dass ich mich während der Mittemachtsmesse in Gyöngyös, wo ich vertraute Melodien und Rhythmen ungarischer Weihnachtslieder zu Gehör bekam, näher meiner Heimat fühlte, als hier im nüchternen Saal des Kirchgemeindehauses. Vielleicht auch deshalb, mich irgendwie von der Heimat weiter entfernt fühlend, griff ich zur Feder, um aus dem Gedächtnis aus den Werken des bekannten Emigrantendichters C.K. Norwid eine Strophe seines Gedichtes:

«Do kraju tego, gdzie kruszyn? chleba  
podnosz? z ziemi przez uszanowanie dla darów nieba  
t\$skno mi Panie....»

in deutscher Übersetzung («nach jenem Land, in dem ich jedes Brotkrümchen zu Himmelsgaben Ehre vom Boden auflese.... sehne ich mich, o Herr») in das Stammbuch der beiden Töchter einzutragen. Die Bilder seiner weiteren Strophen beziehen sich auf das rustikale Leben in seiner Heimat. Schon in der 1. Strophe fällt die Sehnsucht des heimatlosen Dichters nach dem bescheidenen, fast armseligen (Brotkrümchen), idealisierten Landleben auf. Eine ziemlich typische Haltung eines polnischen, vom Stamm entwurzelten Emigranten-Intellektuellen des 19. Jahrhunderts, der im «Westen nicht Neues» sah und seine ländliche Heimat nicht vergessen konnte.

## *Einige Aspekte der Grossgrundbesitzfrage in Polen im Lichte der Bodenreform*

Die Aufteilung des Grossgrundbesitzes war in den Anfangsjahren der wiederauferstandenen Republik Polen eine Fiktion, insofern eine Fiktion, als man glaubte, mit der Bodenreform das grösste Uebel, den Landhunger der breiten Dorfmassen beseitigen zu können. Die erste legislative Voraussetzung der Bodenreform bildete der Sejmbeschluss vom Juli 1919 betreffend Grundsätze der Reform. Die Grossgrundbesitzer, die anfänglich durch ihre Verbindungen zur Regierung einen mächtigen Einfluss auf die Staatspolitik ausübten, setzten alles daran, um das Inkraftsetzen des Beschlusses zu verhindern. Dass deren Widerstand bedeutend war, zeigte die Tatsache, dass das Reformgesetz erst ein Jahr später, d.h. im Juli 1920 vom Sejm beschlossen wurde, und zwar in einem Zeitpunkt, in welchem die rote Armee auf dem Marsch auf Warschau war. In der äusserst kritischen Lage befürchtete man nicht ohne Recht, dass sich die Massen der Landlosen in ihrer Verzweiflung den einmarschierenden Bolschewiken anschliessen könnten und Polen dem Kommunismus ausgeliefert wäre. (Viel hätte dies den revolutionären Landlosen nicht genützt; denn 9 Jahre später wären sie unter Stalin zu Kolchosenarbeiter degradiert worden.) Sobald aber die «rote Gefahr» vorbei war, liess man sich im bürgerlich-adligen Polen viel Zeit mit der Durchführung der Bodenreform, bzw. man annullierte gewisse radikale Bestimmungen. Andererseits traf es auch zu, dass in den ersten Jahren seiner Existenz, in welchen Polen um seine Grenzen ringen musste, die Unruhen der radikalen Landbevölkerung zum Ausbruch einer Staatskrise drohten. Wenn es den Grossgrundbesitzern nicht gelungen war, im Parlament den Sejmbeschluss der Reform zu verhindern, so waren sie doch in der Lage, deren Durchführung auf die lange Bank zu schieben und deren «Radikalismus» zu entschärfen.

Die Verfechter der Reform gingen von der folgenden, einfachen Berechnung aus (vgl. Artikel «Agrarreform» von Zb. Landau im Sammelwerk «Die Wirtschaftsgeschichte Polens bis 1939», Warschau 1964): würde man den Gutshöfen, die 1921 rund 13,6 Millionen Hektaren Boden besaßen, 10 Millionen Hektaren Boden zur Aufteilung wegnehmen, sodass denselben pro Gutshof im Durchschnitt 160 Hektaren Boden verbleiben würden, so hätte man daraus jedem der 2 Millionen Kleinbauernbetriebe ca. 5 Hektaren Boden zuteilen können, wovon über 2 Hektaren Boden Ackerland wären. Der Anteil des Ackerlandes dieser Kleinbauernbetriebe würde dadurch um 100% steigen. Ein Teil der gestiegenen Produktion würde vom Kleinbauernbetrieb konsumiert, und für den anderen Teil würde der Kleinbauer Industrieprodukte kaufen. Somit wären 2 wesentliche Ziele erreicht: Verbesserung des Lebensstandards der Kleinbauern und Belebung der Industrie. Leider hat der Autor der Berechnung die Grössen der beiden Anteile nicht näher präzisiert. Abgesehen davon scheint er übersehen zu haben, dass gewisse Grössen ihre eigene Dynamik besaßen. Offenbar berücksichtigte er in seiner Kalkulation die Kleinbauernbetriebe als solche, nicht aber Kleinbauernfamilien, die doch Zuwachs erhielten, der den Konsum-Anteil auf Kosten des Industrieprodukte-Anteils steigern würde. Der Zustand, den die Anhänger einer raschen Bodenreform anvisierten, würde nicht eintreten können. An diese verlockende Berechnung waren dazu zwei folgende Bedingungen geknüpft:

1. dass die Reform schlagartig und

2. die Abgeltung für die Parzellen zu mässigen Preisen zu erfolgen hatte.

Bereits diese Bedingungen machten die Reform auf dieser Basis illusorisch. Es nützte nicht viel, eine verlockende Berechnung aufzustellen und gleichzeitig sagen, dass sie nur dann Erfolg verspreche, wenn sie unter den obigen Bedingungen durchgeführt werde. Ein solches Vorhaben von diesem Ausmass war eine sehr ernste Staatsangelegenheit, deren Verwirklichung viel Zeit brauchte. In einem Staat, der erst Ende 1918 seine Unabhängigkeit wiedergewonnen und sehr prekäre Bodenbesitzverhältnisse als Erbe von Russland und Österreich übernommen hatte, konnte von einer schlagartigen Reformdurchführung keine Rede sein. Technisch gesehen war dies ein Vorhaben von mehreren Jahren.

Auch wenn diese enorme Aufgabe in einem noch nicht konsolidierten Staate in einigen Jahren doch noch durchführbar wäre, hätte sich der Reform ein anderes Hindernis, nämlich die Finanzierung in den Weg gestellt. Der hohe Preis pro Hektare Boden von Zl. 1'700.- bis Zl. 2'200.- im Jahre

1928, gemäss zitiertem Autor, stellte die Realisierung der grossen Reform in Frage. Sehr wahrscheinlich waren die Bodenpreise in den ersten 20er Jahren nicht so hoch, gehörte doch das Jahr 1928 zur Hochkonjunktur mit den höchsten Agrarpreisen. Es scheint, dass es sich hier um eine Art Propaganda handelte, um das bürgerlich-feudale Vorkriegspolen in schlechtem Lichte darzustellen. Gegenwärtig ist es mir unmöglich, den Bodenpreis für die ersten 20er Jahre wegen der damaligen, galoppierenden Inflation der Polnischen Mark auszurechnen. Schon für einen Durchschnittsbauer, der ein Stück Boden zu seinem Hof zukaufen wollte, bedeutete dieser Preis, bzw. ein solcher von schätzungsweise ZI 1'000.- pro Hektare einen sehr grossen Aufwand, geschweige denn für einen landlosen Tagelöhner. Das Gesetz vom Juli 1920 sah den Ankauf des Bodens durch den Staat zu 50% des Marktpreises vor. Diese Bestimmung – nachdem sie auf Grund der 1921 beschlossenen, neuen Verfassung verfassungswidrig erklärt wurde – trat nicht in Kraft. Die Gutsbesitzerklasse war nicht willig, ein Opfer auf sich zu nehmen, um durch einen angemessenen Preis den Boden den Landlosen zugänglich zu machen. Eine grundsätzliche Korrektur der geschichtlichen Ungerechtigkeit war längst fällig und es wäre gerecht gewesen, wenn die Grossgrundbesitzer die wiedergewonnene Freiheit und Unabhängigkeit des Staates zum Anlass genommen hätten, durch Sejmbeschluss «eines sozial gerechten Preises» die Hand zur Versöhnung mit den ehemaligen, ausgebeuteten Leibeigenen gereicht hätten. Dies war bedauerlich, insbesondere, wenn man bedenkt, dass in der Sowjetunion der Landadel durch die Revolution des Landbesitzes enteignet wurde.

Eine Reform dieser Art kann nur dann durchgeführt werden, wenn man den Wirtschaftserfolg in der Zeit ausrechnen kann. Die Nachkriegsinflation, die 1922/24 die Form einer Hyperinflation annahm, erlaubte keine Erfolgsrechnung und somit kein normales Wirtschaften. Die Währungszerüttung hatte zur Folge, dass kein solides Bankwesen vorhanden war. Als die Banken/Kreditinstitute in Polen nach 6 Kriegsjahren und mehrjähriger Inflationszeit ihre Bilanzen auf der neuen Stabilisationsbasis von 1,8 Millionen Polnische Mark = 1 ZI. erstellten, zeigte sich erst deutlich die Kapitalmiserie des Landes. Während sich in der Inflation niemand sträubte für Handels-, bzw. Spekulationskredite bis 20% Zins zu zahlen, sahen sich die Unternehmer nach der Stabilisation ausserstande, Kredite zu 10% in Anspruch zu nehmen. Der Währungszerfall in Polen stand jenem in Deutschland zwar sehr nahe, aber dafür hatte es bedeutend mehr durch Kriegsverwüstungen zu leiden. Trotz exorbitanten Inflationszinsen ging alles glatt und rasch vor sich und nach der Stabilisation wagte kaum jemand ein Geschäft auf längere Sicht zu tätigen. Solange der Geldmarkt nicht in der Lage war, Hypotheken zu 5-6% anzubieten, solange war es unmöglich, einen Parzellenkauf abzuwickeln. Es war deshalb kein Wunder, dass während der 20jährigen Zwischenkriegszeit nur 20% des Bodenvorrates zur Aufteilung gelangte.

Das neue Bodenreformgesetz vom Dezember 1925 sah im ersten Jahrzehnt, 1926/35 einen jährlichen Aufteilungsplafond von 200'000 Hektaren Land vor, der nur in den Jahren 1926/28 erreicht wurde, um in der Agrarkrise auf ein Viertel des Plafonds zu fallen. Das neue Gesetz erleichterte durch Vorrang der Landlosen, Tagelöhnern, Kleinbauern und Invaliden den Erwerb von Parzellen, was aber kaum eine positive Wirkung hatte; denn Priorität nützte nichts denjenigen, die kein Geld hatten, um wenigstens 1 Hektare Boden zu kaufen. Die Verarmung des polnischen Volkes war damals unbeschreiblich.

Darüber hinaus war es immer noch fraglich, ob die Neusiedler ihren Boden intensiv bewirtschaften würden. Das Bewirtschaften eines Bauernhofes muss auch gelernt werden. Die Bewirtschaftungsfähigkeit war auch ein Grund, weshalb die Gegner der Reform deren Zweckmässigkeit in Frage stellten. Sie wiesen darauf hin, dass z.B. die Bodenzuteilung an ehemalige Tagelöhner, denen jeder Unternehmersinn fehlte, nicht bedeutete, dass die Produktion pro Hektare der Neusiedler das frühere Niveau des parzellierten Gutshofes erreichen werde. Dass dies keine akademische Frage war, zeigten die Erfahrungen der 40er Jahre, als Kleinbauern aus südostpolnischen Gebieten, die an die Sowjetunion fielen, in schlesische Woiwodschaften übersiedelt wurden. Die Praxis zeigt übrigens, dass jeder Neusiedler eine Anlaufzeit braucht, bis sein Betrieb die landschaftsübliche Produktivitätsrate erreicht. Manche südostpolnische Neusiedler brauchten in Schlesien einige Jahre, bis sie sich akklimatisierten und die landschaftsübliche Bewirtschaftungsweise übernahmen. Die Strukturwandlung der Besitzverhältnisse in einem Lande bringt nicht automatisch den erwarteten Effekt, sondern sie muss sich erst einspielen, was sogar mit Produktionsausfällen verbunden werden kann. Der Effekt



der Bodenreform war meines Erachtens minim und konnte deshalb keinen wesentlichen Einfluss auf die Industrieproduktion oder auf die Verbesserung der Lage der ländlichen Bevölkerung ausüben. Die alten Zustände, d.h. der durch die hohe Geburtenrate verursachte Überschuss der Dorfbevölkerung, die unproduktiv lebte; die Zersplitterung der Bauernbetriebe, besonders in den südlichen Regionen, und die überlieferte extensive Bewirtschaftungsweise, sowie die durch die Industrie- und Agrarpreisschere verursachte Verarmung der Bauernschaft schufen einen Teufelskreis, der nur durch Industrialisierung zu beseitigen war, die Polen mit eigenen Mitteln leider nicht bewältigen konnte.

Bis zum I. Weltkrieg funktionierte noch einigermaßen der Abfluss der überschüssigen Dorfbevölkerung in die Städte, wo sie durch die Industrie und auch durch das personalintensive Kleingewerbe und Handwerk aufgenommen wurde. Ein weiterer Teil wanderte nach den USA, Brasilien und in andere Überseeländer aus. Ein anderer Teil fand Beschäftigung entweder als Arbeiter in den Industrien der betreffenden Teilungsmächte, Russland, Österreich, Deutschland oder als Saisonarbeiter, bzw. Tagelöhner in denselben. Der Krieg, die Immigration Sperren und die fortschreitende Mechanisierung der Produktion zerstörte weitgehend dieses Regulierungssystem. Die nach Russland orientierte kongresspolnische Industrie verlor nach dem I. Weltkriege ihre grossen Absatzmärkte. Die enormen Kriegszerstörungen in Kongresspolen und Galizien verhinderten den Abfluss der Dorfbevölkerung in die Städte, wo man die Industrie erst wiederaufbauen musste.

Das einzige, äusserst minimale Ventil für den Bevölkerungsdruck wurde seit 1919/20 die Anstellung der Tochter des Kleinbauern als Dienstmädchen in der Stadt. Jede Bauernfamilie war froh, wenn ein Mund weniger zu stopfen war. Beim mittleren Bürgertum galt es als ein Statussymbol. So wie heute in Westeuropa das Auto einen Statusgegenstand bildet, so galt zu meinen Zeiten das Dienstmädchen als Zeichen der Zugehörigkeit zu einer höheren, «besseren» Bürgerklasse. Es begnügte sich mit einem Monatslohn von Zl. 30.-- bis Zl. 50.----- plus Gelegenheitsgeschenken – und mit einem Kämmerchen, was nicht sehr wenig war, verdiente doch damals ein Briefträger, Familienvater nicht mehr als Zl. 130.-- bis Zl. 140.-- pro Monat. Als wir Hochschullagerstudenten im November 1940 unsere Logiszimmer in Winterthur bezogen und die feingeputzten Wohnungen sahen, fragte sich mancher von uns, wo das Dienstmädchen wohl sein mochte. Eine «Madame» im Négligé sah er morgens nicht, sondern eine fleissige, bürgerlich gekleidete Hausfrau, worauf er sich wunderte, weshalb der Schweizer das Geld auf die Bank bringt, anstelle sich dafür ein Dienstmädchen zu leisten. Erst mit der Zeit begriffen wir den Unterschied in den Lebensverhältnissen in unseren beiden Ländern.

Der Bevölkerungsdruck stieg in Polen nach der Krise dermassen, dass seit Mitte der 30iger Jahre die verzweifelte Bauernschaft sogar zur offenen Auflehnung gegen die Staatsbehörden schritt. Dies war der aufsehenerregende Fall der im Jahre 1936 revoltierenden «Bauernkompanie», die unter Führung des Nationalisten Doboszynski den Starosta (Landrat) von Myslenice in Galizien absetzte. Der revolutionierende linke Flügel der bäuerlichen Volkspartei (SL) und die sich neu organisierende «WICI»-Bewegung verlangten mittels Streiks eine radikale Bauernregierung unter dem Bauernführer Witos, sowie eine linksextreme Staatspolitik. Sogar in jenen Regionen, wo der Bevölkerungsdruck noch nicht so spürbar war, mussten im Sommer 1937 starke Polizeiabteilungen aufgeboten werden, um streikende, d.h. auf den Feldern tagelang kampierende Bauernmassen in Schach zu halten. Obwohl dabei auch politische Motive mitgespielt hatten, zwang die äusserst kritische, wirtschaftssoziale Lage der Dorfbevölkerung die radikalen Kreise zu derartigen Ausschreitungen.

In Polen, wo der I. Weltkrieg und die Kriege um seine Grenzen 6 Jahre dauerten, war die Währung und die Staatsfinanzen total zerrüttet. Auch der Grossgrundbesitz geriet wegen Schuldabzahlungsschwierigkeiten an den Rand seiner Existenz. Die englische Labour-Party kritisierte offen die Besitzverhältnisse in der polnischen Landwirtschaft, war aber weit davon entfernt, sich dafür einzusetzen, dass der durch Kriege ausgeplünderten Republik finanziell geholfen würde. Während des I. Weltkrieges blieben England und Deutschland von direkten Kriegshandlungen verschont, wogegen dieser Krieg die polnischen Ebenen mehrmals durchwühlte. Ausser den drei westpolnischen Provinzen war die damalige Wirtschaftslage in Polen seit dem Kriegsausbruch bis etwa 1925 so kritisch, dass man sie, mit heutigen Massstäben gemessen, mit jener in einigen unterentwickelten Ländern hätte vergleichen können.

Es war leicht, in England, wo der Bevölkerungsüberschuss seit Jahrhunderten in die Kolonien

ging, die Bodenbesitzverhältnisse zu kritisieren. Polen, als teilweiser Nachfolgestaat Deutschlands, streckte seiner Zeit Fühler im Völkerbund wegen der Zuteilung der deutschen Südwestafrika-Kolonien in Kompensation der Kriegsverwüstungen in seinem Lande aus; war aber leider auf Absage gestossen. Polen hätte, angesichts der Unlösbarkeit der Bodenreformfrage, viel stärker insistieren müssen, damit ihm ein pro rate parte-Anteil als Völkerbundmandat dieser Kolonie zugeteilt worden wäre. Aber die Westalliierten, besonders England, verfolgten kurzsichtig ihre eigenen Kolonialinteressen. Anstelle durch ihre Europapolitik wegen der deutsch-polnischen Grenze beide Länder zur Feindschaft zu führen, hätten sie durch eine gerechte Verteilung des deutschen Kolonialbesitzes unter Deutschland und Polen dem späteren deutsch-polnischen Kriegskonflikt zum grössten Teil zuvorkommen können. Deutschland hätte seinen Anteil behalten und Polen den entsprechenden pro rata Bevölkerung/Fläche-Teil abtreten sollen. Hitlers Forderung nach Lebensraum, die unter anderem den II. Weltkrieg auslöste, hätte ihre Berechtigung verlieren müssen. Polen wäre dann in der Lage gewesen, mit seinem ländlichen Bevölkerungsüberschuss die leeren Gebiete der Kolonie zu besiedeln und gleichzeitig das Problem seiner Arbeitslosigkeit zu lösen. Diesbezüglich trugen die beiden Westdemokratien zweifellos eine grosse Verantwortung.

Das von Krieg und Inflation heimgesuchte Polen konnte wegen seiner Kapitalarmut die Industrialisierung des Landes nicht allein durchführen. Aussichten auf Auslandkapital bestanden keine. Die 3-4-jährige Periode der relativ günstigen Konjunktur 1926-29 erlaubte Polen nicht einmal ein bescheidenes Kapital zu akkumulieren. Das kapitalarme Polen war auf sich selbst angewiesen. In Anlehnung an die zeitgenössischen, planwirtschaftlichen Bilder der Nachbarländer wurde im Juni 1936 das «Vierjahresprogramm» von Wirtschaftsminister E. Kwiatkowski verkündet. Ein Jahr später wurde es durch den Plan der Schaffung eines Zentralen Industriebezirks (COP) ergänzt. Aber das nötige Investitionskapital fehlte immer noch. In der neuen Regierungspolitik war auch der Agrarminister Poniatowski tonangebend. Obwohl er sich bewusst war, dass die Bodenaufteilung ein unzureichendes Mittel war, erhielt unter ihm die Landaufteilung neuen Auftrieb. Auf seine Veranlassung wurde auch die Aufteilung des Grossgrundbesitzes in Westpolen in Angriff genommen. Bis 1936 waren die Gutshöfe im Westen wegen deren hochintensiven Bewirtschaftung und erheblichen Industrialisierungsstufe (Zucker-, Stärke- und Spiritusindustrie) von der Bodenaufteilung verschont geblieben. Für die Volkswirtschaft Polens war es wichtig, dass die Bodenzuteilung an solche Neusiedler erfolgte, welche die für die Posener Woiwodschaft übliche Produktivität garantieren würden. Aber bereits die kleinen Holzhäuser der Neusiedlungen, die «Poniatówki» genannt wurden, enttäuschten manchen Posener, der auf seine Landwirtschaft immer sehr und mit Recht stolz war. Vielleicht um zu betonen, dass man nur mit eigenen, sehr bescheidenen Mitteln die Landaufteilung vorantreiben konnte, wurden die neuen Siedlerhöfe mit auffallend kleinen Holzhäusern ausgestattet, was allgemein im Posenerland kritisiert wurde, hat man doch hier seit drei Generationen keine Holzhäuser und dazu so winzige mehr gebaut. Die Kritiker riefen die «Potemkinischen Dörfer» in Erinnerung. Wenn Potemkin der Zarin während ihrer Durchfahrt durch die Ukraine die nicht existierenden Dörfer mit Attrappen vorgaukelte, zeigte Poniatowski ehrlich die Misere des Landes. Für die Westpolen war das ein Schlag ins Gesicht, da mancher von ihnen sich vor den deutschen Ansiedlern in grosser Verlegenheit fühlte, dass unser Land wirtschaftlich so tief gesunken war.

Damals kam auch ich insofern mit der «Parzellation», wie man in Polen die Bodenreform nannte, in Berührung, als die Z.U.W., die Posener Feuerversicherungsanstalt, den Auftrag erhielt, die Neusiedlerhöfe zu versichern. Als Akquisitionschef für die Stadt Posen wurde ich delegiert, eine solche «Poniatówka» in einem nordöstlichen Kreis auf das Feuerrisiko zu prüfen. Der Hof des Neusiedlers, soweit ich mich erinnern mag, bestand aus einem 4x6=24 Quadratmetern Fläche messenden Wohnhaus aus Holzbohlen und einem gedeckten Schuppen als Ökonomiegebäude. Es wunderte mich, wie eine Bauernfamilie darin wohnen konnte. Als ich aber das dürftige Mobiliar des Neusiedlers gewahrte, kam ich zum Schluss, dass dieses Liliputhäuschen einem Ehepaar mit kleinem Zuwachs genügend Lebensraum bieten dürfte. Die üblichen Feldgeräte fehlten. «Die sollen später kommen» sagte mir der Neusiedler. Es war also nicht viel zu versichern, was mich etwas bedenklich stimmte. «Jeder Anfang ist schwer», sagte ich mir und was schliesslich zählte, war die Tüchtigkeit und Freude an der Pionierarbeit des Neusiedlers und nicht sein magerer Haushalt. Die nordamerikanischen Kolonisten hatten auch nicht mehr, als sie westwärts zogen, dachte ich mir dabei.

Für uns Europäer ist das Judenproblem wegen deren Vertreibung und Verfolgung zu einer Gewissensfrage geworden. Das Schicksal der Juden bis Christi Geburt ist uns durch die biblische Geschichte überliefert worden. Weniger bekannt scheint die Tatsache, dass bereits zu Zeiten des Kaisers Augustus der grösste Teil der Juden nicht mehr in Palästina, sondern im ganzen römischen Reich zerstreut lebte, was auf grosse Beweglichkeit der Juden hinweisen würde. Der eigentliche Exodus der Juden nach Europa dürfte wohl die Folge der arabischen Invasion des Nahen Ostens gewesen sein. Auf ihrem unfreiwilligen Wanderwege westwärts über Nordafrika hätten sich die Juden, als mitteländisches Volk in Spanien niederlassen können. Leider gerieten sie dort mit der spanischen Intoleranz in Konflikt. Sie waren gezwungen, entweder das Christentum anzunehmen, oder das Land zu verlassen. In Frankreich kam es während der Kreuzzüge, bzw. Pestepidemien zu antijüdischen Ausschreitungen, die als die ersten Pogrome infolge der Pest galten. Aus England sind sie auf Grund der königlichen Edikte vertrieben worden. In Deutschland konnten sie sich als Schützlinge der Landsherren, bzw. der Stadtbehörden gegen Abgaben sesshaft machen. Offenbar genügten die «Judensteuer» nicht immer; die Geldnot, bzw. -Gier trieb die Landesherren öfters zu Erpressungen der Juden mit Kontributionen. Dies und vielleicht auch die deutsche Härte und Ordnungsstrenge zwangen die Juden zum Weiterwandern nach Osten. Auf diese Weise kamen im 16. Jahrhundert viele Juden aus Süddeutschland und aus der Schweiz nach Osteuropa, wo sie in Polen ein freundlicheres Klima vorfanden: das für die Slawen typische Gastfreundliche und das Weiblich-Weiche. Für die untemehmungsfreudigen Nachkommen der Alemannen mögen die Juden unerwünschte Konkurrenten im Handel und Gewerbe gewesen sein, für die damals vornehmlich landwirtschaftlich aktive polnische Bevölkerung eher eine nötige Ergänzung der Wirtschaftsgesamtheit. Polen war das Land, wo die Rechts- und Gesetzesstrenge durch das Menschliche gemildert und gelockert wurde und die Bevölkerungsdichte die Besiedlung mit Fremden erlaubte. Noch in der Zwischenkriegszeit galt in Polen gegenüber den Fremden die gastfreundliche Offenheit und die Aufnahme Freude von Neuigkeiten der Ausländer, die leider heute im kommunistischen Polen dem Misstrauen und der Zurückhaltung weichen muss. Die Polen liessen auch gegenüber den niedergelassenen Fremden-Gästen ihre allgemeinemenschliche Devise «Leben und Leben lassen» ohne weiteres gelten. Sie tolerierten die Ausübung des jüdischen Kultus, den Bau von Synagogen in ihren Städten ohne Gettos.

Ausser den Juden, die aus dem Westen schon im 13. Jahrhundert einwanderten, begannen im 10. Jahrhundert die «Chazaren-Juden» Polen von Osten her zu überschwemmen. Es war ein Türkenvolk, das im 8. Jahrhundert den Mosaismus annahm und sich allmählich mit den bereits sesshaften Juden vermischte. Den polnischen Fürsten, deren Ländereien locker besiedelt waren und zum Teil durch Mongoleneinfälle verwüstet wurden, waren die Juden willkommen. Bereits im Jahre 1264 erhielten die Juden unter dem westpolnischen Fürsten Boleslaus dem Frommen gemäss Statut von Kalisch weitgehende Privilegien (Religionsfreiheit, Selbstverwaltung usw.). Weitere bedeutende Privilegien wurden den Juden vom friedliebenden «Bauernkönig» Kasimir dem Grossen gewährt. Die Rolle dieses Königs bezüglich der «Statuta Judeorum», wie die Privilegrechte genannt wurden, scheint geschichtlich noch nicht abgeklärt zu sein. (Gewisse antijüdische Kreise wollten wissen, dass er in seiner judenfreundlichen Politik unter dem Einfluss der sogenannten Esther-Institution gestanden hätte. Demgemäss hätten die Juden dem König eine schöne Hofdame zugespielt und durch ihre Vermittlung die Privilegien erhalten.) Diese damals ungewöhnliche Toleranz veranlasste die westeuropäischen kirchlichen Instanzen zur Kritik und zur Aufforderung der polnischen Herrscher zu strengeren Respektierung des kanonischen Rechts.

Die Statuta wurden als Teil des geltenden Staatsrechts von allen Königen Polens bis zum letzten bestätigt, womit seine Toleranz gegenüber den Juden beispiellos unter Beweis gestellt wurde. Diese Toleranz stand im krassen Widerspruch zum Zarendekret von 1882, das die massenweise Vertreibung von alteingesessenen und russifizierten Juden aus Russland in polnische Gebiete befahl. Die polnische Toleranz und die antijüdische Politik der Zaren hatten zur Folge, dass sich allmählich in Polen das grösste Siedlungsgebiet des Weltjudentums entwickelte. Noch in der Zwischenkriegszeit

erhielten über eine halbe Million Juden die polnische Staatszugehörigkeit. Aus diesem Reservoir konnte das europäische Judentum bis zu seinem Martyrium 1939/45 seine biologische und religiöse Kraft schöpfen.

Polens Toleranz galt nicht nur dem Judentum. Als ein Land, das glücklicherweise von den Religionskriegen in Deutschland und Böhmen verschont blieb, wurde es im 16. und teilweise im 17. Jahrhundert zu einer Flüchtlingsoase für die konfessionell Verfolgten. Man sprach damals von einem Religions-Paradies «Polonia paradisi haereticorum». Dies änderte sich leider Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Kosakenaufständen und mit dem kriegerischen Einfall der Schweden in das katholische Land. Diese Einfälle mit fürchterlichen Verwüstungen und Greuelthaten an der Zivilbevölkerung gingen in die Geschichte Polens als die «Sintflut» ein. In ihrem Vernichtungsdrang sahen es die Schweden besonders auf Kirchen und Klöster ab. Während die sozial-politisch und zum Teil konfessionell motivierten und von Tataren unterstützten Kosakenaufstände die südöstlichen Randgebiete Polens erfassten, überschwemmte die schwedische Sintflut das Land bis zu den Karpaten. Abgesehen von anderen gleichzeitig erfolgten Raubzügen des Fürsten Rakoczy blieben beide Kriege nicht ohne tiefe Folgen für das polnische Volk. Sie stärkten nicht nur das nationale Bewusstsein, sondern – nach dem «wundervollen Beistand der Muttergottes bei Tschenstochau» – auch den Katholizismus. Wenn es manchmal den Polen nachgesagt wird, dass deren katholischer Glaube kämpferischen Charakter hat, muss man sich bewusst sein, dass diese Eigenschaft auf die damalige Prüfung sowie auf die beständige türkische und russisch-orthodoxe Bedrohung zurückging. Einiges mochte übrigens der polnische Katholizismus von den strengen Jesuiten mitbekommen haben. Auf alle Fälle war dieser Glaube, der der Vaterlandsverteidigung diente, nicht kämpferischer als die brutale Schwedeninvasion im Namen der Reformation. Dank dem Partisanenkrieg ist es Polen gelungen, nicht nur den Feind zu vertreiben, sondern den bedrängten Dänen zu Hilfe zu kommen. Nichtsdestoweniger zeigten sich damals deutlich Risse im polnischen Staatsgefüge, hauptsächlich im veralteten, ausschliesslich vom Adel vertretenen, Heerwesen. Wenn Polen die damalige Krise trotz Mangel einer Söldnerarmee bewältigte, geschah dies dank seinem Glaubenseifer und seiner Vitalität.

Die zwei Jahrzehnte, die zwischen der ersten Teilung, 1772, und der dritten Teilung, 1795, Polens liegen, waren nicht nur durch Kriege mit äusseren Feinden, sondern auch durch innere Unruhen – Konföderationen der sich gegenseitig bekämpfenden Parteien, bzw. Magnatenfamilien – und schliesslich durch soziale Wirrnisse unter der Dorfbevölkerung in südöstlichen Gebieten des Landes gekennzeichnet. Besonders heftige Verwirrungen stifteten die beiden Konföderationen von Bar und Targowica wegen Parteinahme für und gegen Russland. (Die Konföderationen in Polen, eine Blüte der polnischen Adelsfreiheit, die im übrigen Europa kaum ihresgleichen hatten, waren vereidigte, als eine Art Gegenregierung und neben dem bestehenden Sejm zustandegekommene Bündnisse von Adelligen, die spontan zwecks Erreichung eines bestimmten Zieles «zum Heil des Vaterlandes» unter einem Marschall geschlossen wurden.) Die verworrenen Zustände in Südpolen riefen mit der Zeit die unzufriedene, orthodoxe, bzw. zur Orthodoxie neigende Landbevölkerung auf den Plan, wobei die rabiatesten unter ihnen die «Hajdamaken» waren. Dieselben griffen mit Vorliebe Städte an und richteten unter der Bevölkerung ein Blutbad an. Ein grausames Blutbad wurde z.B. in der ukrainischen Stadt Human angerichtet, wo rund 20 Tausend Menschen den Tod fanden. Da die Mehrheit der Stadtbevölkerung zweifellos jüdischer Herkunft war, hätte das furchtbare Gemetzel einen Judenpogrom bedeutet. (Das Wort «Pogrom» ist russischer Herkunft, das von jüdischen Emigranten nach Westen gebracht, hier unverändert im Sprachgebrauch seinen Platz fand. In den 30iger Jahren, während der Judenverfolgung durch die Nazis, tauchte dieser Ausdruck wieder auf; manchmal auch von jüdischen Emigranten aus Polen missbraucht. Ich machte seiner Zeit Bekanntschaft mit einem aus Afrika stammenden Arzt in Paris und war erstaunt darüber, wie er durch seine Unkenntnis der Verhältnisse in Polen über «Pogrome» in Polen in der Zwischenkriegszeit irreführt wurde.)

Für uns Polen war es äusserst peinlich, das odiose Wort «Pogrom» in Verbindung mit dem Namen unseres Landes, das doch als grosszügiger Gastgeber gegenüber den Juden durch Jahrhunderte galt, zu hören. Im Abschnitt «das deutsch-polnische Verhältnis» versuchte ich die Gründe des gegenseitigen Hasses beider Nationen zu analysieren. Sie ergaben sich grosso modo aus der expansiven, erobrerungsfreudigen germanischen Nachbarschaft. Bei den Juden, die als konfessionell Fremde

innerhalb unseres Volkes lebten, war es anders. Man kann, glaube ich, zwischen einem Judenhass aus primitiven, «rassisch-zoologischen» Motiven, der sich öfters in den südöstlichen Gebieten der Union, der Ukraine, entzündete und einem solchen, dessen Ursprung in der Nazi-Ideologie zu suchen wäre, unterscheiden. Ersterer war z.B. beim grossen Kosakenaufstand 1648/50 unter dem erniedrigten und rachsüchtigen Edelmann Chmielnicki der Fall, als der polnisch-litauische Unionsstaat erstmals ins Wanken geriet. Während der pogromartige «Hajdamaken»-Hass in der Ukraine, d.h. in den sehr dicht von Juden bewohnten Gebieten, besonders in den Städten, ausbrach, wo sich die Einwanderwellen der westeuropäischen und Chazarenjuden begegneten, machte sich eine mehr landläufige Judenphobie/Unwille gegen die Juden in Polen der 30iger Jahre breit, wo die wirtschaftsozialen Verhältnisse (Arbeitslosigkeit, ländliche Überbevölkerung) jenen in Vor-Nazideutschland sehr ähnlich waren. Das 3,5 Millionen zählende Judentum, dessen berufliche Einseitigkeit (Handel) und dessen grosser Drang zu den Universitäten und Akademikerberufen alarmierten die national-radikalen, polnischen Kreise. Das national vom Polentum abseits stehende Judentum und seine Sympathie für die linksgerichteten Strömungen machten manchen patriotisch und nationalistisch gesinnten Polen Bange, ob die Juden im Kriegsfall z.B. mit den Sowjets mitmachen würden. Mein Gesprächspartner, der Pariser Arzt, behauptete, dass die polnische Regierung judenfeindlich eingestellt war. Dies muss verneint werden. Natürlich, Juden, die z.B. in kommunistischen Zellen aktiv waren, wurden von ... Polizei unter Umständen belästigt, was vielmehr eine Massnahme der Staatssicherheit war, die weniger mit Judenhass zu tun hatte.

Mit der Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts begannen sich die seit Jahrhunderten etablierten Sozialstrukturen aufzulösen. Die privilegierten Schichten, die Adligen, bekamen als erste die Folgen der Besetzung des Landes durch die Teilungsmächte zu spüren. Durch Bodenenteignung und Konfiskationen als Strafe für die Teilnahme an Aufständen hauptsächlich gegen Russland, sowie durch Ämterentzug wurde ein bedeutender Teil des polnischen Adels entmacht. Die Adligen samt den in ihren Diensten stehenden Leuten (Gutsverwaltern, Pächtern und den aus dem Kleinbau stammenden, sonstigen Parteikumpanen) aber auch samt ihren Sippschaftsangehörigen sahen sich unter Umständen veranlasst, das traditionelle Landleben aufzugeben, den Landsitz «Dworek» zu verlassen und in die wenig beliebte Stadt zu ziehen, wo sie, ohne einen Beruf oder eine materielle Basis zu haben, oft keine andere Wahl hatten, als das Schicksal der Stadtarmen zu teilen. Den zahlreichen Aufständischen, Anhängern der russefeindlichen Konföderation von Bar blieb kein anderer Ausweg als die Flucht ins Ausland, wo sie in der Lombardei bei den Legionenverbänden ihren Freiheitskampf weiterführten. Der Verlust der Vorrangstelle des Landadels hatte zur Folge, dass sich die gesellschaftlichen Grenzen zwischen ihm und den Juden teilweise zu verwischen begannen. Jetzt, wo der Adelige nicht mehr wegen der Staatsteilung seinen Getreide-, Rinder- und Holztransport nach Danzig betreiben konnte, wurde der Jude zu einem wichtigen Helfer und Vermittler in wirtschaftlichen Belangen. In vielen Dörfern war das folgende Bild ziemlich typisch: der Pächter des Gasthofes, dem der Grundherr das alleinige Ausschankrecht für Bier und Schnaps einräumte, war meistens ein Jude. Der Pächter der Mühle, des Sägewerks oder eines anderen Verarbeitungsbetriebes, war, wenn nicht ein Fremder, so meistens ein Jude. Ein jüdischer Spezereihändler mit Textil und Lederwaren durfte selbstverständlich im Dorfe nicht fehlen. Hatte der Adelige z.B. für sein aufwendiges Leben Geld nötig, wandte er sich an einen Juden, der ihm Geld gegen Verpfändung des Waldes gerne lieh. Man spottete damals über den Adel mit der bissigen Bemerkung, dass ihm der Jude unbeliebt und wegen Wucherzinsen verhasst war, bis auf denjenigen, auf dessen prompte Dienste als «Faktor» er selbst angewiesen sei. Allmählich rissen die unternehmungsfreudigen Juden immer weitere Bereiche der nicht landwirtschaftlichen Tätigkeiten an sich. Gemäss den später erweiterten «Statuta Judeorum» wurde den Juden die Ausübung nicht nur des einfachen Handwerks, sondern auch des Kunsthandwerks erlaubt. Da sie sich in Städten und Städtchen gegenseitig zu helfen wussten, gelang es ihnen allmählich, die Monopolstellung nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten zu erobern. Von der Monopolstellung bis zur Versuchung der Ausbeutung des ungebildeten Bauernvolkes, der Leibeigenen und Tagelöhner, war nur ein Schritt. Dies war besonders beim Zwangskauf des Schnapses durch die Leibeigenschaft der Fall, wo der Landherr und der jüdische Alleinpächter zum Schaden der Volksgesundheit Hand in Hand arbeiteten. Mit den abnehmenden Einnahmen aus der Vorwerkwirtschaft (gospodarka folwarczna) sah sich der Landadel gezwungen, seine

Einkünfte aus dem Bier- und Schnapsverkauf an die Leibeigenen durch Vermittlung des jüdischen «Karczma»-Pächters zu erhöhen. Einerseits war der Leibeigene bei der Getreideproduktion gezwungen, mehr Fronarbeitstage zu verrichten und andererseits mehr Schnaps einzukaufen. Gerade dieser Dienst der Juden bei der sogenannten «Propinacja» machte sie beim Volk verhasst. Obwohl der Jude nur ein Helfer des Ausbeuters-Adeligen war, richtete sich hauptsächlich der Hass gegen den «Schwächeren» im Ausbeutungsbunde.

So wie die Salzsteuer seiner Zeit in Frankreich bei den Bauern verhasst war und die darauffolgenden Bauernaufstände der Pariser Revolution den Weg im ganzen Lande ebneten, so verhasst wurde auch der zwangsmässige Kauf von Schnaps durch den polnischen Leibeigenen, der später zum Bauern befreit, der alten Gewohnheit treu blieb. Wenn es deshalb nicht zu so heftigen und allgemeinen Erhebungen in Polen kam, so dürfte dies mit dem Leibeigenen-Bewusstsein und der slawisch-polnischen Duldsamkeit im Zusammenhang stehen. Im Übrigen funktionierte in Polen eine Art Ventil: die Flucht der unterdrückten Leibeigenen, hauptsächlich in die weit südöstlich gelegenen «Dzikie Pola» (wilde Felder) der weiten Ukraine, wo die Flüchtenden in den unkontrollierten, von den freien Kosaken beherrschten Gebieten Aufnahme fanden. Die Flüchtenden wurden normalerweise hart bestraft, aber manchmal ist es ihnen gelungen, entweder bei einem anderen Gutsherrn Arbeit oder bei den Kosaken Freiheit zu finden. Unter diesen Umständen dürfte die lateinische Redensart «Polonia erat paradus Judeorum et infernus rusticorum», was auf Deutsch bedeutet, dass Polen für die Juden ein Paradies, für das Bauernvolk eine Hölle war, besser verständlich sein.

Den Juden in Polen ging es deshalb recht gut. Vertrieben aus Westeuropa, fanden sie hier ihre zweite Heimat. Durch die Zusammenarbeit mit dem Landadel erreichten sie allmählich einen Wohlstand und dementsprechend konnten sie sich vermehren und zwar stärker als die unter dem harten Frondienst schmachtende Leibeigenschaft. Der Frondienst war unter Umständen so umfangreich und erdrückend, dass auch Frauen und Kinder des Leibeigenen zur Arbeit beigezogen werden mussten. Von der bedränglichen Vermassung der Juden in der südostpolnischen Landschaft könnte die etwas überspitzte polnische Redensart zeugen:

«Zyd na Zydzie Zydem Zyda pogania». (Die wörtliche Übersetzung: «Der Jude auf dem Juden treibt den Juden mit dem Juden an» scheint die Paraphrase eines Sprichworts gewesen zu sein, das in Fällen gebraucht wurde, wo es etwas zu viel gab.)

Wenn der Wohlstand bei den Juden nicht so auffallend war, war dies darauf zurückzuführen, dass sie auf das äussere Aussehen ihrer Häuser, Läden und auch Kleidung keinen besonderen Wert legten. Sehr konservativ in ihren Sitten und Religionsgesetzen, befolgten sie eher die talmudische, nicht aber die «europäische» Hygiene. Im Jahre 1938 hatte ich Gelegenheit, mit einer Gruppe von westpolnischen Kaufleuten die Stadt Lublin zu besuchen, wobei uns als eine Sehenswürdigkeit der Stadtteil «Wieniawa» mit jüdischen Geschäften gezeigt wurde. Was wir sahen, war eine Touristen-Exotik, die einen erbärmlichen Eindruck eines Elendsviertels machte. Man fragte sich, ob es menschenwürdig war, in diesen schmutzigen Behausungen zu leben. Die Juden sind ein Volk mit einer alten und hochentwickelten Kultur, aber als Volk des Nahen Ostens nahmen sie den europäischen Lebensstil, Sauberkeit und Hygiene nach ihrem Belieben an. Eigentlich fühlten sich die Juden in ihren Ghettos zu Hause und sobald sie in ein nicht jüdisches Quartier einzogen, dauerte es nicht lange, bis sie es nach ihrem Lebensstil in ein Ghetto verwandelten. Das vitale Selbstbewusstsein und die konservative Eigentümlichkeit waren bei ihnen so ausgeprägt, dass sie sogar in der so nüchtern wirkenden Grossstadt New York dem von ihnen bewohnten Stadtteil das jüdische Antlitz zu geben vermochten. Die Frage scheint deshalb berechtigt zu sein, ob es die Christen waren, die das Ghetto erfunden hätten. (Dieser Begriff soll auf ein jüdisch-spanisches Wort zurückgehen, das aus der von den Juden vortrefflich beherrschten Schmiedekunst stammt.)

Aus meiner Frühjugendzeit, die ich im westpolnischen Leszno verbrachte, mag ich mich noch gut an den «Judenwinkel» erinnern, der auch Armenviertel heissen könnte. Dieser war eine kleine, niedrige, um die Synagoge herum gebaute Häusergruppe, die einen Wirrwarr von krummen Gassen und wie Hütten aussehende Behausungen umfasste. Mein Vater mochte sich noch erinnern, dass dieser Stadtteil von Juden dicht bewohnt wurde, die in den folgenden Jahrzehnten den «Winkel» verliessen und entweder ansehnliche Häuser am Marktplatz und an den Hauptstrassen erwarben, dort grössere Geschäfte eröffneten, oder in die mitteldeutschen Grossstädte, wie Dresden, Leipzig, Berlin

oder Frankfurt auswanderten, Mit dem Wegzug der Juden aus ihrem Quartier hatte sich auch bei ihnen einiges geändert: sie modernisierten und vergrößerten ihre Geschäfte, wohnten in besseren Häusern, wechselten ihre Kaftane in moderne Kleidung, schickten ihre Söhne ins Gymnasium. Mit einem Wort, sie übernahmen die deutsche Kultur, Sprache und wurden «Europäer». Mit dem Polentum wollten sie nicht viel zu tun haben. Das Polnische brauchten sie nur so viel als nötig, um die polnischen Bäuerinnen zum Warenkauf zu animieren. Das hochragende Bauwerk der neuen Synagoge wurde allerdings nicht mehr mit der früheren Frömmigkeit wie das alte Gebetshaus besucht. Die einst so weitbekannte Rabbinerschule verfiel langsam in eine Halbruine. (Wie der Pariser Rabbiner Josy Eisenberg in seinem Werk «Une histoire du peuple juif» ausführte, gaben die Rabbinerschulen in Polen dem europäischen Judentum viele geistige Führer.)

Wegen dem auffälligen Zustand der alten Judenhäuser mussten die letzten betagten Bewohner den Winkel verlassen und in die «Stadt» umsiedeln, wo sie vom «Kahal» betreut wurden. Unter ihnen war noch der alte Lumpensammler Stemberg, der trotz seiner Müdigkeit und stiller Resignation seinem Beruf fleissig nachging. Wenn er in unserer Strasse eine Runde machte, konnte man aus seiner asthmatischen Brust seine gewohnten Ausrufe vernehmen, die wie «Eisa... Lumpa... Knocha... Papirr...» klangen. Ohne sich um den Erfolg seines Geschäftes besonders zu kümmern, wog er das Sammelgut mit der Federwaage ab und zahlte den Erwachsenen den Preis in «Böhmern», die das Münzgeld unter uns Kinder für das Sammeln verteilten. Dann war noch die kleine, einäugige «Mutter Schacher» da, die an Markttagen ihren flachen Karren mit Gemüse belud und rüstig auf den Markt eilte, wo kaum jemand ihr die ungepflegte Ware abkaufte. Mit ihrem Gehabe gaben die beiden «malerischen» Gestalten dem Stadtbild eine besondere Note. Wir Kinder halfen den beiden manchmal den Karren ziehen, manchmal aber neckten wir sie aus Übermut.

Die «europäisierten» Juden träumten eher von Reichtümern und Geschäften in Berlin, Frankfurt, London und New York. Die christliche Bevölkerung, durch die äussere Armseligkeit der Juden getäuscht, wunderte sich, wie das möglich sei, dass sich die Juden aus dem «Armenviertel» so kostspielige Häuser und Geschäfte leisten konnten. Die in Polen damals landläufige Redensart:

«Wasze Ulice» (eure Strassen)

Nasze kamienice» (unsere Häuser)

klang wie ein Hohn aus dem Munde der Juden. In der Tat, es waren die Juden, welche die «Kamienice» (Häuser) und die Christen, die die «Ulice» (Strassen, d.h. die blossen Strassen) besaßen.

Nicht nur der sprichwörtlichen Geschäftstüchtigkeit, dem beharrlichen Ladendienst, der Geduld, sondern auch der strengen Sparsamkeit und der fast krankhaften Enthaltbarkeit in Essen, Trinken und Kleidung verdankten die Juden ihren Reichtum. Wie oft trieben sie ihre Sparsamkeit oder Enthaltbarkeit über das vernünftige Mass hinaus, d.h. bis an die Grenze des menschenunwürdigen Geizes. Sie waren manchmal von Sparsamkeit so besessen, dass sie im alten, schmutzigen «Chalat» gekleidet, sich wunderten, wenn man sie – leider muss dies gesagt werden – mit dem beleidigenden Adjektiv «dreckig» apostrophierte. Als die westpolnischen Kaufleute die Judengeschäfte im Stadtteil Lublins «Wieniawa» besuchten, kamen sie zum Schluss, dass deren Besitzer nie auf den Gedanken gekommen wären, für den Unterhalt, die Modernisierung, geschweige denn für das ästhetische Aussehen der Geschäftshäuser Geld aufzuwenden. Dementsprechend sahen die stark verjudeten Städte Südostpolens vernachlässigt und schmutzig aus. mit billigem Hering, Zwiebeln, Mohnbrötchen und Tee ernährten sich die Judenfamilien, bis ihre Kinder unter Umständen halb verkrüppelten. Nicht umsonst rief die zionistische Bewegung ihre Glaubensgenossen zum Sport und zur körperlichen Ertüchtigung auf. Gott sei Dank, dass die jüdische Jugend in den Sportklubs diesem Aufruf Folge geleistet hatte.

Dass sich in Südostpolen, d.h. in den dicht mit Juden bewohnten Gebieten, so in Ortschaften mit über 50%igem Anteil, ein Hassgefühl entwickelte, ist unbestritten. Es waren aber auch umgekehrte Fälle, so z.B. in einer Ortschaft südlich von Radom, in welcher Juden wegen der Konkurrenz der christlichen Kleinhändler gereizt und in Anbetracht des auf beiden Seiten wachsenden Extremismus (Zionismus und Nationalismus) aufgebracht, polnische Bauern auf dem Markt angriffen. Obwohl es sich dabei um einzelne Zwischenfälle handelte, war die jüdisch-polnische Spannung ernst zu nehmen. Auch die Juden bekamen die schwere Wirtschaftslage zu spüren; denn Polen litt nicht nur unter der Agrarkrise der 30iger Jahre, sondern unter erheblichem Druck der Überbevölkerung. Die

Juden hätten eigentlich selbst einsehen müssen, dass diese Zustände in diesem Teil Polens auf längere Sicht unhaltbar waren und sich gegen sie selbst einmal richten würden. Mit ihrer hohen Zuwachsrate trugen sie erheblich zum Bevölkerungswachstum und somit zur Verarmung des Landes bei. Durch die übermässige Dichte des Kleinhandels und Krämerläden verlängerten die Juden die Handelskette, woraus eine empfindliche Warenverteuerung resultierte. In der schwer geprüften Wirtschaft Polens sprach man damals vom unproduktiven «Parasitentum» der Juden.

Die ungesunden Zustände in Südostpolen standen in krassm Widerspruch zu den Verhältnissen in Westpolen und in anderen europäischen Ländern, wo das Genossenschaftswesen mit bescheidenen Gewinnmargen den Agrarhandel zur Blüte und damit zum Wohlstand der Dorfes brachte. Der Jude mochte ein geduldiger, begnügter Kleinhändler gewesen sein. Dies war zweifellos seine Stärke, aber zugleich seine Schwäche. Konservativ, seit Jahrhunderten gewohnt, Kleinhandel auf individueller Basis zu treiben, hatte er wenig Interesse, neue Wege im Genossenschaftsbereich zu betreten, um neue Wirtschaftsgebiete zu erschliessen. Dabei hatte das Judentum besseren Zugang zu internationalen Finanz- und Kreditquellen als die wenig versierte autochtone Landbevölkerung. Frappierend war z.B. die Tatsache, dass sich das polnische, wirtschaftlich ziemlich mächtige Judentum nie bemühte, seine eigene Bank zu gründen, um umfangreichere Vorhaben auf Landesebene zu finanzieren, bzw. mit ausländischen Finanzstellen zu kooperieren wie dies beim westeuropäischen Judentum der Fall war. Bezüglich der Lodzer Textilindustrie ist zu erwähnen, dass Polen deren Aufbau und Entwicklung zuerst den in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts vom Adel gegründeten Webereimanufakturen und dann den erfolgreichen Bemühungen der kongresspolnischen Regierung zu verdanken hatte, die in der Zeit von 1800-1830 rund 60 Tausend Weber aus Westpolen, Schlesien, Sachsen und Böhmen, mit allerlei Begünstigungen für dieselben, geworben hatte. Die Beteiligung der Juden am Aufbau dieser bedeutendsten Industrie Polens ist späteren Datums, als die Pionierzeit längst vorbei war. Ist das für das polnische Judentum nicht einigermaßen beschämend, dass es, nachdem es sich seit Mitte des 13. Jahrhunderts in Polen sesshaft gemacht hatte, ausser «Krämerei» und Zusammenarbeit mit dem ausbeuterischen Adel nichts Bedeutendes zur Wirtschaftsentwicklung Polens beitrug?

Ich möchte keineswegs hier das polnische Judentum einseitig verurteilen, denn ich bin mir der objektiven Unzulänglichkeiten auch bei meinen Landsleuten vollauf bewusst. Andererseits begann sich auch beim Judentum einiges zum Besseren zu wenden, indem sich bei ihm eine mehr moderne Lebenseinstellung, wahrscheinlich unter dem Einfluss des Zionismus, entwickelte. Auch im Genossenschaftswesen erzielte es namhafte Resultate. In Anbetracht des wachsenden Selbstbewusstseins der polnischen Dorfbevölkerung fühlte es sich nicht mehr so sehr an Polen gebunden, und auf Grund des zunehmenden Boykotts der Judenläden kam es langsam zum Schluss, dass es im Ausland seine Zukunft suchen müsse. Während die Nationaldemokratie mit dem Gedanken einer allmählichen Assimilation der Juden spielte, ging die radikal-nationale Jugend weiter und sah die Lösung der Judenfrage in deren Emigration nach Palästina. Die ersten jüdischen Emigranten in den USA, wo sie eine gute Existenz aufbauen konnten, übten auf die in Osteuropa verbliebenen Verwandten eine grosse Anziehungskraft aus. Aber auch in Immigrationsländern hatte sich vieles zu Ungunsten der Juden geändert. Der traditionelle Auswanderweg nach Deutschland war ihnen wegen Nationalsozialismus versperrt. Auch die USA und sogar das unter dem britischen Mandat stehende Palästina waren für sie mit Einreiseschwierigkeiten verbunden. Einzig als polnische Bürger konnten sie auf Einlass in Frankreich zählen, nachdem zwischen ihm und Polen ein Immigrationsabkommen geschlossen wurde. Polnische Emigranten, die in die Sikorski-Armee einberufen wurden und unweit vom Place de la République wohnten, berichteten, dass sobald dort eine Anzahl von Judengeschäften eröffnet wurde, es nicht lange dauerte, dass eine Judenphobie und Hassgefühle bei den Franzosen ausbrachen. Man darf sagen, dass sich die Juden durch ihre haufenweise und auffallende Ansiedlungsweise ihre Existenz selbst schwer machten. Warum mussten sie unbedingt ihr Ghetto oder «Städtele» haben?

Mitte der 30iger Jahre begann sich langsam in Polen eine Bewegung unter der Parole «Polonisierung des Handels» abzuzeichnen. Die Idee scheint in Westpolen entstanden zu sein, wo die jüdischen, besonders aber die ostjüdischen Verkaufsmethoden nicht nur der Kaufmannschaft, sondern auch dem Publikum ein Dom im Auge waren. Schon in den ersten 20iger Jahren brachten diese Methoden in den etablierten Lebensgewohnheiten Westpolens ein Durcheinander. Nachdem nach einem Abwarten kein Status quo ante im Detailhandel eingetreten war, beschloss die Posener Kaufmann-



schaft, die Zustände durch Polonisierung des Handels zu sanieren. Für dieselbe war die Polonisierung ein Sammelbegriff von verschiedenen Massnahmen, die es zu realisieren galt, um:

1. Die Arbeitslosigkeit der Jugend abzuschaffen und die Jugend zu dem von Polen gemiedenen Handel heranzuziehen.
2. Eine Generation von Kaufleuten nach europäischem Vorbild auszubilden und dieselbe in Zentralpolen, bzw. in Galizien als Pioniere eines gesunden Handels anzusiedeln.
3. Die von Juden nach Westpolen mitgebrachten, unerwünschten Praktiken und Sitten aus dem Detailhandel auszumerzen.

In Zentralpolen und Galizien, wo auf dem Lande die Arbeitslosigkeit enorme Ausmasse angenommen hatte, wurden die Parolen der nationalistisch denkenden Jugend immer radikaler. Die arbeitslose Jugend suchte nach neuen Beschäftigungs- und Verdienstmöglichkeiten. Die kritisch zur Planlosigkeit der Regierung eingestellte und ungeduldig gewordene Dorfjugend wollte die Vormacht-, bzw. Monopolstellung der Juden im Handel nicht einfach hinnehmen und die längst fällige «Wirtschafts-erneuerung» selbst in die Tat umsetzen. Da es an nötigen Mitteln (Kapital) fehlte, griff die Jugend zu einer Art Selbsthilfe, indem die unternehmungslustigen, aber noch unerfahrenen Jugendlichen einen Hausierer-Handel organisierten, meistens in der Lebensmittel-, zum Teil auch in der Textilbranche. Andere, weniger bemittelte Jugendliche machten sich die Sache noch einfacher, und zwar «auf Fahrrädern mit Kistchen» begannen sie einen fliegenden Ankaufhandel mit Naturaltausch zu betreiben, indem sie gewisse gängige Produkte wie Zündhölzer, Reinigungsmittel, Nähzeug, Zitronen, Salz usw., d.h. billigere Dinge für den Alltag und bescheidenen Bauernhaushalt mitnahmen und dieselben gegen kleinere Agrarprodukte wie Junghühner, Obst, Federn, Felle, Eier und dergleichen eintauschten. Die Juden, die bisher diese Domäne des «Skup», des gewerblichen Ankaufs in gewissen Gebieten monopolartig beherrschten, sahen sich in ihrer Existenz bedroht. Als sie sahen, dass sich das Bauernvolk gegenüber diesem Versuch des «Christlichen Kleinhandels» nicht gleichgültig verhielt, schlugen sie Alarm. Natürlich entwickelte sich dieser primitive Handel nicht ganz reibungslos; denn manche spontane Klein Gründungen der begeisterten Dorfjugend schlugen, meistens mangels Betriebskapitals, Ausdauer und Erfahrung fehl.

Mit dieser eher spontanen, von der Dorfbevölkerung getragenen Bewegung, die anfänglich in westpolnischen und westlichen Gebieten Kongresspolens sporadischen Charakter hatte, ging eine neue Richtung in der offiziellen Wirtschaftspolitik einher. Infolge des Erwachens nationalsozialistischen Revanchismus, aber auch wegen der lauen Haltung der westlichen Demokratien konkretisierten sich immer deutlicher die Pläne einer zentralpolnischen Industrieregion, C.O.P., wc 41? künftige Industrie Polens aus Sicherheitsgründen konzentriert werden sollte. Es war der Industrie und Handelsminister E. Kwiatkowski, der sich mit Leib und Seele für die Industrialisierung des Landes mit den in Polen verfügbaren Mitteln einsetzte. Man sah erst relativ spät, d.h. in den Jahren 1936/37 ein, dass nicht die Bodenaufteilung, sondern die Industrialisierung das Land aus der strukturellen, schwierigen Lage herausführen konnte. (Nach dem letzten französischen Darlehen 1931 für den Bau der Bahnmagistrale Schlesien-Gdynia konnte Polen kaum mehr auf einen substantiellen Kapitalzufluss aus dem Westen oder den USA zählen. Die letzte Anleihe, die Polen durch Kreuger's Konzern bezog, wurde wegen der hohen Zinsrate als die «rüdige Anleihe» genannt.) Einzig auf die seit langer Zeit brachliegenden Arbeitskräfte war es Polen möglich zurückzugreifen. Diese zu beschäftigen war das höchste Gebot der Zeit, um die sozialen Spannungen auf dem Dorfe zu entschärfen, die bereits auf einige westliche Bezirke der Woiwodschaft Lodz übergriffen, wo sie als «Bauernstreiks» durch die Polizei in Schach gehalten wurden. In meiner Militäreinheit befand sich ein Polizist, der wie er sagte, gegen die Streikenden eingesetzt wurde, ohne zu wissen, weshalb Tausende von Bauern tagelang auf den Feldern lagerten. Um die gleiche Zeit, d.h. im Juni 1936 fanden grössere Bauernunruhen in Galizien statt. Der Bauernüberfall in Kompaniestärke unter dem radikalen Nationalisten, Doboszynski, der mit der Absetzung des Landrates in Myslenice endete, war insofern ernster und gefährlicher, als er das Zeichen einer offenen Auflehnung gegen die Staatshoheit trug. Diese Zwischenfälle und die «Bauernstreiks» mochten hinreichend die sehr gespannte sozialpolitische Lage auf dem polnischen Dorfe illustrieren.

Die fragliche Industrieregion C.O.P., die unter anderem auch als Siedlungsgebiet für junge Pionierkaufleute gedacht wurde, umfasste, in groben Zügen, das grosse Dreieck, dessen südliche Basis

der Karpatenbogen und dessen beide Seiten die Linien, die etwa von Przemysl im Osten und von Krakau im Westen bis zu einem Punkt südlich von Warschau reichten, bildeten. Trotz bedeutender Arbeiterreserven war, ausser in Radom und Starachowice, in der Region keine namhafte Industrie vorhanden. Bis auf das frisch gebaute Roznów-Kraftwerk waren hier die energetischen Mittel sehr spärlich, denn die oberschlesischen Kohlenbergwerke befanden sich ausserhalb der Region. (Die bei den Vorkommen von Kohle bei Lublin und von Schwefel bei Tarnobrzeg wurden erst später entdeckt und exploitiert.)

Die Idee der Schaffung einer Industrieregion in Zentralpolen war nicht ganz neu; denn bereits in den 30iger Jahren des 19. Jahrhunderts plante die gründungsfreudige, kongresspolnische Regierung eine Eisenhütten- und Metallindustrie in südwestlichen Gebieten Kongresspolens in Verbindung mit dem Dobrowa-Görnica-Kohlenbecken im sogenannten «altpolnischen Becken» um Samsonów und Starachowice. Nach einigen Anfangserfolgen zeigte es sich leider, dass die Eisenproduktion die effektive Nachfrage weit überschritt. Die durch die Regierung angeregten Investitionen erwiesen sich als überdimensioniert und fehlkalkuliert, was mangels Marktübersicht verständlich war. Die C.O.P.-Idee vom Februar 1937 war im Prinzip richtig. So wie die Schweiz ihr Reduit in den Alpen hatte, so wollte Polen seine Wehrindustrie im Kriegsfall in der strategisch sicheren Zentralregion wissen. Die neue Idee trug jedoch dem modernen Blitzkrieg zu wenig Rechnung. Während die Schweiz mit ihren gut getarnten Befestigungen den Feind bereits in den voralpinen Hügellagen längere Zeit aufhalten konnte, stellte die flache, durch wasserarme Flüsse durchzogene Ebene auf der Linie Wroclaw-Warschau kaum ein unüberwindbares Hindernis für die deutschen Panzer dar. Die C.O.P.-Region lag zu nahe an der Westgrenze, als dass sie eine bedeutende Rolle bei der Abwehr spielen konnte. Leider erlaubte die geopolitische Lage Polens keine andere Wahl.

Ungefähr um die gleiche Zeit übernahm ich das Versicherungsinspektorat des Posener Versicherungsinstituts ZUW in einem südlichen Bezirk der Provinz Posen. Mein Verzicht auf den Oberinspektorposten für Posen-Stadt zugunsten eines Bezirksinspektorats war an den damaligen Verhältnissen gemessen insofern ein ungewöhnlicher Schritt, als ein Akquisitionsposten auf dem Lande «nichts für einen Akademiker» war. Ich war mir dieser Tatsache bewusst, aber nach den Studienjahren und nach der anschliessenden Büropraxis empfand ich grosse Lust, einmal an der «frischen Luft» zu arbeiten. Auf alle Fälle rief mich etwas wie ein Unternehmungsgeist zu einer selbständigen Beschäftigung, wo man mit der Provision mehr verdienen konnte. (Ich brauchte Geld für die Abzahlung eines teuren Motorrades.) In der neuen Eigenschaft erhielt ich einen guten Einblick in die Dorfverhältnisse in Westpolen. Obwohl diese Verhältnisse hier bedeutend günstiger waren als jene in den übrigen Landesteilen, war auch hier die Lage der Dorfjugend misslich. Meine vier Gehilfen, von denen zwei schon verheiratet waren, waren vorher arbeitslos, bevor sie mit Fahrrädern meinen Bezirk bearbeiteten. Sie hatten keine andere Wahl, als arbeitslos zu bleiben oder gegen Provision gelegentlich in der Versicherung zu arbeiten. Als Kleinbauernsöhne und Berufslose konnten sie als Arbeitslose nicht registriert werden, weshalb sie auf eine Arbeitslosenunterstützung kein Anrecht hatten.

Die Notlage der Dorfbevölkerung war in manchen Bezirken Polens erschreckend. Als eine Art Mass der Armut wurde in der Landespresse oft das Beispiel des «entzweigeschnittenen Streichholzes» zitiert, das der Arme zweimal brauchen konnte. Besonders in den östlichen und südlichen Landesteilen hinter der Weichsel, wo eine extensive, halbprimitive Bewirtschaftungsweise üblich war, fiel das Bauerneinkommen kraft der Preisschere so tief, dass sich der Kleinbauer kaum Petroleum zur Beleuchtung seiner Hütte leisten konnte. Der Krieg 1939 führte mich in diese Gebiete, wo ich feststellen konnte, dass die Hauptnahrung der Kleinbauernfamilien aus Kartoffeln und Milch, bzw. Quark bestand. Bis zum ersten Schneefall liefen die meisten Dorfkinder barfuss. Bezüglich des Lebensstandards der Bevölkerung war Polen in der Publizistik in 3 Zonen eingeteilt, und zwar Zone A, die von der Westgrenze bis etwa zur Weichsel reichte; Zonen B und C von der Weichsel bis zur Ostgrenze, wobei die Zone B die Zentralwoiwodschaften und die Zone C die ostpolnischen Grenzwoiwodschaften umfasste. Wie stark die Verarmung gegen Osten abgestuft war, zeugte die in meinem Gedächtnis noch gebliebene Statistik über den Zuckerkonsum im Jahre 1937: bei einem Landesdurchschnitt pro Kopf von 12 kg jährlich, der auch dem Konsum der Zentralwoiwodschaften entsprach, konsumierte der Ostpole davon die Hälfte und der Westpole das Anderthalbfache des Landesdurchschnitts.

Das spontane Erwachen des Dorfes, d.h. das Stellen des ersten Schrittes im Kleinhandel, der nicht einmal den Rahmen des Detailhandels erreichte, war jedoch nicht in der Lage, den enormen Rückstand in der Beschäftigung der Dorfbevölkerung zu beseitigen. Übrigens würde die lange Handelskette dadurch nicht kürzer sein, dass der Kleinhandel vom jüdischen Krämer in die Hände des kaufmännisch unerfahrenen Bauernsohnes übergehen würde. Und doch hatte dieses Erwachen etwas Positives in sich, nämlich das Bewusstsein der christlichen, vom Adelspatronalismus noch nicht ganz befreiten Dorfbevölkerung, dass auch sie fähig sind, selbständig zu handeln, d.h. Kleinhandel zu treiben, auch wenn derselbe noch primitive Formen aufwies.

Bei der westpolnischen Kaufmannschaft drang allmählich der Gedanke durch, dass neben der Polonisierung, bzw. «Christianisierung» des Handels eine tiefgreifende Sanierung der Handelssitten nicht minder wichtig war. Mit der Einverleibung der westpolnischen Provinzen in das Staatsgebiet setzten in Polen in den ersten 20iger Jahren umfangreiche Menschenbewegungen von Ost nach West ein. Viele Polen verliessen Kongresspolen und Galizien, um sich, begünstigt durch Kenntnisse der polnischen Amtssprache, als Staatsbeamte in Westpolen niederzulassen. Sie brachten gewisse Lebensgewohnheiten mit sich, die im westpolnischen Alltagsbild unter Umständen ganz fremd waren. Gemeint ist hier vor allem die von den miteingewanderten Juden eingeführte Sitte des Feilschens beim Warenkauf. Niemand von den polnischen Ankömmlingen, auch wenn er bemittelt war, traute sich anfänglich, den vom westpolnischen Kaufmann oder Handwerker verlangten «festen Preis» zu zahlen, in der Meinung, er wäre überfordert, da dieser Preis nur eine Art «Einladung», bzw. ein «Vorschlag» zum Feilschen sei. Die hiesigen Kaufleute waren ursprünglich der Ansicht, dass mit der Zeit die Unsitte des Feilschens verschwinden werde. Dies war leider nicht der Fall, da mit den Einwanderern auch ziemlich viele Juden gekommen sind, die keine Zeit versäumten, hier gemäss ihrer sprichwörtlichen Betriebsamkeit ihre Geschäfte zu eröffnen. Im Gegensatz zu den hier ansässigen Juden wurden die neu zugewanderten Juden galizische oder einfach Ostjuden genannt, da sie mit ihrer Unsauberkeit sofort auffielen. Unbekümmert, wie immer, wenn sie an einem fremden Ort angekommen waren, nahmen sie sich die Freiheit, Geschäfte auch in den Wohnungen einzurichten, egal wo dieselbe war und ohne davon den Vermieter in Kenntnis zu setzen. Nach dem Wegzug der Deutschen und der meisten altansässigen Juden, die auch nach Deutschland emigrierten, hatte es in den westpolnischen Städten und Städtchen genug Wohnraum gegeben. Da in diesen liberalen Nachkriegszeiten niemand an eine entsprechende Gewerbeordnung dachte, begann sich das Stadtbild mancher Ortschaften zu verändern. Manche Quartiere mit den bunten, unkonventionellen Ostjudenläden erinnerten an die Bazarstrassen arabischer Städte. Die von den Juden in den Wohnungen eingerichteten Geschäfte, und zwar ohne Bewilligung des Vermieters, bildeten eine Wohngeschäftseinheit, wo schwer zu unterscheiden war, wo Wohnung und wo Geschäft war. In westeuropäischen Städten waren beide Räume streng getrennt! Um den Umsatz zu vergrössern, genierten sich die Juden nicht, die Kundschaft so nebenbei in die Küche einzuladen, um sie mit Tee zu bewirten. Dies war ein Novum, das mancher Westpole als unzulässige Konkurrenz fand, dies umso mehr, als sich langsam der Unterschied zwischen den eingewanderten Ostjuden und den altansässigen Juden zu verwischen begann.

Mit der Zeit verbreitete sich in Westpolen eine unlautere Konkurrenz seitens der Ostjuden. Die in der ganzen Wohnung verteilten, bzw. versteckten Warenbestände sowie das durch die ganze Familie betriebene «Etagengeschäft» erlaubte keine ordentliche Kontrolle zwecks Steuerbemessung (Patent-Umsatz-Einkommenssteuer). Die von der russischen Staatsverwaltung übernommene, primitive Patentsteuer, die nach äusseren Kriterien in «Kategorien» relativ niedrig taxiert wurde, wurde von den Ostjuden wohl bezahlt. Dafür unternahmen sie alles Mögliche, um die Faktoren zur Bemessung der Umsatz- und Einkommenssteuer zu verschleiern oder zu verheimlichen. Sie führten bekanntlich notorisch keine Handelsbücher oder Buchhaltung und liessen auch keine Kaufbelege ausstellen, da sie, wie sie sagten, alles gegen Barzahlung einkauften. Sie waren nicht gewohnt, Waren durch öffentliche Transportanstalten zu beziehen, sondern sie transportierten dieselben als Passagiergut, sehr oft hinter sich schleifend oder auf dem Buckel tragend. Wenn eine handgeschriebene Warenfaktura ausgestellt wurde, figurierte auf dem «Westentaschenzettel» weder der Name des Lieferanten noch jener des Käufers. Beiderseits wurde gesorgt, dass der Handelsverkehr zwischen Kongresspolen, wo sich die meisten Bezugsquellen befanden, und Westpolen anonym blieb. So schnell wie das Etagengeschäft manchmal auftauchte, so schnell verschwand es spurlos. Die Steuerverwaltung

war gegenüber dieser Anonymität und der ausserordentlichen Beweglichkeit der Ostjuden hilflos. Wahrlich, es war sehr bedauerlich, dass die tragische Gestalt des Ahasvers nicht einmal hier im ruhigen Posenerlande zur Ruhe kommen konnte! Auch wenn auf Grund der Betriebslustration oder Angaben des Steuerpflichtigen der Umsatz und das Einkommen einigermaßen ermittelt werden konnte, stellte sich wieder die Frage der Steuereinzahlung, bzw. -eintreibung, und zwar wegen des unstablen Domizils. Als ehemaliger Steuerbeamter in Poznan, Leszno und Bydgoszcz und Direktionsmitglied des christlichen Verbandes der kaufmännischen Vereine in Poznan hatte ich genügend Gelegenheit, Erfahrungen darüber zu sammeln, welche unerlaubte Praktiken bei bestimmten Bürgerkategorien typisch waren. Es war sehr zu bedauern, dass das Ansehen des Judentums in Polen durch die im zaristischen Russland oft gepflegte und leider von den Ostjuden übernommene Korruption und Unehrlichkeit in öffentlichen Angelegenheiten sehr zu leiden hatte. In einem Staate, wo Rechtsbruch und Gewaltmissbrauch der zaristischen Administration, besonders der Polizei herrschte, konnte sich ein positiv zur Staatsordnung eingestelltes Pflichtbewusstsein beim städtischen Bürgertum, das wenig zu sagen hatte, kaum entwickeln. Das durch die Gesellschaft und Administration verschmähte Judentum hatte im Zarenreich keine andere Wahl, als auf krummen Wegen, d.h. mit «besonderen Beilagen» (Bestechungsgelder) zu Gesuchsschriften zum Ziel zu gelangen. Leider bleiben üble Gewohnheiten bekanntlich länger als Tugenden bestehen!

Meine erste Begegnung mit einem «Ostjuden» fand im Jahre 1929 unter den folgenden Umständen statt: nach der Matura unternahm ich das erste Mal eine grössere Reise nach Ostpolen über Oberschlesien, wo ich meine dort als Lehrerin beschäftigte Schwester besuchen wollte. Ich fuhr per Bahn mit dem damals noch kursierenden Waggon-Typ der IV. Klasse, die hauptsächlich für das Bauernvolk, das seine landwirtschaftlichen Kleinprodukte in die Städte auf den Markt brachte, bestimmt war. Vom südlichen Teil des Posenerlandes bis Oberschlesien verlief damals die Strecke durch Kongresspolen, wo viele Juden lebten. Nachdem an einer Dorfstation einige Passagiere hinzugestiegen waren, verbreitete sich im voll besetzten Abteil auf einmal ein intensiver, unangenehmer Geruch. Bald wurde dessen Quelle gefunden, indem ein Bauer, zu einem Juden gewandt, fragte: «Du Jud, was hast Du gemacht, dass Du so grausam stinkst?» «Ich kaufte Waren an», erwiderte der Jude mit voller Ruhe. Der Bauer, in der Absicht, sich über den Juden lustig zu machen, wollte wissen: «Willst Du damit sagen, dass es die Ware ist, die so stinkt und nicht Du selbst?», worauf einiges Gelächter ertönte. Der Jude liess sich aber nicht aus der Fassung bringen und antwortete mit einem Ton der Resignation: «Es sind Schweinsdärme, die ich heute kaufte». Jetzt bemerkten die Mitfahrenden, dass der neben dem Bauern stehende Jude, mit einem langen Mantel aus Kitaj-Stoff ge kleidet, die noch frisch-feucht gesalzene Ware in die Aussenbrustaschen des Mantels verstaute, wobei die Salzlauge entlang der Mantelborte hinunterrann. Als er die bösen, verabscheuenden Blicke der Passagiere bemerkte, fügte er fast wie zur Entschuldigung, den halb zerrissenen Sack zeigend, hinzu, dass er Junghühner kaufen wollte, da aber diese noch zu klein waren, kaufte er eben diese Därme. «Geschäft ist Geschäft», rief er aus... «und eine kostspielige Leerfahrt kann ich mir nicht leisten... . Es wird nicht so schlimm sein..., ich steige sowieso früher aus, da ich das Billett bis Panki (Name einer Bahnstation) nicht bezahlen konnte.»

Meine erste Reaktion auf diesen Zwischenfall war ein Mitgefühl mit dem armen Juden, der scheinbar nicht genug Geld hatte, um die Fahrkarte bis zur Endstation zu lösen. Dann aberkehrte sich mein Gefühl in die andere Richtung um; denn war es tatsächlich so, dass er das Billett nicht bezahlen konnte? Niemand von den Passagieren der IV. Klasse war bestimmt besser bemittelt als der Jude. Und doch bewahrten die einfachen Bauern ihre Würde und klagten nicht über den Fahrpreis. Ich fragte mich weiter, weshalb er uns alle mit der ekelregenden Ware herausforderte. In Indien würde diese Arbeit zweifellos ein Parias verrichten; hier in Polen machte es der Jude, der dafür von allen verachtet wurde. Dann regte mich noch sein widersinniges Benehmen auf. Wenn er wenigstens bei seinem gewerbsmässigen Ankauf einen Behälter mitgenommen hätte! Konnte er die Därme nicht in eine alte Zeitung oder im Sack für die Hühner einpacken? Vom Standpunkt der Volkswirtschaft verrichtete der Jude mit dem Ankauf derartiger Ware eine durchaus nützliche Handlung, wurden doch damals Därme zur Herstellung von Wurstwaren allgemein verwendet. «Wenn niemand da ist, der ein Interesse, sondern dafür nur Widerwillen hat, dann mache ich es», sagte sich der Jude, «denn Geschäft ist Geschäft.» Es war allerdings nicht das «Geschäft», sondern die Transportart, die die

Bauern zur Reaktion herausforderte. Seine Handlungsweise war wohl irrational, aber auch ziemlich typisch für Juden in Polen, die für die polnische, christliche Bevölkerung Gleichgültigkeit übrig hatten. Ihm war es ganz egal, was die anderen von seiner Ware empfanden. Im Bewusstsein, dass ihn die Bauern verachteten, zahlte er es ihnen mit der gleichen Verachtung zurück. Für ihn, dem Angehörigen des auserwählten Volkes, waren die Bauern zu einfältig, um sich mit ihnen als Ihresgleichen einzulassen, dachte er.

Die Juden aus Kongresspolen brachten nach Westpolen das, was hier trotz kriegsbedingten Entbehrungen unbekannt war, nämlich Ramsch- und Schundware, die sie im Heimarbeiter-Verlagsystem von halbgelernten Arbeitern in Kongresspolen gegen niedrigen Lohn verfertigen liessen. Besonders betroffen war die Leder- und Schuhbranche. Die Ware war von so niederer Qualität, dass Geschäfte, die auf guten Ruf ihrer Firma Wert legten, dieselben keinesfalls in ihrem Sortiment führen konnten. Meistens wurden die Schuhe ohne Schachteln in Säcken angeliefert. Obwohl sich die Ware arg präsentierte, sprach sie wegen ihrer Billigkeit die arme Bevölkerung an; allerdings nur so lange, bis es sich zeigte, dass sie nach baldigem Gebrauch praktisch wertlos war. So war z.B. die Sohle aus mit Pappe verstärktem Schafleder gefertigt, das beim Durchnässen auseinanderging. Aber der sehr billige Preis verfehlte nicht seine negative Wirkung für den soliden Kaufmann; denn es sprach sich rasch herum, dass «bei den Juden die Ware billiger sei». Allmählich genierte sich die westpolnische Kundschaft nicht mehr, dem feste Preise und solide Ware führenden Kaufmann zu erklären, dass sie «viel lieber beim Juden einkaufe», manchmal nur aus Böswilligkeit, um ihn einfach zu ärgern oder auch, um ihn zum billigeren Verkauf herauszufordern. Ich möchte mit diesen Ausführungen keineswegs behaupten, dass es nur die «Kongress Juden» waren, die die Heimarbeiter ausnutzten, bzw. ausbeuteten; denn es waren auch Nicht-Juden, die Heimarbeiter beschäftigten. Ich wollte nur darauf hinweisen, dass in den ersten Nachkriegsjahren die nicht organisierten Heimarbeiter in Kongresspolen den Heimarbeitgebern in Sachen Lohn total ausgeliefert waren.

Das, was der Weltkrieg in Westpolen nicht hervorbrachte, das brachten die bedeutenden Menschenbewegungen. Es begegneten sich damals zwei verschiedene Welten. Für uns, von direkten Kriegshandlungen verschonten Westpolen war die Begegnung mit unseren Landsleuten aus dem Osten und Süden ein Erlebnis besonderer Art. Von noch besonderer Art war die Begegnung mit der ganz fremden Welt der Ostjuden, die viel lockere Lebens- und Handelssitten aus ihrer osteuropäischen Heimat mit sich brachten.

Man war sich in den kaufmännischen Kreisen einig, der Hebung der beruflichen Ausbildung und des ethischen Niveaus der jungen Kaufleute die grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Den angehenden, fachmännisch und ethisch ausgebildeten Kaufleuten hätte die Pionier-Rolle des sauberen Handels in Kongresspolen und Galizien, besonders in der geplanten C.O.P.-Region zufallen sollen. Im Posenerlande bestand damals ein relativer Überschuss an jungen ausgebildeten Kaufleuten, die im Begriffe waren, sich selbständig zu machen, bzw. bestehende Geschäfte zu vergrössern. Mitte der 30iger Jahre begann die Krise etwas nachzulassen und liess neue Hoffnungen auf Vollbeschäftigung zu. Dies und die angekündigten Steuererleichterungen bei Investitionen in der Zentralregion gaben den Unternehmungslustigen den Anstoss, sich dort niederzulassen. In Posen wurde unter der Leitung eines Ex-Obersten eine halboffizielle Stelle organisiert, die bei der Umsiedlungsaktion der Handelspioniere mitwirkte. Es galt darüber zu wachen, dass sich in der Zentralregion keine «Fünfte Kolonne» niederlassen würde. Mit der eigentlichen Polonisierung durch Jungpioniere wurde unser westpolnischer Verband der christlichen kaufmännischen Vereine in Posen beauftragt, der vor allem die fachmännische Eignung, Ausbildung und ethische Zuverlässigkeit der Kandidaten zu prüfen und zu überwachen hatte. Auch deren Kreditwürdigkeit wurde geprüft. Auf diesem Gebiete arbeitete der Verband mit der «Naczelna Rada Kupiectwa Polskiego», Oberster Rat der polnischen Kaufmannschaft in Warschau zusammen. Auf diese Weise wollte man Fehlsiedlungen und Fehlinvestitionen verhüten.

Die Aufgabe der Jungpioniere des sauberen und ehrlichen Handels im lautereren Wettbewerb war nicht leicht, nicht nur deshalb, weil sie verpflichtet waren, das Prinzip der festen Preise zu respektieren, sondern auch deshalb, weil die dortige ärmere Bevölkerung die undankbare Gewohnheit hatte, Waren «auf Buch», d.h. auf Kredit zu kaufen. Es zeigte sich auch hier, dass je ärmer das Volk und je rückständiger seine Ausbildungsstufe, desto stärker seine Neigung zum Feilschen und Kaufen auf

Kredit war. Auch an dieser Unsitte waren die Juden nicht ganz schuldlos. Die Juden waren bekanntlich ein ausgesprochenes Kaufmannsvolk, das diesen Beruf seit Tausenden von Jahren ausübte. Wie jeder Kaufmann dachte und handelte er im Prinzip rationell. Wenn man aber einem Juden in seinem Laden zuschaute, konnte man bei ihm eine gewisse Leidenschaft entdecken. Man gewann den Eindruck, dass er unter keinen Umständen zulassen wollte, dass der Kunde seinen Laden ohne Kauf verlässt. Fast abergläubisch glaubte der Jude daran, dass er den Kunden nicht einfach laufen lassen dürfe, ohne mit ihm ein Geschäft abzuschliessen, denn sonst würde das «Glück» vertrieben. Es scheint, dass der erste Morgen der beginnenden Woche ein solcher Moment war, in dem er den ersten Kunden als «Glücksbringer» für die ganze Woche betrachtete und ihm die Ware zu jedem gefeilschten Preis verkaufte. Aus der gleichen Einstellung konnte er einen Kunden, der kein Bargeld hatte, nicht abweisen. Auch aus folgender Überlegung verkaufte der Jude nicht ungerne auf Buch, weil er bei unstabilen Preisen allfällige Verluste mit höherem Gewinn mit anderen Kunden, die nicht stark feilschten, zu kompensieren hoffte. Da das Schweizer Betreibungsverfahren in Polen unbekannt war, musste der Kaufmann den Schuldner in langwierigen und kostspieligen Gerichtsprozessen einklagen. Trotzdem zog es der Jude vor, eher dieses Betreibungsrisiko mit öfteren Inkasso-Besuchen beim Schuldner auf sich zu nehmen, als kein «Geschäft» zu machen. Volkswirtschaftlich war die verlockende Verkaufsmethode für debile und leichtsinnige Leute verhängnisvoll, denn sie animierte sie zu unüberlegten Käufen. Oft kassierte der Jude beim Schuldner kein Geld, sondern beleidigende Beschimpfungen ein! Die ansässige jüdische Konkurrenz, die über grosse Warenvorräte verfügte, war im Vorteil, weshalb manche Jungpioniere Startschwierigkeiten hatten und mussten mangels Betriebskapital in der «Durststrecke» das Geschäft aufgeben.

Kein anderer Beruf war vielleicht in Polen mehr verpönt als jener des Kaufmannes. Dies hatte seine Gründe in der Geschichte des Landes. Das städtische Leben sagte dem Polen im Allgemeinen nicht viel zu. In der Idealisierung des ländlichen Lebens des Adels oder der Bauernschaft ging unser aus Galizien stammende Literaturprofessor so weit, dass er den Kaufmann als einen Menschen, der «billig einkauft, um teuer zu verkaufen» definierte, womit der auf die sterile, ja sogar auf die ausbeuterische Rolle des Kaufmanns in der Volkswirtschaft hinweisen wollte. Nur in der relativ kurzen Epoche des Positivismus in der polnischen Literatur wurde dem Kaufmann, in der Person Wokulski's im Roman «Lalka» (die Puppe), ein positives Denkmal gestellt. Zu meinen Vortaturszeiten galt jedoch allgemein die grösste Sympathie nicht dieser bürgerlichen Kaufmannsgestalt, sondern eher einem «Kmicic» oder «Skrzetuski» aus der Trilogie von H. Sienkiewicz. Beide Gestalten verkörperten den Typ eines kühnen Vaterlandsverteidigers, bzw. eines Haudogens, die durch meine Gymnasialgeneration vergöttert wurden. In Wokulski's Person konnten wir jedoch nichts Heroisches entdecken. Dies mochte auch der Grund gewesen sein, weshalb der Positivismus rasch durch den Neoromantismus abgelöst wurde. Aus diesem Grunde hatte auch das Judentum, das sich hauptsächlich dem «Geschäft» widmete, im Berufsleben nicht leicht. Es waren hauptsächlich die Fremden, und zwar Juden, Armenier, Deutsche, Holländer, Schotten, Griechen und Italiener, die für den Warenverkehr besort waren. Deshalb war es kein Wunder, wenn der Pole im Kaufmann den «Fremden» schlechthin sah. Die im Laufe von Jahrhunderten erfolgte Überfremdung des Handels war einer der wichtigen Gründe, weshalb der Westpolnische Verband christlicher Kaufmannsvereine in Polen die Jugend zur Polonisierung des Handels aufrief.

In den Gesprächen mit Schweizern über das Judenproblem wurde auch die Judendiskriminierung in Polen angeschnitten. Es sei zu betonen, dass die Polonisierung des Handels mit den oben angeführten Methoden und Mitteln im Einklang mit der Regierungspolitik durch Vermittlung des Obersten Rates der polnischen Kaufmannschaft in Warschau durchgeführt wurde, wobei es hauptsächlich um die dringliche Korrektur der seit Jahrhunderten bestehenden Abnormitäten in der polnischen Volkswirtschaft ging. Wenn die Juden im Ausland Polen wegen Boykott der Judengeschäfte anklagten, ist darauf hinzuweisen, dass es sich dabei eher um die nötige Aufklärung des einfachen, noch unerfahrenen Landvolkes und der niedrigsten Volksschichten über die in der polnischen Handelsstruktur bestehenden Missstände handelte. Im Übrigen sei zu erwähnen, dass viele Dinge, die von Juden als Boykott empfunden wurden, auf das Konto ihrer eigenen, ungebührlichen Werbemethoden, z.B. Belästigungen, Aufdringlichkeit usw. gingen. Ich selbst wurde seiner Zeit in Krakau als Strassenpassant auf unerhörte Weise laut belästigt, als ein Jude in mir irrtümlicherweise einen War-

schauer erkannte, der ein Geschäft für einen geschenkten Veston als «Provision» für ihn in Warschau erledigen sollte.

Ich bin mir dessen bewusst, dass das Bild der jüdischen Kaufmannschaft im Lichte meiner Darlegungen eher negativ ausfiel. Damit soll die bedeutende Vermittlerrolle der Juden in Polen, seit dem sie sich im 13. Jahrhundert bei uns sesshaft gemacht hatten, keineswegs verkannt werden. Die Handelsusancen, die sie damals nach Polen brachten, entsprachen sicherlich dem allgemeinen Standard, der sich unter den handeltreibenden Völkern wie Phöniziern, Griechen, Armenier, Arabern und später unter den italienischen Stadtrepubliken herausgebildet hatte. Nach der Entdeckung Amerikas verschob sich das Schwergewicht des Handels nach Westeuropa, wo Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer, Engländer, Deutsche und Skandinavier bei der Entwicklung strenger, auf Fairness basierender Handelsusancen den Ausschlag gaben. Die Juden, die sich hauptsächlich in Polen, Ukraine, Ungarn und Rumänien angesiedelt hatten, beherrschten neben Armeniern, Griechen und Italienern den Handel in diesen Ländern, wobei sie als ein konservatives Volk den Handelsbräuchen des östlichen Mittelmeerraumes, der Levante, treu blieben. Im Handel der Antike und des Mittelalters schien das «Feilschen» eine bedeutende Rolle beim Verhandeln gespielt zu haben. (Im Polnischen z.B. bedeutet das Verbum «targowac» sowohl «Handel treiben» wie auch «Feilschen».) Im atlantischen Handelsraum kam jedoch die Devise «Time is money» stärker zur Geltung, sodass die handelstreibenden Engländer und Amerikaner keine Zeit für das Feilschen hatten. Dank der leicht zu handhabenden englischen Sprache und dem ausgesprochenen Sinn für das Praktische beherrschten beide Nationen rasch den Handel. Mit den englisch-amerikanischen Handelsformen und Handelsvolumen gaben sie dem Welthandel das «atlantische» Gepräge und gestalteten ihn zu einer der bedeutendsten Domäne unserer heutigen Zivilisation. Es waren die drei westpolnischen Provinzen, die die von den Deutschen eingeführten «atlantischen» Handelssitten erhielten und die den durch die Ostjuden gebrachten «levantinischen» Handelsusancen begegneten. Da Polen als ganzes zum westeuropäischen Kulturkreis gehörte und da sich die «atlantischen» Handelsusancen als praktischer erwiesen, entschlossen sich die polnischen Kaufmannskreise für die Vereinheitlichung der Handelssitten auf der Basis der weltumspannenden westeuropäisch-atlantischen Handelsusancen. Für das Judentum war das kein besonders schweres Opfer, wenn man bedenkt, dass sich die Juden in Westeuropa und in den USA an die dortigen Handelsverhältnisse angepasst hatten, ohne die Westeuropäer und Amerikaner des Boykotts zu beschuldigen.

### *Schlussbetrachtungen*

Ist dabei nicht ein Stück Gottesvorsehung, dass die Juden, die das verheissene, später das durch Leben und Wirken des Gottessohnes heilig gewordene Land verliessen, so lange und so weit wandern mussten, bis sie das Land «Polanya» erreichten, das die in Polen lebenden Rabbis als:

PO (hier) LAN (wohnt) YA (YAHWE, Gott) deuteten?

Das lateinische Wort «Polonia» für Polen sollte eher «POLANIA» klingen, da der Gründerstamm des polnischen Staates «Polanie» (deutsch Polanen) hiess. Vielleicht war es gerade der Name «POLANEN», der die Rabbis auf die Gleichnis-Idee brachte? Ist es nicht auffallend, dass zwei so verschiedene Völker wie Juden und Polen vom geschichtlichen Schicksal gleichermaßen betroffen wurden? Vielleicht war es auch ein Zeichen der göttlichen Vorsehung, dass beide Völker aus so verschiedenen Kulturkreisen stammend auf einem Flecken der Erde mehrere hundert Jahre im Grossen und Ganzen friedlich Zusammenleben sollten, bis sie sich unter der Herrschaft des teuflischen Nazismus auf tragische Weise trennen mussten? Ist es nicht vermessen zu fragen, ob die Gottesvorsehung an beiden Völkern die alte Wahrheit «Wen Gott liebt, so straft er ihn» widerfahren lassen wollte? Polen und Juden waren vor dem Kriege freie Völker. Nach dem apokalyptischen Martyrium 1939/45 der Juden und dem fast gleichen Schicksal der Polen hätte man meinen können, dass die Zeit ihrer Sühne vorbei sei. Aber die Nemesis der Geschichte wollte es anders. Die polnische Nation, von seinem östlichen Nachbarn zum Satellitenvolk degradiert, wehrt sich gegen den bolschewistischen Kulturkampf. Sie kämpft um Freiheit und Anerkennung der Menschenwürde. Die Juden dagegen setzen alles auf ihre alte Heimat in Palästina, wo sie jedoch wie die Polen ihrer Zukunft nicht sicher sind.

Glauben und Religiosität, darf man wohl sagen, waren den beiden Völkern gemeinsam. Neben dieser Gemeinsamkeit beider Völker waren es ihre grossen Führer, die sie in Zeiten harter Schicksals-

schlage vom Untergang retteten. So wie die Juden während der Jahrhunderte dauernden babylonischen und assyrischen Gefangenschaft dank den Propheten ihre Identität nicht verloren, so verdankten die Polen ihren grossen Dichtern der Romantik, dass sie als Nation die 150jährige Fremdherrschaft und geistige Unterdrückung überlebten. In dieser Zeit sah die Nation in Mickiewicz, Slowacki und Krasinski nicht nur die grossen Dichter, sondern vielmehr ihre geistigen Führer. Sie wurden nicht einfach «Poeci» (Dichter) genannt, sondern man reservierte ihnen den besonderen Namen «Wieszczce», was nicht nur «Wissende», sondern auch Seher bedeutet. Dies mag nach Mystizismus tönen, aber es gibt Völker, für welche in gegebener Lage übernatürliche Werte zu «Realitäten» werden. Infolge des missglückten November-Aufstandes 1830/31 und der grossen Emigrationstragödie versteigerte sich die polnische romantische Literatur über Historiosophie und Messianismus so weit ins Religiöse, dass das berühmte Werk von Mickiewicz «Bücher der Nation und der polnischen Pilgerschaft» zur Bibel der polnischen Nation wurde, deren Aussagekraft und Originalität Lamennais und Montalembert zu beeinflussen vermochten. Seinen intensivsten Ausdruck fand der polnische Mystizismus wohl in der Towianszczyzna-Bewegung, die den neuen, 'Tolen heilbringenden Glauben» verkündete und dem jüdischen Chassidismus in mancher Hinsicht entsprechen dürfte.

Das Gemeinsame der beiden Völker in der Religiosität und im Glauben unterschied sie von anderen Völkern Europas. So wie die Juden ihre Kraft aus dem Bund mit ihrem biblischen Jehova schöpften, so bauten die Polen ihre Hoffnung und Vertrauen auf den Schutz der Mutter Gottes, die sie, mit dem durch König Ladislaus-Casimir 1656 in der Lemberger Kathedrale abgelegten Gelübde, zur «Königin der polnischen Krone» erkoren. Interessant im konfessionellen Leben der beiden Völker war die Tatsache, dass, obwohl von tiefem Glauben beseelt, weder die Polen noch die Juden sich gegenseitig zu «bekehren» versuchten. Dass die Juden, abgesehen von Christi Jüngern, nicht missionierten, ist bekannt. Die Polen dagegen missionierten bereits, als sie frisch bekehrt wurden, etwa 30 Jahre nach dem Empfang des christlichen Glaubens, in Preussen 992 und in Litauen Ende des 14. Jahrhunderts.

Durch rund sieben Jahrhunderte lebten die beiden Völker in einer natürlichen Gemeinschaft zusammen. Während der Adel auf die geschäftliche Hilfe der Juden angewiesen war, sah die Dorfbevölkerung in ihnen den Helfer der Ausbeutung und der Unterdrückung durch den Adel. In den Städten verlief das Zusammenleben der beiden Völker bis Mitte der 30iger Jahre dieses Jahrhunderts im allgemeinen in friedlichem Klima. Gesellschaftlich gingen sie getrennte Wege, wobei sich die Trennung am stärksten in konfessioneller Hinsicht äusserte. Man könnte sagen, dass, je tiefer der Glaube und die Religiosität waren, desto stärker die Abneigung zum gesellschaftlichen Zusammenleben war.

Im Gegensatz zu den Christen isolierten sich die Juden in ihrer Religion gänzlich, was der Grund gewesen sein mochte, dass sie sich in der Gesellschaft von Andersgläubigen nicht wohl fühlten und sich in Ghettos verkapselten. Der allmächtige Jehova schien nur für die Juden da zu sein. Während die Christen sich an alle Menschen wandten und die Missionierung in Christi Auftrag und im Namen der Nächstenliebe unter den Völkern betrieben und oft die Unzulänglichkeit ihrer Mission in Kauf nehmen mussten, glaubten die Juden fest daran, dass es Gott, Schöpfer des Alls, ist, der mit ihnen den ewigen Bund geschlossen und sie zum auserwählten Volk gemacht hatte.

Die Exklusivität ihrer Religion stand in gewissem Widerspruch zu ihrer praktischen Lebenseinstellung; denn sie brauchten den Nächsten, um mit ihm Handel zu treiben, bzw. ihm Dienstleistungen anzubieten. Diese doppelte Lebensweise liessen sie auch in Polen gelten. Die wirtschaftlichen Beziehungen mit Christen pflegten sie so intensiv, wie dies zur Sicherung ihrer Existenz nur möglich war. Der Wohlstand, bzw. der Reichtum erlaubte ihnen in höherem Masse als den Christen, höhere Studien zu ergreifen. Im Dienstleistungssektor höheren Grades war die Expansion der Juden auffallend stark. In Krakau waren z.B. 40% der Anwälte Juden. Ihr Wohlstand gab ihnen mehr Möglichkeiten, sich dem kulturellen Leben zu widmen, und dank ihrer Fähigkeiten konnten sie auf diesem Gebiete eine hervorragende Rolle spielen. Hier war die Berührungsfäche der jüdischen Künstler mit ihren polnischen Kollegen immer stärker spürbar. Man könnte sogar sagen, dass sich hier ein Integrationsprozess in das polnische Kulturleben zu vollziehen begann. Dieser an sich erfreuliche Prozess dauerte bis zum Kriegausbruch.

Seit der Sudeten- und Österreichkrise begann der Nationalsozialismus, Polen immer stärker zu bedrohen, und zwar im doppelten Sinne: als Feind des polnischen Staates und als grausamer Verfolger



des Judentums. Juden, die noch Beziehungen zu Polen hatten, fanden hier wenigstens zeitweise Schutz. Die Grenzstation Zbyszyri-Bentschin war nach der Kristallnacht von jüdischen Flüchtlingen überfüllt. Ihre Rückkehr in ihre alte Heimat stand aber bereits im Zeichen der Furcht vor den kommenden, schrecklichen Dingen, des Krieges seitens des hochgerüsteten Nazideutschlands. Die Rückkehr fand in einer trüben, zweideutigen Atmosphäre statt; denn der Nationalsozialismus warf einerseits unheimlichen Schatten auf Polen, andererseits aber faszinierten seine wirtschaftlichen Errungenschaften die radikalen, rechtsstehenden Jugendmassen, die nach Arbeit und Beschäftigung schrien. Die wirtschaftspolitische Lage Polens war damals derjenigen in Vornazideutschland nicht ungleich. Vor diesem Dilemma stand Polen nicht allein da. Ungarn und Rumänien befanden sich in der gleichen Lage, mit dem Unterschied jedoch, dass sie durch Deutschland noch nicht bedroht waren.

Der wachsende Andrang der Juden zu den Universitäten, die Expansion der Juden in freien Berufen, das Wirken mancher jüdischer Künstler der linken Avantgarde beunruhigten die radikale rechtsstehende Studentenschaft. Pazifistische, linksgerichtete Aufrufe «werf den Karabiner auf das Strassenpflaster» (J. Tuwim) forderten patriotische, nationale Kreise heraus. Da damals Polen der Gedanke eines Angriffskrieges absolut fremd war, andererseits die Bedrohung beider totalitären Nachbarn offensichtlich war, empfand das patriotische Polen solche Aufrufe als Verrat an seiner Abwehrbereitschaft. Die rege Tätigkeit der Juden bei der Linken machte die Polen misstrauisch. Wenn jüdische Sympathien für die Linke aus dem Gerechtigkeitsgefühl galten, war das Sicherheitsbedürfnis der Polen gegenüber den Sowjets ausschlaggebender.

Bei der Betrachtung des jüdisch-polnischen Verhältnisses darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass in den für beide Völker schweren Zeiten Polen praktisch allein dastand. Es entschied sich kompromisslos für den Kampf mit der bösen Übermacht um die Menschenwürde. In keinem Zeitpunkt des Krieges gab das polnische Volk dem Druck des nazistischen Ungeheurs nach. Polen und Juden wurden zu Schicksalsgenossen, wobei ein über 6 Millionen zählendes, mit Europa eng verbundenes Volk fast gänzlich ausgerottet wurde. In der Geschichte Europas ein einmaliger Fall. Es wäre eine weitere Tragödie der Menschheit, wenn man dem Rest des unglücklichen jüdischen Volkes keine Hilfe in seinem Überlebenskampf gewähren würde.

Im vorigen Abschnitt versuchte ich das Gemeinsame und das Trennende unserer beiden Völker zu untersuchen. Beides hält sich ungefähr die Waage. Meines Erachtens dürfte nichts Wesentliches zur Fortsetzung ihres Zusammenlebens im Wege stehen. Dies bezieht sich besonders auf den Kulturbereich, in dem sie sich sehr nahe kamen. Obwohl es im Vorkriegspolen an kritischen Stimmen nicht fehlte, die vor einer «Judeopolska» warnten, dürfte der Gedanke eines polnisch-jüdischen neutralen «Kulturstaates» nicht à priori von der Hand gewiesen werden, und zwar gerade jetzt, wo die Realisierung eines palästinensischen Staates auf ungeheure Schwierigkeiten stösst. Von Spekulationen über die nötigen Voraussetzungen eines solchen Novums in der Staatsrechtsgeschichte nehme ich hier begreiflicherweise Abstand. Da wahrscheinlich sowohl die Polen wie die Juden genügend Vorbehalte zu einem Zusammenleben in einem «Kulturkondominium» anzubringen hätten und die Sowjetunion hiezu das letzte Wort zu sagen hätte, werfe ich diese Idee hier nur als Alternative zu einem palästinensischen Staate auf. Es geht mir hier hauptsächlich darum, dass die Juden das Gefühl haben sollten, dass es auf der Welt ein Volk gibt, dem das Schicksal des jüdischen Volkes nicht gleichgültig ist und dass die Polen ihrer Tradition gemäss, wie damals im Mittelalter unter den Piastenfürsten, den Juden Obhut zu geben, immer bereit sind. Dass diese Tradition immer noch lebendig und kein leeres Wort ist, zeugt die Tatsache, dass in der Zeit von 1919/39 600 Tausend Juden die polnische Staatszugehörigkeit erwarben.

Noch nie waren die beiden Völker enger miteinander verbunden als während der Naziverfolgung 1939/45. Man hätte meinen können, dass das gemeinsame Martyrium den gegenseitigen Animositäten der Zwischenkriegszeit ein Ende setzen würde. Aber das Schicksal wollte es anders. In den ersten Nachkriegsjahren beteiligten sich die polnischen Kommunisten sehr aktiv an der Sowjetisierung Polens. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Juden, und zwar auch in Schlüsselstellungen in den Sicherheitsorganen, die den Tod von vielen Freiheitskämpfern der Armia Krajowa auf dem Gewissen hatten, was vom patriotisch eingestellten Teil des polnischen Volkes als Verrat an Polen empfunden wurde. Es machte anfänglich den Anschein, dass angesichts des gemeinsamen Leidensweges der Juden

und der Polen und in Anbetracht, dass es hauptsächlich die Sowjets waren, die mit Tenor die Umwandlung Polens in ein kommunistisches Land vorantrieben, die unheilvolle Rolle der Juden in Vergessenheit geraten wird. Die ersten 20 Nachkriegsjahre vergingen bei den Polen im Zeichen einer allgemeinen Besinnung darüber, was die Sowjets, bzw. die Kommunisten mit ihrem Lande gemacht hatten, aber auch im Zeichen der Erwartung, dass sich ein erträglicher modus vivendi mit der Zeit einspielen wird. Perioden von Auflehnungen gegen das kommunistische System folgten Perioden relativer Ruhe. Für die kommunistischen Staaten ist kennzeichnend, dass Politik in der Partei, bzw. im Zentralkomitee gemacht wird, wobei Machtkämpfe innerhalb derselben streng geheim gehalten werden. Es scheint, dass die nationalistische Gruppe unter General Moczar 1968 einige Zeit die Innenpolitik bestimmen konnte und die Studentenunruhen zum Anlass nahm, den gefährlichsten Feinden des Kommunismus, d.h. den «Revisionisten» und «Sionisten» nach Stalins Muster den Kampf anzusage. Demzufolge sahen sich mehrere Tausend Juden vom verbliebenen, polnischen Judentum gezwungen das Land zu verlassen. In der 700jährigen polnischen Geschichte des Zusammenlebens der Juden mit Polen war es das erste Mal, dass die für die Innenpolitik verantwortliche Stelle mit der traditionellen Konfessionstoleranz brach und einen Zustand schuf, der das Leben der Juden in Polen unerträglich machte. Damit machten sich die Kommunisten schuldig, nicht nur am Brudermord der patriotischen AK-Kämpfer, sondern auch an der Vertreibung der Juden aus Polen. Solange die Kommunisten in Polen regieren, so lange wird es kaum möglich sein, dass auch jene Juden, die sich als Polen, bzw. mit dem Polentum kulturell verbunden fühlten, in die Heimat ihrer Väter zurückkehren werden. Zwischen dem Jahr 1264, in dem die aus Westeuropa vertriebenen Juden vom westpolnischen Fürsten Boleslaus dem Frommen gemäss dem Statut von Kalisz Privilegien erhielten und der Vertreibung der Juden aus Polen im Jahre 1968 liegt ein Zeitraum von genau 704 Jahren!

Natürlich war es nicht einfach, ein solch einmaliges Ding wie ein Hochschullager für fremdsprachige Internierte zu organisieren, da sich hier verschiedene, d.h. militärische und schulische Aspekte überschneiden. Strenge Militärordnung und Disziplin liessen sich bekanntlich nicht mit der Studienfreiheit und Universitätsautonomie vereinbaren. Beide Seiten, d.h. sowohl die Schweizer als Gastgeber wie auch die Polen verfügten begreiflicherweise über keine Erfahrungen in dieser Hinsicht. Die Schweizer mochten sich vielleicht an einen in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurückliegenden Zwischenfall erinnern, der sich, wie mir berichtet wurde, anlässlich einer von den Deutschen in Zürich organisierten Sedansiegesfeier zwischen denselben und den französischen Studenten-Soldaten der Bourbaki-Armee ereignete. Dieser, obwohl weit zurückliegende Zwischenfall und das bereits gespannte Verhältnis zwischen Nazi-Deutschland und der Schweiz zwangen offenbar die Schweizer Internierungsbehörde zu einem vorsichtigen und mehr empirischen Vorgehen bei der Realisierung des Hochschullagergedankens für die polnischen Internierten. Die Art und Weise, wie die ersten Schritte in dieser Richtung gestellt wurden, liessen die Annahme zu, dass sich beide Seiten einig waren, dass alles erst an Ort und Stelle, möglichst ohne grosse Publizität organisiert werden sollte.

Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb wir vor der Abfahrt von Melchnau so wenig über «das Hochschullager irgendwo in der Schweiz» orientiert wurden. Es scheint, dass die einzige Vorbereitung für das Hochschullager eine Art Vorprüfung – Ausfragung der Kandidaten in Herzogenbuchsee war, die von Prof. Vetulani, Dozent an der Krakauer Jagiellonen-Universität durchgeführt wurde. Es wäre wohl möglich gewesen, dass anlässlich der Befragung der Kandidaten, Prof. Vetulani sich nicht darauf beschränkte, dieselben ganz allgemein zu prüfen, sondern dass er auch mit jenen Kandidaten, die bereits einige Erfahrungen in Sachen Hochschulstudium, bzw. Universitätsbetrieb hatten, die nötigen Fragen betreffs Studienorganisation im Hochschullager abgeklärt und gegebenenfalls eine Konferenz des von ihm zu bildenden Ausschusses kompetenter Internierten veranstaltet hätte.

Meines Wissens hielten sich damals in der Schweiz ausser den Internierten noch einige Polen auf, die in dieser Sache sehr wohl etwas zu sagen hatten. Zweckmässig wäre auch gewesen, vorgängig eine Zusammenkunft einzuberufen, zu der polnischerseits der besagte Ausschuss und Schweizerseits die Vertreter jener Hochschulen, die mit den drei Hochschullagern in Verbindung stehen sollten, zwecks gemeinsamer Beratung eingeladen worden wären. Das «schweigsame» Militär trug auch dazu bei, dass wir Kandidaten zu einem Hochschullager-Studium nur über das Minimalste orientiert waren.

So verliessen wir unsere Militäreinheiten und reisten nach Winterthur ab, als ob das Hochschullager schon längere Zeit in ordentlichem Betrieb wäre. Die ersten Tage vergingen deshalb im gegenseitigen Sich-Kennenlernen und sozusagen im vorsichtigen Abtasten. Der Militärrahmen des Hochschullagers war zwar gegeben, aber in Sachen Studium wusste man in den ersten 2-3 Wochen nicht, wer, was und wo zu bestimmen hätte. So brauchte es viel Zeit, bis nach einigem Hin und Her die Gruppenleiter der «Fakultäten» definitiv von oben bestellt wurden. Eine gewisse Zeit war nötig, bis die «Assistenten» aus den Studiengruppen ausgesondert wurden. Mancher Kandidat, dem es mit dem Studium eilig und ernst war, bangte bereits um das Studiumsemester. Gewisse Unzulänglichkeiten in der anfänglichen Lager- und Studienorganisation gingen auf das Konto der Doppelspurigkeit in der Zuständigkeit für die «Hochschule» und für das «Militärlager». Zu berücksichtigen war auch die Tatsache, dass sich die frisch angekommenen Studenten einer Fakultäts-Gruppe unter sich gar nicht kannten, da sie aus verschiedenen Arbeitslagern kamen.

Unsere Juristengruppe umfasste etwa 40 Studenten der Rechte und 2-3 Studenten der Nationalökonomie, die das Studium an vier polnischen Hochschulen absolvierten, an welchen das Studium unterschiedlich geregelt war. Einige ältere Studenten schlossen ihre Studien ab, als noch die alte Studienordnung Gültigkeit hatte. Die wichtigste, primäre Aufgabe jeder Studiengruppe war, sich zuerst als solche unter Führung eines von oben bestimmten Gruppenleiters zu konstituieren. Die zweite war wohl zu ermitteln, wer sich als «Assistent», d.h. als Vermittler zwischen den Schweizer

Dozenten und den polnischen Studenten, eignen würde. Als solcher galt jeder, der die deutsche Sprache soweit fließend beherrschte, dass er den dargelegten, ihm bekannten Stoff des Dozenten seinen jüngeren Kollegen auf polnisch näher erläutern konnte. Aber nicht nur Sprachkenntnisse waren dabei ausschlaggebend, auch ein gewisses Fachwissen war die nötige Voraussetzung für die Erfüllung der Aufgabe eines Assistenten. Anlässlich der Kandidaten-Vorprüfung hatte Prof. Vetulani die Eignung der älteren, lizenzierten Studenten für die Assistentur sondiert und entsprechende Dispositionen getroffen. Nachdem ich meine Magisterarbeit über Krisentheorien nach A. Spiethoff auf Grund der deutschen Literatur verfasst und etliche Jahre Praxis im Steuer- und Versicherungswesen hatte, wurde ich von ihm als Assistent für die volkswirtschaftlichen Fächer sowie für Steuerwesen im Hochschullager Winterthur vorgeschlagen.

Während z.B. die Chemie-Studenten in den Räumen des alten, abbruchreifen Chemiegebäudes des Winterthurer Technikums bereits mit Laborarbeiten übungshalber begonnen hatten, und die anderen technischen Abteilungen dort ihre «Gruppenbüros» so gut es ging einrichteten, mussten wir Juristen und Nationalökonomien einige Wochen warten, bis für uns ein Lokal für Konferenzen und später für Vorlesungen der Universitätsdozenten behelfsmässig im Restaurant «Neuwiesenhof» gefunden wurde. Die Assistenten der technischen Abteilungen hielten bereits ihre ersten Einführungs-Vorlesungen oder «laborierten» mit ihren Studenten, während wir Juristen/Volkswirtschaftler-Assistenten sozusagen noch arbeitslos waren. Der Grund lag darin, dass wir als Juristen der deutschen Sprache nach ursprünglichem Plan in Fribourg hätten studieren sollen, wo leider die geeigneten Unterkunftsräume fehlten, weshalb wir im letzten Moment der Winterthurer Gruppe «angehängelt» wurden. Längere Zeit hatten wir als eine Art Anhängsel im Lager gegolten, weshalb uns die «Techniker» und Mediziner als fremde «Eindringlinge» betrachteten.

Erst gegen Ende November fand die erste Gruppenversammlung der Juristen und Volkswirtschaftler im «Neuwiesenhof» statt. Sie wurde von zwei älteren Kollegen einberufen und eröffnet, ohne dass sie uns vom Studiendirektor als Gruppenleiter vorgestellt wurden. (Sie wurden später von einem Offizier, einem ehemaligen Staatsanwalt aus Krakau ersetzt.) Von den 40 Studenten unserer Gruppe waren etwa die Hälfte solche, die ihre Studien in Polen angefangen und die andere Hälfte dieselben, die bereits mit dem Lizentiat, bzw. Doktorat nach alter Ordnung abgeschlossen hatten. Das Haupttraktandum war, festzustellen, wer von den älteren Studenten als Assistent in Frage käme. Jeder, der seine Kandidatur auf einen Assistentenposten anmeldete, musste sie irgendwie begründen, was unter Umständen peinlich war, da niemand berufen war, bei gleichen Kandidaturen zu entscheiden. Gerade uns Juristen/Volkswirtschaftler musste es treffen, dass wir ein Gremium bildeten, das sich als Studiengruppe am spätesten organisierte. Als einer der Vorsitzenden erklärte, dass die Zahl der Assistentenposten wegen Finanzen beschränkt und gegebenenfalls eine Kumulierung derselben in einer Person nötig sei, brachen Gelächter aus, da die Assistentenentschädigungen sage und schreibe Fr. 1.-- pro Tag betragen. Die «Knauserie» beim Vergeben der Assistenturen war vielleicht die Folge, dass man uns Juristen im Lager stiefmütterlich behandelte. Nichtsdestoweniger dachte mancher von uns Assistenten an den Anfang einer Karriere als Wissenschaftler.

Wie es sich für eine richtige «Universität» gehörte, hatten auch wir unseren «dies academicus». Von verschiedenen Persönlichkeiten, so vom Vertreter des Winterthurer Stadtrates, vom Repräsentanten der Internierten-Hochschullager-Behörde, den Vertretern der beiden Zürcher Hochschulen und vom Kulturattaché der polnischen Gesandtschaft in Bern wurden der Gelegenheit entsprechende Ansprachen gehalten. Im Namen der Studentenschaft ergriff Hauptmann R., Student der juristischen Abteilung, das Wort, der in Anbetracht der grausamen Verfolgung der polnischen Universitätsprofessoren und der Ausrottung jeder Spur unserer Nationalkultur durch die Nazis die anwesenden Studenten an ihre «heilige» Pflicht ermahnte, das kulturelle Erbgut unserer Nation von einer Generation auf die andere zu übertragen.

Eine der ersten Vorlesungen, die in unserer Juristenabteilung gehalten wurde, war jene von Prof. Dr. E. Grossmann, Dozent für Steuer- und Finanzwesen, sowie Statistik an der Zürcher Universität. Trotz seines Alters wirkte er noch rüstig; er sprach lebhaft und temperamentvoll über die Grundsätze des Staatshaushaltswesen. Nach etwa einer halben Stunde unterbrach er seine Vorlesung und bat den Assistenten, die Grundgedanken seines Vortrages den Kollegen zu übersetzen. Diese Übersetzungspausen wiederholten sich einige Male, so dass die Zuhörer auf dem Laufenden waren. Sie

hatten auch Gelegenheit, Fragen zu stellen, so dass die Vorlesungen den Charakter einer Art Seminarübung hatten. Bei der zweiten Vorlesung war ich bereits Prof. Grossmann als ständiger Assistent zugeteilt. Die Zusammenarbeit mit ihm gestaltete sich reibungslos, da mir der Vorlesungsstoff aus meiner früheren Studienzeit in Posen und aus der Praxis in der polnischen Steuerverwaltung bekannt war. Die Kenntnisse der deutschen Sprache erleichterte meine Aufgabe. Ich muss gestehen, dass ich ihn rasch liebgewonnen hatte; vielleicht deshalb, weil sein sympathisches Äusseres und sein temperamentvolles Gehabe mich irgendwie an meinen Vater erinnerten.

Er lud uns, d.h. mich und den früheren Assistenten zu sich nach Hause ein, wo wir uns über Statistik und besonders über das damals aktuelle Thema der Kriegsfinanzierung unterhielten. Mein Studienkollege R. war in Polen ein höherer Ministerialbeamter und kannte das Problem sehr gut aus praktischer Sicht. Prof. G. war so freundlich, dass er mich ein anderes Mal nach Baden ins Hotel «Verenahof» einlud, wo er eine Kur machte. Diesmal interessierte ihn die Frage, wie sich der Studienbetrieb unserer Abteilung im Lager eingespielt hatte. Aus irgendwelchem Grunde kam unser Gespräch auf die Geschichte Polens, weshalb er mir ganz spontan und freundlicherweise einen gemeinsamen Besuch des Polenmuseums in Rapperswil vorschlug. Leider war er am abgemachten Sonntag wegen seiner Amtsverpflichtungen als Bundesexperte für Finanzfragen nicht abkömmlich, so dass ich die Dampfschiffahrt allein machen musste. Ich mag mich erinnern, wie mein Herz lebhaft zu schlagen begann, als ich das erste Mal in der Schweiz eine auf einer Tafel angebrachte Mitteilung in polnischer Sprache beim Museumseingang zur Sicht bekam. Da in Posen alles Polnische in der Öffentlichkeit, auch die Strassennamen, durch die Nazis ausgetilgt wurden, erfasste mich ob meiner Heimatsprache ein wohlthuendes Gefühl. Dies wechselte aber rasch in ein Gefühl der Enttäuschung, als ich durch die halbleeren Säle schritt, deren Ausstellungsgegenstände seiner Zeit ins Nationalmuseum in Warschau ab transportiert wurden und dort während des Krieges 1939 verbrannten. Weder hier noch da ist etwas vom Glanz unserer unglücklichen Heimat geblieben! Die fast leeren Wände mit halbvergilbten Photographien und die etwas verstaubten Kostüm- und Trachtenfiguren stimmten mich nachdenklich. Vielleicht war es der um die Existenz unserer Nation tobende Krieg, der das Museum etwas vergessen liess. Das einsame und halbverlassene Museum wurde für mich auf einmal zum Sinnbild meiner Heimat. Erst in einem kleinen Raum mit der herrlichen Aussicht auf die Alpen und den Zürichsee, der einst die Arbeitsstätte des Museumsbetreuers, des grossen polnischen Dichters und Romanschriftstellers St. Zeromski war, wurden in mir die Erinnerungen aus unserer sorglosen Jugendzeit, in der seine Werke gierig verschlungen wurden, wachgerufen. Von den grossen Romanschriftstellern Polens der 20iger Jahre war er der erste, der unsere Generation auf die soziale Not des Menschen in unserem Lande aufmerksam gemacht hatte. Er war es aber auch, der den Geist unserer Generation gestaltete, indem er sie beschwor, alles zu tun, «damit die Wunden Polens nicht mit einer Haut der Niederträchtigkeit vernarben». Sein berühmtes Werk «Popioly» (die Asche) erinnerte uns Internierte an die Kampagne 1795-1815 der unter Napoleon und Dqbrowski (lies Dombrowski) kämpfenden Legionen, deren Schicksal mit jenem, der an der Seite Frankreichs 1940 kämpfenden Sikorski-Armee ähnlich war. Denn von den beiden Feldzügen verblieb nichts mehr als Asche.

Diskussionsstoff ergab sich auch aus der Tatsache, dass Prof. Grossmann und ich das gleiche Interesse für zwei Wissenschaftsgebiete hatten. Das erste war die Bevölkerungsstatistik, weshalb wir uns über die in Nazi-Deutschland verfolgte Bevölkerungspolitik, besonders über die Thesen des deutschen Gelehrten Wüstendorfers unterhielten. Das zweite Gebiet war das Steuerwesen in Polen. Es interessierte ihn sehr das, was ich ihm aus der Theorie und Steuerpraxis in unserem Lande zu berichten wusste. Ein weiterer Berührungspunkt ergab sich aus dem Umstand, dass Prof. Grossmann aus Budapest stammte, wo ich einige Wochen im Winter 1939/40 verbrachte. Die Gemeinsamkeiten beider Völker und der Vergleich der Verhältnisse und der Geschichte Ungarns und Polens gaben Anlass zur längeren Unterhaltung mit ihm. Auch über das Problem des sogenannten Gross-Ungarns, worüber ich Gelegenheit hatte, mit zwei ungarischen Studenten zu diskutieren, tauschten wir unsere Gedanken. (Auf das Beispiel der Expansion Polens im Mittelalter hinweisend, machte ich die Studenten darauf aufmerksam, dass Nationen, die nach dem I. Weltkriege ihre kulturgeschichtliche Rolle in Mitteleuropa im grossen und ganzen erfüllt hatten, mit der Zeit Konzessionen zugunsten kleinerer Völker und ethnischer Gruppen zu machen hätten. So z.B. hatte Ungarn die Pflicht, slowakische Minderheiten sich emanzipieren zu lassen, damit sie ihre eigene bodenständige Volks-

kultur, bzw. Folklore entwickeln konnten. Das Gross-Ungarn ist ein Überbleibsel aus den Zeiten, in denen nicht das Selbstbestimmungsrecht, sondern einfach Herrschaftssucht und nationaler Geltungstrieb unter den Nationen herrschte. Was aber die Siebenbürgische Frage anbelangt, teilte ich die Ansicht der Studenten, dass Ungarn Unrecht geschah, da eine bedeutende ungarische Minderheit unter die rumänische Herrschaft gefallen war.) Prof. Grossmann machte die Verhältnisse in der Schweiz geltend, womit unsere Diskussion über die ineinander verzahnten, ethnischen Verhältnisse in Mitteleuropa ihren Abschluss gefunden hatte.

Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, den von Prof. Grossmann vorgelesenen Stoff gemeinsam mit den Studenten in einem Repetitionskurs näher zu erläutern. Nach einigen solchen Seminarübungen erklärte meine Studentengruppe, dass sie mit der Arbeit derart überfordert sei, dass sie nicht genügend Zeit für die zusätzlichen Übungen hätte. Dies war begreiflich, da die Studenten anfänglich viel Zeit für das Erlernen der deutschen Sprache aufwenden mussten. Ich entschloss mich deshalb, meine handgeschriebenen Notizen zu verarbeiten, bzw. zu ergänzen. Meine ins Reine geschriebenen Notizen in einem besonderen Heft machten unter meinen Studenten Runde, was sich sehr gut bewährte. Dafür war es der Assistent, der bedeutend mehr Arbeit hatte, um die einschlägige Literatur zu konsultieren, bevor er seine Notizen in einfachen, und für die jungen Studenten verständlichen Worten ins Reine schreiben konnte.

Ausser den ordentlichen Universitätsprofessoren der juristischen Fakultät der Zürcher Universität wurden später weitere Dozenten für die neu geschaffenen Fächer hinzugezogen. Sie waren eine Art Privatdozenten. So z.B. lernten wir Dr. P. Gygax, ehemaliger Dozent der Zürcher Universität, kennen, der mit den Vorlesungen über den Wandel auf den Finanz- und Kapitalmärkten nach dem I. Weltkrieg beauftragt wurde. Als Mitarbeiter der bekannten N.Z.Z. wusste er die Probleme der weltumspannenden Finanzwelt auf fesselnde Art darzulegen. Sein Nachfolger war Dr. Honegger, der die Umstände, die zu den beiden Währungskonferenzen in Genua und Brüssel führten, aus Schweizer Sicht schilderte. Die Vorlesungen über das Schweizer Bankwesen hatte man Dr. P. Hauser, dem Direktor der Zürcher Kantonalbank in Winterthur anvertraut. Durch seine schlicht gehaltenen Vorträge erhielten wir ein interessantes Bild über den Aufbau und die Tätigkeit des Schweizer Bankwesens. Schliesslich wurde der Unterrichtsplan noch um die Wertpapierkunde erweitert, für die Prof. Naef zuständig war.

Für die polnischen Juristen waren die oben erwähnten Fächer gänzlich ein Neuland. Mancher von ihnen sträubte sich gegen die «Banken- und Geld-Invasion» und hielt sich fern von diesen Vorlesungen, die seiner Meinung nach eher in den Studienplan einer Handelshochschule gehörten. Wessen Plan es war, die Jura-Studien im Hochschullager um die Vorlesungen aus dem Gebiet der Geld-Finanzwirtschaft dermassen zu erweitern, entzog sich meiner Kenntnis. Was mich persönlich anbelangte, war ich vielleicht der einzige, der aus den Vorlesungen in Spezialfächern am meisten profitierte. Ich bemerkte, dass sich immer weniger von den jungen Studenten für diese wissenschaftlichen Gebiete interessierten. Auch diese Abstinenz könnte als Masstab dafür gegolten haben, was unsere Studentenschaft von Geld und Finanzen hielt. Während man sich während der Juristenversammlung bei der Verteilung der Assistenturen z.B. um das römische Recht, das Steuerwesen und Nationalökonomie und um deren Besetzung fast gerissen hatte, zeigte niemand Lust, die Assistentenposten für die drei oben erwähnten Spezialgebiete zu übernehmen. Unter diesen Umständen blieb dem Gruppenchef keine andere Wahl, als mir dieselben anzuvertrauen.

So gerne ich die Spezialfächer-Vorlesungen verfolgte, so ungern nahm ich die damit verbundene Arbeit auf mich, weil es einfach zu viel des Guten war. Allerdings als ich dann an eine mögliche Dozentur an der Universität, bzw. an der Handelshochschule in Posen dachte, nahm ich mir vor, ein Dossier über Kredit- und Geldwesen anzulegen. Vielleicht wird es sich einst die Gelegenheit bieten, dachte ich, an einer Handelshochschule in Polen zu dozieren. Ich verarbeitete deshalb meine Notizen über die Vorträge von Dr. P. Hauser und Dr. Honegger, die mir freundlicherweise erlaubten, davon in Polen, je nach dem Fall, Gebrauch zu machen. In meiner Heimat hat sich jedoch das Blatt der Geschichte anders gewendet.

Zur Aufrechterhaltung der nötigen Verbindung zwischen der Juristenabteilung und der juristischen Fakultät der Universität Zürich fungierte Prof. Dr. Werner Kägi, in welchem wir einen diskreten und stillen, aber liebevollen und immer hilfsbereiten Betreuer unserer Abteilung fanden. Ihm

hatten wir es zu verdanken, dass wir einige Einrichtungen des Schweizer Strafvollzuges, und zwar die Strafanstalten in Regensdorf und die Zwangserziehungsanstalt in Ütikon, die uns besonders beeindruckte, besuchen konnten. Einige Kameraden waren voll von Begeisterung für das fortschrittliche und humane Straf- und Erziehungssystem in der Uitikon Anstalt. Er hatte sich auch dafür eingesetzt, dass wir die höchsten richterlichen und legislativen Schweizer Instanzen in Lausanne und Bern, sowie die Büros des Völkerbundes und jene des Internationalen Roten Kreuzes besuchen durften.

Nach dem ersten Studienjahr zeichneten sich allmählich die Unterschiede zwischen den beiden Studienordnungen in Polen und in der Schweiz ab. Bereits beim Vergleich der Studienpläne zeigte es sich, wie weit die beiden Ordnungen, d.h. das Schweizer, bzw. das Zürcher und das Polnische Studiensystem voneinander abwichen. Der Schwerpunkt des polnischen Jurastudiums lag meines Erachtens zuerst in den geschichtlichen Fächern (römisches Recht, rechtliche Institutionen in Westeuropa, Kirchenrecht), verfassungsrechtlichen und dann in den theoretischen Fächern (Rechtsphilosophie); während im Zürcher System das Obligationen-, bzw. Zivilrecht den Vorrang hatte. Das Handelsrecht, als Standesrecht war in Polen separat kodifiziert und an der Posener Universität ein Fach für sich, während es an der Zürcher Universität im Obligationenrecht berücksichtigt wurde. Ich würde sagen, dass in alltäglichen Rechtsgeschäften (Miete, Kauf, Darlehen usw.) der Durchschnittsschweizer besser als ein polnischer Bürger ausgebildet war. Auch in rein kaufmännischen Angelegenheiten durfte sich der Schweizer besser als ein Pole auskennen. In den letzten Vorkriegsjahren wurde in Polen das Studium der praktischen Fächer in den Handelshochschulen gefördert, nachdem es sich gezeigt hatte, dass der polnische Jurist, vom Gerichtswesen abgesehen, eher für den Staatsdienst, als für das Wirtschaftsleben ausgebildet war. Verallgemeinernd könnte man sagen, dass der polnische Typus eher einem «Verwaltungsjuristen», wogegen der Schweizer Typus dem «Wirtschaftsjuristen» entsprach, wobei die Verwaltung beim polnischen Juristen mehr im Bereiche der Staatsadministration, als in der Leitung eines gewinnbringenden Unternehmens lag. Um den Abschnitt über die Juristen abzuschliessen, möchte ich noch erwähnen, dass zu meiner Zeit der Andrang zum Jurastudium in Polen sehr gross war, nicht um im Gerichtswesen Karriere zu machen, sondern um mit dem «relativ leicht zu erwerbenden Lizenziat iuris» irgendwo in der Staatsadministration einen Posten zu erhalten. Viele Jurastudenten finanzierten ihre Studien, indem sie schlecht bezahlte Anstellungen annahmen, wodurch ein starker Druck auf die Juristen-Löhne ausgeübt wurde. Nicht jeder Jurastudent konnte sich eine unbezahlte, dreijährige «Applikatur» (obligatorische Gerichtspraxis für Richter bzw. Rechtsanwälte) erlauben. Andererseits aber liessen sich viele Leute wegen der ungenügenden Bildung in Rechtsgeschäften durch «Linksanwälte» zu Querulamentum verleiten, weshalb die Gerichte mit Klein-Streitigkeiten in Miets- und Kaufvertragssachen überhäuft waren, die in der Schweiz im Betreibungsverfahren rascher aussergerichtlich erledigt werden. Unglücklicherweise kamen in Polen noch relativ viele Streitigkeiten wegen Ehrverletzung hinzu.

Nach zwei Studienjahren fand bei den Juristen im Hochschullager Winterthur eine Umgruppierung statt. Die jüngeren Studenten, d.h. jene die in Winterthur das Jurastudium angefangen, bzw. das in Polen begonnene Studium fortgesetzt hatten, wurden in das Hochschullager Fribourg versetzt. Es war bereits am Anfang der Hochschullagerorganisation geplant, dass die humanistischen und juristischen Studien an der Universität in Fribourg konzentriert werden sollten, was sich aber mangels entsprechender Unterkunft als unmöglich erwies. Mancher Jurist, der sich bei der Winterthurer Familie während zwei Jahren fast familiär einlebte, hatte anfänglich etwas Mühe, sich an die einfachen Unterkunftsverhältnisse im Studentenheim «St. Luop» in Fribourg zu gewöhnen. Die älteren Juristen bzw. Nationalökonomien mit in Polen abgeschlossenem Studium, die zum Teil als Assistenten wirkten, konnten an ihren Plätzen in Winterthur bleiben.

In der gleichen Zeit zeigte es sich, dass eine Gruppe von Internierten mit Deutschkenntnissen das Jura-, bzw. ÖkonomieStudium ergreifen wollte. Dieselben wurden nicht mehr in das Hochschullager Winterthur, sondern in jenes in Fribourg dirigiert. Hier an der Universität in Fribourg waren zwei Dozenten für die Volkswirtschaftslehre zuständig. Während die auf Deutsch vorgetragene Vorlesungen von Prof. Liesker als eine Art Einführung in das Nationalökonomiestudium gedacht wurden, waren die Kurse von Prof. Bongras über Volkswirtschaft und Geldwesen eher für fortgeschrittene Studenten der französischen Sprache bestimmt. Es waren etwa 20 neue Internierte, die sich für die Vorlesungen von Prof. Liesker eingeschrieben hatten und die Unterstützung eines Assi-

Stenten mit Deutschkenntnissen benötigten. Gerade zu diesem Zweck wurde ich im November 1941 in das Lager Fribourg versetzt. Das hier angewandte Zweistufensystem für die Nationalökonomie erinnerte mich an das Volkswirtschaftsstudium an der Posener Universität, wo für die Einführung in die Volkswirtschaftslehre Prof. Zaleski und für die Nationalökonomie «höheren Grades» Prof. E. Taylor, der zugleich Vorlesungen über volkswirtschaftliche Lehrmeinungen hielt, Dozenten waren. Zwischen Prof. Liesker, einem holländischen Ordensbruder, der die Nationalökonomie nach einem strengen System dozierte, und mir als seinem Assistenten gestaltete sich die Zusammenarbeit reibungslos. Hier in Fribourg konnte ich meine Freude am Lehren in die Tat umsetzen. Es machte einem ein Vergnügen, etwa zwanzig jüngere Studenten vor sich zu sehen, die in die Grundbegriffe der Nationalökonomie eingeführt werden wollten. Wie im Lager Winterthur organisierte ich hier eine Art Seminarübungen, in denen der Stoff der Vorlesungen von Prof. Liesker auf Grund meiner Notizen näher kommentiert wurde. Seine Vorlesungen hatten etwas Stereotypisches in sich. Mit Vorliebe erwähnte er die Theoriesätze der bekannten Nationalökonomien in Bezug auf die einzelnen Phänomene der Volkswirtschaft; angefangen von Turgot und Quesnay bis zu letzten Vertreter der liberalen, englischen Schule. Während der Übungen über den Vorlesungsstoff merkte ich, dass die Studenten kein besonderes Interesse für die Theorien der sogenannten Klassischen Schule zeigten. Offenbar standen sie, Anfänger der Wirtschaftslehre, im Banne der zur Mode gewordenen Kritik dieser Schule und der Begeisterung für die Theorien der sozialistischen Lehrmeinungen.

In dieser Zeit (1942/43) stand Russland im Abwehrkampf gegen die Deutschen. Der immer stärker werdende Verteidigungswille der Sowjets, der in der Presse bewundert wurde, beeindruckte zweifellos nachhaltig die jüngere, noch unerfahrene Studentengeneration. Der einfache Mann war damals geneigt, in der Abwehrkraft der Sowjetunion die Bestätigung des kommunistischen Wirtschaftssystems zu sehen. Der federführende Journalist der «Weltwoche» N.B. brachte fast in jeder Nummer neue interessante Berichte, in denen nicht nur die enormen, bisher unbekanntenen Ressourcen der Sowjetunion, sondern auch die bedeutenden Errungenschaften der Sowjetwirtschaft positiv beurteilt wurden. Allerdings wussten die jungen Studenten nicht, mit welchen Menschenopfern und Entbehrungen das russische Volk diese Errungenschaften erkaufen musste. Ich hatte damals Mühe, meine Studenten auf den Unterschied zwischen Wissenschaft und Politik aufmerksam zu machen.

Dozent für die Nationalökonomie höherer Stufe war Prof. Bongras, der auch Vorlesungen über das Geldwesen, und zwar über das Thema «Les derniers Experiences monetaires 1920/40» hielt. Ich besuchte ziemlich fleissig seine lockeren, mit dem typisch französischen «esprit» vorgetragenen Vorlesungen und beteiligte mich an seinem Seminarium, das immer zahlreich besucht wurde.

Ich muss gestehen, dass ich nicht ungern nach Fribourg reiste. Wie jeder Pole, der mit der Intelligenzia eng verbunden war, fühlte ich mich durch die französische Kultur stark angezogen. Melchnau und Winterthur waren für mich, der auf Fremdsprachen Wert legte und gute Vorkenntnisse des Deutschen hatte, eigentlich kein «Ausland». Das Berndeutsch in Melchnau und der ostschweizerische Dialekt in Winterthur, bzw. Zürich waren für mich Mundarten einer mir bereits bekannten Sprache. Zürich stellte für mich kein besonderes Erlebnis einer fremden Stadt dar, da es mich wegen seiner nüchternen Atmosphäre stark an Posen erinnerte. Nun war ich gespannt, nach Fribourg fahren zu können, um dort an einer «französischen» Universität meine Studien zu vervollständigen. Der halbjährige Aufenthalt in Frankreich, zuerst in der Vendee und dann im Elsass an der Maginot-Linie führte mich nur an die Peripherie der französischen Kultur. Nach zweijährigem Aufenthalt in der alemannischen Schweiz freute ich mich, mit den Welschen in Kontakt zu kommen. In Fribourg brauchte es jedoch einige Wochen, bis ich mich an die hiesigen Lagerverhältnisse angepasst hatte. Der Grund dafür war, dass die Studenten gemeinsam in einem Heim «St. Loup» untergebracht waren, wogegen die Assistenten, bzw. Hilfsdozenten in Einzelzimmern eines modernisierten Klostergebäudes «Albertinum» wohnten, das meines Wissens dem Dominikanerorden gehörte. Anders als in Winterthur war hier der Kontakt der Studenten mit der Stadtbevölkerung sehr beschränkt. Sie blieben den ganzen Tag unter sich. Nicht nur die Sprache, sondern auch die Lebensgewohnheiten ihrer Heimat pflegten sie wie zu Hause. Man merkte es leicht an ihrem Benehmen, dass sie von ihrem polnischen Wesen z.B. von der Höflichkeit gegenüber den Älteren und Vorgesetzten, die man bereits nach zwei Jahren im Winterthurer Lager vermisst hatte, nicht viel verloren hatten. Mit einem Worte, hier war die Atmosphäre mehr «polnisch» als bei den Studenten in Winterthur. Dabei mag der



Umstand eine Rolle gespielt haben, dass in Fribourg die Mehrheit der Internierten Studenten der Philologie und der Rechts- und anderer Sozialwissenschaften waren. Bekanntlich hängen Menschen, die Humanistik studieren, mehr an ihrer heimischen Kultur als jene der technischen Wissenschaften. Es waren eben die Ingenieure, bzw. die es werden wollten, die den Geist des Lagers in Winterthur gestalteten. Vielleicht war es auch die welsche, «keltische» und nicht zuletzt die katholische Umgebung, die an der eigenartigen Atmosphäre im Lager Fribourg beteiligt war.

Als aktiver Besucher des Seminars von Prof. Bongras erhielt ich von ihm als Seminararbeit ein Thema über die vom englischen Autor, Dickinson bearbeitetes Gebiet. Da derselbe zu einem endgültigen Schluss nicht gelangte, war es meine Aufgabe, die theoretische Möglichkeit, die freie mit der gelenkten Wirtschaft zu vereinbaren, weiter zu untersuchen. In meiner Arbeit vertrat ich die Ansicht, dass infolge des internen Widerspruchs der beiden Ordnungen eine praktikable Vereinbarkeit derselben auszuschliessen sei. (Die Arbeit hätte in den wissenschaftlichen Beiträgen der internierten Polen erscheinen sollen. Aus Platzmangel ist sie aber im I. Band nicht erschienen und weitere Bände, wie ich erfahren habe, gelangten mangels Finanzmittel nicht zur Veröffentlichung.) Die Frage, ob die beiden Wirtschaftsordnungen in einem gut funktionierenden System vereinbar sind, beschäftigte auch einige meiner Studenten. Obwohl wir kein taugliches Modell aufstellen konnten, waren die manchmal sehr leidenschaftlich geführten Diskussionen von Nutzen für das Verständnis der freien Marktwirtschaft.

Um meinen Studenten entgegenzukommen, verfasste ich eine etwa 150 Seiten umfassende Broschüre «Einführung in die Nationalökonomie», in welcher ich einige Gedanken einiger damals bekannten Nationalökonomien wie Röpke, L. von Mises, nach dem Vorlesungsschema von Prof. Saitzew, Dozent der Zürcher Universität berücksichtigt hatte. Dies erwies sich als nötig, da meine Studenten, Hörer der Vorlesungen von Prof. Liesker keine komplette Darstellung des Wirtschaftsablaufes als ganzes von ihm erhielten.

Während des Krieges befanden sich unter den polnischen Kriegsgefangenen einige Tausend polnische Offiziere in den deutschen Oflagen. Die polnischen Armeeinghörigen waren bekanntlich die ersten Opfer des Krieges, die bereits seit Herbst 1939 in den Lagern schmachteten. Nachdem das Kriegsgeschehen von einem Kriegsschauplatz zum anderen wanderte, waren die polnischen Kriegsgefangenen halb vergessen. Angesichts der vor dem Kriege entfalteten Nazi-Hasskampagne und der grausamen Unterdrückung des polnischen Volkes war das Schicksal der polnischen Armeeinghörigen nicht beneidenswert. Die Bestimmungen der Kriegsgefangenenkonvention waren für die polnischen Gefangenen sehr eng und streng ausgelegt. Auf gewisse Zugeständnisse, die englischen und später amerikanischen Offizieren gemacht wurden, konnten polnische Offiziere nicht zählen. Die unmenschliche und harte Unterdrückung des polnischen Widerstandes wirkte bedrückend auf die Stimmung der Lagerinsassen. Der einzige Trost war für sie zu wissen, dass die polnische Nation im Untergrund, in der Heimat und auf mehreren Kriegsschauplätzen Europas und Afrikas weiter kämpfte. In den ersten Kriegsjahren, in denen die Deutschen überall siegreich waren und die polnische Nation als ein Sklavenvolk nach Sibirien verbannt werden sollte, sahen die polnischen Gefangenen für sich keine Lebenszukunft mehr. Es mussten einige lange Jahre der Unsicherheit und Verzweiflung vergehen, bis in den Herzen der Kriegsgefangenen ein Schimmer der Hoffnung auf eine menschenwürdige Zukunft eintreten konnte. Langsam, und zwar nach Stalingrad, begann sich bei den Offizieren ein Interesse für das Berufsleben zu regen. Für viele von ihnen waren die Probleme der Wirtschaftslehre wieder aktuell geworden.

Mit der geistigen Betreuung der Kriegsgefangenen befasste sich die YMCA., die auch zwischen den Oflagen und den Interniertenlagern in der Schweiz vermittelte. So konnten viele vervielfältigte Kolleghefte, Broschüren als begehrte Lehrmittel in die Hände der polnischen Kriegsgefangenen geraten. Mehrere Internierte, die sich an der Ausarbeitung von Lehrmitteln beteiligten, waren sehr froh, dass sie ihren Kollegen in den Gefangenenlagern helfen konnten. Gegen Kriegsende nahm die Publikationstätigkeit der Studenten in den Hochschullagern von vervielfältigten Broschüren für Lehrzwecke immer grössere Ausmasse an. Eine von mir verfasste Abhandlung über Geld- und Kreditwesen erreichte ein Oflag in Deutschland. Einer von meinen Kameraden aus Posen erfuhr erst durch diese Broschüre von meinem Aufenthalt in der Schweiz und nahm mit mir brieflichen Kontakt auf. Da meine Abhandlung für einfache Soldaten eines Ausbildungskurses bestimmt war, stellte ich das

Geld- und Kreditwesen in eher populärer Form dar.

Da ich nach Fribourg als Nachzügler-Assistent gekommen war, musste ich mich in Sachen Zimmer mit dem begnügen, was übrig blieb. Meine «Klausen» war halb so gross wie die normalen Klosterzellen. Das Fenster wies auf eine hohe nahestehende Wand, so dass sie einem dunkeln Schlupfwinkel ähnelte, wo man während des Tages Licht haben musste. Den ganzen November hindurch (wahrscheinlich nach Klostersitte, oder wegen Sparmassnahmen?) wurde nicht geheizt. Da die Bettausstattung recht spartanisch war, fror ich in der sonnenlosen Klausen empfindlich. Wegen meinem schlecht funktionierenden Körper-Haushalt musste ich praktisch den ganzen Tag im Mantel und mit einer Woldecke umhüllt arbeiten. Dies hat mich nicht decouragiert. Das Bewusstsein des dominikanischen «Genius loci» spornte mich eher zur Arbeit an. In meiner Nachbarschaft hatte übrigens der Dominikanerpater, Prof. Dr. O.P. Bechenski, der polnische Philosoph und weltbekannte Kenner der materialistischen Dialektik (Diamat) sein Zimmer, was mich öfters auf den Gedanken einer Dissertationsarbeit brachte. Zu diesem Zwecke besuchte ich Prof. Dr. Bongras, um bei ihm ein Thema über die Struktur des Innenhandels, bzw. über das Steuerwesen in Polen zu bearbeiten. Beide Gebiete waren mir aus der Praxis in Polen bekannt. Selbstverständlich überliess ich ihm die Wahl des Themas. Zu meiner Überraschung schlug er mir ein Thema über die deutsche Kolonisation in Polen vor. Im Moment war ich mit dem Schicksal meiner von den Nazis geschundenen Heimat so innig verbunden, dass ich mir die Deutschen als Kolonisatoren gar nicht vorstellen konnte. Immer noch waren in mir die Bilder von Posen lebendig, wo uns die Deutschen mit der Beschimpfung «Schweinehunde» erniedrigten. Einen Unterschied zwischen Gestapo, Nazis und deutschen Bürgern, geschweige denn «Kolonisatoren» sahen wir überhaupt nicht. Alle die Vertreter des «Herrenvolkes» schrien und «bellten um uns wie böse Hunde herum». So drückte sich mein Bekannter aus Ostpolen aus, der das erste Mal im Leben Deutschen begegnete. Ich muss offen gestehen, dass ich es nicht über mich bringen konnte, dieses Thema objektiv zu bearbeiten. Wie hätte ich damals eine Dissertation in voller Objektivität über eine deutsche Kolonisation abfassen können, wenn die westpolnische Bevölkerung einer jahrhundertlangen Extermination ausgesetzt war. Im ersten Moment fühlte ich mich durch den harmlosen Ausdruck «Kolonisation» wie schockiert. Wusste der Professor wirklich nichts vom Kulturkampf des «eisernen Kanzlers» Bismarck gegen das Westpolentum im 19. Jahrhundert? Oder vom Nobelpreisträger H. Sienkiewicz, der im bekannten Roman «Die Kreuzritter» deren Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit meisterhaft schilderte? Jetzt, da es doch nicht nur um Kulturkampf, sondern um die von den Nazis angesagte biologische Vernichtung des polnischen Volkes ging, jetzt, da meine beiden Schwestern mit meinem 70jährigen Vater zu Zwangsarbeiten nach Deutschland bzw. ins Generalgouvernement und mein Bruder nach Dachau vertrieben wurden, sollte ich mich ruhig hinsetzen und eine wissenschaftliche Arbeit abfassen? Hätte der Professor wenigstens eine kurze Anspielung auf die Schreckensherrschaft der Nazis in Polen gemacht, wäre ich damals nicht abgeneigt gewesen, diese Arbeit in Angriff zu nehmen, und zwar in der Hoffnung, dass sich mit der Zeit und mit den fortgeschrittenen Forschungen meine Gemüts-, bzw. Geistesverfassung zum besten wenden würde. Es blieb mir aber nichts anderes übrig, als ihm in jenem Frühling 1943 zu erklären, dass ich vorderhand nicht in der Lage sei, das Thema zu bearbeiten.

Wie sich die Zeiten ändern! Heute, da so viel Schreckliches und Grausames hinter uns geblieben ist und neue Grausamkeiten wieder geschehen, da von beiden Seiten die Hand zu gegenseitiger Versöhnung ausgestreckt wurde, dürfte sich dieses Thema gut für eine Dissertationsarbeit eignen. Meine noch nicht abgeschlossenen Nachforschungen betreffs des deutsch-polnischen Verhältnisses haben mich überzeugt, dass über das interessante und leidenschaftliche Thema noch nicht das letzte Wort gesprochen wurde. Ich kam allmählich zum Schluss, dass das Thema der deutschen Kolonisation wegen des seit Karl dem Grossen begonnenen und mehrere Phasen umfassenden sogenannten Dranges nach Osten (Bekehrung, «Christianisierung», Eroberung, Kolonisierung, Germanisierung, freie Einwanderung von verfolgten Deutschen, Teilnahme an der Teilung Polens, preussische Extermination, nazistische Ausrottungspolitik usw.) kaum isoliert behandelt werden kann. Ob ein Deutscher als bekehrender Mönch in der Kutte, oder als Kreuzritter im Panzer, oder als Hanse-Kaufmann, oder als Kolonist-Bauer-Handwerker und später als Soldat-Beamter einer besetzenden und unterdrückenden Macht nach Polen kam, immer fühlte er sich als Vertreter eines Herrenvolkes, bis er sich schliesslich zu Nazzeiten als «Übermensch» das Recht nahm, Tausende von intellektuellen Polen

auszurotten, Millionen von Polen zu Zwangsarbeiten aus ihrer Heimat zu vertreiben oder sie in die Konzentrationslager zu stecken, um sie dem Tode auszuliefern.

Vom Martyrium unserer jüdischen Mitbürger ganz zu schweigen!

Ich habe an einer anderen Stelle meiner Erinnerungen die geschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen kurz gestreift. Viele Ereignisse der letzten Jahrzehnte sind in uns noch in so frischer Erinnerung, dass man sie kaum von der gehörigen Distanz und mit der nötigen Objektivität untersuchen kann. Es wird Aufgabe der folgenden Studentengenerationen sein, den Beziehungen zwischen den beiden noch nicht versöhnten Nachbarvölkern eine wissenschaftliche Arbeit zu widmen.

Unter diesen Umständen musste ich von einer Dissertation in Fribourg Abstand nehmen. Trotzdem hatte ich neben meiner Assistentenarbeit genug zu tun. Es war unser Botschafter, Herr Modzelewski, der seit längerer Zeit den Gedanken hegte, eine konzise Enzyklopädie über Polen in der Zwischenkriegszeit hier zu veröffentlichen. Unter dem Titel «Pologne 1919-1939» sollte in drei Bänden der Beitrag Polens auf den Gebieten des sozialpolitischen, wirtschaftlichen und des geistigen Lebens dargestellt werden. Der Zeitpunkt zur Veröffentlichung einer Enzyklopädie in der neutralen, vom Kriegsgeschehen abseits stehenden Schweiz dürfte nicht schlecht gewählt worden sein. Zuerst einmal befanden sich unter den Internierten mehrere Intellektuelle, die nach ihrem Studium höhere Posten im öffentlichen Leben während längerer Zeit bekleideten, die ihnen erlaubten, den Zustand und Werdegang eines Abschnittes auf den drei oben erwähnten Gebieten in kurzen, geschlossenen Artikeln darzustellen. Der Zufall wollte es, dass ausser den Internierten auch einige namhafte polnische Wissenschaftler in der Schweiz weilten. Zu ihnen gehörten: der Dominikanerpater Prof. Borchowski, Dozent an der Universität in Fribourg, der sich als Kenner der materialistischen Dialektik einen Namen machte; Prof. Cros, Dozent der Slawistik an der gleichen Universität; Dr. A. Rose, der in Polen eine leitende Stelle im polnischen Handelsministerium bekleidete und sein Land an internationalen Konferenzen vertrat; Prof. Dr. Deryng, Dozent der Rechtswissenschaften an einer polnischen Universität (in Lublin?). Der Krieg überraschte Dr. Rose in Grenoble, wo er mit Vorlesungen an der dortigen Universität betraut war. Zu ihnen gesellten sich als Internierte: Prof. Vetulani, Dozent für Kirchen- und Verfassungsrecht an der Jagiellonen Universität in Krakau und Dr. J. Rakowski, Abteilungsdirektor des Premierministers.

Als Sachbearbeiter der beiden Artikel «Binnenmarktverhältnisse» und «Privatversicherung» in Polen war ich sachgemäss dem Letztgenannten und Dr. Rose unterstellt. Den Beiden war es zu verdanken, dass der Leser über die polnische Wirtschaft 1919-1939 ein ausgewogenes Bild erhielt. Unsere Gruppe, die den Band «Vie économique» bearbeitete, hatte Zutritt zu den Quellen in der Bibliothek des Völkerbundes in Genf. Für die Quellenforschung betreffend die Privatversicherung in Polen war es jedoch nötig, die Quellen in der reich ausgestatteten Bibliothek der Schweizer Rückversicherungsgesellschaft in Zürich in Anspruch zu nehmen. Bei der Prüfung derselben bemerkte ich, dass die Gesellschaft über ein umfangreiches statistisches Material über Polens Versicherungswirtschaft verfügte. Sehr gut war die Hagelversicherung vertreten. Im Zusammenhang mit dieser Versicherungsbranche nahm ich Kontakt mit dem Meteorologischen Institut der Universität in Zürich auf. Es zeigte sich zu meiner Freude, dass der Institutsleiter, Prof. J. Luchon einige Jahre in Polen weilte, wo er an der Organisierung eines besonderen Institutes für die Hagelniederschlags- und Hagelschädenforschung mitbeteiligt war. Es erübrigt sich, zu betonen, wie wichtig diese Forschung für ein Agrarland wie Polen war. Diese Forschungsstelle, die dem Polnischen Institut für Meteorologie, PIM, unterstellt war, bezweckte die flächenmässige Registrierung von Hagelschäden auf dem Gebiete der Gemeinden. Meines Wissens stellte die Forschungsorganisation damals einen ziemlich musterhaften Einzelfall in Europa dar.

Das in der Bibliothek der «Schweizer Rück.» reich vorhandene statistische Material über die polnische Privatversicherung und die Unterlagen, die mir im Meteorologischen Institut in Zürich zur Verfügung standen und nicht zuletzt die Bedeutung der Hagelversicherung für unser Land, gaben den Ausschlag dazu, dass ich mich für eine Dissertation in dieser Branche entschlossen hatte. Dann verbanden mich immer noch angenehme Erinnerungen aus der Zeit meiner Assistentur bei Prof. Grossmann mit der Zürcher Universität, als ich den Wunsch äusserte, unter seiner Aufsicht eine Dissertation über das polnische Steuerwesen zu bearbeiten. Mangels Quellenmaterial konnte ich damals mein

Vorhaben nicht verwirklichen. Nun bot sich die Gelegenheit, bei ihm eine Dissertation auf einem anderen Gebiete, und zwar der Versicherung zu verfassen. Das reiche Quellenmaterial in Zürich bewog mich schliesslich, ein Gesuch um die Rückversetzung in das Winterthurer Hochschullager zu stellen. Vielleicht waren noch andere Überlegungen, mehr gefühlsmässiger Natur, die mich zur Rückkehr nach Winterthur bewogen hatten.

Bereits nach einigen Wochen Aufenthalt in Fribourg bemerkte ich, dass die Bevölkerung dieser Stadt im Allgemeinen verschlossener war, als jene von Zürich oder Winterthur. Trotz der Tatsache, dass Fribourg eine bekannte Universität beherbergte, schien mir, hier, wenn nicht ein kleinstädtischer, so doch ein gewisser Provinzlergeist zu herrschen. Ein Internierter lebt schon als solcher gewissermassen abgesondert. Wenn er dazu fast den ganzen Tag in einem Heim oder Klostergebäude verbringen muss, fühlt er sich in seiner Lebenssphäre quasi doppelt eingeschränkt. Offenbar machte ich mir, bevor ich hier angekommen war, falsche Vorstellungen über den welschen Charakter der Stadt. Weder eine Familie noch eine Einzelperson der Stadtbevölkerung lernte ich während meines einjährigen Aufenthaltes kennen. So gerne ich nach Fribourg gereist war, um mit dem Französisch-Welschen in Verbindung zu kommen, so froh machte ich mich bereit, diese zweisprachige, mit zwei Gesichtern geprägte Stadt zu verlassen. Wenn man in der Schweiz an einer französischen Universität studieren will, muss man schon nach Genf, Lausanne oder Neuenburg fahren, sagte ich mir. Das Abschiednehmen von Fribourg, wo mir niemand persönlich nahe stand, fiel mir nicht schwer. Dafür blieb mir das architektonisch modern und fein gegliederte Universitätsgebäude mit dem geräumigen, hellen Lesesaal und mit den umliegenden Grünanlagen lange in Erinnerung. Wenn man aus dem Lesesaal hinausblickte, sah man fast das ganze Fribourger Land in seiner vollen Pracht. Unser aus Podolien stammender Botschafter M. erzählte uns einmal, dass er gerade Fribourg für seinen Wohnsitz gewählt hatte, da es ihn mit seinen zerklüfteten Flusstälern an seine Heimat, die bekannte 'Podolienplatte' sehr erinnerte. Ich persönlich fühlte mich eher durch den südlich gelegenen Gebirgszug der «La Bera» angezogen. Im Sommer unternahmen wir öfters an Sonntagen Ausflüge in diese Berggegend, um unter anderem auch das bekannte Karthäuser Kloster zu besuchen. Leider hatten wir nie das Glück, das Innere der Karthause («La Valsainte»?) zu Sicht zu bekommen.

Herzlich verabschiedete ich mich von meinen Kameraden B. und H. aus der Gymnasiumszeit in Leszno und von Leutnant F. aus meiner Militärabteilung. Da damals strikte Rationierung herrschte und gewisse (süsse) Lebensmittel Mangelware wurden, besuchte ich mit ihnen von Zeit zu Zeit eine alte Weinstube in der Basse-Ville, um uns am süssen Samos-Wein zu erlaben. Ich bemerkte, dass die Ernährung im Lager Fribourg einiges zu wünschen übrig liess. Während wir im Winterthurer Lager z.B. ein gut ausgebackenes St. Galler Brot erhielten, wurde uns hier ein schwer geniessbares, eher klebriges Brot zugeteilt und es nützte nicht viel, es einige Zeit aufzubewahren, bis es etwas trockener wurde. Es wurde zwar trockener, aber der Geschmack verbesserte sich nicht. Allgemeine Reklamationen bei den Behörden bewirkten scheinbar kaum etwas. Dabei darf man nicht vergessen, dass das Brot für uns Internierte die Grundnahrung bedeutete. Zwei, drei Male die Woche mussten die jüngeren Internierten, deren Appetit ausgeprägter als der meinige war, in die Basse-Ville hinuntersteigen, um etwas Essbares aufzutreiben, was bei strenger Lebensmittelrationierung nicht immer erfolgreich war. Im Winterthurer Kirchgemeindehaus lag ein Teil der Tagesration von Brot auf den Tischen vorrätig, da die älteren Studenten nicht ihre ganze Tagesration verzehrten. Wer also mehr Appetit oder Hunger hatte, konnte sich einfach damit bedienen. So waren die jüngeren Fribourger Internierten, nach Ergänzungsnahrung Umschau zu halten gezwungen. Aufdringlich durfte man dabei nicht sein, sonst hätte man alle Sympathien und Chancen beim nächsten Mal verlieren können. Nicht jeder der «Bettelstudenten anno 1943» hatte das gleiche Glück. Die meisten Chancen hatte Kamerad L., dessen mageres Gesicht und die eingefallenen Augen den Eindruck eines ausgehungerten «Pauper's» machten. (Mit diesem Namen, was auf lateinisch «arm» bedeutet, wurden im Mittelalter die Bettelstudenten bezeichnet.) Er war es, dem es manchmal gelungen war, mit einer Leberwurst oder einem Stück Speck ins Heim zurückzukehren. Deshalb wurde er als asketischer Leiter einer «Paupergruppe» eingesetzt.

Jeden Sommer wurden die Internierten-Studenten der drei Hochschullager zur Anbauschlacht in das Bündner Safiental abkommandiert. Dies war auch der Fall im Sommer 1943. Ruhe und Einsamkeit verliehen diesem 30 Kilometer langen Nord-Süd-Tal seinen unvergesslichen Reiz. Wir Polen lieben romantische Stille und einsame Landschaften. Hier oben bei den letzten Häusern von

Turahaus war das durch die wilde Rabiosa durchschnittene Tal sehr breit. Ausser kargen Alpenweiden und Felsengeröll war hier nichts Besonderes zu sehen. Erst als im September die Erikastauden aufblühten und zwischen dem Erlengebüsch die Lärchenbäume ihr rötliches Herbstkleid bekamen, war es so romantisch wie bei uns in der Heimat. In den Höhen begleitete uns ständig das Massiv der Calanda, die das Safiental abzuschliessen schien. Es erinnerte uns eindrucklich an unsere Czamohora in den südöstlichen Karpaten, und mancher von unseren Kameraden aus Südpolen summt für sich leise die Melodie des bekannten «Roten-Gurt»-Liedes. (Es war so beliebt, dass wir es in Frankreich als Marschlied brauchten.)

Unsere Artilleristenabteilung des Fribourger Lagers erhielt als Arbeitsplatz den auf der Höhe von 2'400 M.ü.M. gelegenen Tomülpass zugewiesen. Von Turahaus bis zur Stelle, wo sich der Berg verflachte, war der Gebirgsweg bereits während der früheren Anbauschlachten ausgebaut. Unsere Aufgabe war es jetzt, den Weg über den Tomülpass bis nach Vals-Platz für den Karrentransport weiter auszubauen. In jener Zeit, als in den Gesprächen öfters die zweite Front erwähnt wurde, machte es den Anschein, dass der Divisionsstab eine soldatische Straffung des Lagerlebens einzuführen gedachte. Offenbar mit Wissen und Duldung der Internierungsbehörde wurden in den Hochschullagern militärische Ausbildungskurse diskret veranstaltet. Sofern sie Theoriecharakter hatten, war der Studienunterricht nicht beeinträchtigt. Unser Lagerkommandant, Artilleriehauptmann M. hatte allem Anschein nach die Absicht, die Einsamkeit des Arbeitsplatzes ausgiebig dafür auszunützen. In diesem Sinne ordnete er «trockene» Artillerieschiessübungen nach der Arbeit für die «Artillerieschule» an. Erst jetzt wurde uns klar, dass unter uns ca. 20 jüngere Artillerieschüler waren, die auch zum Teil in mehr praktischem Artillerieschiessen ausgebildet werden sollten. Der Rest von 10-12 Mann bestand aus älteren Internierten, die offenbar nicht mehr «kriegsdiensttauglich» waren. Zu dieser Gruppe gehörte auch ich. Diese Einteilung wurde im Stillen, d.h. nicht offiziell vorgenommen, weshalb wir erst mit der Zeit das etwas sonderbare Benehmen der «Artillerieschüler» uns Älteren gegenüber begriffen. Man hatte manchmal den Eindruck, dass sie sich irgendwie privilegiert fühlten.

Die Artillerieübungen verliefen folgendermassen: unter der Leitung des Lagerkommandanten, der offenbar zugleich Schulkommandant war, postierte sich die «Schule» auf einem exponierten Punkt, von wo aus «geschossen» wurde, wogegen die älteren Internierten in einer weiteren Entfernung den Einschuss im gebirgigen Terrain mit einem weissen, grossen Laken zu markieren hatten. Das Einschussgelände war zum Teil felsig, zum Teil steil und struppig. Für den Markierer war es nach der Arbeitsschicht sehr mühsam, um die ziemlich rasch wechselnden Einschussstellen zu zeigen. Während für die Schüler dies eine Art billiger Spektakel war, mussten wir schwitzen. Obwohl wir, die älteren Internierten, in Anbetracht der bevorstehenden zweiten Front nichts gegen die Theorieausbildung unserer jüngeren Kameraden hatten, empfanden wir solch diskriminierende Übungen als unkollegial und unfair. Man hätte mindestens eine entsprechende Erklärung seitens des Kommandanten erwarten können. Schliesslich hatte er genügend Schüler zur Verfügung, um von ihnen die Markierer zu bestimmen. Es wurde offensichtlich, dass es ihm sein Offiziersstolz und vielleicht seine Überheblichkeit nicht erlaubte, diese Angelegenheit auf kameradschaftliche Weise zu erledigen. Von nun an verlief das Leben in unserer kleine Baracke mit zwei Gruppen «Artilleristen» und «Markierer» im Schatten eines gegenseitigen Misstrauens, Verstimmung und Spannung. Bedauerlicherweise liessen uns einige der privilegierten Artilleristen sogar nach der Anbauschlacht ihre gewisse Überheblichkeit uns gegenüber anmerken. Ich fühlte mich persönlich insofern durch diese Umstände betroffen, als ich für manchen Artillerieschüler der Assistent und sozusagen Helfer in der Volkswirtschaftslehre war. Da sich das Zusammenleben auf diesem abgelegenen Pass als unkollegial, unangenehm und unerträglich erwies, entschloss ich mich bereits hier, meine Versetzung nach Winterthur zu beantragen. Ein solches Gesuch war auf dem Dienstwege an Oberst i/G. Prof. Dr. Zeller, als Vorsteher der Internierungsbehörde für die Internierten Hochschullager zu richten. Der Dienstweg begann bei uns beim Abendrapport. Bei dieser Gelegenheit übergab ich das Gesuchsschreiben dem Kommandanten, der sich jedoch weigerte, es entgegenzunehmen, ohne dabei eine Begründung anzugeben. Um aber seiner ablehnenden Haltung irgendeinen Grund zu geben, erlaubte er sich, mir gegenüber einige vorwurfsvolle Bemerkungen zu machen, die mit der Sache nichts zu tun hatten. Über seine unfreundlichen, persönlichen und beleidigenden Bemerkungen setzte ich mich mit Schweigen hinweg. Es blieb mir nichts anderes übrig, als das Gesuch dem Abteilungschef zu geben, der sich aber

auch nicht bereit zeigte, es entgegenzunehmen. Erst als ich ihn insistierend darauf aufmerksam machte, dass es sich um ein Versetzungsgesuch handelte und ihn für dessen Weiterleitung auf dem Dienstwege verantwortlich machte, gab er nach und nahm es entgegen. Er war auch einer von den «Artillerieschülem», der es als passend erachtete, uns «Markierer» etwas zu schikanieren. In der gleichen Zeit schrieb ich auch einen Brief an Prof. Grossmann, worin ich die Umstände, und zwar die umfangreichen Quellen und Statistiken zur polnischen Privatversicherung bei der «Schweizer Rück.», die mich zur Wiederaufnahme der Studien an der Zürcher Universität bewogen, schilderte. Wegen der abzufassenden Dissertation über die «Hagelversicherung in Polen» bat ich ihn, mein an Oberst Prof. Zeller gerichtetes Gesuch zu unterstützen. Meinem Gesuch und meiner Bitte wurde ohne weiteres entsprochen. Wie ich später erfahren habe, beherrschten weder der Kommandant noch der Chef die deutsche Sprache, weshalb, in der Annahme, dass es sich bei meinem Gesuch um eine Klageschrift handelte, sie sich weigerten, dasselbe entgegenzunehmen. Bei einer zufälligen Begegnung in Fribourg kam der Lagerkommandant M. auf mich zu und reichte mir die Hand, was ich als genügende Geste einer Wiedergutmachung des unangenehmen Zwischenfalles auf dem Tomülpass erachtete.

Während der Einsamkeit auf dem Tomülpass vergingen manchmal Wochen, ohne dass etwas Denkwürdiges geschah. Der chronistischen Berichterstattungspflicht halber habe ich kurz vom Tode unseres geliebten Leutnants C. zu erzählen. Er und sein Studienkollege der Anglistik besuchten eines Wochenendes das zweite Lager der Fribourger Studenten, das sich am Fusse des Piz Beverin östlich von Safiendorf befand. Rund 15 Kilometer war es vom Tomülpass entfernt. Um nicht ins Tal absteigen zu müssen und so auf der gleichen Höhe bleiben zu können, musste man im steinigem Gelände einen Umweg von ca. 30 Kilometern zurücklegen. Da die Lager nach Waffengattungen und nicht nach Studienrichtung eingeteilt wurden, waren die gegenseitigen Besuche an Wochenenden sehr rege, dies umso mehr als die «Tomülaner» und die «Beveriner» weit von der Welt abgeschnitten waren. Die «Beveriner» freuten sich sehr über den Besuch ihrer beiden Studienkollegen, die nach unserer Art herzlich bewirtet wurden. Bis tief in die Sonntagsnacht wurde zünftig gezecht. Die Gastgeber bestanden darauf, dass die beiden Besucher erst am Montagnachmittag zur Rückkehr aufbrechen sollten. Der Kommandant der «Beveriner» stellte bereits einen entsprechenden Passierschein aus. Aber Lt. C., ein Oberschlesier, war ein sehr pflichtbewusster Offizier und beschloss noch am Morgengrauen des Montags aufzubrechen, um das Stammlager noch vor der Tagwache zu erreichen. Sie wählten deshalb, ohne das Gelände zu kennen und ohne geeignetes Schuhwerk, die Talroute über die Grossalp. Beim nebligen Morgen glitschte Lt. C. am nassgrasigen Abhang so unglücklich aus, dass er mit dem Kopf an einer steilen Stelle an einen Felsen schlug und auf der Stelle tot liegen blieb. Da sein Begleiter jüdischer Abstammung war, gab es hierüber ein dummes Geschwätz, ein Streit zwischen den Beiden wäre dem tragischen Unfall vorausgegangen.

Kamerad K., am Unfalltage diensttuender Soldat, dem die Aufgabe, Post und Milch für das Lager abzuholen oblag, verliess uns sehr früh und kam erst spät in der Nacht mit Post und der 15-litri-gen Milchtanse auf dem Rücken, verschwitzt, zurück. Aufgeregt, wie er in diesem Moment war, erklärte er, er hätte in der Dämmerung an der felsigen Stelle des Weges von Turahaus eine undeutliche Gestalt bemerkt, in welcher er Lt. C., seinen Studienkollegen, zu erkennen glaubte. «Da sagte ich mir, die plötzliche gespenstige Erscheinung meines Kollegen müsse etwas Aussergewöhnliches bedeuten», ohne zu wissen, dass derselbe schon tot war. Beide Piz-Beverin-Lager-Besucher und Kamerad K. waren Studenten der Anglistik und als solche eng befreundet. Kamerad K., ein unkomplizierter Mensch war ein Bauernsohn, dem man vorbehaltlos glauben konnte. Er gab noch einige weitere Einzelheiten über die unnatürliche Begegnung mit der «Seele» des Toten und sagte, dass er an der felsigen Stelle, wo der Aufstieg steil im Zick-Zack verlief, seine Tanse an einem abstehenden Felsen anlehnte, um etwas Luft zu schnappen und erschrak, als er die in der Luft vorbeischwebende Gestalt des Lt. C. erblickte. Der Zufall wollte es, dass auch ich, einige Tage nach dem Unfall, durch Kartenspiel aufgehalten, den Weg von Turahaus um 11 Uhr nachts unter die Füsse auf den Tomülpass zu nehmen hatte. Es war mir bei der felsigen Aufstiegsstelle in der vollen Dunkelheit recht ungemütlich. Mir gegenüber aber war der «Geist» des Lt. C. nicht so gnädig, dass er mir erschienen wäre.

Wie gesagt, stand der letzte Aufenthalt im Safiental im Sommer 1944 im Zeichen der strenger

werdenden Disziplin unter der internierten Studentenschaft. Nach einer unabgeklärten Befehlsverweigerung durch einen Internierten, der mit Arrest bestraft wurde, gewann die Frage des Anestraumes für die Lagerleitung sehr an Bedeutung. Ein pflichtbewusster Offizier fand endlich im felsigen Gelände der «Grossalp» eine verlassene Hirtenhütte, die eigentlich nur eine bedeckte Vertiefung im Boden war. Für die Beurteilung, ob sich dieser Raum für den Strafvollzug eignete, wurde der Lagerarzt, d.h. der älteste Medizinstudent, ein Offiziersaspirant aus Lwow, beigezogen, damit er die Eignung des Arrestraumes attestierte. Er aber weigerte sich standhaft ein Attest auszustellen und legte mündliche Protest dagegen ein. Die strengen Offiziere, nach deren Meinung die bedeckte Grube gut genug für die Bestrafung war, konnten von Glück reden; denn einige Tage bevor der Bestrafte seine Strafe anzutreten hatte, fand man sie nach einem Gewitter mit Wasser eines Bergbaches voll gefüllt. Es war offenkundig, dass der Bestrafte hätte ertrinken müssen, da seine allfälligen Hilferufe in der menschenleeren Öde ungehört geblieben wären. Trotz diesem Missgeschick, das als Warnung hätte gelten sollen, liessen die leichtsinnigen Offiziere nicht locker und fanden schliesslich im Dorfe Safien einen Hühnerstall, in dessen Winkel ein Haufen Heu lag. Der erste Bestrafte, der das geflügel-freundliche Arrestlokal «einzuweihen» hatte, war ein Witzbold, der nach dem Arrest seinen Kameraden erklärte, dass er es dort wärmer als in der Lagerbaracke gehabt hätte und länger schlafen konnte, weil ihm offenbar am Morgen bei der Tagwacht der Hühnerdreck verhinderte, die Augen zu öffnen.

Die Septemberereignisse 1944 in Italien brachten in die einsame, stille Passlandschaft viel Bewegung und neues Leben. Während Scharen von Zugvögeln nach Süden zogen, kamen von dort Kolonnen von Flüchtlingen. Der plötzliche Regierungsumsturz und Verrat Italiens an der Achsenfreundschaft setzten Tausende von Faschisten in Angst und Flucht. Viele Flüchtlinge trugen nicht passende Zivilkleider. Allem Anschein waren es Faschisten, die im letzten Moment und in voller Hast ihre schwarzen Hemden, bzw. Uniformen abwarfen, um sich in Zivilkleider zu stürzen. Gegenüber uns, in Battle-Dress gekleideten Internierten, hielten sie sich auf weite Distanz. Mit ihnen kamen aus den norditalienischen Gefangenenlagern Tausende von Angehörigen der britischen Empire-Armee, meistens Soldaten der berühmten 8. Armee. Die Schweizer Grenztruppen hatten so viel mit den Flüchtlingsmassen zu tun, dass wir bald halbvergessen wurden. Unser Lager auf dem Tomülpass wurde vorzeitig liquidiert und nach Tavanasa versetzt, wobei vorher eine kleine Verwirrung entstand. Zuerst kam überraschend und zu unserer Freude der Befehl, dass unser Lager wegen der Flüchtlingsinvasion aus Italien zu liquidieren sei und wir nach Fribourg zurückzukehren hätten. Unsere Freude war um so grösser, als eines Tages auf dem Pass sehr viel Schnee fiel und die Öde sich noch stärker bemerkbar machte. Die Küchenmannschaft zimmerte hastig improvisierte Schlitten, um das schwere Küchen- und Arbeitsmaterial ins Tal zu transportieren. Das mit Kesseln beladene Schlitten-Provisorium versank jedoch tief im Pulverschnee. Bis wir die Mitte des Weges nach Turahaus erreichten, frass der Föhn den Schnee auf, so dass wir die schwer handliche Ladung auf dem Gras mit grosser Mühe herunterziehen, bzw. schleppen mussten. Der Abschied vom Safiental, wo wir 3 Sommer Gebirgswege bauten, und an Wochenenden fast alle Höhenzüge durchwanderten, stimmte uns etwas sehnsüchtig. Manchem von unseren Tatrabergsteigern, die hier zu Alpinisten wurden, wurde es traurig, als er auf den Piz Beverin, die Grauhörner oder auf den Piz d'Aoul hinaufblickte. Auf dem Bahnhof Versam erreichte uns die zweite Überraschung: der Befehl lautete diesmal, dass wir nicht nach Fribourg, sondern nach Tavanasa fahren, um dort bis Ende Oktober eine grosse Strasse rechts des Vorderrheins zu bauen.

Erst als das Leben im Hochschullager militärisch und unterrichtsmässig organisiert wurde, d.h. als sich die einzelnen Studienabteilungen konstituierten und der Vorlesungsbetrieb und die Laborarbeiten ihren planmässigen Ablauf angenommen hatten, begann man allmählich darüber nachzudenken, was «sonst noch» im Hochschullager zu unternehmen wäre.

Das Kulturleben an den polnischen Universitäten war sehr intensiv gepflegt. Die Studentenschaft wählte jedes Jahr ihre Vertreter für die «Bratnia Pomoc» (Bruderschaftshilfe), die zugleich Querschnitt der parteipolitischen Kräfte bildete. Ein besonderer Ausschuss dieser autonomen Organisation betreute den Sektor der kulturellen Tätigkeit. Beim Beginn meiner Studien in Posen wirkte z.B. die bekannte Kabarett-Gruppe «Stratosphäre», die monatlich ihren Auftritt veranstaltete. Der führende Kabarettist war der Jurastudent H., der mit seinem Sketsch à la Till Eulenspiegel ulkige Szenen aus dem Militärleben zeigte und dafür den grössten Applaus erntete. Mit Vorliebe wurden humorvolle Bilder, die sich aus dem Studieneintritt von frisch gebackenen, noch unerfahrenen, meist kleinstädtischen Studenten ergaben, vorgeführt. Im Mittelpunkt standen jedoch Szenen, in denen politische Ereignisse belächelt wurden. Da damals bei der Regierung die Tendenz herrschte, die «überbordende» Studentenfreiheit einzuschränken und die Tätigkeit der Studentenvereine zu kontrollieren, hatte es reichlich Stoff zur bissigen Kritik der Politik des Unterrichtsministeriums gegeben. Besonders hart wurde die Schnüffelei der Polizei, die wegen der Universitätsautonomie nicht überall Zutritt hatte, aufs Korn genommen.

Wenn einige Polen beisammen sind, pflegen sie das zu tun, was ihnen in der Gemeinschaft am liebsten ist, nämlich das Singen. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass das Bedürfnis des gemeinsamen Gesanges zuerst bei den Studenten als kulturelle Äusserung spontan auftrat. Der Chor war jene Gruppe, die sich im Lager am frühesten über die einzelnen Studienabteilungen organisierte. Bereits während der Internierungszeit in Rumänien und Ungarn versuchten die Polen die gedrückte Stimmung nach dem unglücklichen Kriege zum grossen Teil mit Gesang zu überwinden. So entstand unter den Internierten in Rumänien ein schöner Choral, mit welchem Gott um Trost gebeten wurde. Die wie ein Gebet und Klage klingenden Worte: «O Panie uslysz skargi nasze (Erhöre, Gott unsere Klagen)», sowie die schlichte Melodie fand bei den damaligen Flüchtlingen aus Polen schnell allgemeine Aufnahme. Auch unser Chor in The'nezay, in Frankreich, übernahm diesen Choral neben dem weltbekannten Choral «Z dymen pozarów» in sein Repertoire. Als wir im Januar 1940 in Bressuire ankamen und unsere Militäreinheiten formierten, wunderten sich die Franzosen, dass wir während der Märsche auf den Strassen öfters sangen. Sie wussten offenbar nicht, dass der Gesang Ausdruck unserer Lebensfreude und der jugendlichen Vitalität war, der sich fast automatisch aus dem Marschrhythmus ergab. Hier sahen wir zum ersten Male stumm vorbeimarschierende Abteilungen französischer «Fantassins», deren «Schweigemarsch» unso unnatürlich vorkam.

Auch in den polnischen Gottesdiensten kam der gemeinsame Volksgesang stark zur Geltung. Ein Franzose erzählte einmal meinem Bruder in Paris, dass der stärkste Eindruck, den er aus Polen mitnahm, der mehrstündige Passionsgesang war, die «Gorzkie Zale» (Bittere Klagen, bitterer Schmerz). Seines Wissens ist Polen das einzige katholische Land in Europa, wo das 4-5 Stunden dauernde Singen über Christ Passion in lento-Tempo an Sonntagnachmittagen in der Fastenzeit als Ausdruck seiner leidenden Frömmigkeit volkstümlich gepflegt wird. Auch mich zog oft eine übernatürliche Kraft, an diesem melodiereichen Abbüßungsritual teilzunehmen. Er kam mir damals vor, als wäre er ein Überbleibsel aus der heidnischen Liturgie.

Dank dem Einsatz des Dirigenten und dem Fleiss der Sänger war der Hochschullager-Chor nach einigen Monaten so weit eingeübt, dass er nicht nur in Winterthur sein Debüt machen, sondern auch eine Tournée in der Schweiz antreten konnte. Durch den öfteren Dirigentenwechsel in den ersten 2 Jahren büsste er zwar an Qualität etwas ein, dafür verbesserte sich wesentlich das Niveau der späteren Auftritte, und zwar durch die Einlagen des Solosängers Z. Prgowski, des ehemaligen Opernsängers in Lwow (Lemberg), sowie durch die Darbietungen des bekannten Pianisten Al. Kagan. Während der Solosänger mit seiner hellen, etwas lyrischen Stimme die bekannten Opernarien



von Moniuszko, des «polnischen Verdi» präsentierte, spielte A. Kagan (wie könnte es auch anders sein?) vornehmlich Chopin'sche Werke.

Unter der Leitung des Kulturoffiziers wurde im Lager mit einem literarischen Abend der Start zum Kulturleben gemacht. Wahrscheinlich war es die reichliche Lyrik, die den Studenten-Zuhörern nicht besonders gefiel; denn ähnliche Kulturabende folgten meines Wissens nicht mehr. Dichtung, besonders die lyrische, ist nämlich nicht jedermanns Sache in einem Lager, wo die Mehrheit der Studenten nicht humanistische, sondern technische Fächer und Naturwissenschaften studierte. Zweifellos verlor die schwärmerische Romantik bei den Polen durch den deutschen Blitzkrieg wesentlich an Kraft. Das jähe Ende des unglücklichen Krieges brachte viele junge Polen zum Erwachen und zur Wendung zur Realität. Und dann tobte immer noch der Krieg an allen Fronten, der die Musen zum Schweigen zwang. Abgesehen von der Stimmung bei den Studenten war es vielleicht verfrüht, einen literarischen Kulturabend in einem Zeitpunkt zu arrangieren, in dem noch nicht alle künstlerischen Talente bekannt waren, bzw. jene, die bekannt waren, sich nicht exponieren wollten. Der grosse, sehr nüchtern wirkende Kirchgemeindesaal im düsteren Untergeschoss war übrigens nicht der richtige Rahmen für einen kulturellen Anlass, der vielleicht besser ausgefallen wäre, wenn ihm die Organisatoren den Charakter eines lockeren Kabarett oder eines Bunten Abends gegeben hätten. Wer auf die Idee, einen Kulturoffizier, d.h. eine Art Amtsperson in ein Studentenlager einzuführen, kam, weiss ich nicht. Sehr wahrscheinlich stammte sie von der Militärseite, die sich meines Erachtens, zu viel in das Kulturleben eines Studentenlagers einmischte. Übrigens schien mir die Verbindung zwischen «Kultur» als etwas Geistig-Spontanes und «Offizier» einen gewissen Widerspruch zu enthalten. erinnerte die Funktion des Kulturoffiziers uns nicht an den bei uns verpönten Sozialismus, wo das Argusauge des Zensors alles überblicken möchte, oder an das, was die Franzosen «Culture dirigée» nennen würden? Offenbar waren die Militärs nicht sehr geistreich, um für den «Kulturattaché» einen mehr passenden Namen zu finden.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Pflege des Kulturellen nur dort gedeihen kann, wo der geeignete Rahmen gegeben ist. In Thénézay, wo unser Regiment gebildet wurde, war eine notbehelfsmässige Soldatenstube in einem fensterlosen, ehemaligen Kleinkinosaal eingerichtet, weshalb dort nur einmal eine Art Lustiger Abend veranstaltet wurde, und wir deshalb unsere Chorübungen in die Kirche verlegen mussten.

Auf die Soldatenstube in Winterthur, die uns früh versprochen wurde, mussten wir lange warten. Es war bedauerlich, dass der erste durch den Kulturoffizier organisierte Kulturabend nicht in einem solchen Raum stattgefunden hatte. Ein solcher Abend mit einfachen Einlagen, auch wenn sie von Amateuren dargeboten wären, hätte dem Foyer die richtige Atmosphäre verliehen. Leider war es anders. Nach der Eröffnung der geräumigen Soldatenstube unweit des Kirchgemeindehauses machten sich gleich darin die Kartenspieler sehr breit. Nichts gegen das Kartenspielen als kurzweilige Unterhaltung! Aber auch das hat seine Grenzen. Diese immer von den gleichen Studenten geübte Leidenschaft nahm ein solches Ausmass an, dass die ganze Atmosphäre in der neuen Soldatenstube, die doch für kulturelle Anlässe gedacht war, für längere Zeit sozusagen profaniert war. Interessant war, dass die Militärleitung, die sich um viele kleine Dinge gekümmert hatte, um die zweckmässige Benützung nicht genügend besorgt war. Meines Erachtens hätte die Soldatenstube die Rolle eines gemeinsamen schweizer-polnischen Treffpunktes spielen können, wo kulturelle Begegnungen zum Sich-Gegenseitigen-Kennenlernen am Platze wären. Das einzige, was uns mit Winterthur auf kulturellem Gebiet am engsten verband, waren die Sonntagskonzerte des bekannten Winterthurer Stadtorchesters.

Wöchentlich bekam unsere Soldatenstube Besuch von Herrn und Frau Sch.. Das genannte Ehepaar gehörte zu den eher wenigen Winterthurem, die für das geistige Leben und für die kulturelle Tätigkeit der Internierten im Soldatenfoyer Interesse zeigten. Ich mag mich noch an jenen Tag erinnern, es war der Ostersonntag, einige Wochen nach der Eröffnung der Soldatenstube, als Frau Sch. eine originelle Überraschung für uns vorbereitet hatte. Jeder, der ins Foyer eintrat, konnte den in der Mitte stehenden Billiardstisch mit einer grossen Eierpyramide nicht übersehen. Eine solche Menge von hartgesottenen Eiern hatte kaum jemand bis jetzt in seinem Leben gesehen. Wir dachten zuerst an einen originellen Einfall der lieben, etwas zur Exzentrik neigenden Frau Sch., der das Symbol der Osterzeit so eindrücklich darstellen sollte. Erst als uns die freigiebige Spenderin zum «Eier-

Tütsche» animierte, stellten wir zu unserer Überraschung fest, dass die hohe Pyramide nicht nur ein Symbol der Osterzeit war, (immerhin lebte damals das Schweizer Volk in einer strengen Rationierungszeit!) sondern dass sie aus wirklich essbaren, hartgesottenen Hühnereiern bestand. Und das waran niemand vor einigen Stunden geglaubt hätte, war Wirklichkeit geworden: Der Eierhaufen, der sicherlich die Tagesproduktion der eierlegenden Hühner des halben Kantons Zürich darstellte, wurde an einem Nachmittag gebaut! Ein anderes Mal, es war ein schöner warmer Sommertag, wurden die Internierten vom genannten Ehepaar zu einer «Garden Party» in ihren Sommersitz am Wolfensberg eingeladen, wo wir mit Spielen und Baden einige vergnügte Stunden verbrachten. Da Frau Sch. bei verschiedenen Anlässen für das gesellige Wohl der Internierten im Foyer besorgt war, wurde sie als unsere gemeinsame, liebe «MarraLie» geschätzt.

Eigentlich kam das Kulturleben im Lager zum Durchbruch, als auf Anregung des Jurastudenten Sz. beschlossen wurde, eine sogenannte «lebendige Zeitung» zu gestalten. Dieser Name wurde deshalb gewählt, weil sie aus mündlich vorgetragenen, bzw. gelesenen Artikeln bestand. Der Initiator stellte einen Stab von Mitarbeitern zusammen, dem auch ich angehörte. Wir Studenten der Juraabteilung bemerkten, dass die musischen Dinge keinen besonderen Anklang bei der Studentenschaft fanden. Dafür stieg unseres Erachtens das Interesse für das politische Geschehen und für den Kriegsverlauf, was in Anbetracht des alten Sprichwortes 'Inter arma silent musae» recht verständlich war. Die lebendige Gestaltung einer Lagerzeitung erwies sich auch sonst als notwendig, da viele Studenten, besonders jene der technischen Richtung und der Medizin nicht genug Zeit hatten, die Tagespresse zu lesen. Manche Studenten hatten auch nicht die nötigen Sprachkenntnisse, um die mit journalistischen Ausdrücken gespickte Zeitungssprache zu verstehen. Ein Kamerad hatte sich z.B. wegen des Ausdrucks «Bande», der mit uns Polen in einer Zeitung in Zusammenhang gebracht wurde, sehr aufgeregt. Dabei zeigte es sich, dass derselbe im Sinne von «Verbindung» und nicht im Sinne einer Gemeinschaft von Übeltätern gebraucht wurde. Obwohl die Referenten mehr Amateure als Berufsjournalisten waren, war an den Donnerstagenabenden die Soldatenstube voll besetzt. Handelte es sich um ein damals aktuelles Thema z.B. die Strategie oder das Kriegspotential der sowjetischen Sphinx, so legten sogar die Kartenspieler ihre Spielkarten beiseite, um den vorgetragenen Artikel aufmerksam abzuhören. Wir hatten in unserer Division einen relativ hohen Anteil von Intellektuellen, die vor der extremen Naziverfolgung der polnischen Intelligenzia flüchten mussten. Ausserdem waren unter uns Freiwillige aus den USA, französischen Kolonien, Südamerika und dem Nahen Osten, die mit interessanten Beiträgen unsere Zeitung zu bereichern wussten. So gesehen, gestaltete sich die eigenartige Zeitung zu einem polnischen «Readers Digest». Allmählich ist sie zu einer Donnerstag-Lager-Institution geworden, dies um so mehr, als sich zu unserem Zeitungsstab der bekannte, aus Wolhynien gebürtige Essayist, Pawel H. gesellte und mit einem Zyklus von Vorträgen über Ästhetik und polnische Literatur aufwartete. Es war ein wahrer Genuss, seinen mit Erudition vorgetragenen Gedanken zuzuhören. Seine Vorträge erreichten ein solch hohes Niveau, dass man sich als Gast jener vom letzten König Polens, St. A. Poniatowski, dem Künstlermäzen, arrangierten «Donnerstag-Diners» fühlte.

Wenn ich jetzt bei meinen Erinnerungen bei dem Zeitungsthema angelangt bin, komme ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass das auf polnisch in der Schweiz gedruckte Bulletin «Der Lagerkurier» nichts über das Schicksal unserer Landsleute in der Heimat berichten durfte. Wir Internierte beklagten öfters diese allzu neutrale Zensur für die Nachrichten aus dem kämpfenden und leidenden Polen. Offenbar wirkte auch hier Deutschlands Druck, dass der Lagerkurier über unsere unglückliche Heimat nichts berichten durfte.

Als im Spätherbst 1943 die deutschen Armeen tief in das Russenreich bis an die Wolga eindringen, wurde es manchem auf das Schicksal der Slawen empfindlichen Polen bange. Die Furcht um die künftige Existenz der Slawen war um so eindrücklicher, als gemäss Nazideutschlands Plänen der Lebensraum der noch lebenden Slawenvölker hinter dem Ural als Sklaven zu liegen käme. Der Krieg war zwar noch nicht entschieden. Nichtsdestoweniger hatten die Polen, Tschechen und Ukrainer, von den Juden ganz zu schweigen, bereits am eigenen Leibe erfahren, wie die Nazis das künftige Europa zu gestalten gedachten. Das wachsende Interesse am Slawentum begann damit, dass sich eine Gruppe von Studenten der Juristen- und Chemieabteilung zu einem wöchentlichen Gedankenaustausch über die Probleme der Slawenwelt zusammenfanden. Über einige Probleme der Slawen

haben wir beide, ddi. der Kursleiter, Kamerad A. und ich, bereits im Lager Melchnau im Rahmen der «Volksuniversität» diskutiert. Das Ergebnis dieser ersten, lockeren Begegnungen war die Feststellung, dass unsere Kenntnisse über die Slawenvölker recht dürftig waren, weshalb beschlossen wurde, die gesamte Slawenproblematik systematisch zu bearbeiten, und zwar in Form von Referaten. Es war vorgesehen, dass sich die Referenten auf die Themen zu konzentrieren hatten, die das Verbindende unter den Slawen zum Gegenstand hatten. Wenn ich mich nicht täusche, standen zuerst die folgenden Themen zur Diskussion: die Sokol-Bewegung unter den Westslawen; kann die Slowakei bei den Slawen die Rolle der Schweiz erfüllen? War die russische Allmendgemeinschaft «Mir» für den Kommunismus förderlich? Die Christianisierung der Slawen; die Slawenepoche als die «dritte, erlösende europäische Epoche». Leider erkrankte der Sekretär, der die einzelnen Vorträge hätte vervielfältigen sollen so schwer, dass er seine Aufgabe nicht bewältigen konnte. Es war bedauerlich, dass von diesen Arbeiten, bzw. vom Gedankenaustausch nichts geblieben war. (In seinem in Krakau 1974 unter dem Titel «Poza plomieniami wojny» = «Abseits des Kriegsfeuers» veröffentlichten Erinnerungen aus der Internierungszeit erwähnte der Autor, Prof. A. Vetulani, Dozent der Krakauer Universität den Titel eines Referates «Das Vaterunser der vergessenen Slawenbrüder», das in der Zeitschrift «Nasza Mysl» = «Unser Gedanke» abgedruckt wurde. Dieses Referat stellte meinen Vortrag dar, der in unserem Diskussionszirkel des Winterthurer Hochschullagers gehalten wurde, womit erwiesen wäre, dass einige Vorträge des genannten Diskussionszirkels nicht ganz spurlos verschwanden.) Offenbar stand ein Mitarbeiter unseres Zirkels in Verbindung zu der eher rechtsstehenden Zeitschrift.

Am Rande bemerkt, es war bedauerlich, dass etliche derartige Arbeiten über kulturgeschichtliche Fragen mangels Geldmittel während der Internierung nicht publiziert werden konnten. Der von den Amerika-Polen gespeiste Kosciuszko-Fonds musste mit grossen Schwierigkeiten kämpfen. (Das «Honorar», das ich z.B. für die Vervielfältigung meiner Arbeit «Einführung in die Nationalökonomie» erhielt, deckte kaum die Kosten für die ca. 150 Matrizen.)

Während der Internierung erwies sich auf dem Gebiete des kulturellen Lebens die Tatsache als sehr hinderlich, dass die Studenten eines Lagers nicht direkt die Verbindung mit ihren Kollegen anderer Lager frei aufnehmen, bzw. unterhalten konnten. Es fehlte einfach eine Verbindungsstelle für die 3 Hochschullager, die die Aufgabe gehabt hätte, gewisse Arbeiten zu koordinieren. So z.B. fiel in unserem Lager die Idee, ein konkretes Thema des Wiederaufbaus der Städte in Polen zu besprechen und einen Modellfall unter dem Stichwort «Urbanisierung» auszuarbeiten. An diesen Besprechungen, die von der Architekturabteilung angeregt wurden, nahmen einige ältere Studenten der Volkswirtschaft und der Architektur teil. Aus mir unbekanntem Gründen wurde das Problem «Urbanisierung» nach 2-3 Konferenzen nicht mehr weiterverfolgt. Hier hätte die Divisionsleitung, bzw. deren Ausbildungsausschuss ein dankbares Tätigkeitsfeld, diese Idee durch eine Studiengruppe entwickeln zu lassen, die kompetente Studierende aus den 3 Hochschullagern zu umfassen hätte. Dazu wäre allerdings als Gruppenleiter entweder ein Nationalökonom oder ein Architekt nötig gewesen. Leider oblag polnischerseits die obere Leitung der 3 Hochschullager Prof. Dr. Vetulani, der eher für Rechtsgeschichte und Humanistik kompetent war. Ich mag mich auch daran erinnern, dass an den Diskussionen über «Urbanisierung» der Kulturoffizier als Nationalökonom teilnahm. Vielleicht war er auch Initiator des Diskussions-Zirkels?

Aber auch auf dem Gebiet der Humanistik war es nicht besser. Es war mir bekannt, dass die Studenten des Fribourger Hochschullagers in Sachen polnischer Literatur sehr produktiv waren und zeitweise eine literarische Zeitschrift von hohem Niveau herausgaben. Es war schade, dass für die 3 Hochschullager keine Verbindungsstelle geschaffen wurde. Eine Zusammenkunft von kulturell aktiven Studierenden der 3 Lager wäre damals sehr wünschenswert gewesen. Vielleicht lag dies nicht auf der Linie der Schweizer Internierungspolitik? Erst gegen Ende 1943 trat eine gewisse Lockerung in der Isolation der Hochschullager, aus welcher z.B. die Mitarbeiter der von Botschafter Modzelewski angeregten Enzyklopädie «Pologne 1919-1939» profitierten.

Ausser den vorher zitierten Themen hatte der Winterthurer Studienzirkel für Slawenfragen zwei Problemgruppen zum Gegenstand seiner Arbeiten: die Geschichte der Westslawen und das Verhältnis der Westslawen zu Russland. Der oben erwähnte Vortrag «Das Vaterunser der vergessenen Slawenbrüder» stützte sich auf den Reisebericht aus Deutschland von Potocki, der noch Ende des 18.

Jahrhunderts als polnischer Botschafter eine gesprochene, westslawische Mundart südlich der Lüneburger Heide vorfand. Es zeigte sich, dass damals ausser der Lausitzer Sorben noch weitere Slaweninseln im Deutschen Reich existierten.

Bezüglich des Verhältnisses der Westslawen zu Russland kristallisierten sich 3 Richtungen in den Diskussionen heraus: 1) Nur wenige, die man Slawophilen nennen könnte, sahen in Russland die einzige Rettung des Slawentums. Einige, extrem denkende, gingen unter dem Einfluss der russischen Literatur und Philosophie (Chomiakow, Kliutschewski, Solowiew, Bierdjajew, Dostojewski, Tolstoi usw.) so weit, dass sie die heilbringende Rolle Russlands in der moralischen Erneuerung Westeuropas verherrlichten. Nach ihrer mit Mystik durchtränkten Meinung sind es die Leiden des russischen Volkes, die Russland und Europa vom verhängnisvollen Materialismus erlösen würden. In dieser Richtung vermischten sich offenbar die slawophilen Anschauungen mit jenen des polnischen, romantischen Messjanismus, dessen Vertreter der in den 30iger Jahren des 19. Jahrhunderts in den Zürcher Seegemeinden tätigen Towianski war. (Bis vor einigen Jahren war an einem Hause an der Mainaustrasse, im Seefeld, eine ihm gewidmete Tafel sichtbar.) 2) Die russenfreundliche Richtung kritisierte diese übertriebene Neigung zum Mystizismus, anerkannte aber völlig Russland als die führende, politische Macht unter den Slawen. 3) Die neutralen Positivisten sahen in Russland nichts anderes als eine grosse, entwicklungsfähige Nation, die noch sehr viel Zeit braucht, bis sie allgemeinemenschliche und annehmbare Werte hervorbringt. Nach deren Meinung hatten die Russen während der letzten 70 Jahre nicht beweisen können, dass sie fähig wären, ein akzeptables Modell einer wahren sozialistischen, humanen Gesellschaft zu entwickeln. Was die Russen bis jetzt hervorbrachten wären: Machtdenken, Imperialismus, Freiheitsunterdrückung, Vergötterung der Technologie und ein schlecht funktionierendes Wirtschaftssystem, das sein Volk nicht ernähren kann.

Diskutiert wurde noch im Zirkel das Problem der Führerschaft unter den Slawenvölkern. Die tausendjährige Geschichte Osteuropas zeigte, dass es unter den Slawen zwei Nationen gibt, die auf eine Führung Anspruch erheben könnten, und zwar Russland und Polen, wobei jede Nation auf ihre eigene Art die Führerschaft gestaltete. Während Russlands tausendjährige Geschichte jene der zaristischen Unterdrückung sowohl des eigenen, d.h. des grossrussischen Volkes als auch der unterworfenen Fremdvölker war, lebte Polen seit Ende des 14. Jahrhunderts mit litauischem, weissruthenischem und ruthenischem, bzw. ukrainischem Volke in einer freien Dreivölkerunion bis Ende des 18. Jahrhunderts. Das zaristische Russland baute im Laufe von Jahrhunderten mit weit bis zum Pazifik betriebenen Kolonisation das grösste Reich der Welt auf. Mit der Beteiligung an der Teilung der polnisch-litauischen Union unterjochte es deren freie Völker, d.h. Polen, Litauer, Weissruthenen, Ruthenen/Ukrainer, sowie die Letten und Esten. Nach der Revolution, die die Bolschewiken im Namen der Befreiung der Arbeiter- und Bauernschaft führte, versklavte die Sowjetunion dieselben, sowie alle Völker, die in ihrem Machtbereich lebten. Die Sowjets gaben diesem diktatorisch regierten Proletarierstaat den Namen einer «Union». Dieser Name trägt jedoch gänzlich, da das ganze Staatsgebilde auf der faktischen Parteidiktatur und der Hegemonie des Grossrussentums basiert. Weder den kaukasischen, sibirischen, muslimischen Völkern, noch den Weissruthenen, Ruthenen/Ukrainern war es gelungen, seit der Unionsgründung eine Lockerung des kommunistischen Zwangssystems zu erwirken und sich als freie und unabhängige Staatsvölker zu erklären. Solange Polen unabhängig war, konnten sich die drei baltischen Kleinrepubliken der Freiheit erfreuen. Nach der verräterischen Zusammenarbeit Nazideutschlands mit der Sowjetunion und nach der Stalingrader Niederlage überliessen die Alliierten, um des verhängnisvollen Friedens willen, die östliche Hälfte Europas den Sowjets, die alle freien Völker samt Polen versklavten. Nach dem II. Weltkrieg baute die Sowjetunion nicht nur ihren territorialen Zwangsbereich, sondern auch ihre Kriegsmacht so weit aus, dass sie im Namen der Befreiung vom kapitalistischen System den Frieden auf der ganzen Welt bedroht.

Die polnisch-litauisch-ruthenische Union von Lublin (1569) und jene von Brzesö Litewski (1596), die unter dem Leitwort «Die Freien mit Freien, die Gleichen mit Gleichen» geschlossen wurde, konnte wegen verschiedener Schwierigkeiten hauptsächlich wegen der russisch-orthodoxen Störungen und der Feindschaft des polonisierten, litauisch-ruthenischen Grossadels gegenüber dem Kosakentum nicht zu einem vollständigen, ökumenischen Verbrüderungswerk, wie dies den führenden Männern von Lublin und Bresd vorschwebte, geführt werden. Mit der überlieferten Freiheitsdevise «Für Eure und für unsere Freiheit» kämpften die polnischen Legionen an der Seite Frankreichs

gegen den etablierten Absolutismus. Polens anziehende Kraft für die östlichen Brudervölker war stets die traditionelle Freiheit, so, wie es im bekannten Sprichwort heisst:

«Na Rusi  
kazdy musi  
a w Polsce  
j ak kto chce»

was in wörtlicher Übersetzung heissen würde: In Russland muss jeder, und in Polen wie es einem passt. Gereimt lässt sich das Sprichwort auf die folgende Weise ausdrücken: «Beim Russ jeder muss und in Polen wird nicht befohlen.» Man kann sich jedoch fragen, ob die Teilungstragödie nicht dadurch verursacht wurde, dass man in Polen während vier Jahrhunderten dem Freiheitsprinzip zu viel und der Straffung der Staatsorganisation zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Man weiss, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. In der Tat: der polnische Adel verschaffte sich durch die dem König abgenötigten Privilegien eine solche «goldene Freiheit», dass er daran selbst zu Grunde ging. Ob es dem neuen Volkspolen je gelingen wird, unter der Fahne der Freiheit die moralische Führung unter den Slawenvölkern zu übernehmen, hängt von der mächtigen Sowjetunion ab. Sie verfügt über derart moderne und technische Macht- und Beherrschungsmittel, dass sie die Führung nicht nur unter den Slawenvölkern, sondern auch die Weltherrschaft beansprucht. Wirtschaft und Technik waren nie die Stärke Polens, womit es ihm nicht leicht fallen wird, auf die Führung unter den Slawen Anspruch zu erheben. Der Freiheitskampf Polens war weitgehend durch seine unglückliche, geopolitische Lage zwischen den beiden feindlichen Nachbarn bedingt, der ihm nicht erlaubte, sich der Entwicklung seiner Wirtschaft und der Technologie in vollem Masse zu widmen. Das künftige Polen muss deshalb stets dafür sorgen, dass seine Wirtschaft, besonders seine industrielle Entwicklung mit den Errungenschaften im geistigen Bereich ins Gleichgewicht gebracht werden. Solange die Sowjetunion ihre imperialistische Politik gegenüber den freien Völkern nicht aufgibt und dem Menschen die Freiheit und Würde vorenthält, solange hat Polen die wichtige Rolle des Freiheitskämpfers mit friedlichen Mitteln im Namen nicht nur der Slawen, sondern auch aller Völker der Welt zu erfüllen. Hoffen wir, dass die sowjetische Chimära, das unmenschliche Geschöpf halb asiatischen und halbeuropäischen Ursprungs, in freie nationale und ethnische Einheiten zerfallen wird.

## *Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Schweiz und Polen*

Auf einige Einzelheiten der schweizerisch-polnischen Beziehungen machte ich den Leser im Abschnitt «Die ersten Tage in Winterthur» aufmerksam, wo ich auf das damalige Interesse des politischen Schrifttums im geistig erwachenden Polen Ende des 18. Jahrhunderts hinwies. Obwohl Polen damals eine Adelsmonarchie war, empfanden die Reformatoren grosse Sympathien für die republikanische Staatsverfassung, insbesondere für das Milizsystem und die Wirtschaft in der Schweiz. Im folgenden Abschnitt soll nur von den Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Schweiz und Polen die Rede sein. Wie gesagt, stellten die ersten Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern die Fortsetzung jener der römischen Epoche dar, in der Polen Bernstein gegen Kunstgegenstände eintauschte.

Als die Deutschen im weiteren Verlauf des Krieges nach der Stalingrader Niederlage zum Rückzug gezwungen wurden und im Westen die zweite Front reelle Gestalt annahm, deutete viel darauf hin, dass Deutschland weder politisch noch wirtschaftlich Osteuropa beherrschen würde. Für die durch den Krieg bedrängte Schweizer Wirtschaft eröffneten sich neue Perspektiven. Der Kriegszufall wollte es, dass in der Schweiz seit Juni 1940 über 12 Tausend Polen in den Internierungslagern weilten. Der Gedanke, dass durch die polnischen Internierten eine Annäherung zwischen den beiden Völkern und eine Vertiefung der künftigen Wirtschaftsbeziehungen hergestellt werden könne, war nicht von der Hand zu weisen. Bereits anfangs 1944 streckten einige Schweizer Firmen, die vor dem Kriege in Polen Fuss gefasst hatten, Fühler in diese Richtung aus, indem sie einige Stellen in ihren Betrieben für die internierten Polen zur Verfügung stellten.

Die Kandidaten für die offerierten Posten sahen darin nicht nur ein willkommenes Privileg, sich endlich vom Internierten-Status zu befreien, sondern auch eine günstige Chance, später einiges vom Schweizer «Know How» in ihre Heimat mitbringen zu können. Wer als Kandidat in Frage kam, wurde polnischerseits nicht immer nach objektiven Kriterien von oben entschieden. Im Bankwesen waren z.B. drei Posten zu besetzen. Meines Wissens hatte kaum jemand von den vorgeschlagenen Kandidaten mit dem Bankgeschäft direkt etwas zu tun, bzw. sich mit den Kenntnissen von internationalen Handels- und Finanzsachen ausweisen können. Auch seitens der Basler chemischen und pharmazeutischen Industrie wurde ein Bedarf an qualifizierten Mitarbeitern aus dem Hochschullager Winterthur angemeldet. In dieser Branche war es mit der fachmännischen Auswahl etwas besser, weil nicht nur Sprachkenntnisse, sondern ein fachmännisches Wissen ausschlaggebend waren.

Um den internierten Polen einen besseren Einblick in die Schweizer Wirtschaft zu gewähren, wurde 1943 eine umfangreiche Delegation von Internierten zur Basler Mustermesse eingeladen. Etwa 80 bis 100 Internierte, hauptsächlich Volkswirtschaftler, Ingenieure und Juristen, die in Polen in der Staatsadministration und Wirtschaft höhere Stellen bekleideten, waren Gäste der Mustermessedirektion. Irrtum vorbehalten, wurde die Delegation offiziell von einem Major geführt. Obwohl bei dieser Gelegenheit nur kürzere Begrüssungs-, bzw. Dankansprachen vorgesehen waren, entstand in der Delegation eine kleine Auseinandersetzung darüber, wer, d.h. ob jemand von der Staatsadministration oder von der Wirtschaft die Begrüssungs-, bzw. Dankesworte an die Messedirektion zu richten hätte. Falls ich mich nicht irre, wurde die kurze Ansprache von einem Vertreter der Lodzer Textilindustrie gehalten. So unbedeutend dieser Zwischenfall damals gewesen sein mochte, zeigte er jedoch den Gegensatz, bzw. «Konkurrenzkampf» zwischen der Staatsadministration und der «freien Privatwirtschaft» in Polen.

Für mich war die Besichtigung der weltbekannten Mustermesse in Basel insofern ein besonderes Erlebnis, als ich vor dem Kriege Direktionsmitglied des Verbandes christlicher kaufmännischer Vereine in Posen war, der die Anregung zu der ersten Handelsmesse in Westpolen gab. Die bereits 1922 veranstaltete Posener Messe «Targi Poznanski», die anfänglich den Charakter einer Industrie- und Gewerbeausstellung hatte, war von grosser Bedeutung für die Wirtschaftsbeziehungen Polens mit Westeuropa. So wie Basel das Tor der Schweiz zu den Seehäfen bildet, so spielte ebenso Posen die Rolle einer Frontstadt zu den westeuropäischen Märkten. Dank dem hohen Landwirtschaftsstandard,

dem Arbeitsfleiss der Arbeiterschaft und des Mittelstandes wurde das Posenerland zur «Speisekammer» des Deutschen Reiches, und nach der Befreiung von der preussischen Herrschaft bildete es wirtschaftspolitisch den ausgewogenen Teil Polens, so dass Posen zum wichtigsten Handelszentrum des Landes wurde. Früher, d.h. im Königreich Polen waren eher Wroclaw (Breslau), Krakow und Lwow (Lemberg) Handelsmetropolen, wobei Letztere sich zu einer bekannten Messestadt für die sogenannte «Targi Wschodnie» entwickelte, die zwischen Mitteleuropa und Südrussland, bzw. dem Balkan vermittelte.

Zu einem Gedankenaustausch über eine allfällige Wirtschaftskooperation kam es bei unserem Messebesuch nicht. Erst ein Jahr später fand in Winterthur, im alten Technikum, zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft statt. Die Einladenden waren allem Anschein nach Vertreter einer Schweizer Stelle für Handelsbeziehungen. Vermutlich handelte es sich um die Schweizer Zentrale für Handelsförderung. Nach einer einleitenden Begrüssungsansprache eines Schweizer Delegierten ergriff zur Sache zuerst die polnische Seite das Wort. Der Votant, kein Wirtschaftsfachmann, sondern einfach «ein Student» äusserte den unzweideutigen Wunsch nach schweizerischen Investitionen in der in Polen aufzubauenden Uhrenindustrie. Für die meisten Polen galt die Schweiz als das klassische Uhrenindustrieland, und es war nicht verwunderlich, dass alle Anwesenden überzeugt waren, dass der Aufbau eines solchen Industriezweiges der erste Schritt, quasi ein Prüfstein, zu einer breiten Wirtschaftskooperation darstellen würde. Die Antwort der Schweizer Seite wirkte eher wie eine kalte Dusche auf die Polen. Ein solches Vorhaben, hiess es Schweizerseits, sei schwer zu verwirklichen, da es in der Schweiz eigentlich keine vollständige Uhrenfabrik gäbe. In der Schweiz existierte lediglich als Folge der weit entwickelten Arbeitsteilung und Spezialisierung eine «Uhrenindustrie», die mehrere Firmen mit Einzelbetrieben für Bestandteile umfasste. Die Polen fühlten sich mit dieser Antwort nicht befriedigt. Ihnen ging es hauptsächlich darum, eine Produktionseinheit, einerlei ob das eine «Fabrik» oder «einige Betriebe» wären, zu haben, um mit der Herstellung von einfachen Uhren den Start zu machen. Unsere Seite konnte nicht recht verstehen, weshalb eine Firma wie «Tissot» oder «Longines», deren Uhren zu den meist gekauften Armbanduhren in Polen gehörten, ihre Produktion in unserem Lande nicht aufnehmen könnte, dies um so weniger, als Polen über genügend billige Arbeitskräfte verfügte. Dass es dazu eine mehrjährige Anlaufzeit bedarf, war allen Polen klar. Die auffallende Zurückhaltung auf der Schweizer Seite bezüglich der Errichtung einer Uhrenindustrie war meines Erachtens durch die politische Lage Polens, und zwar durch das undurchsichtige Verhältnis Polen – Sowjetunion diktiert. Zweifellos war es den Schweizern auch daran gelegen, das «Know How» in dieser Spezialbranche nicht ohne Weiteres aus den Händen zu geben.

Nach der etwas kontroversen Diskussion über das Engagement der Schweizer Uhrenindustrie in Polen, die niemanden befriedigte, referierte ein Vertreter der polnischen Seite, ein ehemaliger höherer Ministerialbeamter, das Problem des Zahlungsbilanzausgleiches Schweiz-Polen mit Kohlenexport. Um den Import der polnischen Kohle in die Schweiz interessanter zu machen, schlug der Referent den preisgünstigen Flusstransport vor, wobei der Wasserweg auf einer Europakarte näher präzisiert wurde. In Anbetracht des näher liegenden Ruhrgebietes und des bewährten Rheintransportes über den gut ausgebauten Basler Hafen wurde von diesem Vorschlag Schweizerseits eher mit Skepsis Kenntnis genommen. Der Referent hätte vielleicht mit diesem Vorschlag mehr Glück gehabt, wenn er den Tonnenpreis CIF. Basler Hafen vorgerechnet hätte, damit der Schweizer Importeur konkrete Vergleiche hätte anstellen können.

Im weiteren Verlauf des Wirtschaftssymposiums konzentrierte sich die Diskussion auf die Frage des Exportes von Agrarprodukten aus Polen in die Schweiz. Auf den ersten Blick hätte man meinen können, dass sich die hochindustrialisierte Schweiz und das landwirtschaftliche Polen im gegenseitigen Warenaustausch gut ergänzen würden. Die Diskussion zeigte jedoch, dass in Anbetracht der relativ grossen Entfernung zwischen den beiden Ländern und der beschränkten Vegetationszeit in Polen der Warenaustausch einer weitgehenden Differenzierung, bzw. Spezialisierung unterzogen werden müsste. Massenprodukte der polnischen Landwirtschaft wie Getreide, Kartoffeln usw. kämen als Exportartikel in die Schweiz aus verschiedenen Gründen kaum in Frage. Im Gedankenaustausch zeigte es sich, dass die Schweiz nur für die Aufnahme von bestimmten veredelten Gütern wie Eier, Geflügel, Wurstwaren, Spirituosen, Saatgütern usw. sowie von Spezialgütern wie Zuchttiere, Wildbret, Pilze, gewisse Pelz- und Fellsorten Interesse hätte. Die Bilanz der Winterthurer Gespräche, an

denen sich auch Internierte aus der Nicht-Fachwelt beteiligten, fiel für die polnische Seite eher ernüchternd, wenn nicht sogar enttäuschend aus. Dies ergab sich aus der Tatsache, dass beide Seiten die politische Lage Polens anders einschätzten.

Einige Jahre nach dem Kriege, als Polen grosse Anstrengungen zur Industrialisierung des Landes machte, hatte es den Anschein gemacht, dass sich für eine engere Kooperation zwischen der Schweizer Maschinenindustrie und Polen neue Möglichkeiten eröffnen würden. Es waren hauptsächlich die 60iger Jahre, in welchen Polen mehrere kostspielige Auslandlizenzen erwarb. Eine engere Zusammenarbeit zwischen der Firma Sulzer AG mit der Posener H. Cegielski Fabriken bahnte sich im Bereich von Schiffsmotorenbau an. Es scheint, dass Polen mit der allzu largen Lizenzpolitik überfordert wurde, wofür seine beträchtliche Verschuldung beredtes Zeugnis ablegen würde. Zu beachten war dabei der Umstand, dass Polen, eher ein Anfänger im internationalen Marketing, meistens der schwächere Partner war. Andererseits war Polen lange Zeit Hauptlieferant von Handelsschiffen für ein bestimmtes Comeconland. Wenn es für die notwendige, im Westen gekaufte Schiffsausrüstung mit harter Währung zahlen musste, für seine Lieferungen nur Verrechnungszahlung erhielt, so kann man sich ausrechnen, wer aus solchem Geschäft der eigentliche Profitmacher war. Wie mir anlässlich eines Besuches des Gdynia-Hafens berichtet wurde, kam es nicht selten vor, dass vom Lieferpreis konventionelle Straf gelder für die Nichteinhaltung der Lieferfrist und anderer Bedingungen in Abzug gebracht wurden. Es scheint, dass die Fristen, bzw. Bedingungen so abgemacht wurden, dass der Lieferant unter gewissem Zeitdruck stand und es ihm von vornherein bekannt war, dass sie von ihm kaum eingehalten werden konnten. Die Hoffnung, dass sich der Schiffbau in Polen zu einem rentablen Industriezweig und zu einer deviseneinbringenden Quelle entwickeln wird, hat sich unter diesen Umständen nicht erfüllt.

Auf dem Gebiet der indirekten Versicherung war Polen in der Zwischenkriegszeit sicherlich kein bedeutender, aber ein zuverlässiger Partner der Schweizer Rückversicherung. In den ersten Nachkriegsjahren blieb Polen dem traditionellen Rückversicherungsmarkt in der Schweiz treu. Mit den Jahren begann die öffentlich-rechtlich institutionalisierte Feuerversicherung Polens immer mehr die Fühler Richtung Londoner Rückversicherungsmarkt auszustrecken. Da Volkspolen seine Versicherungspolitik stärker auf die Comecon-Linie auszurichten hatte, war das polnische Geschäft wegen des stets schrumpfenden Aliments für die Schweiz nicht mehr interessant. Wirtschaftsblöcke und Verpolitisierung durch Autarkie in der Weltwirtschaft brachten der Rückversicherung beträchtliche Nachteile. Der immer schärfer werdende Konkurrenzkampf und die Steigerung der Haftungs limiten zwangen auch hier einzelne Rückversicherer zur Suche nach Fusionspartnern.

Was die direkte Versicherung anbelangt, interessierte sich die Schweizer Lebensversicherung schon wegen der grossen Population Polens für den polnischen Versicherungsmarkt. Dieses Interesse stiess bei den Polen auf Gegenseitigkeit, da die Stabilität des Schweizer Franken und die Zuverlässigkeit der Schweizer Lebensversicherer hoch geschätzt wurde. Leider war Polen das Land, wo günstige Voraussetzungen für das Gedeihen der Lebensversicherung fehlten. Die Verwüstungen des I. Weltkrieges und des polnisch-russischen Krieges haben der Volkswirtschaft sehr geschadet. Kaum waren die Kriege zu Ende wurde das Land von einer Hyperinflation heimgesucht. Mit der Zloty-Stabilisation war die Inflation zwar beseitigt, aber bereits anderthalb Jahre später brach eine zweite Inflation aus. Erst das Jahr 1926 brachte eine Beruhigung im Geldwesen, womit aber noch nicht alle Hindernisse aus dem Wege für die Lebensversicherung ausgeräumt waren. Die Valorisation der auf Deutsche Mark, bzw. auf österreichische Krone lautenden Policen zeigte die enormen Verluste der Versicherten. Jeder der «Betrogenen» schwor, nie wieder eine Lebensversicherung abzuschliessen! Die endgültige Währungsstabilisierung machte die katastrophale Vermögens- und Einkommenslage des Volkes deutlich. Nach diesen Erfahrungen hatte niemand mehr Vertrauen in die Lebensversicherung. Die drei Jahre zwischen der Zloty-Stabilisierung und der Weltkrise waren zu kurz, um das Interesse am Sparen durch Versicherung zu fördern. Der Neuzugang jüngerer Jahrgänge sank bedenklich ab. Bei der Verarmung der Bevölkerung nahmen die Versicherungssummen ständig ab. Darunter litten nicht nur die Versicherungsgesellschaften, sondern auch die Vereinskassen, die sogenannten «Sterbekassen», die mangels Neuzugang bei Versicherungsgesellschaften Sanierungsstützen suchen mussten. Um das magere Versicherungsbedürfnis des armen Mannes zu befriedigen, begann man



immer mehr von der Gruppen-, bzw. Kleinlebensversicherung Gebrauch zu machen. Trotz dieser Entwicklung, vielleicht auch deshalb, nahm die Zahl der Versicherer zu. Hinzu fiel langsam die Konkurrenz der staatlichen Sparkasse, P.K.O. ins Gewicht, die mit niedrigen Akquisitionskosten operierte. Der schrumpfende Kuchen der polnischen Lebensversicherung wurde immer schwieriger zu verteilen. Kein Wunder, dass der polnische Lebensversicherungsmarkt für die Schweizer Versicherung viel an Attraktivität verloren hatte.

Ein mir bekannter Journalist, der vor 2 Jahren die Schweiz besuchte, beantwortete die Frage über die Zukunft Polens mit den Worten: «Unsere Jugendgeneration, die etwas Selbständiges im Beruf unternehmen möchte, hat in Polen keine Zukunft mehr.» In der Tat, die ganze Wirtschaft wurde im sozialistischen, dirigierten System total bürokratisiert. Wer auf eigene Faust eine Wirtschaftstätigkeit aufnahm, wurde als Feind des Sozialismus betrachtet und auch behandelt. Ihm wurden allerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Besonders streng ging die Steuerverwaltung bei ihren Kontrollen und Steuerermittlungen vor, die einen Unternehmer auf Grund blosser äusserer Merkmale unter Umständen so weit schikanierte, dass er sich veranlasst sah, seine Geschäftstätigkeit schliesslich aufzugeben. In den ersten Jahren der kommunistischen Machtergreifung wurden im Sozialisierungs- und Munizipalisierungseifer kleine aber gesunde Handwerkerwerkstätte und Kleinläden zwangsweise liquidiert und durch volkseigene Grossbetriebe ersetzt, für welche das erfahrene, leitende Personal fehlte. Fehldispositionen der Zentralstellen, persönlicher Ehrgeiz der Betriebsdirektoren, die nur den quantitativen Ausstoss im Auge hatten, das Fehlen einer Marktübersicht, das Nichtfunktionieren von diversen Infrastrukturen brachten in der Versorgung ein Durcheinander. Als diese kritisch wurde, wandte man sich an die früheren Unternehmer, mit dem Ersuchen, die alten Betriebe wieder in Gang zu setzen. Trotz Versprechungen und Aufmunterungen zeigten die früheren Handwerker dazu keine Lust. Mit den üblichen Ausreden «überbrückte» die Obrigkeit diese Mängel, bis sich der Genosse ganz resigniert damit abgefunden hatte. Nach 40 Jahren Sozialismus und Polizeiüberwachung wurde der Wille des Genossen so weit abgestumpft, dass die Obrigkeit nicht einmal daran denken musste, irgendwelche Konzessionen zu seinen Gunsten zu machen. Nur im Agrarsektor war sie gezwungen, welche zu machen, wohlwissend, dass auch der freie Bauer, der «Kulak» bald liquidiert wird, sobald es die Zustände erlaubten.

Ich habe bereits an einer anderen Stelle meiner Erinnerungen angedeutet, dass Polen infolge einer besonderen Geschichtsentwicklung einen schwachen Mittelstand, bzw. Kaufmannsstand hatte, was eine der Ursachen seines Niederganges war. Den Kommunisten fiel es deshalb relativ leicht, die Widerstände gegen die Zwangssozialisierung der Wirtschaft zu brechen. In der heutigen politischen Konstellation in Osteuropa ist kaum damit zu rechnen, dass Polens Wirtschaft liberalisiert wird. Die letzten Jahre scheinen zu beweisen, dass die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Ländern mit verschiedenen Wirtschaftssystemen nicht allzu gut gedeihen. Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Polen, das nur den Staatshandel kennt und der Schweiz, dessen Wirtschaft eindeutig auf der freien Marktwirtschaft basiert, scheinen nicht vielversprechend zu sein.

Solange in Polen strenge Rationierung und sogar Hunger herrscht, kann es als seriöser Handelspartner mit dem Westen kaum in Frage kommen. Die Hungersnot, die bis jetzt in Polen noch nie in diesem Masse herrschte, die chronischen Mängel in der Versorgung mit Getreide und Futtermittel in der Sowjetunion und die Verarmung in den Comecon-Ländern beweisen, dass das russische Wirtschaftssystem versagte. Polen, denen nach dem Kriege erlaubt wurde, aus der Sowjetunion auszuwandern, warnten schon damals, d.h. in den 40iger Jahren ihre Landsleute von dem «Hunger, der vom Osten kommt». Jene, die daran nicht glaubten, wurden nun eines Besseren belehrt. Das russische Experiment brachte eine Wahrheit an den Tag, dass nämlich die Planwirtschaft nur unter äusserstem Zwang, der in der Sowjetunion stets herrscht, funktionieren kann.

Der Zwang herrscht aber auch im ganzen Comecon-Bereich. So z.B. als die Olympiade in Moskau vorbereitet wurde, konnte man in Polen keine Farben auftreiben. Man erzählte uns von «Wundern», die auf dem Seetransport USA-Sowjetunion geschehen waren: das in den USA gekaufte Getreide erhielt Polen weder mit seiner eigenen Flotte transportiert noch über seine eigenen Umladehäfen, sondern über Leningrad, wo allem Anschein nach das «Wunder» geschah und es sich in Futtermittel umwandelte. Eisenbahner erzählten wie der in Polen rationierte Zucker in die Sowjetunion als «Zement» in üblichen Papiersäcken exportiert wurde. Während meines Polenaufenthaltes wurde

mir vom Konsumladenpersonal die folgende Begebenheit erzählt: Einem gastfreundlichen Mann, der sich den Kopf zerbrach, womit er seine Gäste bewirten werde, war es gelungen, die einzige, noch vorhandene, essbare Ware, die als Ladenhüter galt, nämlich eine 2,5 kg wiegende Salzgurkenkonserve zu kaufen. Er und seine Gäste waren sehr angenehm überrascht, als sie darin nicht Salzgurken, sondern Konservenfleisch für Export vorfanden. Da ein solcher grober Täuschungsexport für westliche Länder kaum wahrscheinlich war, war es nicht schwer zu erraten, für welches Land diese Ware bestimmt war. Von solchen und ähnlichen Fällen berichteten uns unsere Landsleute, die für Brot zur Genüge Schlange stehen mussten. Es war kein Zufall, dass das Versagen des russischen Wirtschaftssystems gerade in Polen, im Lande der ausgesprochenen Freiheit, am deutlichsten zu Tage trat. Es mag paradox klingen, wenn man hört, dass Polen die Devisennot mit Hungersnot und den Rest seiner Freiheit mit Hunger bezahlen muss. Wie dem auch sei, der Hungersweg der Polen scheint noch lange nicht am Ende zu sein, und zwar solange sie mit der Sowjetunion, wo die defizitäre Kolchosenwirtschaft stur betrieben wird, auf Gedeih und Verderb verbunden sind.

Als ich im Jahre 1929 die ersten Schritte in der Volkswirtschaftslehre an der Posener Universität stellte, nahm ich als erste Lektüre das Buch des englischen Autors, Ed. Cannan, das auf polnisch vom Übersetzer mit «Vorn Reichtum» betitelt wurde. Er brauchte diese Bezeichnung, obwohl das Wort «Dobrobyt» (Wohlstand) besser gepasst hätte. Es wunderte mich damals, den jungen Studenten, dass man ein umfangreiches, wissenschaftliches Werk über ein so «abstraktes» Ding, wie Reichtum verfassen kann. «Wo ist denn wohl der Reichtum bei uns?» fragte ich mich damals. Und ich glaube, dass wir Polen vor 55 Jahren dem Reichtum-Wohlstand viel näher waren als gegenwärtig in der sozialistischen Volksrepublik Polen, und zwar in einer Zeit, in welcher Technik, Wirtschaft und Organisation so grosse Fortschritte gemacht haben.

Je mehr wir uns dem Kriegsende näherten, desto gedrückter wurde die Stimmung im Hochschullager; denn solange der Krieg noch dauerte, war immer noch eine leichte Hoffnung berechtigt, dass der Krieg letzten Endes doch noch eine für Polen glückliche Wendung nähme. Dies wäre möglich gewesen, wenn z.B. die von Churchill befürwortete, zweite Front aus dem Raume Venedig-Triest eröffnet worden wäre. Ob dann das schwierige Alpengelände ein rasches Vorrücken der alliierten Kräfte bis in die mährische Pforte, um den Sowjets noch an der Weichsel zuvorzukommen, erlaubt hätte, war eine andere Frage. Auch wenn eine solche Front strategisch durchführbar geworden wäre, hätte es doch noch zu grossen Überraschungen kommen können, da Stalin im letzten Moment, wie im August 1939, nicht geögert hätte, mit Hitler eine separate Vereinbarung zu treffen. Gegen diese Überlegung war nichts anderes als mit der gleichen Taktik zu antworten, dies um so mehr als 1944 der Widerstand in Deutschland gegen den «Wahnsinn» Hitlers beträchtlich erstarrte und die Bereitschaft zum Friedensabschluss mit den Westalliierten bedeutend stärker war als jene mit den Sowjets.

Ein sehr wesentlicher Umstand sprach auch für die zweite Front vom Balkan her, und zwar die polnische gut organisierte Untergrundarmee, die AK, Landarmee, die gegen Kriegsende ca. 350 Tausend Mann zählte und in engem Kontakt mit der polnischen Londoner Exilregierung operierte. Obwohl dieser Regierung zwei reguläre, kämpfende Armeekorps mit rund 200 Tausend Mann zur Verfügung standen, war sie im Obersten Alliierten Kriegsstab nicht vertreten und konnte den für sie günstigen Faktor nicht zur Sprache bringen. Während des Vordringens der Alliierten von Triest gegen Mähren hätten sie mit den restlichen Michailowitsch-Verbänden Kontakt aufnehmen und die Alleinherrschaft der Tito-Partisanen wenigstens zum Teil ausschalten können, womit der Tito-Kommunismus an Kraft verloren hätte. Erst als die Sowjet-Truppen die polnisch-russische Riga-Vertrags-Grenze um die Jahreswende 1943/44 überschritten und die ersten Kampfbegegnungen zwischen der AK und den Sowjets stattgefunden hatten, sahen die Alliierten em, mit welchem Verbündeten sie zu tun hatten. Die erste, grössere Fühlungnahme der polnischen Untergrundarmee mit den Sowjets fand im April 1944 in Wolhynien bei der Stadt Kowel statt, die durch gemischte polnisch-ukrainische Verbände zum grossen Teil von den Deutschen gesäubert wurde, bevor die Sowjets eintrafen. Leider wurden die Partisanen von den Sowjets nicht nur ohne Unterstützung im Stich gelassen, sondern sogar von denselben bekämpft, so dass sie von den Deutschen leicht aufgerieben werden konnten. Derartige feindliche Auseinandersetzungen wiederholten sich in anderen Städten. Als die Sowjets mit dem Einsetzen des «Lubliner Komitees der Nationalen Befreiung» eine Gegenregierung gebildet hatten, was vorauszusehen war, wurden die AK-Verbände nicht nur von den Sowjets, sondern auch von den Sicherheitskräften des Lubliner Komitees aufs schärfste bekämpft. So kam es zum Bürgerkrieg, obwohl mit dem Sikorski-Stalin-Vertrag vom 30.7.41 eine gegenseitige Unterstützung im Kampf gegen die Deutschen vereinbart wurde. Nun wurde den Alliierten klar, weshalb Stalin gegen die Balkanfront so vehement opponierte.

Wäre der Balkanfrontalternative Churchills die nötige Beachtung geschenkt worden, wäre die Verhandlungsposition der Alliierten mit Stalin viel stärker gewesen; der Bruderkampf in Jugoslawien und Polen wäre ausgeblieben; die Aktion der Kommunisten in diesen Ländern wäre unterbunden worden; insbesondere wäre es nicht zur Warschauer Tragödie gekommen, wo die bürgerliche Rechte sehr schwere Verluste erlitten hatte, was dem Lubliner Komitee die Sowjetisierung Polens enorm erleichterte. Zur Tragik der osteuropäischen Völker gehörte der unheilvolle Umstand, dass es einem halbkranken, in Sachen osteuropäischer Politik unerfahrenen und in Präsidentschaftswahlen persönlich engagierten Roosevelt erlaubt wurde, die entscheidende Rolle in den Verhandlungen mit dem listigen Stalin zu spielen.

Während für alle Europäer das Kriegsende Anlass zur allgemeinen Freude gab, bedeutete der Friedenstag für uns Polen der Tag der tiefsten Enttäuschung und der Trauer. Die polnische Nation fühlte sich für ihre gradlinige und in der Respektierung der Neutralität konsequente Politik verraten. Für uns Polen war das ein vergeblicher Sieg. Die langen Kriegsjahre zehrten an unseren Nerven. Jetzt

wo die Friedenskonferenzen von Theheran und Yalta vorbei waren, wussten wir, dass wir uns auf das Schlimmste gefasst machen müssen, In den ersten zwei Jahren des Krieges war Deutschland der gemeinsame Feind. In der Politik ihm gegenüber bestanden unter den Verbündeten keine grösseren Differenzen. England, das gaullistische Frankreich und Polen waren entschlossen, den Krieg bis zum bitteren Ende zu führen. Mit dem Moment jedoch, als die angelsächsischen Mächte mit der Sowjetunion gemeinsame Front bildeten, entstand eine paradoxe Lage für Polen: die Sowjets, die im August 1939 mit Deutschland gemeinsam die vierte Teilung Polens beschlossen, fielen dem sich heldenhaft verteidigenden Polen verräterisch in den Rücken. Unter dem zynischen Vorwand, dass Polen als Staat nicht mehr existiere und entgegen dem 1932 abgeschlossenen Nichtangriffspakt besetzten die Sowjets einen Drittel des Staatsgebietes und versklavten rund 2 Millionen Polen und verschickten sie in die sibirischen Konzentrationslager.

Damit war aber der Kelch der Bitterkeit noch nicht bis zur Neige getrunken; denn die Polen und die ganze Welt mussten noch später vom grausamen Verbrechen von Katyn an Tausenden polnischen Offizieren und Soldaten Kenntnis nehmen. Wie kann ein polnischer Soldat Schulter an Schulter mit dem russischen Soldaten im Klima des zynischen Verrats und des schrecklichen Verbrechens gemeinsam gegen Deutschland kämpfen? Und doch vergass Polen stolz und grossmütig den verräterischen Dolchstoss der Sowjets. Durch den Kampf seiner Untergrundarmee trug es während des ganzen deutsch-russischen Krieges wesentlich zur Verteidigung der Sowjetunion bei. Mit dem Herannahen der Sowjetarmeen an die Weichsel im Sommer 1944 ging die polnische Nation einer weiteren Tragödie entgegen. Hatte Polen, das als das erste Land Hitler Widerstand leistete und von den Sowjets hinterlistig überfallen wurde das Recht, sich so zu verteidigen, wie ihm seine Souveränität und Ehre gebot? Stalin wusste vom Dilemma der Polen, die zwischen der Staatsräson und Ehre in der schweren Stunde zu wählen hatten. Um die Polen, die in ihrer Lebensdevise Vaterland und Ehre gross schrieben, zum Aufstand gegen die Deutschen aufzumuntern, fiel er auf den machiavellistischen Gedanken, die Polen der sowjetischen Unterstützung täuschenderweise zu versichern. Ein Aufstand der Polen in dem Moment, wo die Deutschen die Hauptstadt noch nicht geräumt hätten und die sowjetischen Armeen jenseits der Weichsel untätig ständen, passte ihm in sein teuflisches Konzept; denn durch den von den Deutschen unterdrückten Aufstand würde dem polnischen Widerstand ein für allemal das Genick gebrochen werden.

Die altbewährte zaristische Methode des Agent-Provocateur wurde auch von den Kommunisten gerne angewandt. Das teuflische Werk Stalins und die Leichtgläubigkeit des Warschauer Aufstandskommandos hatten ihre Wirkung nicht verfehlt: Hunderttausende von Menschen fielen dem blutig unterdrückten Aufstande zum Opfer. Fast so viele Tausende halbverhungerten Polen wurden nach Deutschland in Lager evakuiert, weil in Warschau kein Stein auf dem anderen geblieben war. Weitere Tausende Kämpfer der Untergrundarmee wurden im «befreiten» Polen von der N.K.W.D. aufgespürt und in die Sowjetunion verschleppt, wo sie in sibirischen Lagern spurlos verschwanden. (Von den vor einigen Jahren aus der Sowjetunion zurückgekehrten Deutschen kamen via Radio Hamburg einige spärliche Nachrichten über die damals noch lebenden Warschauer-Aufständischen. Unter anderen wurde auch der Name meines Schulkameraden W.M. aus Leszno erwähnt. Auf die Bitte an den Staatspräsidenten der Sowjetunion erhielt die Ehefrau des Verschleppten die Mitteilung, dass die Rückkehr ihres Mannes aus «die Volksgesundheit gefährdenden Gründen» nicht zu verantworten sei.)

In einem gemeinsamen Puzzle-Spiel zwischen den Engländern und Amerikanern einerseits und den Sowjets andererseits wurde eine polnische Regierung mit faulen Kompromissen zusammengesetzt. Stalin machte das Spiel mit, wohlwissend, dass die Vertreter der legitimen polnischen Exilregierung in London unter den russischen Bajonetten in Warschau zu Marionetten reduziert würden. Der wenig profilierte Bauernführer und Ministerpräsident der Exilregierung Mikolajczyk, der wohl die Courage, nicht aber die Erfahrung und Kraft hatte, mit Kommunisten in Warschau «zusammenzuarbeiten», wurde nach den unter Terror durchgeführten Wahlen förmlich aus dem Lande hinausgeekelt.

Während der nüchterne Churchill das zu retten versuchte, was noch zu retten war, spielte der grosszügige Präsident Roosevelt gegenüber dem «Uncle Joe» den Grandseigneur, der die baltischen Staaten, grosse Teile Polens, Rumäniens und der Tschechoslowakei Stalin verschenkte, weil sich

angeblich die mächtige Sowjetunion von den kleinen Randstaaten bedroht fühlte. 1918 setzte sich Präsident W. Wilson für Ideale, Frieden und Freiheit auf der Basis des Selbstbestimmungsrechtes ein. Diesmal kapitulierte kläglich ein naiv-leichtgläubiger Präsident der mächtigen USA vor dem sowjetischen Imperium. Nach dem I. Weltkrieg hatte die Menschheit Grund zur Freude, denn ein frischer Wind der Freiheit wehte über Europa, als mehrere Völker Finnlands, baltischer Staaten, Tschechoslowakei, Polens und Jugoslawiens ihr eigenes Staatsleben beginnen konnten. So gesehen war nicht 1848, sondern 1918 das Jahr des europäischen Volkes. Wie leichtsinnig das Wilsonsche Erbe nach kaum 30 Jahren von Roosevelt geübertet wurde!

Als die Lage für die Deutschen im Frühjahr 1944 kritisch wurde und das Vorfeld Polens für deren Verteidigung an Wichtigkeit gewann, meldete die Presse nähere Kontakte zwischen den Berliner Ämtern und dem polnischen Archäologie-Professor Koztowski, der die Rolle des Quislings übernehmen sollte. Der Professor, ehemaliger Minister der 30iger Jahre, aber kein Politiker von Rang, wurde von Polen als Verräter abgelehnt und von den Deutschen rasch fallen gelassen.

Im Spätherbst 1943 kam ich von Fribourg mit den besten Vorsätzen nach Winterthur zurück, um hier meine Dissertation mit voller Energie in Angriff zu nehmen. Leider stand der Anfang nicht unter einem glücklichen Stern. Ich konnte die Arbeit kaum beginnen, als mich hier eine hartnäckige, chronische Müdigkeit überfiel, die sich darin äusserte, dass ich mich jede halbe Stunde hinlegen musste, um zur körperlichen Normalität zu kommen. Wegen Mangel an Konzentration verlor ich mich in Einzelheiten. Ich musste mich aufraffen, um die einfachsten Dinge des Alltags zu verrichten. Bereits die täglichen Fahrten nach Zürich, wo ich das Quellenmaterial zu sichten hatte, machten mir grosse Mühe und versetzten mich in Angstzustände, ob ich das alles bewältigen werde. Wegen Verdauungsschwierigkeiten besuchte ich unseren Lagerarzt, der mir das Essen von Hartkäse abriet. Was sollte ich denn essen, wenn die Fleischrationen kleiner wurden? (Im Vergleich zu den Essrationen in den Arbeitslagern waren jene in den Studentenlagern kalorienmässig niedriger bemessen, womit mich der Küchenchef zu trösten versuchte.)

Nach der Weihnachtszeit fragte mich unser Studiendirektor, Dozent an der Krakauer Universität, ob ich bereit wäre, im Lagersekretariat zu arbeiten. Als Entschädigung bekäme ich Fr. 1.- pro Tag, d.h. die übliche Assistenzzulage. Seine Offerte nahm ich an, nicht nur deshalb, dass ich damit zusätzliche Vitamine und gewisse Lebensmittel kaufen konnte, sondern hauptsächlich deshalb, weil mir im Sekretariat eine Schreibmaschine zur Verfügung stand. Für meine Dissertationsarbeit war dies ein grosser Vorteil. Die 6-8 Stunden effektiver Kanzleiarbeit liessen sich mit meiner Wissenschaftsarbeit vereinbaren. (Eine andere Beschäftigung hätte ich wegen meiner chronischen Schwäche nicht annehmen dürfen.) In einem dunklen Winkel des geräumigen Sekretariatsbüros, hinter einem Bücher-Regal, richtete ich mir aus Stühlen eine diskrete Ruhestätte für den Bedarfsfall ein.

In der Nähe des Gewerbemuseums, wo das Sekretariat untergebracht war, befand sich das Restaurant «Salmen», dessen freundlicher Besitzer manchmal ein Auge zudnickte, wenn ein Internierter ein «Zvieri» mit Milch und Butter ohne Lebensmittelcoupons verlangte. Solange die Heizperiode dauerte, fand ich meinen Arbeitsplatz angenehm. Als dann aber die Frühjahrsübergangszeit kam und es in den sonnenlosen, ungeheizten Gemächern merklich kalt wurde, musste ich bei der Arbeit ständig im Militärmantel und Schal sitzen. («Der Energiehaushalt funktioniert bei Ihnen nicht normal», pflegte der Studiendirektor zu sagen und riet mir, mit energiespendenden C-Phos-Pillen meinen Wärmehaushalt zu korrigieren.)

Als sich die Kriegsfront der Weichsel näherte, kam die Post zu uns manchmal via Ägypten mit grosser Verspätung. Es waren meistens Nachrichten, die nichts Gutes meldeten. Von meinen beiden Geschwistern aus Deutschland, bzw. aus dem General-Gouvernement, wohin sie zu Zwangsarbeiten ausgewiesen worden waren, erhielt ich einmal im Jahr ein Lebenszeichen. Sehr oft in Codeform, so z.B. dass «Onkel Wenzel» (mein Bruder) «bei Horowski wohnt» (Name des ehemaligen Gefängnisvorstehers in unserer Stadt). Er sass aber nicht im Gefängnis, wie mein Schwager und Vetter, sondern im berechtigten Lager Dachau. Andererseits war ich beruhigt zu erfahren, dass meine ältere Schwester einen Teil der hier bestellten «Portugalpäckchen» mit Sardinen und Kakao nach Dachau weiterleiten konnte. Ich und viele Winterthurer Kameraden unterstützten ihre Angehörigen und Verwandten in Polen mit Schweizer Uhren, die jedoch ab 1943 wegen Kriegsschäden in Deutschland die Empfänger sehr oft nicht erreichten. Reklamationen bei der PTT wurden mit dem Hinweis auf den

Krieg abschlägig beantwortet, was manchen von uns sehr ärgerte.

Mitte 1945 fragten uns die meisten Schweizer, ob wir uns auf die baldige Rückkehr in unsere Heimat freuen und sie waren erstaunt, als sie erfuhren, dass wir es damit nicht eilig hatten. Wie konnte man da vom Frieden reden, wenn die Heimat unserer ostpolnischen Kameraden den Sowjets für «Frieden in Europa» verkauft wurde! Im Herbst 1945 näherte sich der Moment des ersten Bahntransportes der Internierten nach Polen. Es hiess, man solle sich auf die Repatriierung bereit machen. Aber keiner von ihnen hatte das Gefühl, dass er in sein Vaterland zurückkehre. Natürlich war jeder froh und glücklich, zu seinen Angehörigen nach 5 Jahren bitterer Trennung zurückkehren zu können, um sie und die Freunde zu umarmen. Diese Freude war jedoch durch die Frage getrübt, was ist das wohl für eine Heimat, wo Freiheitskämpfer von der sowjetischen Geheimpolizei wie Freiwild gejagt wurden, eine Heimat, wo zum Hohn an der Spitze der seit 1.9.39 an so vielen Fronten kämpfenden, polnischen Armee ein sowjetischer Satrap namens Rokossowski von Stalin gestellt wurde. Wahrlich eine der grössten Erniedrigungen, die er der tapferen Nation zufügen konnte!

Ein anderer Teil unserer Kameraden ging nach Frankreich zurück, wo sie sich demobilisieren konnten und in ihre geknechtete Heimat nicht zurückkehren wollten. Mehrere Kameraden flüchteten schon früher über die grüne Grenze zu den Freiheitskämpfern im südlichen Maquis.

Aus dem grossen Saal des Kirchgemeindehauses, der durch fast 5 Jahre der Ort von täglichen, manchmal so fröhlichen Begegnungen von über 300 Studenten-Soldaten war, kam uns jetzt eine bedrückende Leere entgegen. Wir, die letzten 4 bis 5 Dutzend Studenten, bzw. Doktoranden, die eine Gnadenfrist bis zum Abschluss ihrer Studien erhalten hatten, fühlten uns einsam und verlassen. Jetzt aber war nicht mehr Zeit, über Kriegsergebnisse und politische Entscheidungen zu diskutieren, sondern uns über die Zukunft und die eigene Existenz zu besinnen. Jede Begegnung mit dem Alltag sagte uns, wie weit wir uns nach 5 Jahren mehr oder weniger isolierten Lagerlebens von der Realität entfernt hatten und wie fremd uns jetzt das Halb-Zivilleben vorkam.

Einem französischen Sprichwort gemäss hat der Abschied etwas vom Tode. Vielleicht ist auch in unserem Fall etwas Wahres daran gewesen: mit dem Verschwinden der khaki-uniformierten Internierten, die an gewissen Tageszeiten die Stadt belebten, war die polnische mit etwas Charme behaftete «non-chalance» aus dem Stadtbild ausgestorben. Etwas schien doch noch aus jener belebten Zeit geblieben zu sein. Ich meine jene Winterthurer Töchter, die, diesem Charme erlegen, ihre Ehegatten unter den internierten Polen wählten.

Die letzte Manifestation der Polen in Winterthur war das feierliche Anbringen einer bronzenen Erinnerungstafel am Gebäude des Gewerbemuseums, mit der wir, die letzten Internierten, unseren innigen Dank für die herzliche Aufnahme, langjährige Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft der Stadtbevölkerung, ausdrückten. Den vielen namenlosen Winterthurerinnen soll hier noch einmal für das mühsame Waschen und die Pflege unserer Wäsche unser allerherzlichster Dank ausgesprochen werden. Mit der kurzen Ansprache des Präsidenten der studentischen Bruderschaftshilfe, Kamerad Babinski, wurde die schlichte Feier abgeschlossen. Eine Handvoll polnischer Internierter bat damals im Stillen die Gottesvorsehung, dass mit dieser Feier nicht nur die letzte, mit dem ungerechten Frieden abgeschlossene Kriegsperiode 1939/45 zu Ende gehe, sondern dass der Epoche der polnischen Geschichte, die 1768 mit der Konföderation von Bar begonnen hatte und durch die tragischen Aufstände und Emigration von Tausenden von jungen Freiheitskämpfern gekennzeichnet war, für immer ein Ende gesetzt werde.

Eines Morgens berichtete uns ein Kamerad, es seien polnische Flüchtlinge in einer Schule in Wülflingen untergebracht worden. Diese Nachricht regte einige jüngere Studenten auf, da sich unter den Flüchtlingen mehrere jüngere Polinnen befanden. Rasch machte sich die Jugend auf die Beine, die älteren Studenten folgten mit Süßigkeiten nach. Eine grosse Freude war bei den Polinnen unverkennbar. Sie stammten aus dem litauischen Polen. Nach mehrjähriger Zwangsarbeit in deutschen Lagern und ständigen Translokationen von Ostpolen bis nach Ravensburg erzählten sie uns, den «ersten freien Polen», denen sie in der Fremde begegneten, von ihrem harten und traurigen Schicksal. Diese eher zufällige Begegnung stellte ein beredtes Zeugnis der Tragödie des polnischen Volkes dar: wer von den jugendlichen Polen nicht geflüchtet war, wie wir es frühzeitig getan hatten, wurde zu Zwangsarbeiten verschickt und von seinem Familienstamm getrennt. So gelangten nach Deutschland und später nach dem Westen viele noch minderjährige Polen, für deren Schicksal mail viel zu wenig

Verständnis hatte. Vom tiefen Hassgefühl gegen die Deutschen erfüllt, fiel es ihnen schwer, sich ins normale Leben einzugliedern.

Nach einer längeren Pause begannen die ersten unzensurierten Nachrichten aus unserer «befreiten» Heimat durchzusickern. Es waren nicht mehr Nachrichten in verschlüsselter Form, sondern in der nackten Gestalt der bittern Wahrheit. Erst jetzt, oft nach einigen Jahren, erfuhr mancher den wahren Grund, weshalb er von seinen Geliebten ohne Nachricht blieb. Die letzte Nachricht erhielt ich 1943 von meiner älteren Schwester aus ihrem Zwangsarbeitsort. Das ganze Jahr 1944 verlief, ohne dass ich ein Lebenszeichen von meinen beiden Schwestern erhalten hatte. In der Zwischenzeit näherte sich der Krieg Berlin und der Schweizer Grenze vom Westen her. Mich interessierte hauptsächlich, wie meine Angehörigen im Generalgouvernement und in Deutschland den Krieg überstanden und ob mein Bruder in Dachau noch am Leben war. Den Berichten meiner Schwester entnahm ich, dass ihre Familie und mein Vater trotz heftiger Kämpfe die Gefahren wohlbehalten überlebt, dass aber die Kinder durch die sich in deren Nähe abgespielten Kämpfe einen Nervenschock erlitten hatten. Sie war aber über das Schicksal unserer jüngeren Schwester und unseres Bruders in Dachau sehr beunruhigt. Obwohl sie seit mehreren Monaten keine Lebenszeichen von den beiden erhalten hatte, verlor sie keineswegs den Mut und das Vertrauen zu Gott. Aus den gemeinsamen Familiengebeten schöpfte sie ihre moralische Kraft und diesen Gebeten, schrieb sie, verdankte die Familie ihre heile Rückkehr ins alte Heim, das nur durch Artilleriegeschosse beschädigt war. Überzeugt, dass das Schicksal meiner Familienangehörigen jenem von vielen nach Deutschland zu Zwangsarbeit vertriebenen, polnischen Familien gleich, erlaube ich mir hier die Berichte meiner Schwester im Folgenden zusammenzufassen:

Der ursprüngliche Nazi-Plan sah eine endgültige und sehr rasche Eindeutschung des in Warthegau umbenannten Posenerlandes vor. Dies sollte einmal durch die massenweise Vertreibung und strenge Beschränkung des natürlichen Wachstums des Polentums, d.h. durch Eheverbot für Polen unter 28 und Polinnen unter 25 Jahren, das andere Mal durch rücksichtslose Anwendung der Todesstrafe beim einfachen Verschulden der Polen und durch Ansiedlung von Deutschen, hauptsächlich von Auslandsdeutschen aus dem Baltikum, bzw. aus anderen Ostgebieten erreicht werden. In Oberschlesien wurde die Vertreibung der Polen schon einen Monat nach der Besetzung dieser Provinz in Angriff genommen. Meine Schwester, die als Lehrerin in Oberschlesien 15 Jahre ansässig war, wurde schon anfangs Oktober 1939 vertrieben, wobei sie ihr bewegliches Hab und Gut den Deutschen überlassen musste. Als Ledige hatte sie keine andere Wahl, als in ihrem Elternhaus in Leszno Zuflucht zu suchen, wo bereits die Aussiedlung polnischer Intellektueller, d.h. Lehrer begann. Andere Intellektuelle wie Advokaten, Ärzte, Richter und Direktoren wurden als Geiseln festgenommen und je nach Bedarf (10 Polen für einen getöteten Deutschen!) fusiliert. Noch vor Antritt meiner Flucht nach Ungarn erhielt meine Schwester mit über Hundert Lehrern unseres Bezirkes Deportationsbefehl zu Zwangsarbeiten ins Generalgouvernement. Die erbarmungslose Vertreibung wurde auch im strengen Winter 1939/40 fortgesetzt. Mit der Zeit zeigte es sich, dass sich die Deutschen insofern bei der massenweisen Vertreibung verrechnet hatten, als sich ein relativer Mangel an Arbeitskräften in der reichsdeutschen Rüstungsindustrie abzuzeichnen begann.

Während es bei der ersten Phase der Vertreibung der Polen aus dem Posenerlande darum ging, die Intellektuellen vom Volk zu trennen, um es rascher zu germanisieren, bezweckte die zweite Phase, jede Arbeitskraft in den Dienst der deutschen Rüstungsindustrie zu stellen. Die Deutschen waren nicht mehr so wählerisch, denn auch Mütter mit Kleinkindern und Greise fielen unter die Deportationen, wie das bei meiner älteren Schwester mit 3 noch nicht schulpflichtigen Kindern und meinem 70jährigen Vater der Fall war. Vor der Deportation mussten die Ausgewiesenen die Wohnung in möbiliertem Zustand verlassen, damit sie sich bei der Übernahme durch die deutsche Ansiedlerfamilie als «neu und würdiges Geschenk des Führers» präsentierte. Die vierköpfige Familie mit meinem Vater bekam eine alte Einzimmer-Wohnung in einem auffälligen Haus zugewiesen, mein Schwager wurde als Verdächtiger verhaftet. Meiner Schwester wurde ausnahmsweise erlaubt, gewisse Gegenstände im Stall des Elternhauses aufzubewahren, während die deutsch Familie bereits in Schwisters Wohnung einzog. So kam es dazu, dass sich die Ankömmlinge und meine Schwester manchmal begegneten. Auf Grund der in der Wohnung gebliebenen, von der NSDAP nicht weggeräumten Musiknoten und eines gelegentlichen Gesprächs erfuhr die deutsche Familie, dass es sich

hier um die Wohnung meiner Schwester, bzw. meines Vaters, d.h. von vertriebenen Polen handelte. Darüber waren die Deutschen ungehalten, da ihnen eine neue Wohnung versprochen worden war. Sie waren auch deshalb sehr unzufrieden, dass sie mit Polen, über welche sie durch die Propaganda das Schlechteste hörten, in Berührung kamen. Bald aber unterliessen die Ankömmlinge ihre laute Kritik und lernten, dass es besser ist, «Maul zu halten», da es streng verboten war, sich mit den Polen in Gespräche einzulassen. Auf diese Weise mussten während des Krieges fast 800 Tausend polnische und jüdische Bewohner das Posenerland verlassen, die für rund eine Million Deutsche freien Platz als «Lebensraum» zu machen hatten. Nach einigen Monaten Aufenthalt in der dürftigen Wohnung wurden meine Angehörigen nach Deutschland deportiert und mein Schwager aus dem Gefängnis entlassen, weil sein Arbeitseinsatz für Deutschland wichtiger war.

Mein Vater musste in einem entfernten Betrieb Zwangsarbeit verrichten, wohin er sich mit dem Fahrrad täglich zu begeben hatte, während mein Schwager, als Gerichtssekretär, der Gutsverwaltung zugeteilt wurde. Meine Schwester dagegen hatte mit ihren Kindern eine Hühnerfarm zu betreiben und den Haushalt zu führen, mit der Auflage, «die Kinder auf Deutsch zu erziehen», weil im Dorfe selbst keine deutsche Schule war. Da meine Schwester fließend deutsch sprach, zählten die eingebildeten Nazis darauf, dass sie ihre Kinder dem «Herrenvolk» opfern werde und dass dadurch 3 Volksdeutsche mehr in Deutschland leben werden. Die schwerste Zeit, in der es ums Überleben ging, waren die Tage der wechselvollen Frontkämpfe zwischen den Deutschen und den Sowjets. Im flachen Dorfterrain spielten sich die harten Panzerschlachten direkt vor den Wohnhäusern ab. Die meisten deutschen Männer verliessen das Dorf, um sich in den Wäldern zu Widerstandsgruppen zusammenzuscharen. Sie glaubten noch, dass die Russen irgendwo vor Berlin mit geheimgehaltenen «Wunderwaffen» aufgehalten werden können. Im allgemeinen Durcheinander bemerkte meine Schwester zu ihrem grossen Schrecken, dass mein Vater verschwunden war. Wie es sich herausstellte, wurde er mit anderen älteren Deutschen zur Exekution abgeführt, da er als Angehöriger einer deutschen Widerstandsbande Waffen versteckt hätte. Meine Schwester und mein Schwager gingen sofort zum diensttuenden Sowjetoffizier, der bestätigte, dass mein Vater diese Anklagepunkte selbst bejahte. Die Beteuerungen meiner Schwester, dass ein Irrtum vorliegen müsse, da ihr Vater schwerhörig und der russischen, bzw. deutschen Sprache unkundig sei. Da dies nichts nützte, mussten meine Schwester und mein Schwager das weit abgelegene Quartier des Frontkommandanten aufsuchen und die Freilassung meines Vaters fast auf den Knien erleben. Erst als ihm sein Arbeitsbüchlein mit Foto vorgewiesen wurde, liess er sich schliesslich nach der Konfrontation vom Irrtum überzeugen. Er betonte jedoch, dass die Sowjets sehr misstrauisch und streng sein müssten, da sich in einigen Ortschaften sogenannte Wehrwolfsgruppen gebildet und Überfälle auf sowjetische Einheiten organisiert hätten. Mit der Freilassung meines Vaters durch die Sowjets war aber der Kreuzweg meiner Angehörigen noch nicht zu Ende; denn einem Sowjetsoldaten fiel bei meinem Schwager seine goldene Taschenuhr auf. Durch Waffenandrohung erzwang der Soldat deren Herausgabe. Weil sich der sowjetische Ortskommandant von der anständigen Seite zeigte, erhielt mein Schwager dieselbe bald zurück, mit der Versicherung, dass der Sowjetsoldat dafür mit dem Leben büssen werde.

Man hätte meinen können, dass die Rückkehr in die Heimat nach mehrjähriger Zwangsarbeit ein Moment der verdienten Freude sein würde. Leider war dies eine Illusion; denn die allmächtigen sowjetischen Besatzungsbehörden gaben durch einige Monate nach dem Kriege den heimkehrenden Zwangsarbeitern keine Erlaubnis zur Rückkehr. Die Nationalität derselben interessierte sie so wenig wie deren Gesundheitszustand. Es waren Sowjetkommandanten, die polnische Zwangsarbeiter zu weiteren Zwangsarbeiten zugunsten der Sowjetunion zurückbehielten. Meine Schwester, deren 3 schulpflichtige Kinder während fünf Kriegsjahren keinen Schulunterricht erhielten, musste mehrere Male beim Kommandanten vorsprechen, um mit Mühe einen «Propusk» zu erhalten. Sie musste energisch auf die Ausstellung eines Passierscheines insistieren und zwar mit dem Hinweis auf den Beginn des Schulunterrichts am 1.9.45. Gott sei Dank, dass er darauf positiv reagierte und den «Propusk» ausstellte, der allerdings nur bis zur nächsten Kommandatur gültig war.

Bis zum Heimatort war eine Distanz von ca. 300 Kilometern zurückzulegen, wofür eine Wanderzeit zu Fuss von einem Monat nötig war. Da alles noch desorganisiert war, wäre es leichtsinnig gewesen, die Rückkehr ohne eigenen Lebensmittelvorrat anzutreten. Zum Glück durfte mein Schwager



vom Landgut, wo er beschäftigt war, als «einmalige Entschädigung» für die Zwangsarbeit ein Pferd nehmen. Verlassene Bauernfuhrwerke gab es zur Genüge, womit die Frage des Lebensmitteltransportes wenigstens für die Wanderzeit gelöst war. Die erste Etappe überstanden die Rückwanderer relativ gut, bis sie die 2. Kommandatur erreichten. Hier zeigte sich der Kommandant sehr unfreundlich. Zuerst fiel mein Schwager mit seiner Taschenuhr auf, womit seine Familie als «Burzuje» (Spiessbürger) qualifiziert wurde. Der Kommandant requirierte deshalb das Pferd mit den Worten, dass «Burzuje» (= Kommunistenfeinde) zu Fuss laufen sollen, obwohl er sah, dass mein 75jähriger Vater nur mit Mühe weitermarschieren konnte. Als «Burzuje» (Bourgeois = Spiessbürger) und Kommunistenfeinde erhielten die Rückwanderer eine weitere Strafe, indem der Kommandant die ganze Familie zur Zwangsarbeit «requirierte». Die Erklärung, dass sie als Polen über 4 Jahre Zwangsarbeit geleistet hatten, nützte ebensowenig wie der Hinweis auf den bald beginnenden Schulunterricht in ihrer Heimat. Während der 3wöchigen Zwangsarbeit bei den Sowjets wurden meine Angehörigen nicht besser behandelt als von den Deutschen. Die Erlaubnis zum Weiterwandern verdankten sie ihrem Arbeitseinsatz sowie dem Umstand, dass die Sowjets technische Gegenstände sehr hoch schätzten und dieselben begehrten. Für das umgetauschte Fahrrad meines Vaters erhielt die Familie eine Kuh, mit deren Hilfe sie weiterwandern konnte.

An einem weiteren Etappenort, wo die Ausstellung eines weiteren Passierscheines nötig war, wurde meine Schwester von zwei angetrunkenen Sowjetsoldaten belästigt und zum Wodka-Trinken gezerrt. Verfolgt von den Beiden, gelang es ihr, sich in einem Kämmerchen zu verstecken. Sie waren so frech und aufdringlich, dass sie die Einladung der beiden Töchterchen zum Klössel-Essen annahmen und erst beim Erscheinen meines Vaters und Schwagers von weiterer Belästigung Abstand nahmen. Damals geschah es immer noch, dass rabiate, angetrunkene Sowjetsoldaten Frauen belästigten und je sie je nach den Umständen vergewaltigten. Wie die Töchterchen feststellten, handelte es sich bei den beiden Wüstlingen um ganz primitive Soldaten, wahrscheinlich sibirischer Abstammung, die nicht einmal die russische Sprache «herrschten».

Die letzte Etappe in Wschowa (Fraustadt) erwies sich als die schwierigste, da der Passierschein mit der Auflage ausgestellt wurde, dass die Ankunft in der Heimatstadt noch vor der Dämmerung erfolgen müsse. Es war wirklich ein Rennen gegen die Zeit, dies um so mehr, als sich die Rückwanderer nur auf Neben- und Feldwegen bewegen durften. Die Hauptstrassen waren strengstens für die sowjetischen Militärtransporte reserviert. Auf den sandigen Feldwegen hatte die Kuh kaum Kraft zu ziehen, weshalb die ganze Familie den Wagen stossen musste. Unterwegs bemerkte sie den regen Verkehr auf den Hauptstrassen, wo man sah, was die güterhungrigen Sowjets nicht alles in ihre Heimat transportierten. Da nach Stalins Plänen ostdeutsche Gebiete an Polen anheimfallen sollten, hatten die Sowjets alles, was einer Maschine ähnelte, in die Sowjetunion als Kriegsbeute befördert. Mancher schüttelte den Kopf, als er die hochbeladenen Lastwagen voll hastig demontierter Maschinen, manchmal sogar voll verrosteter Gartentische, zerstörtem, metallenen Hausrat auf den Strassen nach Osten rollen sah. Den Polen, deren Land nicht minder zerstört war als Russland, verblieb die sprichwörtliche «tabula rasa». Es hiess «ein Friede ohne Entschädigung», ein Grund genug für die Sowjets, den geschundenen Polen den Rest zu nehmen, ohne Rücksicht darauf, dass sie gleich grosse Verluste wie die Sowjets hatten.

Mit letzter Kraft und bei einbrechender Nacht erreichte die erschöpfte Rückwandererfamilie unser Haus am Marktplatz, das, Gott sei Dank, von den Sowjettruppen unbesetzt blieb. Zwei Männer unserer weiteren Verwandtschaft mussten das Haus vor den Sowjets, die mit Kolbenhieben in die Türe Einlass erzwingen wollten, förmlich verteidigen. Es ging dabei keineswegs darum, den Sowjetsoldaten die Benutzung der leeren Wohnungen zu verbieten, sondern viel mehr dieselben vor Verwüstung und Verschmutzung durch die wilden, unzivilisierten Sowjetsoldaten zu beschützen. Noch durch mehrere Monate nach dem Kriege belästigten die primitiven, undisziplinierten Sowjetsoldaten die Stadtbewohner, besonders in alleinstehenden Häusern, indem sie unter dem Vorwand der Suche nach Waffen in die Wohnungen eindringen, Diebstähle begingen und gegenüber weiblichen Personen gewalttätig wurden.

In dieser düsteren Zeit erreichte uns die Nachricht vom Tode unseres Kameraden W. der Juristen-Abteilung, der im Frühjahr 1941 nach der Anbauschlacht in Brünnen nach England flüchtete. Er war Offiziersaspirant aus Lwow und ein dem Vaterland ergebener Kämpfer. Als Anführer einer

Fallschirmspringergruppe fand er den Tod bei Arnheim in Holland während der Sommerinvasion 1944. Ähnliche Nachrichten trafen auch in den anderen Abteilungen ein. Der Tod unserer Kameraden rüttelte an unserem Gewissen. Bei manchem von uns stellte sich ein Schuldgefühl ein, weil wir das Gefühl hatten, dass uns die Gefallenen fragten, ob wir unsere Soldatenpflicht erfüllt hätten. Dies blieb nicht ohne Einfluss auf die Lagerstimmung. Die Tatsache, dass die Studien- und Prüfungsgelder zu Ende gingen, hatte auch das Seine zu einer gewissen Niedergeschlagenheit unter uns beigetragen. Prof. Grossmann, mein Promotor, dem die finanziellen Schwierigkeiten der Promovierenden bekannt waren, erkundigte sich der Universitätsverwaltung wegen einem eventuellen Hilfsfonds, an den man sich um Darlehen wenden konnte. Leider war ein solcher nicht vorhanden. Aus dem Bedrängnis rettete uns der von den USA-Polen gespeiste Kosciuszko-Fonds.

Eines Tages im Frühjahr 1946 schlug die Nachricht hohe Wellen im Lager, wonach bald mit dessen Liquidierung begonnen werden und wir Zivilkleider erhalten sollten. Da schon früher ähnliche Nachrichten auf uns zugekommen waren, die sich als unwahr erwiesen, nahm man das Gerede mit Skepsis auf. Erst als wir in einer Walliseller Baracke von einigen mit Mass bereitstehenden Schneidern begrüsst wurden, wussten wir, dass mit dem Ende der Lagerinternierung ernst gemeint war. Zivilkleider bedeuten den Abschied von Uniformen. Wie seltsam der Lauf der Dinge manchmal auf der Welt ist! Gestern noch hätte kaum jemand von uns die abgeschaffte Uniform eines Blickes gewürdigt. Und heute, als es darum ging, die Uniform für immer abzulegen, wurde es manchem etwas wehmütig. Für viele, die den von Stalin diktierten Frieden nicht akzeptierten, bedeutete die Uniform noch die letzte Illusion «de la troisieme grande guerre», des entscheidenden, Gerechtigkeit schaffenden Krieges. Fast 10 Jahre nach dem II. Weltkrieg zur Zeit der Korea-Krise waren unter den Internierten solche, die glaubten, ihre im Schrank versteckte Feldausrüstung abstauben zu müssen und den Schlag des sagenhaften «Goldenen Horns» abzuwarten. Sie glaubten innig den Prophezeiungen Wernyhoras', einer halb legendären, halb historischen Gestalt, des Verfechters der Idee einer polnisch-ukrainischen Verständigung, die mit dem Goldenen Horn beide Völker zum gemeinsamen Freiheitskampf aufrufen wird. Jene Polen, deren ostpolnische Heimat durch die Alliierten den Sowjets «gegen billigen Frieden verkauft wurde», konnten nicht heimkehren. Von allen Kameraden hatten sie das bitterste Schicksal und die grösste Enttäuschung zu ertragen. So wie die Schweizer Soldaten mit ihrer Feldausrüstung auf den Marschbefehl warten, so warteten immer noch Tausende von heimatlos gewordenen, auf der ganzen Welt zerstreuten, wernyhoratreue Polen und Ukrainer auf die Stunde des «Goldenen Horns».

Ich bin hier aus dem Kreise meiner Erinnerungen ziemlich abseits geraten und muss gestehen, dass die Wernyhora-Verständigungsidee auch bei mir zu einer «Idée fixe» wurde. Darin sehe ich die geeignetste Lösungsalternative des Konflikts innerhalb des Slawentums, der sich hauptsächlich aus der Herrschaftssucht des Grossrussentums ergibt. Meines Erachtens besteht ein Ungleichgewicht zwischen den drei grössten slawischen Völkern: Grossrussen, Ukrainern und Polen. Eine Verständigung zwischen den beiden letztgenannten Völkern dürfte genügen, um ein bevölkerungsmässiges Gegengewicht zum Grossrussentum zu schaffen. Gelänge es aus dieser Verständigung ein festeres Unionsstaatsgebilde aufzurichten, dem sich allmählich die früheren Völker-Unionsmitglieder, d.h. Litauer und Weissruthenen anschliessen würden, könnte dies nicht nur zur Eliminierung der grossrussischen Machteinseitigkeit in Osteuropa, sondern auch zu einer Gleichgewichtsnormalisierung innerhalb ganz Europas führen. In der 1000jährigen Geschichte unterlag das Ukrainerproblem verschiedenen Wandlungen. Im 8. und 9. Jahrhundert erlebten die Ruthenen im Kiever Reich ihre goldene Epoche, indem sie von Byzanz das Christentum annahmen und ihr Reich nach Westen bis Halicz ausdehnten. Nach 3-4 Jahrhunderten gedeihender Entwicklung fiel das Reich unter die Herrschaft der Mongolen-Tataren und später noch unter jene der Litauer, wodurch es viel von seinem Glanz verlor. Das Schwergewicht des Russentums begann sich deshalb um das weit vom tatarischen Machtzentrum entfernte, grossrussische Moskau zu festigen. Am Ende des 14. Jahrhunderts zustande gekommene, mehrmals erneuerte polnisch-litauische Union wurde das Kieverland/Ukraine Bestandteil der polnisch-litauisch-ruthenischen Dreierunion. Während die Brester Union von 1569 zum Zwecke hatte, im Namen der Rituseinheit und Anerkennung der Papsthoheit des Ukrainertum konfessionell an die polnisch-litauische Union stärker zu binden, handelte es sich bei der Abmachung von Chadziac von 1658 eher um dessen politische Integrierung in die Union. Die damals

grosszügige, aber leider verspätete Abmachung hob das Kosakentum zum Adelsrang mit Privilegien und Bodenbesitzrecht. Leider verhinderten das Fehlen politischer Erfahrungen des freien Kosakentums dessen Absage der Beteiligung am politischen Leben, Konfessionsdifferenzen, aber auch der Eigensinn der polonisierten Ukrainer Magnaten die Festigung der Dreierunion. Das romfeindliche Grossrussentum hatte übrigens alles gemacht, und zwar durch täuschende Versprechungen gegenüber den Kosaken Atamanen, um die politische und konfessionelle Einheit der Dreierunion zu zerstören. Das kommunistische Grossrussentum übte an der Unionsidee schamlosen Verrat, indem es für sein Reich den Namen der Union missbrauchte, andererseits die freien Völker versklavte. Aber auch aus ihrer Geschichte sollten die Ukrainer die Lehre ziehen, dass mit der überbordenden «Steppenfreiheit» und mit den unstetigen Bündnissen mit Türken und Tataren kein Staat erbaut werden kann. Die Überlegungen betreffs einer polnisch-ukrainischen Annäherung bleiben reine Spekulationen; denn gegenwärtig bestehen im sowjetischen Machtbereich überhaupt keine Aussichten, dass sich etwas zugunsten der Freiheit ändern würde, andererseits liegt über dem polnisch-ukrainischen Verhältnis noch mancher Schatten der Ereignisse der Zwischenkriegszeit, welche die beiden Völker trennen.

Jede Woche schrumpfte unsere Studenten-Doktorandengruppe immer mehr zusammen. Während die Absolventen der technischen Abteilungen ziemlich leicht in der ostschweizerischen Industrie eine Anstellung finden konnten, hatten die Juristen, Volkswirtschaftler und Absolventen der Phil. I kaum Chancen, irgendwo angestellt zu werden. Für mich war das alles andere als erfreulich. Vielleicht hätten wir damals ohne weiteres bei einigen Schweizer Firmen plaziert werden können, wenn eine Stellenvermittlung existiert hätte. In einem Moment, als ich doktorierender, aber arbeitsloser Internierter, der Verzweiflung ziemlich nahe war, kam mir auf einmal die Arbeit bei einer Melchnauer Bauernfamilie in den Sinn, wo ich mich sehr wohl gefühlt hatte. Aber gleich tauchten bei mir Zweifel auf; denn die Arbeit bei einem Bauern bestand nicht nur aus dem Heuet. Der Bauer braucht doch einen kräftigen Knecht und nicht einen schwächlichen Gelegenheitsarbeiter. Also weg mit diesem lächerlichen Gedanken! Als ich in ähnliche, trübe Gedanken versunken war, brachten mich meine Beine in die Altstadt. Ich mag mich noch erinnern, dass ich durch die Steinberggasse ging und vor einer kleinen Schuhmacherwerkstätte stehen blieb. Dort stand ein älterer Mann bei einer Maschine, der fröhlich pfeifend seine Arbeit verrichtete. Wegen seiner guten Laune und einfacher Arbeit beneidete ich ihn. Er war gerade dabei, die Sohlenränder auf Hochglanz zu bringen. Nichts Einfacheres als das! Ich fasste Courage und erkundigte mich, ob er mich für diese oder ähnliche Arbeit anstellen würde. Etwas erstaunt prüfte er mich kurz und fragte, ob ich ein gelernter Schuhmachergeselle wäre, denn er brauche nur solche Leute, die ihn sofort vertreten könnten. Enttäuscht verliess ich die Werkstätte. Der Traum von einer leichten Arbeit im Schuhatelier war aus. Und gerade jetzt hätte ich Geld nötig, da ich Dollars für einen Grabstein für meine jüngere Schwester nach Hause schicken wollte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als bei einem bekannten Uhrmacher meine silberne Longines-Taschenuhr zu versetzen. Ihm tat es sehr leid, dass er für diesen Gegenstand, ein Maturageschenk meines Vaters, nicht viel zahlen konnte. Im Ausland, sagte er, bekäme ich dafür viel mehr. Für das erhaltene Geld kaufte ich in Zürich von amerikanischen Urlaubern einige Dollars, die ich einem nach Polen fahrenden Schweizer Geschäftsmann übergab, der dieselben meinen Angehörigen aushändigte.

Die Nachricht vom Tode meiner jüngeren Schwester kam zu mir auf ungewöhnlichem Wege. Eines Tages erhielt ich einen mit weiblicher Hand geschriebenen Brief von einer unbekanntenen Person aus Paris, die mir kurz vom Tode meiner geliebten Schwester berichtete. Seltsam daran war, dass sie mir ihren Namen und Adresse nicht angab, sodass ich im Moment an der Glaubwürdigkeit ihres Berichtes zweifelte. Doch der ernste und fast biblisch klingene Wortlaut überzeugte mich, dass ich die traurige Nachricht als wahr zu nehmen habe. Die Person, die sich für ihre Anonymität entschuldigte, teilte mir mit, dass sich meine Schwester, kaum aus der Zwangsarbeit aus Zentralpolen zurückgekehrt, einer dringlichen Operation unterziehen musste. Unser befreundeter Arzt riet mit Rücksicht auf ihren sehr erschöpften Zustand von der Operation ab, da sie dieselbe nicht überstehen würde. Nachdem aber starke Schmerzen auftraten und keine schmerzstillenden Mittel vorhanden waren, entschloss man sich für die Operation, die jedoch mangels genügend Blutplasma mit dem Tod der Patientin endete. Einige Tage später bestätigte mir meine ältere Schwester die traurige Nachricht, dass

«unser Sonnenschein» für immer die Augen geschlossen hatte. Sie entschuldigte sich, dass sie wegen ihrer seelischen Verfassung ausserstande war, mir früher zu berichten. Glücklicherweise konnte sie mir durch eine nach Frankreich zurückkehrende Ordensschwester unverzüglich die Nachricht übermitteln. Dies geschah kurz nach dem Kriegsende, als es in den Spitälern an allernötigsten Arzneien und Operationsmitteln mangelte. Was die Deutschen bei ihrem hastigen Rückzug nicht mitnahmen, das requirierten die Sowjets für ihre Militärspitäler. Der Tod meiner fast gleichaltrigen Schwester versetzte mich in einen tiefen Traumazustand.

In jener kritischen Zeit wurde es zur täglichen Gewohnheit im Kirchgemeindehaus beim Frühstück die Erfahrungen, die wir am Vortage gemacht hatten, auszutauschen. Auch ich erzählte von meinem seltsamen Eintall auf der Arbeitssuche beim Schuhmacher, was von meinen Kameraden lustig befunden wurde. Darauf bemerkte ein Kamerad, dass unser frisch gebackener Doktor der Psychologie, Kamerad D., mehr Glück hatte; denn die Arbeit, die er fand – er sah übrigens jung und kräftig aus – war auf einer Baustelle, wo Arbeiter auf «prima vista» angestellt wurden. Da seine Familienangehörigen in Polen in Not gerieten, hatte er sich rasch entschlossen, zu arbeiten, um sie zu unterstützen. Bekanntlich war die Versorgungslage nach dem Kriege in unserer Heimat katastrophal, denn es fehlte an allem, was man im Alltag brauchte. Nicht nur Lebens-, bzw. Genussmittel, sondern Stoffe, Schuhe, Nähzeug, Rasierklinge, Wolle usw. waren in den ersten Briefen als begehrte Artikel erwähnt. In Anbetracht der grossen Not, die Rollen beschloss die studentische «Bruderschaftshilfe» eine Kleidersammlung unter der Winterthure; Bevölkerung zu veranstalten. Die Freigiebigkeit der Winterthurer, besonders die tatkräftige Hilfe der Winterthurerinnen bei der Sammelaktion rührte unsere Sammelequipe. Zwei Räume im alten Technikum waren voll Kleider und Wäsche. Wir sortierten die Haufen von Effekten und verpackten sie in die Säcke für den Bahntransport. Den zahlreichen, liebenswürdigen Spendern spreche ich hier im Namen der nicht minderezahlreichen Beschenkten in Polen den aufrichtigen Dank aus!

Die erfolgreiche Sammelaktion stärkte unsere, durch die politische Lage in unserer Heimat etwas angeschlagene Gemütsverfassung und liess unsere Misserfolge bei der Arbeitssuche vergessen. Auch ich erholte mich allmählich seelisch nach dem Tode meiner Schwester und kam zum Schluss, dass für mich der Studienabschluss wichtiger war als die Suche nach einer, meiner Ausbildung nicht entsprechenden Arbeit. Wegen meines schlechten Gesundheitszustandes musste ich vorübergehend meine Dissertationsarbeit aussetzen. Der Lagerarzt riet mir vom Genuss von C-Phos-Pillen ab und empfahl mir dafür, mehr frische Luft zu geniessen. Früher war ich öfters an der frischen Luft, indem ich in den ersten Monaten meines Winterthurer Aufenthaltes sehr oft das Tössal besuchte. Weshalb ich diese Tallandschaft liebgewonnen hatte, konnte ich mir nicht erklären. Die schönsten Spaziergänge an Wochenenden waren jene, die mich auf den Schauenberg führten. Anfänglich ging ich in Gesellschaft meiner beiden Melchnauer Kameraden. Später aber waren sie für so weite Ausflüge nicht mehr zu haben, da ihnen der Kinobesuch mehr zusagte. Ich aber merkte, wie die Tallandschaft, jede Waldpartie mit einem Wasserfall und das sanfte Rauschen der Töss auf mich heilsam wirkten. An einer Stelle, wo das Wassergefälle des Flusses und einige Birken den Ort zu einem idyllischen Zauberwinkel gestalteten, arbeitete ich öfters an meiner Dissertation. Die nur durch das Wasserrauschen unterbrochene Stille verhalf mir beträchtlich zur Konzentration meiner Gedanken. Hier war auch die Stelle, wo ich mich an Wochenenden mit meiner künftigen Frau traf. Sie verrichtete hier gerne ihre fälligen Strickarbeiten. Ich selbst war von dieser idyllischen Birkengruppe derart bezaubert, dass ich ihr gegenüber den Wunsch äusserte, eine Birke bei meiner künftigen Grabstätte wachsen zu lassen.

Unserer «Frühstücksnippe» im Kirchgemeindehaus schloss sich, wie üblich, eines Morgens unser Kamerad H. an, der als arbeitsloser Volkswirtschaftler freiwillig den Dienst des «Lagerpösters» ausübte. Diesmal war er gut gelaunt; denn sein Postsack war schwerer als sonst. «Nur nicht drängen meine Herren», sagte er scherzend, «für jeden hat es entweder ein parfümiertes Liebesbrieflein oder eine Stellenofferte mit «bäumigem Lohn.»» Zu meiner Überraschung erhielt ich diesmal auch einen Brief. Mein Erstaunen war noch grösser, als ich bemerkte, dass der Absender eine mir ganz unbekannte Versicherungsfirma aus Zürich war, die mich einlud, bei ihr mit Rücksicht auf eine eventuelle Arbeitsstelle vorzusprechen. Alle Anwesenden beglückwünschten mich wegen dieser Offerte, als ob ich bereits angestellt wäre. Der Brief kam so überraschend, dass ich mir den Kopf zerbrach, wie eine

Schweizerfirma dazu gekommen war, sich für einen Internierten im Hochschullager zu interessieren. Vielleicht hatte dies etwas mit meinen Quellenforschungen bei der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft für die Bearbeitung eines Artikels über die polnische Privatversicherung in der Enzyklopädie «Pologne 1919-1939» zu tun? fragte ich mich. Dies war jedoch nicht der Fall. Die etwas geheimnisvolle Angelegenheit wurde bald abgeklärt. Es stellte sich nachträglich heraus, dass ich das Anstellungsangebot dem Leiter des «Don Suisse» zu verdanken hatten, der durch die dort angestellte Schwiegermutter meines Lagerkollegen Dr. J. von der bevorstehenden Lagerliquidierung erfuhr. Dem Leiter des Hilfswerkes, der mit dem Direktor der Versicherungsgesellschaft befreundet war, war bekannt, dass sie einen Akademiker für die Transportversicherung suchte. Am festgesetzten Datum meldete ich mich beider Zürcher Versicherungsfirma. Ich wurde vom Schadenabteilungschef, einem freundlichen Herrn mittleren Alters, empfangen, der mir einige ganz allgemeine Angaben über die zu besetzende Stelle machte. Als ich ihm antwortete, dass ich in dieser, für mich neuen Branche arbeiten möchte, wollte er wissen, ob ich etwas mit Seehandel zu tun gehabt hätte. Ich wies darauf hin, dass ich mit dem Seehandel direkt wenig Kontakt hatte, dafür etwas mehr mit der Seefahrt, da ich während einiger Monate in der Offiziersschule der polnischen Handelsmarine in Tczew, bzw. in Gdynia eine Seereise nach Hangö, Finnland, und nach Kopenhagen 1929 mit dem Schulsegler «LWOW» machte. (Dieser Segler war in Polen sehr bekannt, da er als erstes polnisches Hochseeschiff auf der Weltreise 1925 den Äquator überquerte. Was für Landratten wir Polen damals nicht waren! Für mich war das wie eine Ehre, auf der «LWOW» ihre letzte Hochseereise zu machen, da sie wegen ihres Alters von über 60 Jahren für die Lloyd's Schiffskaskoversicherung nicht mehr als versicherbar galt.) Ich erzählte ihm auch einiges über meine Praxis in der Gdynia-Filiale der Posener Feuer- und Versicherungsgesellschaft, bei welcher Gelegenheit ich das Hafengebiet, besonders die Auktionshallen besuchte, da es meine Absicht war, in die Kolonialwarenfirma als Gesellschafter einzutreten. Die Firma «HAKOL», in welcher mein Studienkollege W.M. die leitende Stelle innehatte, war damals die grösste Fruchthandlungsgesellschaft im Hafen.

Der Abteilungschef war von meinen Angaben offenbar befriedigt, denn er wollte nur noch wissen, wie es bei mir mit den Englisch-Kenntnissen stehe. Diesbezüglich konnte ich ihn versichern, dass ich längere Zeit Englisch-Unterricht bei einer Engländerin in Posen genommen hatte und diese Kenntnisse mit der Lektüre von englischen Fachzeitschriften ständig auffrischte. Die sinngemässe Übersetzung eines kurzen, englischen Textes durch mich befriedigte ihn gänzlich. Als Anfangslohn nannte der Chef den Betrag von Fr. 350.--, d.h. den höchsten damals für die Internierten geltenden Ansatz. Für einen Internierten wie ich, der damals mit der Sekretariatszulage Fr. 1.50 pro Tag bekam, war das ein grosser Sprung. Wegen meiner auf Anfang Juli angesetzten Abschlussprüfung für den Dokortitel konnte ich jedoch seinen Wunsch der sofortigen Aufnahme der Arbeit nicht erfüllen. Abschliessend wünschte er mir Erfolg bei der Prüfung und bat mich um einen handgeschriebenen Bewerbungsbrief, dies wegen eines graphologischen Tests. Als Arbeitsbeginn wurde der 22. Juli, d.h. zwei Wochen nach meiner Prüfung vereinbart.

Die Unterhaltung mit meinem künftigen Chef über die Seeversicherung und Seereise nach Finnland riefen in mir die Erlebnisse des Jahres 1929 wach, das offenbar im Zeichen des jugendlichen Sturms und Drangs bei mir verlief. Es machte mir grosse Freude, das auf dem grossen Schulsegler Erlernte und Erfahrene ganz unverhofft hier in der Schweiz bei einer weltbekannten Zürcher Seeversicherung verwenden zu können. Die «LWOW» hatte eine ziemlich ruhmreiche Geschichte als eines von den ersten aus Metall gebauten Kriegsschiffen der französischen Marine, unter dem Namen «COLBERT», hinter sich. Trotz einiger Umbauten wies der Dreimaster eine geschmeidige, fast yachtförmige Silhouette auf, worüber wir angehenden Offiziere der Handelsmarine stolz waren. Da von der Seeversicherung zum Thema Seereise nur ein kleiner Sprung ist, wird mir der Leser nicht übelnehmen, wenn ich die folgende Episode hier in diesen Teil meiner Erinnerungen hineinfecte.

Das Schuljahr der Seekadettenschule in Tczew, später in Gdynia, begann jeweils mit der sogenannten Kandidatenreise. Da 1929 die Allgemeine Polnische Landesausstellung, die P.W.K., stattfand, war diese Reise zeitlich und räumlich beschränkt. Es war vorgesehen, dem südfinnischen Hafen Hangö, dem Hafen Visby auf Gotland und Kopenhagen einen Besuch abzustatten. Mitte Juli stachen wir aus Gdynia in See nach Hangö, wo wir Ende des Monats ankamen. Der Aufenthalt der «LWOW»

auf der Reede war mit Theorie-Unterricht aus der Segeln- und Takelungskunde und mit Rudern auf Rettungsbooten ausgefüllt. Wer schwimmen wollte, konnte es im Meerwasser von 15 Grad Wärme versuchen. Bereits bei der Hinfahrt entzückte uns alle der herrliche Sonnenaufgang um 2 Uhr nachts. Unsere Wachabteilung hatte gerade die 2. Ablösung, als wir durch die goldene Rückstrahlung der sonst weissbemalten Kombüse darauf aufmerksam gemacht wurden, dass wir uns am 60. Breitengrad befanden. Frühmorgens mussten wir alle nach Seekadettenbrauch mit dem Aufsteigen der Wanten bis zum Sailing (Da uns der Unterricht über die Segelschiffskunde nur mündlich erteilt wurde, ist es möglich, dass es sich um das englische Wort «Ceiling» = Tafelwerk (Wengern) handelte.) den Tag begrüßen. Vom Sailing des 45 Meter hohen Fockmastes sah man über die Küstenschären weit hin bis in die finnische Seeplatte. Die Schären waren so dicht, dass man kaum feststellen konnte, wo die See aufhörte und das Festland beginnt.

Jede Wachabteilung hatte eine 3tägige Segelfahrt auf Rettungs-, bzw. Segelbooten durch die Schären bis zu den Alandinseln zu machen. Das Segeln in der nördlichen Einsamkeit hatte sicherlich seinen Reiz. Nur das Übernachten auf den kahlen und glatten Felsen im Drillichanzug stellte uns trotz Woldecke auf eine harte Kälteprobe. Die kurze Polarnacht hielt uns leider wach. Die ersten Strahlen der riesigen Sonnenscheibe waren für unsere schlotternden Körper eine Erlösung. Die Segelreise unserer Abteilung endete mit einem überraschenden Abenteuer, dessen Grund der kleine rote Wimpel auf unserem Boot war, welcher der finnischen Küstenwache verdächtig vorkam. Nach der zweiten, schlecht durchgeschlafenen Nacht wurden wir vor einem kleinen Hafen von der Küstenpolizei aufgefordert, an Land zu gehen, wo wir von einer grösseren Menschenansammlung erwartet wurden. Zuerst dachten wir an eine gastfreundliche Geste, bzw. sogar an eine Ehrenbezeugung gegenüber einem seltenen Gast, wie es unsere polnische Seekadettenschule war. Als uns aber die Polizei in ein Feuerwehrhäuschen einlud und uns über die Nach unter Riegel hielt, mussten wir lange rätselraten, was wohl der Grund dieser unfreundlichen Haltung der Finnen gegenüber den friedlichen Seekadetten mit dem stolzen Dreimaster sei. Erst auf die Intervention unseres Botschafters Sz. aus Helsinki hin wurden wir mit der offiziellen Entschuldigung seitens der Finnen auf freien Fuss gesetzt. Es hiess, dass der rote Wimpel unseres Bootes und unsere polnische, ähnlich wie russisch klingende Sprache den Anlass zur Annahme gaben, dass wir Kommunisten seien, die aus Leningrad nach Finnland zum Zwecke der Propaganda gekommen seien, was scheinbar einige Male der Fall war. Die Finnen erklärten, dass sie solche Propagandabesuche in der Sommerzeit öfters erhalten hätten, gegen welche streng vorgegangen sein müsse.

Die eher kleine Hafengstadt Hangö hatte uns leider nicht viel zu bieten. Die ersten Stadtbesucher erzählten uns von mehreren Brotsorten, die in runden dünnen Scheiben verkauft wie Zwieback aussahen, was uns sehr wunderte, da es in unserem Lande nur eine Sorte von dunklem, frischem Roggenbrot gab. Offen gestanden hatte uns die finnische Brotspezialität eher enttäuscht, da es ohne Trinksame kaum zu verzehren war. Von den Tausend sprichwörtlichen Seen sahen wir im Nordosten nur eine immense Wasserfläche. Dafür begegneten wir auf Schritt und Tritt Tausenden von Felsen, die zwischen den winzigen Föhrenhainen und Holzhäusern wie unerwünschte Gäste aussahen. Als unsere Wachabteilung Ausgang bekam, galten meine ersten Schritte dem Bäckerladen, um mich mit der finnischen Brotspezialität einzudecken. Mir und meinen beiden Kameraden aus Westpolen fiel gleich die schöne Bäckerstochter auf, womit uns der wahre Grund der öfteren Besuche der Bäckerei durch die Kadetten klar wurde. Da kaum jemand von uns finnisch sprach, dauerte der Besuch im Brotladen nur kurze Zeit. Nun zeigte es sich, dass die schöne, schwarzhäarige und blauäugige Bäckerstochter, keine finnische Standardschönheit, ziemlich gut deutsch sprach, da sie eine Verkäuferinnenlehre in Kiel abgeschlossen hatte. Als unsere Kollegen aus Ostpolen hörten, wie wir, drei Kadetten aus Westpolen, uns mit der Bäckerstochter gut auf Deutsch unterhielten, wurden sie neidisch. Von nun an fielen wir endgültig in deren Ungnade, denn schon vorher merkten wir, dass sie sich vor uns wir vor fremden auf Distanz hielten. Die unkollegiale, manchmal sogar unfreundliche Haltung der Kollegen aus Ost-, bzw. Zentralpolen war offenbar durch die gegenseitigen Animositäten, die damals immer noch zwischen «Westen» und «Osten» in unserem Lande herrschten, hervorgerufen.

Mit dem Eintritt in die Firma begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, dem ich mit Ungeduld entgegenschah. Seitdem ich meine letzte Stelle im Westpolnischen Verband christlicher kaufmännischer Vereine in Posen verlassen musste (das leitende Personal wurde im Oktober 1939 von der

Gestapo gesucht) waren rund sechs Jahre abgelaufen. Eigentlich hätte ich mich freuen sollen, jetzt ein normales Zivilleben anfangen zu können. Leider stand der Anfang nicht unter einem glücklichen Stern. Was ich zuerst bemerkte, war der Umstand, dass ich einfach zu wenig Lebenskraft hatte, mich über meine neue Arbeitsstelle zu freuen. Dabei interessierte mich die Seeverversicherung, wo so viele Rechtsinstitutionen und Klauseln aus der englischen Versicherungspraxis vorkamen, ausserordentlich. Der schlechte Gesundheitszustand, wie ich bereits erwähnte, begann schon früher, als ich meine Dissertationsarbeit nach der Rückkehr aus Fribourg in Angriff nahm. Bereits vor 2 1/2 Jahren merkte ich, dass ich dabei nur mit den grössten Anstrengungen vorwärts kam, da mich sehr oft eine so heftige Müdigkeit überfiel, aus der mich nur ein tiefer Schlaf befreien konnte. Gegen denselben konnte ich mich kaum wehren, aber ich merkte, wie er mich wenigstens für die nächste halbe Stunde stärkte. Einige Monate vor der Prüfung intensivierte ich die Einnahme von C-Phos-Pillen, die mir sehr zur seelischen Beruhigung verhalfen. Als ich jedoch dieselbe mit gutem Ergebnis (m.C.) bestanden und Grund genug zur Freude hatte, erlitt ich wieder einen Rückfall. Obwohl ich nur einige Bücher und einen Haufen von Manuskripten von Winterthur zu transportieren hatte, setzte mir die «Züglete» und die Zimmersuche, die Bereinigung und besonders das Ins-Reine-Schreiben der Dissertation so zu, dass sich meine Freude an der neuen Arbeitsstelle rasch verflüchtete. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass mich meine Schwester, die nach der Operation aus Blutmangel und Erschöpfung starb, zu sich rufe. Dann verfolgte mich der Gedanke, was wohl mein Chef und die Arbeitskollegen über meine Müdigkeit denken würden. Vielleicht werden sie dieselbe einfach als Faulheit betrachten? Hinzu kamen wieder schlechte und verspätete Nachrichten von zu Hause und von Freunden, die in mir Schuldgefühle hervorriefen, weil ich es unterliess, ihnen Liebesgabensendungen zu schicken.

Bereits in den ersten Wochen meiner Arbeit war mir nicht entgangen, dass mich einige Angestellte im Treppenhaus und in den Korridoren mit ziemlich aufdringlicher Neugierde betrachteten. Aber war dies nur eine verständliche Neugierde? Langsam bekam ich das Gefühl, dass ich deren Kollegen einen Arbeitsplatz genommen hatte. Bald erfuhr ich, dass z.B. ein ehrgeiziger Angestellter, der in der Schadenabteilung arbeiten wollte, seiner Unzufriedenheit wegen der «Anstellung eines Ausländers» freien Lauf gab. Eine Sekretärin protestierte beim Personalchef wegen meiner Anstellung, allerdings aus anderen Gründen. (Angeblich wegen Deutschen, die von den Polen aus ihrer Heimat vertrieben worden waren.) Ich fühlte mich durch die Äusserungen der beiden Angestellten tief betroffen, kam ich doch aus einem Lande, wo derartige Einwände gegen den Entscheid der Direktion gar nicht denkbar gewesen wären. Da diese, ganz unerwartete Reaktion einiger Angestellter, deren Stellung in der Firma mir unbekannt war, eine weitere Nervenbelastung bedeutete, trug ich mich mit dem Gedanken, meine Arbeit in der Firma aufzugeben. Den Anlass dazu nahm ich, als ich bemerkte, dass ein älterer Herr, dem ich im Treppenhaus «Grüezi» sagte, ganz ostentativ um mich herum einen grossen Bogen machte. (Um bei den Bürokollegen nicht als unfreundlich zu gelten, nahm ich mir vor, älteren Personen, denen ich im Hause begegnete, «Grüezi» oder «Guten Tag» zu sagen.) Als ich meinem Chef vom auffallenden Benehmen des älteren Herrn erzählte und um Aufklärung bat, bemerkte ich, dass er hierüber nicht überrascht war. Ich selbst aber war noch mehr überrascht, als er den älteren Herrn mit einem nicht salonfähigen Ausdruck apostrophierte und mir erklärte, ich solle mich über derartige Demonstrationen und Proteste einzelner Angestellter hinwegsetzen. Diese Antwort beruhigte mich allerdings nur teilweise, da ich inzwischen erfuhr, dass der ältere Herr, ein Akademiker, Rechtskonsulent der Firma war. Es berührte mich seltsam, dass mein Chef, der täglich mit Menschen höheren Ranges umzugehen hatte, gegenüber einem Akademiker in gehobener Stellung, auch wenn derselbe ein exzentrisch veranlagter und kauzartiger Menschentyp sein mochte, so wenig Respekt zeigte. Auf diese Weise war ich um eine Erfahrung, die ich im ruhigen Winterthur nicht machen konnte, reicher geworden. Das Geschäftsleben führt offenbar zu gewissen Deformationen, dachte ich mir. Vielleicht war dies die Folge der fortschreitenden Demokratisierung, die der Durchschnittlichkeit den Vorrang gab? Auf alle Fälle musste ich aus meiner Überempfindlichkeit und aus der stoischen Ruhe meines Chefs die Lehre ziehen, dass ich mich in die Firmenverhältnisse dreinzuschicken hatte, ob mir dies gefiel oder nicht.

Die «Anlaufzeit» im Büro dauerte doch etwas länger, als ich dachte. Das Korrespondieren in vier Fremdsprachen in einer ganz neuen Versicherungsbranche, die anders geartete Geschäftsmenta-

lität forderten intensiv meine geistigen und seelischen Kräfte heraus und dies in einer Zeit, in welcher sich mein Nervenzustand von veiscludenen Strapazen (Schicksalsschläge in meiner Familie, Schicksal meiner Heimat, Doktorprüfung usw.) noch nicht erholt hatte. Zum Glück waren in der Transportversicherung noch andere Abteilungen, wo eine mehr lockere Atmosphäre herrschte. Bei der Schadenregulierung musste ich öfters die Schiffskontrolle, das Direktions-, bzw. Agenturgeschäft besuchen. In einem von diesen Büros sassen die beiden Herren H. und M.. Schon bei der ersten, ungezwungenen Begegnung merkte ich, dass Herr M. für das Musische eine Schwäche hatte. Als ehemaliger Schauspieler beherrschte er das Hochdeutsch so perfekt, dass es einem Freude machte, sich mit ihm auf hochdeutsch zu unterhalten. So weit es die Zeit erlaubte, unterhielten wir uns über die politisch gespannte Lage in Osteuropa. Da die beiden Herren einige Jahre in Deutschland verbracht hatten, plauderte man gerne über das «alte Deutschland». Je nach Laune wollten sie dies und jenes aus der Internierungszeit und aus meiner Heimat wissen. Nach dem Besuch des Direktionsgeschäftes fühlte ich mich in meiner Gefühlsverfassung jeweils besser.

Trotz der Tatsache, dass ich mich während der Besuche der technischen Abteilungen zeitweise entspannen konnte, wollte mich die allgemeine Schwäche nicht verlassen. Meine Logisfrau empfahl mir ihren Hausarzt, Dr. R., der mich nach der üblichen Diagnose versicherte, mich rasch auf die Beine zu stellen. Er hätte schon mehreren Patienten, die wegen der kriegsbedingten Ernährung unter chronischer Ermüdung und Avitaminose längere Jahre litten, geholfen. Zwei grössere Serien von Vitaminspritzen A und C wurden mir verabreicht. Nach vier Monaten verbesserte sich mein Zustand nicht, sondern er verschlechterte sich zusehends. Zur Schwäche und Gereiztheit kamen inzwischen Appetitlosigkeit, chronische Entzündung der Mandeln und Blutungen usw. hinzu. Die Arztgehilfin klagte immer wegen meinen schlaffen Adern, wenn sie mir Spritzen machen musste. Da die beiden Spritzenserien mir nicht geholfen hatten, riet mir der Arzt eine Konsultation bei Dr. Sch., einem Spezialisten für Mandelbeschwerden. Beide Ärzte kamen jedoch schliesslich zum Schluss, dass die Mandelentfernung besseren Aufschluss über die Ursache meiner Krankheit geben könnte. Mit dem ärztlichen Urteil, dass ein Eingriff nicht schaden kann, liess ich mich im Paracelsus-Spital operieren. Dr. Sch. verschrieb mir zwei Wochen Erholungsurlaub, wovon ich eine Woche in einem Pensioinat in Amden verbrachte, und während der zweiten die letzte Bereinigung der Dissertation in der Zentralbibliothek durchführte.

Nach der Rückkehr zur Arbeit konnte ich an den Gesichtern meiner Bürokollegen eine gewisse frostige Distanz zu mir nicht übersehen, was mich nicht besonders wunderte, ging ich doch bereits nach 7 Wochen Arbeit bei der Firma in die Erholungsferien. In der folgenden Zeit kam es noch einmal zu einer «Kollision» mit einem älteren Bürokollegen, der ohne, dass ich ihm dazu irgendwelchen Anlass gab, mir gegenüber vorwurfsvoll bemerkte, dass «die Polen den Deutschen nach dem I. Weltkriege die Speisekammer genommen hätten». Allem Anschein nach meinte er damit das landwirtschaftlich hochentwickelte Posenerland, dessen grösster Teil infolge des polnischen Aufstandes 1918/19 von den Preussen befreit wurde und auf Grund langwieriger Verhandlungen unter den Alliierten gemäss dem Versailler-Vertrag endgültig Polen zugesprochen wurde. So wie im Falle der Direktionssekretärin, die sich über die Vertreibung der Deutschen aus Polen im Jahre 1945 ärgerte, so war der ältere Angestellte wegen der Wegnahme der «Speisekammer» und angeblich Aushungerung der Deutschen aufgebracht. Ihm war sicherlich die Tatsache entgangen, dass die Hungersnot in Deutschland nicht primär auf das Fehlen der Speisekammer und zwar erst ab 1919, sondern auf die Hungerblockade der Alliierten 1916/18 zurückging. Im Übrigen standen in der Kriegszeit Millionen von deutschen Bauern an der Front, wogegen das Ackerland von weiblichen Kräften bebaut wurde. Deutschland hatte damals in Ostpreussen und in Brandenburg viel mehr Land, als die Provinz Posen, das intensiver zu bebauen galt. Das polnische Volk musste während der 4 Kriegsjahre gleicherweise wie die Deutschen hungern. Es hatte auch unter den enormen Verwüstungen seines Landes zu leiden. Deutschland, das damals eine äusserst strenge Kriegswirtschaft betrieb, hätte seine Bodenbewirtschaftung intensivieren sollen und nicht begehrllich auf die Felder Polens und der Ukraine, von wo aus Schwarzerde wagonweise nach Deutschland ausgeführt wurde, hinüberzublicken. Das deutsch-polnische Zerwürfnis hat seine tieferen Gründe, die in der tausendjährigen Geschichte der beiden Völker liegen. Dass man in der Schweiz über den humanen Aspekt des Krieges empfindlich war, war durchaus verständlich, nur sollte man die Entbehrungen und Leiden des polnischen Volkes



nicht aus den Augen verlieren. Schliesslich darf man bei dieser Frage nicht vergessen, dass die «Speisekammer», das Posenerland, die Wiege des polnischen Staates war. Wie würde sich ein Schweizer dazu stellen, wenn z.B. ein Nachbarland einen der Urkantone zur Grenzdebatte bringen würde? Im ersten Abschnitt meiner Erinnerungen widmete ich der deutsch-polnischen Problematik genügend Raum. Hier möchte ich nur der Hoffnung Ausdruck geben, dass, da der russische Koloss seinen mächtigen Schatten auf Europa wirft und Deutschland nicht mehr «über alles ist», eine echte Verständigung und Aussöhnung zwischen unseren beiden Völkern auf der Basis der gegenseitigen Achtung sehr wünschenswert sein dürfte.

Trotz Spritzen und Einnahme von verschiedenen Medikamenten und Befolgung gut gemeinter Ratschläge meiner Bekannten war eine Besserung in meinem Gesundheitszustand nicht eingetreten. Eine österreichische Psychologie-Studentin, der ich öfters beim Mittagessen im Zürcher Kursaal, im späteren Migros-Klubhaus, begegnete, riet mir, einen ihr bekannten Psychologen aufzusuchen, in der Annahme, dass meine Krankheit auf das Seelische zurückgehe. Der Psychologe gehörte zu jenen deutschen Emigranten, mit denen es sich über Psychologie- und Kulturprobleme angenehm unterhalten liess. Sein Leben, nachdem er, als Jüngling seine Familie wegen schweren Konflikten mit seinem autoritären Vater verlassen musste, war reich an psychologischen Erfahrungen. Auf Grund von Methoden aus der praktischen Psychologie konstruierte er mein Charakterbild. «Wegen Ihrer angeborenen Schüchternheit werden Sie es im Leben nicht immer leicht haben... Sie hätten ihre Chopinsche Heimat nicht verlassen sollen, um sich im nüchternen Westen niederzulassen», klang sein Urteil. Einiges von seinem Test mochte vielleicht zutreffend gewesen sein. Wie dem auch war; durch diese Erkenntnis wurde ich nicht gesünder. Zum Mittagessen im ehemaligen Klubhaus gesellte sich zu uns manchmal der ältere Angestellte meiner Firma, der mit mir eine Auseinandersetzung über das deutsch-polnische Verhältnis hatte. Nach mehreren Diskussionen begriff er besser den polnischen Standpunkt und gab sich sehr versöhnlich, indem er mich nach Hause einlud. Seine Frau stellte mir einen Teil ihres überschüssig gewordenen Essgeschirrs zu ermässigtem Preis zur Verfügung, was ich als Geste der Versöhnung gerne annahm.

Eines Tages kam ich mit einem älteren Angestellten der Agenturabteilung ins Gespräch. Da er längere Zeit magenkrank war, interessierte ihn mein Krankheitsfall. Ihm fiel die nicht mehr bleiche, sondern eher die graue Gesichtsfarbe bei mir auf. Deshalb gab er mir die Adresse seines Arztes, Dr. Zw. mit den besten Empfehlungen bekannt. Die Untersuchungen des neuen Arztes nahmen längere Zeit in Anspruch. Zuerst lautete seine Diagnose auf zwei alternative Tropenkrankheiten, deren seltene Namen mir entgangen waren. Es war die Analyse der Darmflora, die ihn auf diese Spur brachte. Später jedoch neigte er zur Annahme, und zwar auf Grund des Blutbildes, dass es sich in meinem Falle um nichts anderes handelte, als um die anaemia perniciosa, die sich bekanntlich in einer Blutverdünnung äusserte. Diese Krankheit, Bleichsucht genannt, setzte meine Leistungsfähigkeit im Berufsleben stark herab. Schlimm war auch der Umstand, dass ich mich dadurch ganz von den Menschen entfremdete. Wieviele Male geschah es, dass ich mich z.B. auf eine Begegnung mit jemandem im Inneren freute, dass mich aber im kritischen Moment ein Gleichgültigkeitsgefühl und Apathie erfasste, dass ich zum Rendez-vous gar nicht erschien. Manchmal erreichte die Erbitterung über meine Krankheit einen solchen Grad, dass ich sogar die elementarsten, gesellschaftlichen Verpflichtungen zu erfüllen vernachlässigte. Es machte mir überhaupt nichts aus, was die Leute über mich denken würden. Ich fand es nicht immer für angezeigt, mich dafür zu entschuldigen, denn ich gelangte zur Überzeugung, dass nach der Auflösung meiner Persönlichkeit ich nicht mehr für die Menschen existiere. Meinen Zustand qualifizierte ich als eine Übergangsphase zum sicheren Tode. Es war wirklich höchste Zeit, dass eine richtige Diagnose gestellt würde; denn als Patient ohne Krankenkasse musste ich die ständig wachsenden Arzthonorare selbst tragen. Die Schwächeanfälle in der letzten Phase wurden so intensiv, dass ich z.B. Mühe hatte, im Bürosessel zu sitzen. Wegen der Fingemagelbrüchigkeit wurde für mich das Maschinenschreiben zu einer Pein. Bei stärkeren Schwächeanfällen musste ich mich ins Archiv zurückziehen, wo ich mich auf einem Tisch ausruhen konnte. Manchmal wieder sah ich mich herumspingende schwarze Flecken, die bei mir den Eindruck vorbeiflitzen-der Ratten hervorriefen. Waren es Halluzinationen?

Von den ehemaligen Winterthurer Lagerkameraden hatten sich nur sehr wenige in Zürich sesshaft machen können, dies hauptsächlich wegen der Wohnungsnot in der Stadt. Man konnte von

Glück reden, wenn man zufällig einem Landsmann in Zürich begegnete. Eines Samstages traf ich ganz zufällig einen Landsmann, dem es gelang, im Sommer 1945 aus einem süddeutschen Arbeitslager zu flüchten. Ihm war bekannt, dass sich polnische Flüchtlinge und solche aus Litauen, Slowakei, Ukraine und aus dem Balkan in einem Café-Restaurant nahe beim Annahof zusammzutreffen pflegten. Bald fanden wir gemeinsam den gesuchten Treffpunkt, d.h. das geräumige Lokal im Wiener Stil, wo in einer Ecke Tische mit Kartenspielern besetzt waren. An anderen Tischen sassen Zeitungsleser und Gäste, die bei Kaffee und Mohnbrötchen eine rege Diskussion über Politik führten. An deren Sprache und Benehmen war es nicht schwer zu erraten, dass sich hier Menschen vornehmlich aus Osteuropa und dem Balkan ein Rendez-vous gaben. Ausser den Kartenspielen und hausgebackenen Politikern verkehrten hier verschiedene Menschentypen, Strandgut des Krieges, wie Dollar- und Goldhändler, vielleicht auch Geschäftemacher dubioser Herkunft. Trotz dieser bunten Völkervertretung herrschte hier eine fast harmonische, ungewundene und fröhliche «Wiener Atmosphäre». Davon konnten wir uns bald selbst überzeugen, als wir alle, die in diesem Café-Abteil sassen, von den Rumänen spontan zu einem Tanzabend eingeladen wurden. Dieser Tanzanlass fand im gleichen Café statt, indem die Tische rasch auf die Seite geschoben wurden und einige junge Rumänen ihre Instrumente ergriffen und flotte Tanzmusik darboten. Dieselbe erinnerte mich sehr an jene «Szumki», die ich zu Hause auf dem Klavier spielte. Es zeigte sich, dass zwischen Südostpolen und Rumänien in Sachen Tanz und Musik sehr viel Gemeinsames bestand. (Es waren die Lebensfreude und Spontaneität, die die Osteuropäer mit den Balkanvölkern eng verbanden.) Kein Wunder, dass dem so war, bildete doch die nördliche Provinz Rumäniens, das Moldauland, als Vasellengebiet einige Jahrhunderte Bestandteil der polnischen Krone.

Ein Treffpunkt ganz anderer Art war damals das Café «Huguenin», wo auf rotgepolsterten Kanapees die Liebhaber der «Salonmusik» auf ihre Rechnung kamen. Zu dieser Zeit spielte hier unser Landsmann, der Pianist Herr T. Duett mit einem spanischen Geiger. Ausser den bekannten Werken von Chopin spielte er mit Vorliebe das damals zu Mode gewordene «Warschauer Konzert» von Addinsell. In diesem Café bemerkte man öfters ausländische Damen aus höheren und bürgerlichen Kreisen mit ihren heiratsfreudigen Töchtern, die mangels gesellschaftlicher Beziehungen in Zürich nach «besseren Heiratspartien» Umschau hielten. Auch mancher Internierter bürgerlicher Abstammung suchte hier sein Lebensglück. In der modern und demokratisch gesinnten Schweizer Gesellschaft, wo sich junge Menschen bei Tanzanlässen trafen und ohne Vermittlung ihren Lebenspartner fanden, wurde die Heiratsfrage für die ältere Generation von Flüchtlingen-Internierten zu einem peniblen Problem.

Durch Vermittlung der Caritas fanden viele jugendliche Polen und Polinnen, die aus deutschen Zwangsarbeitslagern glücklich entkamen und in den kritischen Tagen in die Schweiz hineingelassen wurden, einen Treffpunkt im Jungesellenhaus am Wolfsbach. Mit der Zeit wurde dieses Haus zum wichtigsten Ort der Begegnung der ganzen Polenkolonie in Zürich und Umgebung. An Sonntagen übte hier unter der Leitung von Herrn V. eine beachtliche Tänzergruppe, die mit einer reichen Auswahl von rhythmischen und malerischen polnischen National- und Volkstänzen aufwartete. Im grossen Saal des Hauses fanden die traditionellen National- und Weihnachtsfeiern statt. Hier wurden auch grössere Versammlungen politischer Natur veranstaltet. Unter der Leitung von Herrn P. übte hier ein polnischer Sängerkhor. Da im Hause eine Schaubühne vorhanden war, bereitete eine spontan zustandgekommene Gruppe von Schauspielamateuren ein Dramastück der klassischen Literatur zur Vorführung vor. Wer sich von der polnischen Jugend an Sonntagnachmittagen langweilte, kam einfach ins Jungesellenhaus. Während 2-3 Jahren nach dem Kriege machte es den Anschein, dass die in Zürich herumirrenden Polen hier eine geeignete Stätte zur Pflege ihrer Kultur und ihres gesellschaftlichen Lebens für längere Zeit gefunden hätten. Leider war dies nicht der Fall; denn infolge einer harten Fremdenpolitik ging die Zahl der polnischen Jugend in Zürich stark zurück. Das Tanzensemble, der Sängerkhor und die Schauspielergruppe sahen sich veranlasst, bald ihre kulturelle Tätigkeit einzustellen. Erst in Kanada und Australien, wohin sie emigrierten, war es ihnen gegeben, ihre zweite Heimat zu finden.

Nach einem Jahr verliess ich mein Zimmer an der Heringstrasse, das eigentlich, wie ich nachträglich erfuhr, nur eine Schlafstätte war. Das Zimmer hatte für mich insofern einen grossen Vorteil, als ich sehr nahe zur Zentralbibliothek hatte. Dank der freundlichen Vermittlung meines

Lagerkameraden Dr. B. konnte ich in ein Zimmer an der Huttenstrasse einziehen. Der Umstand, dass es keine Telefonverbindung hatte, machte mir nicht viel aus, da die Beziehungen zu meinen Bekannten und Freunden bei meinem Gesundheitszustand auf ein Minimum gesunken waren. Das neue Quartier war sehr ruhig, für einen Alleinstehenden fast zu ruhig und «menschenleer». Die Einsamkeit bekam ich meistens an Wochenenden zu spüren. Nur das Zuschlagen von Autotüren sagte mir, dass hier Menschen wohnen. Um der Öde an Wochenenden zu entgehen, schaffte ich mir ein Fahrrad an, mit welchem ich am liebsten das Tösstal, die Umgebung von Finstersee, Gubel, Einsiedeln und Gottschalkenberg besuchte. Die frische Luft, die sanfte Gebirgslandschaft wirkten auf mich heilsamer als die betriebsame Menschengesellschaft.

Nach der Aufhebung der Internierung organisierten sich zuerst die in der Zürcher Umgebung lebenden ehemaligen Internierten im Verein der Polnischen Kombattanten, der einen so grossen Zulauf verzeichnete, dass er bald zur grössten Polenorganisation in der Schweiz aufstieg. Er nahm nähere Kontakte mit den im Ausland tätigen, verwandten Kombattantenvereinen auf. Ihm schlossen sich später Überreste der zu Zwangsarbeiten nach Deutschland vertriebenen Polen an, denen die Flucht in die Schweiz glückte. Die Nicht-Kombattanten Polen sammelten sich im «Towarzystwo Polskie» (Polnischer Verein), dem vornehmlich Studenten und Intellektuelle aus Polen der früheren Emigrationen von 1830/31, 1846/48 und 1863 angehörten. Ein anderer Teil der Emigranten, bzw. Flüchtlinge von 1905/06 schloss sich zu einer vor dem Weltkrieg gegründeten Gesellschaft unter dem Namen «ZGODA» (Eintracht) zusammen, die teilweise Sozialisten, teilweise Mitglieder der von Pilsudski organisierten Schützenverbänden (STRZELEC) umfasste. Später, d.h. in den 50iger Jahren wurde sie durch regimtreue und kommunistentreue Elemente unterwandert und als solche lebte sie von der nationalen Polenmehrheit isoliert für sich. Während der Kombattantenverein eindeutig eine kommunistenfeindliche Stellung bezog, hielt sich der Polnische Verein eher abseits der Politik. Dem ideologisch indifferenten, «apolitischen» Polnischen Verein war hauptsächlich an der Pflege des geselligen und kulturellen Lebens gelegen.

Ungefähr auf gleiche Weise entwickelte sich das polnische Vereinsleben in anderen Städten der Schweiz. Als Dachorganisation war seit vielen Jahren der Z.O.P. (Verband der polnischen Organisationen) tätig, der die für ein freies Polen kämpfenden Emigranten vor den Schweizer Behörden und vor dem Weltkongress des freien Polentums vertritt. Er ist auch jene Stelle, die die gemeinsamen Aktionen der in der Schweiz lebenden, freien Polen koordiniert. Einen Verein mit ganz besonderem Ziel stellt der Polenhaus-Verein dar, der in Zürich Klublokalitäten mit Erfrischungsbetrieb unterhält. Die Gründung dieses Vereins geht auf die Zeit zurück, in der noch mehrere Polen in den Baracken bei Wallisellen wohnten, die sich zum Ziel setzten, finanzielle Mittel für den Bau, bzw. Erwerb eines Hauses für gesellige Begegnungen und kulturelle Anlässe in Zürich zu sammeln. Obwohl seit jener Zeit schon über vierzig Jahre abgelaufen sind, wurde dieses Ziel noch nicht erreicht. Die seelsorgliche Betreuung der Emigranten liegt in den Händen der katholischen Mission in Fribourg, wo auch Priester aus Polen und Ausland ihre Begegnungsstätte haben. Die in England bereits während des Krieges gegründete «Polnische Universität im Ausland», «TUNO» entfaltete in den letzten Jahren eine bedeutende Aktivität. Wissenschaftler, die sich seit Jahren im Ausland der freien Wissenschaftsarbeit widmeten, gründeten auch in der Schweiz eine PUNO-Zweigstelle, die wissenschaftliche und politische Beiträge in ihrer Zeitschrift «UNIVERSITAS» veröffentlicht. Die populärste polnische Zeitschrift in der Schweiz über Polen-Aktualitäten dürfte wohl die Monatszeitschrift «Nasza Gezetka» (Unsere kleine Zeitung) sein, in welcher auch Beiträge in französischer und deutscher Sprache erscheinen. Die bedeutendste Rolle im Kulturleben der Schweizer Polen fällt zweifellos dem Polenmuseum in Rapperswil und dem Verein «Freunde des Polenmuseums» zu. Bekannte polnische Künstler, die auf der Tournée im Ausland gastieren, lassen sich die Gelegenheit nicht nehmen, im Rapperswiler Schloss Rezitale zu geben, bzw. Ausstellungen zu organisieren.

Trotz apathischen und depressiven Zuständen hatte mich die positive Einstellung zur Umwelt und zum Leben nie verlassen. Es war zuerst der Glaube an Gott und dann die innere Zufriedenheit, die ich aus der Arbeit schöpfte, die für mich eine grosse moralische Stütze bedeuteten. Das Schicksal meiner Angehörigen und Freunde in Polen war mir niemals gleichgültig. Ihnen zu helfen war mir immer ein Gebot. Und schliesslich war es das Bewusstsein, dass ich nicht allein in der Schweiz war, das mich ganz besonders stärkte. Während ich noch nicht ganz ausgeheilt war, musste meine Bekannte,

Frl. H. meine künftige Frau, wegen eines Lungenleidens nach Leysin zu einer einjährigen Kur fahren. Die Zuversicht, dass sie nach dieser Zeit geheilt zurückkehren würde, gab mir die Kraft, die schwere Prüfung allein durchzuhalten. Als mein Flüchtlingsstatus vom Sozialdienst in Genf positiv geregelt wurde, kamen wir beide zum Schluss, dass uns niemand anderer helfen konnte, als wir uns selber. Die Zeit für unsere Vermählung war reif geworden. In der Peter und Paul Kirche in Winterthur gaben wir uns das Ja-Wort, den weiteren Lebensweg gemeinsam zu beschreiten, auf dem uns nur der Tod scheiden kann.

Bevor es aber so weit war, mussten wir beide einen «Kautionsweg» durchschreiten. Gemäss dem damals geltenden Recht erhielt meine Frau durch die Heirat das Bürgerrecht des Ehemannes. Als Ausländer mussten wir beide eine Kautions von je Fr. 5'000.-- zahlen. Da ich aber bei der Schweizer Behörde als schriftenloser Ausländer galt, wurde uns die Trauung unter Hinterlegung einer Trauungskautions von Fr. 4'000.- bewilligt, wobei mir allerdings geraten wurde, um die Reduktion derselben auf Fr. 1'000.- ein Gesuch einzureichen. Da meine Frau Domizil in Winterthur hatte und dazu Ausländerin wurde, durfte sie sich in Zürich ohne Bewilligung nicht niederlassen. Von einer gemeinsamen Wohnung in Zürich konnte also keine Rede sein. Die Folge davon war, dass sie aus Winterthur zur Arbeit nach Zürich tägliche Bahnfahrten zu unternehmen hatte. Meine aus dem Sanatorium mit Pneumothorax entlassene Frau war damals noch Patientin, weshalb sich der behandelnde Arzt wunderte, warum ihr der Amtsschimmel keine Wohnbewilligung für Zürich erteilen wollte. Durch die Heirat wurde meine Frau als Schweizerin die Leidtragende, denn auch sie musste Gesuche um Arbeitsbewilligungen einreichen. Auf meiner Seite dagegen verlief die Prozedur zum Glück einfacher. Anlässlich der Beschaffung der nötigen Trauungsunterlagen hatte ich mehrere Amtsstellen aufzusuchen. An einer solchen Stelle bemerkte der Beamte, dass für mich keine Wohnbewilligung vorliege, weshalb er in aufgeregtem Ton ausrief: «Wie sind Sie denn von Winterthur nach Zürich gekommen?» Da ich nach 5 Jahren Internierung überhaupt keine Ahnung von Wohnformalitäten hatte und von allen Umtrieben müde war, antwortete ich ihm halb im Spass: «Mit dem Zuge!», was wie eine Herausforderung an seine Amtswürde klingen mochte. «Diese Unterlassung wird Sie etwas kosten!», erklärte er trocken. Da ich durch meine Logisfrau ordentlich angemeldet war, amüsierte mich diese Angelegenheit langsam. Als er dann die Gründe erläuterte, weshalb ich eine «Wohnungskautions» zu leisten hätte, konnte ich mein Lächeln kaum unterdrücken und fragte ihn um Rat, wie ich mit allen diesen Kautions fertig werde, wenn unsere Finanzmittel durch die Krankheit und den Lohnausfall bei meiner Frau erschöpft wären. Nachdem ich ihm noch einige Fragen beantwortete, machte er überraschend eine Handbewegung und sagte, dass diese Angelegenheit als erledigt zu betrachten sei. Gottlob, dass er mehr Verständnis für das menschliche Schicksal als für die Vorschriften hatte.

Nach Beendigung der Internierung waren die ehemaligen Internierten einige Zeit von der Fremdenpolizei unbehelligt geblieben. Dies änderte sich jedoch später plötzlich, als mehrere Kameraden Briefe von der genannten Behörde erhielten, mit welchen ihnen nahegelegt wurde, wegen der angespannten Arbeitsmarktlage die Ausreise ins Ausland möglichst bald vorzubereiten. Ich erhielt auch bald ein solches Schreiben. Wäre ich gesund gewesen, hätte mir der amtliche Bescheid vielleicht nicht so viel ausgemacht.

Der Grund der plötzlichen Wendung in der Fremdenpolitik gegenüber uns Internierten (von den 12'150 Soldaten mögen keine 900 geblieben sein), die sich grösstenteils in der Schweiz gut eingelebt hatten, war für uns unverständlich, dies umso weniger, als einige Zeit nach der Aufforderungsaktion eine Welle von Fremdarbeitern die andere abzulösen begann. Ob diese harte Einstellung für alle Fremden gegolten hatte oder nur für die ehemaligen Internierten, weil sie als Polen dem «Kommunistenreich» gehörten, konnten wir nie erfahren. In der fast gleichen Zeit wurden unter uns im Zusammenhang mit der Kündigung des Mietvertrages des Polenmuseums in Rapperswil und der überstürzenden Räumung der Museumsbibliothek verschiedene Gerüchte verbreitet. Manche Landsleute vertraten die Meinung, dass die Koinzidenz der Wendung in der Fremdenpolitik und der Kündigung nicht zufällig war. Wie dem auch gewesen sein mochte, war die Verbitterung bei den letzten Internierten unverkennbar. Erst einige Jahre später kam sie allmählich durch die Gründung des polnisch-schweizerischen Vereins der Freunde des Polenmuseums zum Abklingen. Eingedenk der seit Jahrhunderten bestehenden Freundschaft zwischen Polen und der Schweiz geriet der Rest der da-

maligen Betroffenheit in Vergessenheit.

Es kam der Tag, an dem zwei Kommissionen, je eine aus Australien und Kanada ihre Tätigkeit aufnahmen, um unter den Internierten und den später in die Schweiz geflüchteten Polen eine Auslese der arbeitsfähigen Kandidaten für die Übersiedlung in die beiden Länder durchzuführen. Jeden Tag hätte mir die Vorladung vor eine der beiden Kommissionen zugestellt werden können. Statt dessen erhielt ich zu meiner Überraschung ein Schreiben vom Sozialamt in Genf, womit mir mitgeteilt wurde, dass in Anbetracht der ärztlich attestierten Krankheit eine Ausreise für mich nicht zumutbar sei. Da mir von der Existenz eines «Service Social» in Genf nichts bekannt war, war die Überraschung umso erfreulicher. Im Moment wusste ich nicht, wie ich der göttlichen Vorsehung für die glückliche Wendung Dank sagen sollte. Eine Existenz in einem der beiden englischsprechenden Länder aufzubauen, wäre mir mit meinen Englischkenntnissen nicht schwer gefallen. Lediglich die Verpflichtung einer 2-jährigen physischen Arbeit bedeutete für mich eine härtere Auflage.

Eine Überraschung kommt nicht allein. Eines Tages schlug mir mein Chef einen Stellenwechsel vor, indem er mir einen Posten bei unserer Pariser Niederlassung anbot. Während er mir das Angebot näher erläuterte, war ich bereits mit meinen Gedanken in Paris, wo mein Bruder wohnte. Ihm, wie vielen anderen polnischen aus Dauchau befreiten Priestern, sicherte die französische Regierung die Aufnahme und Existenz in Frankreich ohne Auflagen zu. Dies war eine grosszügige Geste Frankreichs gegenüber den polnischen Priestern aus Westpolen, wovon mehrere seit Mai 1940 ins Dachauer Konzentrationslager eingewiesen und dort medizinischen Experimenten ausgesetzt wurden. Mein Bruder musste z.B. wochenlang mit einem mit malaria-infizierten Mücken in einem am Oberschenkel befestigten Käfig als Experimentobjekt liegen. Von den 2 Tausend in Dachau inhaftierten katholischen Priestern des Posenerlandes konnten kaum 800 am Kriegsende das Lager verlassen; die übrigen überstanden die unmenschlichen Lagerbedingungen nicht. Die Nazis behandelten die polnischen, katholischen Priester besonders hart und beabsichtigten, dieselben ganz auszurotten, da ihnen deren aktive Rolle in der Verteidigung des Polentums während des von Bismarck geführten preussischen Kulturkampfes vollauf bekannt war. Hitler wollte unter keinen Umständen zulassen, dass der «kämpferische Katholizismus» das im Warthegau reduzierte Polentum vor der totalen Ausrottung retten würde. Frankreich war damals interessiert, diese Priester zu haben, und zwar nicht nur wegen der Betreuung der polnischen Emigranten, sondern auch wegen der Missionierung in der Pariser Bannmeile, wo das christliche Leben sehr viel zu wünschen übrig liess.

Da mir der Vorschlag der Firma erlauben würde, mit meinem Bruder gemeinsam in Paris zu wohnen, akzeptierte ich ihn mit gewissen Vorbehalten. Leider wurde die Rechnung sozusagen ohne den Wirt – Frankreich – gemacht. Als ich meinen Chef auf die politischen Folgen durch die Beschaffung des nötigen Passes aufmerksam machte, d.h. auf den Verlust des Flüchtlingsstatus, liess er mir freie Hand und versicherte mich der Unterstützung der Firma. Ein Pass wurde mir von der Berner Botschaft ohne weiteres ausgestellt, aber nach Paris konnte ich nicht fahren, da sich das französische Konsulat strikte weigerte, das nötige Visum zu erteilen. Obwohl ich dort mehrere Male vorsprach und den Zweck meiner Reise präziserte und sogar darauf hinwies, dass ich als Soldat der Sikorski-Armee, Teil des französischen Heeres, auf Demobilisierung Anrecht hätte, nützte dies alles nichts. Nicht einmal der Grund der Absage wurde mir bekanntgegeben. Nach Ablauf von 2 Monaten fragte ich meinen Chef, ob die Direktion bereit wäre, zu meinen Gunsten beim Konsulat zu intervenieren. Er antwortete mir zu meiner allergrössten Überraschung, dass meine Stelle in Paris nicht mehr aktuell sei. So sehr ich durch sein Stellenangebot überrascht war, so verwirrte mich nicht minder seine bruske Absage. Da der Erwerb des Passes der polnisch-kommunistischen Botschaft meinen Flüchtlingsstatus weitgehend komplizierte, war es mir schliesslich nicht unangelegen, dass die Pariser Anstellung ins Wasser fiel. Somit konnte ich auf meinen politisch belastenden Pass verzichten.

Der Zufall wollte es, dass ich einen Landsmann traf, der mit einem «Berner Pass» Polen besuchte. Als er mir einiges über unsere Heimat, insbesondere über seinen unbehelligten Aufenthalt in Polen erzählte, kam mir in den Sinn, dass sich mein kranker Vater nach dem Tode seiner jüngeren Tochter meine Rückkehr in die Heimat wünschte. Da damals vor den Wahlen politische Unsicherheit herrschte und mein Gesundheitszustand noch nicht hergestellt war, zögerte ich, die strapaziöse Reise anzutreten. Inzwischen näherte sich die Weihnachtszeit 1946 und ich erfuhr, dass 3 Winterthurer

Internierte nach Abschluss ihrer Chemiestudien nach Polen abreisen würden. Deshalb beschloss ich, die Gelegenheit der gemeinsamen Reise mit ehemaligen Kameraden zu benützen, um hauptsächlich meines Vaters letzten Wunsch zu erfüllen. Seltsam war die Fahrt durch das «bestrafte» Deutschland. In Pforzheim, wo wir vom Basler Zug nach Stuttgart umsteigen mussten, hatten wir Zivilisten, wie auch die Deutschen, keinen Zutritt zu den normalen für die Besetzungsangehörigen reservierten Waggonen. Wir mussten richtiggehend mit aller Kraft kämpfen, um «etwas» Platz in den für Deutsche reservierten Waggonen zu ergattern. In Stuttgart suchten wir vergeblich nach einem Bahnhofbuffet. In der riesigen, zerbombten Halle musste man froh sein, eine Stelle zu finden, wo warmer Kaffee in einem gemeinsamen Töpfchen, das von Mund zu Mund ging, serviert wurde. In Prag war nicht einmal das; denn der Wartesaal war abgeschlossen, sodass die heimkehrenden Zwangsarbeiter, in Pelzjacken gekleidete Slowaken und Rumänen, auf dem kalten Boden die Nacht zu verbringen hatten. Meine 3 Reisegefährten, die Richtung Warschau fuhren, hatten es besser, denn sie hatten in der gleichen Nacht Verbindung, wogegen mein Zug nach Wroclaw/Poznan erst um 11 Uhr des nächsten Tages abfahren sollte. Die ganze Nacht hatte ich im kalten Korridor zu verbringen und anstatt um die angesagte Zeit abzufahren, erschien der Zug Prag-Wroclaw erst um 3 Uhr nachmittags. Bis zur Grenzstation Miedzylesie war es im Abteil noch bequem. Erst auf der polnischen Seite füllte sich der Zug mit Landsleuten und russischen Offizieren so dicht, dass ich schon eine Stunde vor der Ankunft in Leszno meinen Platz verliess, um mich durch den Korridor durchzukämpfen, um in meiner Heimatstadt ganz erschöpft aussteigen zu können. Damals im Dezember 1946 dauerte die Reise von Basel bis Leszno über drei Nächte und drei Tage. Obwohl es mir bewusst war, dass ich die Realität meiner Heimat nicht mit dem Schweizer Massstab messen dürfe, kam sie mir recht ärmlich und vernachlässigt vor. Durch die sieben Jahre meiner Abwesenheit hatte sich das Leben durch den Krieg dermassen geändert, dass ich mich vom Gefühl der Fremdheit nicht befreien konnte. Alles wurde mir auf einmal im Elternhaus so unheimlich anders, besonders als mir mein Vater ein Familiengeheimnis anvertraute. Wahrscheinlich war dies der Grund, weshalb er mich vor seinem Tode zu sehen wünschte. Die Enttäuschung war fast grösser als die Freude am Wiedersehen; denn ich erkrankte und musste ins Bett.

Bis die ersten Spritzen und Arzneien zu wirken begannen und meine Leistungsfähigkeit einigermaßen wiederhergestellt war, mussten noch anderthalb Jahre vorübergehen. Der «Nachholbedarf» war so gross, dass sich das Blutbild nur sehr langsam verbesserte. «Sie müssen darauf gefasst sein, dass diese Mangelkrankheit Sie unter Umständen Ihrer Lebtage nie verlassen wird», sagte mein Arzt. Alle 4 Wochen musste ich ihn wegen der nötigen Spritze und Blutkontrolle besuchen. Ausser Spritzen erhielt ich als Ergänzung: Blattgrün, Hefepreparate, Schweinsmagenextrakte und eine Auswahl von Eisenpillen, sie sich jedoch auf die Dauer als sehr schwer verträglich erwiesen. Nach anderthalb Jahren baute der Arzt die meisten Arzneien ab. Die Cytobion-Reticulogen, bzw. Bedumilspritzen, wie sie alle heissen mochten, begleiteten mich hingegen durch einige Jahrzehnte. Das 36. Altersjahr war in meinem Leben, das darf ich wohl sagen, mein Schicksalsjahr. Als das alles wie ein schrecklicher Traum vorbei war und mein Arzt mir keine gute Lebensprognose stellte, konnte ich fast von einem Wunder reden, dass ich die Zeit von über 30 Jahren medikamentöser Behandlung im Allgemeinen glücklich überstanden habe.

Nach etwa vier Jahren Arbeit in der Schadenabteilung übernahm ich einen Posten in der neu gegründeten Regressabteilung, die von einem unternehmungsfreudigen, frisch in die Firma eingetretenen Angestellten organisiert wurde. Offenbar war es zwischen der Direktion und dem neuen Angestellten, der aus dem Schadedienst eines bedeutenden schweizerischen Transportunternehmens kam, abgemacht, die Regressabteilung in unserer Firma zu organisieren und die Leitung derselben zu übernehmen. Da der Regress in unserer Firma bis anhin eine Sache der Schadenabteilung war, waren anfänglich gewisse Meinungsdivergenzen über die Zweckmässigkeit dieser Reorganisation in der Transportversicherung unvermeidlich. Es war mir nicht entgangen, dass damals in dieser Abteilung ein erträgliches, «menschliches» Klima herrschte, wo man für die typisch amerikanische Arbeitseffizienz eher wenig Verständnis zeigte. Die neu gebildete Regressabteilung dagegen musste erst sozusagen ihre Spuren abverdienen. Zwischen den älteren, eingearbeiteten Schaden-Sachbearbeitern und den frischgebackenen Regressangestellten kam es manchmal zu Differenzen, die sich naturgemäss aus der Reorganisation ergaben, was zu gewissen Spannungen in der altetablierten

Transportabteilung führen musste. Der neue Regresschef bat mich eines Tages um Mitarbeit in seiner Abteilung. Obwohl mir die Spannungen bekannt waren, entschloss ich mich, in die neue Abteilung einzutreten, in der Meinung, dass mir gewisse Erfahrungen, die ich im Rechtsbüro des Posener Feuersozietäts mitbekommen hatte, in der neuen Regressabteilung von Nutzen sein könnten. Leider bemerkte ich erst später, dass ich nicht nur in das Spannungsfeld der beiden Abteilungen geraten war, sondern dass sich die Differenzen innerhalb der neuen Abteilung zu häufen begannen, was meiner Gesundheit keineswegs zuträglich war. Ich muss aber gestehen, dass das neue Tätigkeitsfeld bedeutend interessanter als die Arbeit in der Schadenabteilung war. Die Regressarbeit, besonders das Korrespondieren mit den Seereedereien hatte mich so gefesselt, dass allmählich die Differenzen für mich an Bedeutung verloren. Im Übrigen trat bald darauf in unsere Abteilung ein Schweizer Jurist ein, der dann später deren Leitung übernahm. Er kam aus der Schadenabteilung und, da er über die Differenzen auf dem Laufenden war, trat durch seine blosse Anwesenheit in der Transportversicherung eine Beruhigung ein. In ihm begegnete ich einem Menschen, der mich mit seinem gradlinigen, offenen und menschenfreundlichen Charakter ausserordentlich beeindruckte, und zwar nicht nur während der Büroarbeit, sondern auch ausserhalb des betrieblichen Lebens. Durch seine freundliche Zusammenarbeit war es mir gegeben, die Besonderheiten des schweizerischen Rechtssystems gründlicher kennen zu lernen. Wenn jemand von den Angestellten Hilfe oder Ratschläge in Rechts-sachen brauchte, war er immer für ihn da. Still und diskret wie er war, Hess er seinen Mitarbeitern viel freie Hand in der Entscheidung. Die Direktion, die seine Charakterfähigkeiten, sein Wissen und seine Fähigkeiten erkannte, honorierte sie mit der Beförderung zum Rechtskonsulten und später mit einem Direktionsposten.

Noch einmal kam ich mit den Schweizer Behörden in Kontakt, als ich mich nach 12 Jahren Aufenthalt in Zürich entschlossen hatte, mich um das Schweizer Bürgerrecht zu bewerben. (Da die Agenturstelle in Posen nicht mehr sicher zu sein schien, war es an der Zeit, meinen Status in der Schweiz zu regulieren.) Nach meinem Stellenantritt sah es so aus, dass sich sowohl der Abteilungs-chef wie auch der Personaldirektor für meine Einbürgerung interessierten und gewisse Zusicherungen gaben, sich gegebenenfalls für mich zu verwenden. Diesbezüglich führte ich auch Gespräche mit dem damaligen Präsidenten des Hausvereins, Herrn F., der mir in dieser Angelegenheit seine Unterstützung versprach, wobei er mir auch riet, alle Ausgabenbelege aufzubewahren, und zwar für den Fall, dass die Firma bereit wäre, einen Teil der Kosten der Einbürgerung zu übernehmen.

In der Nachkriegszeit stand unsere Firma im Zeichen einer dynamischen Expansion unter Führung des damaligen, energischen Chefs der Transportversicherungsabteilung, der den Geschäftsumfang der Firma durch Gründung von Filialen und Agenturen im Ausland weitgehend ausdehnen wollte. Seiner Meinung nach boten sich solche Möglichkeiten in Osteuropa, und zwar in Polen und in Ungarn. In den anderen Ländern dieser Zone wie Österreich, Tschechoslowakei und auch in Skandinavien war die Firma bereits direkt oder indirekt vertreten. Nach der Ankündigung des Marshallplans schien es, dass diese Expansion reelle Aussichten hatte. Leider erwies es sich später, dass dieser Plan ohne Stalins Einwilligung nicht durchführbar war. Bekanntlich schob er den amerikanischen und zum Teil den späteren westlichen Investitionsabsichten den Riegel. Angesichts dieser Lage war man gezwungen, das Tätigkeitsfeld anderswo zu suchen. Günstigere Chancen versprach die Expansion im Nahen Osten, wo nach Abzug der westlichen Schutzmächte ein gewisses Vakuum entstand. Hier, wo der Weltkrieg keine tiefen Spuren hinterlassen hatte, schien sich einer dynamischen, finanzkräftigen Versicherungsfirma ein einträgliches Tätigkeitsfeld zu eröffnen. Zwar galten damals die Nahostländer ökonomisch gesehen nicht als ausgesprochen interessante Investitionsgebiete, aber es handelte sich dabei um Investitionspläne auf längere Sicht. Kaum aber waren die nötigen Kontakte aufgenommen und die Grundsteine einer Filialen-, bzw. Agenturenorganisation gelegt, begannen die ersten, ganz unerwarteten Hindernisse aufzutreten. So wie in Mittel- und Osteuropa das Expansionsvorhaben der amerikanischen und westeuropäischen Unternehmungen an Stalins Veto zerbrachen, so wurden die Investitionspläne der schweizerischen Versicherungsgesellschaften und auch der Unsrigen durch die Autarkiebestrebungen in der Wirtschaft und Politik der arabischen Länder in Frage gestellt. Diese Bestrebungen äusserten sich darin, dass die Regierungen der Nahostländer die Bedingungen der Geschäftstätigkeit der Versicherungsgesellschaften weitgehend verschärfen, indem sie deren Tätigkeit von der Hinterlegung so exorbitanter Kauttionen abhängig machten,

dass die Rentabilität jeglicher Versicherungstätigkeit fraglich wurde. Als dann dazu die Lage in Palästina akuter wurde und die allgemeine Nationalitätenunrast diesen Weltteil erfassten, kam man in der Firmenleitung langsam zur Einsicht, dass viel von den Expansionsplänen abgeschrieben werden müsse. Hierüber wurde ich nicht genau auf dem Laufenden gehalten, doch hatte ich den Eindruck gewonnen, dass auch der Gedanke der Etablierung einer Geschäfts-, bzw. Agenturenstelle in Posen zu jener Zeit fallen gelassen wurde.

Und doch muss ich kurz auf diese Angelegenheit zurückkommen. Bevor ich im Dezember 1946 nach Polen abreiste, um meinen kranken Vater zu besuchen, bat mich mein Chef, die Frage des Engagements eines Havarie-Kommissars für Posen zu sondieren. In der Zwischenkriegszeit wuchs Posen zu einer bedeutenden Messestadt in Europa, wo Schweizer Firmen immer mehr Produkte ausstellten, weshalb sich die Inbetriebnahme eines Havariekommissariats als sehr nötig erwies. Auf Empfehlung des mir bekannten Direktors des Verbandes christlicher Kaufmannsvereine in Posen, Herrn Kl., nahm ich Kontakt mit Herrn L. auf, der sich als Geschäftsmann aus der «deutschen Zeit» als Schadenexperte eignete. Er interessierte sich sehr für diesen Posten. Ich hatte damals die Absicht, zuerst das Havariekommissariat und später in Anlehnung an die Posener Industrie- und Handelskammer, wo mein Bekannter, Herr S. lic. Öc., tätig war, die Geschäftsstelle der Firma «SCHWEIZ» aufzubauen. In diesen drei Herren hoffte ich die nötige Stütze dazu zu finden. Trotzdem sah meine Firma, vermutlich aus oben erwähnten Gründen, von weiteren Bestrebungen ab, ohne mich vom definitiven, negativen Bescheid in Kenntnis zu setzen. Da ich später in der Regressabteilung arbeitete, lag der Fall nicht mehr in meinem Interessenbereich. Wie dem auch gewesen sein mochte, war es um die Unterstützung meiner Einbürgerungssache und um die Posener Geschäftsstelle still geworden.

Als ich mein Einbürgerungsgesuch einreichte, hiess es, dass mindestens 2 Jahre ablaufen müssten, bis mir der definitive Bescheid bekanntgegeben würde. Nach Ablauf der Frist erhielt ich den Entscheid, dass die Untersuchung meines Falles wegen einigen Unklarheiten während meines Hochschullageraufenthaltes für einige Monate zurückgestellt werden müsse. Der Personaldirektor, der bereits bei meiner Anstellung mein Gesuch um das Schweizer Bürgerrecht befürwortet hatte, bliess jetzt unverständlicherweise zum Rückzug. Ich erklärte ihm jedoch deutlich, dass ich mein Gesuch nicht zurückziehen gedenke; denn es gehe mir nicht nur um die Einbürgerung, sondern auch um die Wahrheit, d.h. die Unklarheiten zu beseitigen. Da es sich scheinbar um solche politischer Natur handelte, möchte ich über das Politische im Hochschullager Winterthur folgendes berichten:

Der Mensch ist bekanntlich ein «Zoon Politikon» was bedeutet, dass alles, was sich in der «Polis» abspielt, ihm nicht fremd sein dürfte. Bis Sommer 1944 war es im Lager, abgesehen von den üblichen Tischgesprächen bei Mahlzeiten, diesbezüglich eher still. Das Kriegsgeschehen, besonders die Misserfolge der Alliierten bei den Verhandlungen in Yalta, wo die verhängnisvolle Aufteilung Europas in Interessensphären erfolgte, liessen die ideologischen Meinungsdivergenzen für einige Zeit vergessen. Lebhaftige Diskussionen entstanden erst, als die Schuldfrage am verlorenen Krieg 1939 zur Debatte stand, was zum Teil auch die parteipolitische Seite dieser Frage berührte. Die zahlenmässig überwiegende jüngere Studentengeneration war eigentlich zu wenig erfahren, um das politische Geschehen der Vorkriegszeit in ihrer Heimat objektiv zu beurteilen. Andererseits umfasste das Hochschullager in Winterthur in der Mehrzahl Studenten der technischen Richtungen, die politisch eher indifferent waren und für parteipolitische Auseinandersetzungen wenig Interesse zeigten. Die ältere, politisch aktivere Studentenschaft hielt sich an traditionellen Ideologien und Parteiprogrammen, die sie aus der Heimat mitgenommen hatte. Im ideologischen, bzw. parteipolitischen Leben spielten die bedeutendste Rolle in Polen der Zwischenkriegszeit die folgenden Parteien:

1. Die Nationaldemokratische Partei (N.D.). Sie kristallisierte sich aus dem ältesten, einflussreichsten Gedankengut der 1866/67 in der Schweiz gegründeten «Polnischen Liga», die, obwohl sie national-liberale Ideen vertrat, wegen der Schnüffelei und Verfolgung seitens der russischen und preussischen Polizei eine Geheimgesellschaft blieb. Im Jahre 1893 bildete R. Dmowski mit seinen Anhängern die Polnische Liga in eine Nationale Liga um und gab ihr ein stark nationalistisches Gepräge. Um die nationalistische Ideologie dieser Liga scharten sich einige polnische Emigranten und gründeten 1897 die Nationaldemokratische Partei, deren Programm die Konsolidierung aller nationalen Kräfte in den damaligen drei Teilgebieten Polens und der Unabhängigkeitskampf mit legalen Mitteln war. Sie rekrutierte sich hauptsächlich aus bürgerlichen, mitteladligen und intellektuellen



Kreisen. Gemäss Ideologieprogramm war sie ausgesprochen «antigermanisch» und auf die Westdemokratie ausgerichtet. Als slawophile Bewegung hoffte sie, das künftige Polen mit Unterstützung der alliierten Westdemokratien innerhalb des russischen Reiches ein autonomes Polen errichten zu können.

In der gleichen Zeit, in der sich die nationale Bewegung entfaltete, wuchs ein sozialistisches, zersplittertes Lager empor, das zuerst mehrheitlich den Gedanken der nationalen Unabhängigkeit ablehnte und revolutionäre, kosmopolitische Ideen proklamierte. Im sozialistischen Lager spielte die Polnische Sozialistische Partei, die P.P.S. die grösste Rolle und in derselben wieder der aus dem Wilnaer Adel stammende J. Pilsudski. Unter seiner Wirkung liess man in der PPS den kosmopolitischen Klassenkampf zugunsten des nationalen Unabhängigkeitskampfes gegen das Zarentum fallen. So beherrschten die polnische Nation vor dem ersten Weltkrieg zwei ideologisch grundverschiedene Lager: einem antideutschen, bürgerlich-adligen, auf Autonomie legal bauenden Lager stand ein anti-russisches, sozialistisch-kleinbürgerliches, revolutionäres Lager gegenüber. In der Bestrebung, die nationale Unabhängigkeit, das gemeinsame Ziel, zu erreichen, waren sich beide Lager einig. Ausser dem gemeinsamen Ziel und obwohl der ideologische Kampf unter Umständen scharfe Formen annahm, existierten zwischen denselben stets unsichtbare Verbindungen durch den streng geheimen, mehrstufig organisierten Polnischen Jugendbund ZET.

2. Der Parteilose Block der Zusammenarbeit mit der Regierung BBWR. Das Verhältnis Pilsudskis zur PPS war in der Zeit vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Brester Krise nicht eindeutig gewesen. In den ersten Jahren der Republik, als Pilsudski deren Staatschef war, galt seine Sympathie zweifellos den Sozialisten, indem er die beiden Sozialisten Daszynski und Moraczewski nacheinander mit der Regierungsbildung beauftragte, obwohl er anderseits den Sozialisten erklärte, «aus der sozialistischen Trambahn an der Station Polen aussteigen zu müssen». Beim Staatsstreich im Mai 1926 unterstützten ihn eindeutig die Sozialisten; aber bereits im Oktober 1926 fand die denkwürdige Zusammenkunft Pilsudskis mit dem Grossadel im Schloss des Fürsten Radziwill, wo er auch Grossindustriellen begegnete. Offenbar war seine Sympathie für die Sozialisten bloss eine Taktik, deren Dynamismus er beim Staatsstreich brauchte, aber beim Regieren die Unterstützung der starken Rechten benötigte. Erst ein halbes Jahr nach dem Staatsstreich beschloss Pilsudski seinen überparteilichen «Block der Zusammenarbeit mit der Regierung», den BBWR zu bilden. Seine Idee war, sich nicht auf eine politische Partei, bzw. Interessengruppe stützen zu müssen. Er appellierte an alle Polen, die ihm im Namen des «Dienstes an Polen» die Realisierung der «moralischen Gesundung» der Nation helfen würden. Die Sanierung der Gesellschaft stand im Mittelpunkt seines Programmes, weshalb seine Partei «SANACJA» (im Gegensatz zur Nationaldemokratischen N.D. = «ENDECJA») genannt wurde. Da in den Neuwahlen der BBWR nicht die erhoffte absolute Mehrheit erhielt, offenbar wegen der Stimmenabsenz der misstrauischen Sozialisten, wurde Pilsudskis Kampfgenosse, Oberst Slawek beauftragt, in die Mitgliederwerbung einzuspringen. Dazu eignete sich die Beamtenschaft, wo der energische Oberst einen gewissen Erfolg buchen konnte. Infolge Pilsudskis Feindschaft gegenüber dem Parlament bröckelte die BBWR-Mitgliederzahl ständig ab, insbesondere als die PPS wegen der Brester Inhaftierung seiner Parlamentarier offen zur Opposition überging. Der Anschlag auf die Demokratie durch die Brester Affäre führte auch einen Teil der «ENDECJA» zur Opposition.

3. Die Polnische Sozialistische Partei PPS. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts vereinigten sich die verstreuten Zellen der sozialistischen Bewegung im Lande und zum Teil in der Emigration unter dem Nestor des polnischen Sozialismus, Limanowski. Anfänglich hatten die PPS-Sozialisten die Konkurrenz der kosmopolitischen Sozialdemokratie, SDKPiL von R. Luxemburg und F. Dzierzynski zu ertragen. Die PPS spielte eine ruhmreiche Rolle während der Revolution 1905/06 gegen das verhasste Zarentum und die rücksichtslose russische Polizei. Nicht minder ruhmreich war der Kampf der PPS um den polnischen Parlamentarismus, der besonders unter Slaweks Regierung unterdrückt wurde. Dies brachte der PPS viel Anerkennung auch unter den Intellektuellen. Als Antwort auf die Willkürakte Pilsudskis rückten die beiden Oppositionsparteien der Arbeiter und Bauern einander näher und brachten ihren Unwillen gegen das Obersten-Regime mit Streiks zum Ausdruck.

4. Die (bäuerliche) Volkspartei SL. Sie spielte in Polen nicht die Rolle, die dem zahlenmässigen Verhältnis des Bauernstandes entsprochen hätte. In den Anfangsjahren der Republik, als die Boden-

reform dringlich war, verhielt sich diese Partei unter der Leitung des bekannten Bauernführers Witos aktiv und sehr radikal. In den 30iger Jahren operierte sie als Oppositionspartei mit breitorganisier- ten Bauernstreiks. Angesichts der von Stalin nach dem II. Weltkriege befohlenen Zwangskollektivie- rung der Landwirtschaft wurde sie zur Schicksalspartei der Volksrepublik Polen. Dank der Standhaf- tigkeit des katholischen Klerus und dem Zusammenhalten der Bauern mit demselben war es der Bau- ernschaft, stellvertretend für die ganze Nation, möglich, die Gefahr der Sowjetisierung Polens abzu- wenden. (Meines Erachtens besteht diese Gefahr immer noch; denn nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge verzichtete die Sowjetunion keineswegs auf die Sowjetisierung Polens durch Zwangskol- lektivierung und Vernichtung der katholischen Kirche.)

Die zwei letztgenannten Parteien waren im Hochschullager schwach vertreten, wogegen die N.D. und der BBWR-Block unter den Studenten ziemlich viele Anhänger hatten. Ich habe den geschicht- lichen Werdegang der 4 oben genannten Parteien bearbeitet. Aus Platzgründen musste ich leider die Darstellung desselben aus meinen Erinnerungen eliminieren. Nachdem jedoch einige versteckte Mit- glieder der K.P.P. im Hochschullager und die K.P.P. in unserer Heimat eine besondere Rolle gespielt hatten, möchte ich hier nur sehr kurz die Entwicklung dieser Partei darstellen.

Die kommunistische Partei Polens war in der Zwischenkriegszeit nie eine Partei von Bedeutung. Es fehlten ihr die nötigen Voraussetzungen. Da der Sowjetkommunismus die Gottlosigkeit und die Bekämpfung der Religion im Programm hatte, konnte er in einem Lande, wo die Volksmehrheit ka- tholisch und die Religiosität im Volke tief verankert war, nicht recht Fuss fassen. Ausserdem war es die instinktive Furcht des friedliebenden polnischen Volkes vor der kämpferischen Ideologie eines zahlenmässig mächtigen und eher rohen Volkes, das gegenüber den Polen nie freundlich gesinnt war, die den Kommunismus unannehmbar machte. Eine Weltanschauung, die den blutigen Klassenkampf verkündete und sich selbst in der Revolution nur auf grausamste Art durchsetzen konnte, war für das Polentum etwas absolut Unmenschliches und Abschreckendes. Für die Polen, die in ihrer 1000jäh- rigen Geschichte mit der westlichen Kultur eng verbunden waren, war das auf Gerechtigkeit basie- rende Gedankengut des französischen, evolutionären Sozialismus wohl akzeptabel, wogegen ein pri- mitiver, blutbefleckter Kommunismus auf uns Polen als Schrecken wirkte. Die Bodenaufteilung des Grossgrundbesitzes mit angemessener Entschädigung war im Prinzip als Korrektur des Unrechts wohl nachzuzahlen, nicht aber die unter Stalin grausam durchgeführte Kolchosierung, die den freien Bauer zum Sklaven degradierte und in der Ukraine das Leben von 2-3 Millionen Menschen kostete. Sie wurde sogar vom polnischen Kommunistenführer Gomulka abgelehnt. Der Kommunismus, der 1944/45 auf den Bajonetten der Sowjetarmee nach Polen gebracht wurde und der die grausame Mordtat von Katyn hinter sich hatte, zeigte mit blutbefleckten Händen des Brudermordes den Weg von Wolhynien über Lemberg, Lublin und Wilno bis nach Warschau. Bis zu dieser Zeit wagte noch keine Partei Polens, ausser den Lubliner Kommunisten, seine politischen Gegner mit einer feind- lichen Macht zusammen durch Mord und Jagdhetze zu bekämpfen. Dies waren die Gründe, weshalb die kommunistische Partei weder in den 20iger noch in den 40iger Jahren in Polen gedeihen konnte.

Die Anfänge der KJLP. dürften in der von Rosa Luxemburg geleiteten Sozialdemokratie Kon- gresspolens und Litauens, SDKPiL, zu suchen sein. Damals, 1918, traten dieser sowjetfreundlichen und kosmopolitisch orientierten Partei noch einige Anhänger der PPS-Linken bei. Nachdem sie jedoch eine bürgerlich-bäuerliche, unabhängige Republik Polen abgelehnt hatte, ging sie zahlen- mässig über eine Zelle nicht hinaus. Sie erhielt Direktiven von einer fremden, Polen gegenüber un- freundlichen Macht, weshalb sie im Untergrund agieren musste. Eigentlich liess sie sich erst während des spanischen Bürgerkrieges und der Volksfrontära in Frankreich von sich hören, als sie im Stillen versuchte, eine ähnliche Front gemeinsam mit den Linksparteien und dem Zentrum zu bilden. Ob- wohl damals ein Wind des Linksradikalismus über die polnische parteipolitische Szene wehte, lehnten die beiden Oppositionsparteien, die PPS und die Volkspartei ab, mit der Volksfront zusammen- zuarbeiten, da sie vor dem sowjetischen Moloch offenbar Bedenken hatten.

Nach dem gemeinsamen deutsch-sowjetischen Überfall auf Polen im September 1939 wur- den alle polnischen Armeeingehörigen samt Zivilflüchtlingen und viele in der von Russen eroberten Zone wohnhaften Polen als Gefangene in die sowjetischen Lager verschleppt. Nun hatten die Sowjets die Handhabe, unter den Gefangenen mit ihren Methoden ihre Sympathisanten ausfindig zu machen. Dies wurde ihnen insofern erleichtert, als Deutschland seit den Sommer 1941 zum gemeinsamen

Feind des polnischen und sowjetischen Volkes wurde. Allerdings mussten 2 1/2 Jahre vergehen, bis sich einige Polen, offenbar durch sozialistische Ideologie und slawophile Gefühle geleitet, zu einer Sowjet-polnischen Kooperation bereit erklärten. So konnten die Sowjets im Mai 1943 die Nachricht vom Zustandekommen eines «Verbandes Polnischer Patrioten» bekanntgeben. Diese «Patrioten» konnten damals nicht ahnen, dass die Sowjets 2 Jahre später das polnische Volk mit dem «Lubliner Komitee» versklaven werden und dass sie selbst durch Stalin zur Keimzelle des künftigen polnischen Satellitenstaates erkoren wurden. Vorderhand half der Patriotenverband in der Werbung für die aufzubauende polnische Kosciuszko-Division unter General Berling. Unter den in sibirischen Lagern schmachtenden Polen fanden sich genug Kandidaten, die der Hölle um jeden Preis enttrinnen wollten.

Auf britischen Druck entschloss sich General Sikorski im Juli 1941 nach Moskau zu reisen, um Gespräche zu einem polnisch-sowjetischen Abkommen zu führen, gemäss dem der deutsch-sowjetische Teilungsvertrag vom 25.8.1939 als ungültig erklärt, gegenseitige diplomatische Beziehungen aufgenommen und ein gemeinsamer Kampf gegen Nazideutschland vereinbart wurden. Sikorski hoffte, das Schicksal seiner verschleppten Landsleute zu verbessern, das Verschwinden von Tausenden von Offizieren abzuklären und eine polnisch autonome Armee aus den polnischen Gefangenen aufbauen zu können. Trotz diesem Vertrag haben sich die polnisch-sowjetischen Beziehungen nicht gebessert. Die Sowjets waren in den Fragen der polnischen Ostgrenze, des Schicksals der Gefangenen, der Verschollenen und der Leichenfunde polnischer Offiziere und Soldaten bei Katyn nicht nur unnachgiebig, sondern erklärten die frisch aufgenommenen Beziehungen kurz und bündig als abgebrochen, ohne zu den sie belastenden Fragen Stellung zu nehmen. Die Beziehungen verschärfen sich noch weiter durch die Erklärung der Sowjets, dass sie die polnischen Staatsbürger ukrainischer, weissruthenischer und jüdischer Nationalität als Sowjetbürger betrachteten. Ein perfider Menschenraub!

(Für manchen sowjetischen Staatsbürger polnischer Nationalität war es nach dem Kriege sehr schwierig z.B. aus der Ukraine in seine Heimat zu übersiedeln. Dies war der Fall bei der Ehefrau meines Neffen.) Angesichts der feindlichen Haltung der Sowjets gegenüber Polen zog die polnische Exilregierung es vor, ein polnisches Korps unter General Anders ausserhalb der Sowjetunion mit Englands Unterstützung zu organisieren, das sich bei den Kämpfen in Nordafrika, Italien und bei der Invasion in Nordfrankreich und Holland auszeichnete.

Ziemlich früh, d.h. schon im Jahre 1942 wurde damit begonnen, im polnischen Untergrund die moskauhörige Polnische Arbeiter Partei PPR zu organisieren, die unter Aufsicht geschulter sowjetischer Politruks für den Aufbau von kommunistischen Kampfgruppen warb. Ein Jahr später standen die PPR-Zellen unter der Leitung von Bierut und nachher unter jener Gomulkas, der rasch zum Generalsekretär der Partei aufstieg. Aus den einzelnen Kampfgruppen entwickelte sich zuerst die Volksgarde, die erst im Januar 1944 in eine Volksarmee umgewandelt wurde. Da schon seit vier Jahren die der Exilregierung unterstellte, einige Hunderttausend Mann zählende Landesarmee, A.K., gut organisiert und aktiv war, musste der Zulauf zur Volksarmee mehr als bescheiden gewesen sein. Trotzdem funktionierte bereits damals ein konspirativer aus Moskau gesteuerter «Landes-Nationalrat», KRN, den Bierut präsidierte. Der PPR und dem KRN gehörten ausschliesslich Polen an, die die Anerkennung der Curzon Linie (die der ethnischen Abgrenzung nie gedient hatte) als die neue Sowjet-polnische Grenze befürworteten.

Um einen bürgerkriegsähnlichen Kampf nach jugoslawischem Beispiel (Tito gegen Michailowitsch) in Polen zu vermeiden und da die 2. Front durch Balkan von den Alliierten fallen gelassen wurde, befahl die Londoner Exilregierung der zahlenmässig überlegenen AK-Armee die PPR-Zellen und die Volksarmee nicht zu bekämpfen. Der Einmarsch der Sowjetverbände in die polnischen Hoheitsgebiete warf aber wegen den Deutschen die Frage der Zusammenarbeit der AK-Einheiten mit den Sowjet-Truppen auf. Der AK-Generalstab und die Exilregierung einigten sich dahin, dass die AK-Verbände mit den Sowjet-Truppen taktisch zusammenzuarbeiten hätten, sofern die Hoheitsrechte Polens in den Gebieten westlich der Rigaer-Grenze respektiert werden. In mehreren Fällen säuberten die AK-Einheiten so weit das Terrain von den Deutschen, bzw. brachten in die deutsche Verteidigung ein derartiges Durcheinander, dass es den Sowjets leicht fiel, das Angriffsziel zu erobern. Sie benutzten gerne diese willkommene Hilfe; bald aber änderten sie ihre Taktik, indem sie nach Sicherstellung des eroberten Punktes die AK-Verbände angriffen, deren

Offiziere festnahmen und nach Russland deportierten. Dramatischer entwickelte sich die Lage bei der Einnahme von Lublin durch die Sowjets, nachdem bereits ein grosser Teil der Wojewodschaft unter Kontrolle der AK-Armee stand. Hier setzten die Sowjets am 22. Juli 1944 das «Polnische Komitee der Nationalen Befreiung», PKWN, als eine von Moskau abhängige, zur Londoner legitimen Regierung feindlich eingestellte Gegenregierung ein, womit die Sowjetisierung Polens vollendet war. Das «Lubliner Komitee», in dem der Linksozialist Osobka-Morawski die erste Rolle spielte, erhielt von den Sowjets die Hoheitsrechte über alle Gebiete, die noch von den Sowjets, bzw. von der polnischen Volksarmee von den Deutschen zu befreien waren, ohne dass das polnische Volk dazu etwas zu sagen hatte. Um sich die nötige Autorität und Macht in diesen Gebieten zu verschaffen, beeilte sich das Komitee, eine eigene Polizeitruppe aufzustellen, die gemeinsam mit dem sowjetischen Sicherheitsapparat die der Exilregierung unterstellte Zivil- und Militärorganisation zu vernichten begann. Dies geschah, obwohl die AK-Armee durch ihren Untergrundkampf gegen die Deutschen durch 5 Jahre der Sowjetunion grosse Hilfe geleistet hatte! Sogar bei den wildesten Völkern der Erde existiert ein Menschheitskodex, der Mord als Dank für die geleistete Hilfe verbietet. Asiatische Perfidie!

Nach der Warschauer Aufstandstragödie blieb dem Gros der Freiheitskämpfer unter General Okulicki nichts anderes übrig, als sich aufzulösen. Einige Einheiten, die dem Zugriff der vereinten sowjetisch-polnischen Sicherheitskräften entgehen konnten, kämpften noch gewisse Zeit in den Heilig-Kreuz Höhen, die Beskiden und in Ostkarpaten samt ukrainischen Freischärlern. Andere kämpften weiter in den reorganisierten Unabhängigkeitsverbänden W.N. in der Hoffnung, die sowjetische Okkupation überdauern zu können. Der Gipfel der sowjetischen Perfidie wurde erreicht, als sechzehn politischen und militärischen Führern der AK-Armee und der zivilen Untergrundorganisation durch einen sowjetischen Oberst freies Geleit zugesichert wurde. Nach «Moskowiter Sitte» wurde diese Zusicherung gebrochen, die sechzehn Militärführer und Politiker in die Falle gelockt und in das berüchtigte Lubianka-Gefängnis gebracht, worauf ihnen wegen Landesverrats (!) sowjetischerseits der Prozess gemacht wurde. So endete der heldenhafte Kampf der polnischen Partisanen, die nicht auf offenem Feld besiegt, sondern durch List und Verrat vernichtet wurden. So verlief, in groben Zügen, die Sowjetisierung Polens mit Hilfe der polnischen Kommunisten.

Von den Kommunisten, bzw. stillen Anhängern der kommunistischen Ideologie war im Hochschullager während längerer Zeit kaum eine Spur zu bemerken. Durch den verräterischen Teilungsvertrag vom August 1939 waren die polnischen Kommunisten vollständig kompromittiert; von manchen Patrioten als Feinde Polens erachtet. Angesprochen über diesen Punkt, pflegten sie zu sagen, dass in Stalins Kalkül auch der Verrat an Polen seine Berechtigung habe. Sie zogen es vor, im Untergrund zu bleiben. Erst als die Sowjets die polnisch-sowjetische im Rigaer Frieden vereinbarte Grenze überschritten und das Lubliner Komitee das Grenzdiktat Stalins anerkannte, wagten die Kommunisten ihre Köpfe im Lager zu erheben. Sie fühlten sich um so mehr dazu berechtigt, als sie sahen, dass die Sowjets durch viele linksstehende Sympathisanten in Westeuropa überschwänglich als die grossen Sieger über das Nazideutschland begrüsst wurden und ein bedeutender Teil der Schweizer Presse für Polen nichts als Reaktionismus, rückständigen Konservatismus übrig hatte. Ich möchte mit dieser bitteren Kritik keineswegs die enormen Opfer des russischen Volkes im Krieg ausser Acht lassen. (Hitler und Stalin waren meines Erachtens Instrumente in Gottes Hand, damit die Menschheit das Unrecht der reichen Welt gegenüber den unterentwickelten Völkern einsieht.)

Im Zusammenhang mit dem Systemsturz in Polen ist es nicht uninteressant, hier die Rolle des Judentums bei der Machtergreifung durch die Kommunisten hervorzuheben. So wie das Judentum in den ersten Jahren der russischen Revolution eine auffallende Aktivität entfaltete, so ergriffen mehrere polnische Juden, und zwar trotz der blutigen «Czystka» Stalins unter den jüdischen Sozialisten aus Polen (welcher z.B. Genosse Alter und andere zum Opfer fielen), beim Umsturz offen Partei zugunsten der Moskauer Herrscher. Das Bekenntnis und die Treue des osteuropäischen Judentums zum «Gerechten Sozialismus» war, objektiv gesehen, bewundernswert. Nachdem die Sozialisten ähnlich wie die Mitglieder der bäuerlichen Volkspartei im Lager relativ schwach vertreten waren, andererseits das Kritisieren der Verhältnisse im Vorkriegspolen und überhaupt der Linkstrend auch bei den politisch Neutralen zur grossen Mode geworden war, konnte die kommunistische Zelle bei

der Mitgliederwerbung davon reichlich profitierten. Viele gutmeinende Studenten, die über den Sowjetkommunismus nicht aufgeklärt waren, fielen damals als «nützliche Idioten» der kommunistischen Propaganda zum Opfer. Um die Mentalität der Juden beim Umsturz der Regierungssysteme besser zu verstehen, («strenger Konservatismus innerhalb des Judentums aber Umstürzler-Geist nach Aussen») sei mir hier erlaubt, das Ergebnis meiner Gespräche mit meinem Studiumkollegen zu schildern:

Die Juden haben sich bekanntlich an der russischen Revolution intensiv beteiligt, und zwar, wie mich mein Studienkollege K. im Hochschullager orientierte, vornehmlich aus einem ausgeprägten Gerechtigkeitsempfinden. Leider wurde deren Revolutionseifer von den Russen nicht immer gebührend gewürdigt. So z.B. wurde sein Bruder, der sich sehr für die Verwirklichung marxistischer Ideen einsetzte, in der Stalin-Ära auf die berüchtigten «Solöwki», Sotöwieckie-Insel verbannt, 1 rotz der unverdienten Strafe beklagte er sich nie über die sehr strengen Lagerverhältnisse in der Eismeerzone. Nach seiner Entlassung pflegte er nur kurz zu erwähnen, dass die Lagerdisziplin «streng, hart, aber gerecht war». Beim Bericht meines Kollegen fiel mir auf, dass auch er sich selten über den Kommunismus kritisch äusserte. Als feinführender Mensch bedauerte er jedoch die bei jeder Revolution üblicherweise auftretenden Brutalitäten des Pöbels an sonst unschuldigen Menschen. Als eine Besonderheit bei meinem Gesprächspartner fand ich, dass er vom Judentum zum Katholizismus konvertierte, was ihn als streng praktizierenden Katholiken nicht daran hinderte, dem Kommunismus Treue zu halten. Seine streng katholischen Praktiken als Konvertiten machten ihn jedoch bei seinen Kameraden unglaublich und «verdächtig». (Im Hochschullager war sonntäglicher Kirchgang soldatische Pflicht!) In der letzten Phase des Hochschullagers hiess es, dass er und zwei weitere Kollegen der Juristenabteilung in den Dienst der Botschaft der kommunistischen Volksrepublik in Bern eintraten, was einem klaren Bekenntnis zum Kommunismus glich. Für manchen von uns war dies vielleicht eine Überraschung; nicht aber für jene, die meinten, dass sie mit dem jähen Sprung «den Zug nach Moskau» nicht verpassen wollten. Man hatte sich damals nicht gewundert, wenn ein «Abspringer» zur kommunistischen Partei mit gutbezahltem Botschaftsposten belohnt wurde. Allerdings, bezüglich der Treue zum Kommunismus aus ideellen Gründen meines Kollegen K. war ich überzeugt. Seine Treue hatte ihn jedoch nicht davor gehindert, dass er später «nach Westen», in die Schweiz abgesprungen war, obwohl sein Bruder in Polen mit einem guten Posten im Aussenhandel belohnt wurde.

Während das offene Ressentiment der Polen gegenüber den kommunistenfreundlichen Juden in der Volksrepublik wegen deren Beihilfe bei der Sowjetisierung Polens verständlich war, dürfte die spätere russische Judendiskriminierung als Zeugnis schreiender Undankbarkeit gelten. Zugegeben, die Einstellung gewisser Kreise in Polen zum Judentum war auch früher nicht immer freundlich. Allerdings machte man einen Unterschied zwischen Juden, die mit Polen nichts Gemeinsames haben wollten und jenen, die ihr religiöses Leben offen pflegten, aber sich national zum Polentum bekannten. Alle Juden, die mit uns die rumänische oder ungarische Grenze überschritten und sich in Frankreich freiwillig der polnischen Armee angeschlossen hatten, waren als echte Kriegskameraden geachtet.

Eines Tages wurde eine «öffentliche» Versammlung im Lager veranstaltet, und zwar mit einem Referat über ein Thema, das auf alle Kritiker der Sozialverhältnisse im Vorkriegspolen attraktiv wirken musste. Als Referent stellte sich ein Offizier, der im Lager Architektur «studierte», öfters aber beim Kartenspiel gesehen wurde, zur Verfügung. Offenbar war niemand von den Nationalökonomern oder Juristen bereit, mitzumachen. Auffallend war, dass der Eintritt in den Versammlungssaal nur demjenigen gewährt wurde, der sich auf einer Liste mit Namen eintrug. Als beim Eingang die (vermutlichen) Veranstalter über den Zweck dieser ungewöhnlichen Massnahme angefragt wurden, erhielt man zur Antwort, dass es jedem doch frei stehe, in den Saal mit der obligaten Unterschrift einzutreten. Die Einladung und die Versammlung selbst war sozusagen anonym veranstaltet, da niemand die Anwesenden begrüsste. Beim Eingang stand nur eine Interniertengruppe, in der man die Küchenmannschaft erkannte. Da mich jedoch, als Volkswirtschaftler das Thema interessierte, war ich widerwillig gezwungen, auf die Liste meinen Namen zu setzen. Was wir zu hören bekamen, waren alte abgeschlagene Parolen über die Verelendungs- und Ausbeutungstheorie mit dem marxistischen Mehrwert. Ob eine Diskussion nach dem Referat stattgefunden hatte, wusste ich nicht, da ich in

Anbetracht des primitiven Niveaus der Propagandarede des Referenten, der mit den marxistischen Spitzfindigkeiten zu wenig vertraut war, den Saal vorzeitig verliess. Seine Platiuden sind mir einfach «auf die Nerven gegangen». Nun erhielt ich einen Vorgeschmack einer kommunistischen Indoktrination. Offenbar war der Architekt der Einzige, der sich als «nützlicher Idiot» zum Referat überreden liess. In der Annahme, dass die Versammlung gestört werden könnte, postierten sich bei der Eingangstüre, als «Rausschmeisser», einige Soldaten der Küchenmannschaft. Ich hatte den Eindruck, dass diese Versammlung für das einfache Fussvolk, zugleich aber auch als eine Art Übung für den Schlägertrupp, gedacht war.

Unabhängig davon begann bald im Lager ein Literarischer Zirkel seine Aktivitäten zu entfalten, der von einem begabten Psychologiestudenten geleitet wurde. Allem Anschein beherrschte er die marxistische Lehre ebenso gut wie die literarische Problematik des vorgetragenen Stoffes. Zur Tarnung wählten die Hintermänner die literarische Thematik, da Literatur in Polen allgemein ein beliebtes Gebiet zu lockeren Diskussionen bildete. In diesem Zirkel, wo ich 2 oder 3 Male als Zuhörer anwesend war, wurden Referate hauptsächlich über das zeitgenössische Schrifttum in Polen gehalten. Da die Referate der jungen Studenten kaum den Durchschnitt erreichten, interessierten mich die Zirkelversammlungen nicht mehr. Wenn ich diese Versammlungen besuchte, tat ich dies hauptsächlich wegen der sehr interessanten Kommentare des Zirkelleiters, Psychologiestudent W.. Meine Absenzen (offenbar wurde der Besuch des Zirkels kontrolliert) fielen dem Medizinstudenten T. auf, der mir deswegen in barschem Ton Vorhaltungen machte. Mit seinen gebieterischen Allüren wollte mir die «graue Eminenz» zu verstehen geben, wer der eigentliche Präsident des Zirkels war. Jetzt, wo das Organisationsstadium der kommunistischen Zelle vorbei war und deren Ableger funktionierten, brauchten die Kommunisten keine Tarnung mehr. Ein Jahr später erfuhren wir, dass der hochbegabte «Marxistenexperte W.», der inzwischen Botschaftssekretär in Paris wurde, abgesprungen war. Allem Anschein nach war er, als typischer Intellektueller zu «weich» und hatte zu viele Zweifel. Er teilte das Schicksal von vielen Intellektuellen, die von der kommunistischen Ideologie fasziniert, sich mit den strengen Parteimethoden nicht abfinden konnten. Sie stellten sich opferwillig dem Kommunismus zur Verfügung und dienten ihm treu gewisse Zeit, bis sie, unter starken Druck von oben gesetzt, tief in seelischen Zwiespalt gerieten.

Uns älteren Studenten und Assistenten war nie klar, wer dafür sorgte, dass so spät, d.h. 1944/45 so viele polnische Volksschullehrer im Hochschullager Winterthur das Psychologiestudium aufnehmen konnten und was noch wesentlicher war, wer die Aktivitäten der Linken begünstigte. Dass Polen nach der Ausrottung der polnischen Intelligenzia in Westpolen und später auch im Generalgouvernement durch die Nazis einen grossen Bedarf an Lehrkräften hatte, war unbestritten. Die Frage war nur, ob es sich dabei um ein echtes, fachmännisches Psychologiestudium oder um eine ideologische Umschulung handelte.

Es ist mir aufgefallen, dass bei diesen linksorientierten Aktivitäten im Lager die Psychologie-Abteilung eine führende Rolle spielte. An die Spitze der erst viel später organisierten Abteilung wurde der Korporal P., ein ehemaliger Lehrer, gestellt. Bereits diese Ernennung wirbelte etwas Staub auf, standen doch als Leiter sämtlicher Studienabteilungen Internierte vor, die mindestens den Titel eines Doktors hatten oder Offiziere waren. Es hat geheissen, dass diese Abteilung hauptsächlich Lehrer umfassen sollte, die sich für ein höheres Pädagogie-Studium interessierten. Nicht alle Kandidaten zu diesem Studium machten jedoch den Eindruck, dass sie sich im Lager auf die Erziehungsfragen konzentrierten. Schon im Vorkriegspolen machte der Verband der Volksschullehrer vom Radikalismus und Linkstendenzen im Erziehungswesen kein Geheimnis. Man schöpfte den Verdacht, dass durch diese Abteilung bestimmte linksorientierte Internierte in das Hochschullager einfach eingeschleust wurden. Auffallend war z.B., dass der Sold aller Psychologie-Studenten in eine Poule zusammengelegt und nachher gleichmässig verteilt wurde. Während Einige volles Verständnis für den Bruderschaftsgeist hatten, hörte man andererseits Bemerkungen «wie in einer Kommune» sagen. Da man gegenüber den Lehrern sowieso nicht ohne Vorurteile war, betrachteten die Studenten anderer Abteilungen die Psychologie-Studenten nicht mehr als Voll-Kommilitonen. Mit der Zeit hat man sich übrigens mit der Sonderstellung dieser Abteilung abgefunden. Grösseres Aufsehen erregte dafür die Tatsache, dass einige Studenten der Psychologie und Juristen in den Konsulardienst der Volksrepublik Polen eintraten und dass der Abteilungsleiter P., der inzwischen den Dokortitel er-

worben hatte, zum Botschafter der V.R.P. in Paris ernannt wurde. Nun musste man nicht lange raten, welchen Zwecken die Psychologieabteilung im Lager diene. Es wäre angezeigt, hier zu erwähnen, dass der Abteilungsleiter P. schon während der Internierung eine publizistische Tätigkeit zu entfalten begann. Man sagte damals, dass sein Promotor Prof. B. ihm dies ermöglichte. Ich mag mich erinnern, dass mir Ing. R. im Lagersekretariat einen Artikel des frisch gebackenen Psychologiedoktors P. vorlegte, mit der Bitte um Stellungnahme zu den kritischen Bemerkungen des Autors über das Schulwesen in einigen Ländern. Ich hatte den Eindruck, dass dieser Artikel ein Nebenprodukt der Dissertationsrecherchen des frisch doktorierten Abteilungsleiters P. war. Der Hauptgedanke des fraglichen Artikels war, dass die USA bedeutend weniger für das Schulwesen aufwendeten als die UdSSR. Dem Ing. R. erklärte ich nur kurz, dass eine blosser Nebeneinanderstellung von Zahlen aus dem Budget beider Länder fragwürdig schein, da jedes dieser Länder einen Staatenbund bilde und die Möglichkeit bestehe, dass gewisse Ausgabenposten für das Schulwesen sowohl im Hauptbudget wie auch im Haushalt einzelner Bundesländer figurieren. Wenn ich diesen Fall hier erwähne, tue ich es nicht deshalb, ob es statthaft ist, die Friedensbereitschaft mit Haushaltsausgaben für das Schulwesen zu «beweisen», sondern um zu zeigen, dass manchem Internierten, trotz Verbot, es möglich war, sich ausserhalb des Hochschullagers politisch zugunsten der Sowjetunion zu betätigen.

Meinem Schwiegervater und meiner Frau, die sich über den Grund der Rückstellung meiner Einbürgerungssache im Stadthaus erkundigen wollten, wurde etwas rätselhaft erklärt, dass ich diesbezüglich Einiges meinen Lagerkameraden zu verdanken hätte. Konkreter wollte sich allerdings der Sachbearbeiter dazu nicht äussern, und zwar mit dem Hinweis, dass es sich dabei um ein administratives Verfahren, in welchem nach freiem Ermessen entschieden werde und nicht um ein Gerichtsverfahren handle. Von meinen Winterthurer Kameraden, denen die Erledigung ähnlich gelagerten Fälle gleicherweise zurückgestellt wurde, vernahm ich einige weitere Anhaltspunkte. Danach hätte die Beteiligung an einer politischen Organisation, die sich im Hotel «Krone» zu versammeln pflegte, eine gewisse Rolle mitgespielt. Diese Auskunft brachte mich etwas näher zum rätselhaften Punkt, nämlich zur Tätigkeit des Literarischen Zirkels. Um einen Ausweg aus der unklaren Lage einzuschlagen, verfasste ich ein Schreiben an die zuständige Amtsstelle, worin ich meinen Lebenslauf etwas ausführlicher, auch aus politischer Sicht, darstellte. Das Schreiben, in welchem ich die soziale Umwelt und die Lebensumstände meiner bürgerlichen Familie schilderte, war zugleich eine Art meines bedingten Bekenntnisses zur nationaldemokratischen Ideologie.

Die Antwort, die ich darauf erhielt, war positiv. Das Bürgerrecht der Stadt Zürich wurde mir erteilt, wobei eine mündliche Bemerkung gemacht wurde, dass die Rückstellung durch die nachträglichen Untersuchungen im Ausland bedingt war. Mein Chef gratulierte mir dazu und bemerkte, dass seines Wissens einer von meinen Bürokollegen einen Vorbehalt angebracht hatte, der sich jedoch als nicht stichhaltig erwies. Der Hausvereinspräsident Herr F., der meine Lage am besten verstanden und mir mit Ratschlägen viele Jahre beigestanden war, gratulierte mir herzlich zum erfolgreichen Anlass. Er fand es richtig, dass ich nach der Rückstellung meine Angelegenheit nicht aufgab, sondern sie gewissenhaft weiter verfolgte. Das Schweizer Bürgerrecht, das ich in schwerer Zeit für meine Heimat erhalten hatte, gab mir zweifellos einen stärkeren Rückhalt in meinem Leben. Andererseits fühlte ich mich insofern in gewissem Zwiespalt, als ich mir bewusst wurde, dass ich die Reihen meiner um ein freies Polen ringender Landsleute verlassen hatte. Im Schweizer Militär, wo ich während des Abhördienstes einige meiner früheren Hochschullager Kameraden angetroffen hatte, fanden wir viel Zeit, über das Schicksal unserer alten Heimat und über die Lage der neuen Heimat nachzudenken. Wir kamen zum Schluss, dass wir uns auch als Schweizer Soldaten mit Waffen für die Verteidigung unserer gemeinsamen Idealwerte, Demokratie, Selbstbestimmungsrechte der Völker, der Menschenwürde, bewähren können. Hauptsache war, dass wir auf der «gleichen Seite» kämpfen würden. Was uns aber bedrückte, war das Bewusstsein, dass man unserer alten Heimat wegen Rückständigkeit Vorhaltungen gemacht hatte. Natürlich war Polen der 30iger Jahre in mancher Hinsicht im Vergleich mit Westeuropa im Rückstand, weil es durch Kriege zum grossen Teil dazu gebracht wurde. Wie aber dieser Rückstand durch die kommunistische Propaganda verstanden wurde, zeigten die nachfolgenden Jahre nach der Machtergreifung der polnischen Kommunistischen Partei. Für die grösstenteils auf die Bedürfnisse der Sowjetunion zugeschnittene, fast brutal durchgeführte Industrialisierung musste später Polen samt anderen Satellitenländern mit Versklavung und sogar mit Hunger nicht nur der Arbei-

terklasse, sondern der ganzen Nation bezahlen.

Nach rund 30 Jahren Arbeit in der Firma erreichte ich das Pensionsalter. Offen gestanden hatte ich in Anbetracht meiner langjährigen Krankheit nie daran gedacht, dass es mir je vergönnt sein würde, diesen glücklichen Moment noch zu erleben. Dieses freudige Ereignis war lediglich durch eine noch ungelöste Frage getrübt. Gemäss meinem Eintrittsalter von 37 Jahren hatte ich Anrecht auf die Aufnahme in die Rentner-Stiftung der Firma. Offenbar wegen meiner Krankheit oder meiner Agenturstelle in Posen wurde die Pensionsregulierung aufgeschoben, und erst nach meiner Verheiratung wurde sie in die sogenannte Sparversicherung umgewandelt. Nun zeigte es sich, dass mein Sparkapital im Zeitpunkt meiner Pensionierung wegen der nachhinkenden Lohnhöhe nicht die Limite erreichte, die erlauben würde, mir eine mit der AHV Existenzminimum-sichernde Rente auszurichten. In Anbetracht der 30jährigen Anstellung bei der Firma sah sie sich jedoch veranlasst, das Sparkapital substantiell aufzustoeken. Für die wesentliche Korrektur meines Sparkapitals war ich der Firma sehr zu Dank verpflichtet. Allerdings sicherten die beiden Renten mir und meiner Familie nur ein knappes Existenzminimum. Ich akzeptierte diese Lösung in der Hoffnung, nötigenfalls durch zusätzliche Arbeit nach der Pensionierung das Einkommen einigermaßen dem Bedarf anpassen zu können. Leider ging diese Rechnung nicht auf, da ich einige Jahre nach dem Eintritt in den Ruhestand zwei aufeinanderfolgende Himschläge erlitt. Die Folge davon war, dass mir nicht nur die zusätzliche Einnahmequelle fehlte, sondern dass die Lähmung mehr Umstände und auch Geldsorgen verursachte. Teilweise durch meine langdauernden Gesundheitsstörungen, teilweise durch meinen Ausländerstatus benachteiligt, musste ich mich mit einem eher mittelmässigen Lohn mehrere Jahre hindurch begnügen, was zur Folge hatte, dass ich mich mit meiner Familie im Alltag einschränken musste. Erzwungene Einschränkung und Enthaltbarkeit mögen nach aussen als Tugend gelten, aber mit der Zeit gehen sie nicht spurlos am Charakter des Menschen vorbei. Gottlob, dass ich zu jenen Menschen gehöre, für die das Familienleben das Lebensglück schlechthin darstellt. Unser Familienfriede und die Freude am einfachen, dafür mehr geistreichen und dem Musischen geweihten Leben liess sich nicht durch materielle Dinge beeinflussen. Zu den materiellen Sorgen kamen gewisse seelische Zustände hinzu, die mit dem Alter und der Lähmung intensiver wurden. Damit meine ich Schicksalsschläge, die meine Angehörigen und meine Heimat trafen und die an mir nicht spurlos vorbeingingen. Die tragischen Ereignisse in Polen, die Unfreiheit, die Not des polnischen Volkes und auch das Gefühl, an seinem Schicksal nicht leibhaftig teilnehmen zu können, vertieften meine Depressionszustände. Ich fühlte, wie sich durch diese Entbehrungen die geistige Einsamkeit immer stärker bemerkbar machte. Gott sei Dank, dass ich mir wenigstens bewusst war, dass die altersbedingte Einsamkeit der normale Lauf der Dinge im Lebensabend eines Emigranten bedeutete.

Wenn ich nun, am Ende meiner Erinnerungen angelangt, zurückblicke, fällt es mir nicht leicht, die Lebensbilanz zu ziehen. Zuerst glaube ich, als Flüchtling das positive Ziel dadurch erreicht zu haben, dass ich hier in der landschaftlich schönen, menschenfreundlichen Schweiz eine Existenz für meine Familie trotz langjähriger Störungen in der Gesundheit aufbauen konnte. In meiner Ehefrau fand ich eine liebevolle und treue Lebensgefährtin, die mir zwei Söhne schenkte. Der ältere Sohn fand die Erfüllung seiner Lebensfreude in der Schauspielkunst, der jüngere hingegen im Studium der Romanistik und der Mediävistik. Als ich gelähmt auf fremde Hilfe, hauptsächlich auf jene meiner Frau angewiesen war, bedauerten wir im Stillen das Fehlen eines Töchterchens, das mir bei meiner Behinderung mein Schicksal und die doppelte Mühsal meiner Gattin zu ertragen erleichtern würde. Dafür fanden wir die ausgleichende Freude in unseren beiden Söhnen, die das Wirtschaftsgymnasium besuchten. Möge das Glück sie begleiten!

Mein Dank gilt besonders der göttlichen Vorsehung, die mir erlaubte, «die guten alten Zeiten» nicht nur zu erleben, sondern das Erlebte in meinen Erinnerungen schriftlich festzuhalten. Der gleichen Vorsehung darf ich wohl danken, dass ich die Schreckensherrschaft der Nazis, die Flucht aus meiner bedrängten Heimat, den Krieg in Frankreich heil überstanden und in der friedlichen Schweiz, besonders im stillen Melchnau, die Ruhe gefunden habe. Dass ich die Studien an den Universitäten in Zürich und Fribourg wiederaufnehmen und abschliessen, die befriedigende Arbeit in einer weltbekannten Versicherungsgesellschaft finden konnte, war sicherlich Fügung des Glückes. Die Flucht vor den brutalen Gewalttätigkeiten der beiden bösen Nachbarn glich, so will es mich dünken, einer Verbannung. In den metamorphischen Bildern der glücklichen Zeiten suchte Ovidius N. in seiner Verbannung wohlthuenden Trost. Mir war es vergönnt, das Gleiche zu erleben; denn in meinen



Erinnerungen an die vergangene Zeit, in welcher nur echte Jugendfreundschaft und treue Kameradschaft in Fülle, aber moderne Lebenshektik noch unbekannt waren, habe ich die heilsame Beruhigung gefunden, bevor dem Menschen die Zeichen gegeben werden. Die Zeichen habe ich gehört und verstanden. Nun ist die Zeit, auf das Letzte zu warten.

### *Epilog*

Ich hoffe, dass ich dem Leser mit meinen Erinnerungen Stoff gegeben habe, der ihm erlauben wird, sich eine Vorstellung über mein Heimatland zu bilden. Was die Geschichte anbelangt, mit welcher der Zug meiner Erzählung reichlich ausgefüllt ist, möchte ich ihn bitten, dieselbe als das zu betrachten, was der gelehrsame, professionelle Historiker als Populärwissen abtut. Sollten Sie Lust verspüren, Polen einmal zu besuchen, möchte ich Ihnen den folgenden Tip geben: Aller guten Dinge sind drei! Beginnen Sie die Reise in Danzig, wo Sie sich zuerst mit einem Gläschen Danziger Goldwasser stärken. Sie dürfen ruhig ein zweites einnehmen, denn es ist nicht so stark wie der Wodka. Mit dem Kauf einer Flasche dieses Wassers dürfte sich Ihr erster Wunsch-Souvenir erfüllt haben. Schauen Sie sich in der Stadt um. Manches wird Sie an Holland erinnern, ein Hinweis darauf, dass einst die polnische Kornkammer mit Hollands Getreidemarkt eng verbunden war. Vergessen Sie jedoch hier jede Hast und lassen Sie sich gemütlich mit dem Flussdampfer nach Warschau fahren. Pommerland wird Ihnen unterwegs seltene Sehenswürdigkeiten, Kirchen in Weichsel-Gotik und trutzige Kreuzritterburgen zur Besichtigung bieten. Von Toruri (Thom) an, wo die Ebenen Masowiens, des Herzlandes Polens, beginnen, hat es die Weichsel, Königin der polnischen Wasser, nicht eilig. Der Strom fließt hier gemächlich in mächtigen Bögen inmitten unberührter Natur. Unterwegs werden Sie von Holzflössern aus den litauischen Wäldern mit gesanglichen Zurufen begrüßt. Schalten Sie in Warschau einen Halt ein; es lohnt sich einen Stadtrundgang zu machen. Sicherlich werden Ihnen elegante, federleichte Damenschuhe ins Auge fallen. Kaufen Sie sich zum Andenken ein Paar davon. Sie machten Warschau weltberühmt. Die Warschauer Schuhmacher waren nicht nur in ihrem Metier berühmt, sondern auch als Freiheitskämpfer unter ihrem tapferen Zunftmeister Kilinski, der sich beim Kosciuszkos Aufstand auszeichnete. Die Versailler Atmosphäre von König Jan Sobieskis

III. Residenz Wilanów wird Ihnen nach dem Stadtbummel wohl tun, bevor Sie nach Süden weiter fahren. Hinter Warschau werden Sie bemerken, dass die Flusströmung lebhafter wird, denn die mitelpolnischen Anhöhen verwies die Weichsel in ein engeres Bett. In Putawy machen Sie Rast, um in Isabella Czartoryskis Lustgärten den lustigen, masurischen Berges nachzuträumen. Das entspannende Lustwandeln in der arkadischen Parklandschaft wird Ihnen gut tun, bevor Sie nach Süden weiter fahren. In Kazimierz nad Wisłą begnügen Sie sich nicht mit einem pauschalen Blick auf die kleine Stadt, Lieblingshort des friedlichen Bauernkönigs Kazimir. Betreten Sie das einst betriebsame Städtchen, um die im reichen Barockstil gebauten Kornspeicher zu bewundern. Wenn Sie nach Süden weiterfahren, erreichen Sie Sandomierz. Hier sollten Sie sich entschließen, ob Sie dem San nach Osten, nach Przemysl, oder der Weichsel nach westwärts folgen wollen. Sicherlich haben Sie sich nicht für die einsamen Bieszczady Wälder, sondern für die schönste Stadt Polens, die Königsstadt Krakau entschieden. Im Krakauer Land haben Sie Gelegenheit, ihren dritten Wunsch erfüllen zu lassen. Unter den vielen Mädchen werden Sie eines finden, für welches Ihr Herz sich entschließen wird.

Und wenn Sie gerade nicht «Rytygier» heissen – so nannte die alte polnische Sage den deutschen, dreist buhlenden Ritter «Rüdiger» – wird Ihnen sicherlich die schöne «sagenhafte Wanda» ihre Hand reichen. Ein Fläschchen Danziger Goldwasser und ein Paar federleichte Schuhe lassen sich wohl im Koffer mitnehmen. Aber eine holde «Krakowianka», eine Krakauer Wanda..., das dürfte schwieriger sein. Warum denn nicht? Heiraten Sie das schöne Mädchen und nehmen Sie es als Frau nach Hause mit! Das wird wohl das schönste Souvenir in Ihrem Leben sein!

## *ERRATA*

Die ziemlich häufigen Druckfehler ergaben sich aus der authentischen Schreibweise von fremden meist französischen und polnischen Namen, wofür der Leser um Entschuldigung gebeten wird.

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort .....	I
Legende und Geschichte zu Lissaer Landschaft .....	III
I. Das deutsch-polnische Verhältnis und meine Jugendzeit.....	1
II. Der Aufstand in der Provinz Posen 1918/1919 .....	29
III. Die Mobilisation in Polen 1939 und einige Kriegsepisoden .....	49
IV. Die Flucht aus Polen .....	63
V. Einige kurze Erlebnisse in Ungarn und Flucht über Jugoslawien und Italien nach Frankreich .....	80
VI. In Frankreich:.....	87
Reise Modane-Chambéry-Lyon-Tours-Bressuire	
Eintritt in die polnische Sikorski-Armee	
Militärschule in Thénezay	
Im Feldartillerie-Regiment Thénezay/Villeneuve	
Abreise an die Front	
VII. Einige Gedanken nach der Niederlage in Frankreich und Frontepisoden; Grenzübertritt .....	98
VIII. Im Internierten Arbeitslager in Melchnau	115
IX. Die ersten Tage im Hochschullager Winterthur, Begegnungen mit der Winterthurer Bevölkerung	132
Einige polnische Probleme von Interesse für die Schweizer:	
IX. 1. Der Grossgrundbesitz/Bodenreform.....	146
IX.2. Die Juden in Polen.....	151
X. In den Hochschullagern Winterthur und Fribourg; Anbauschaft im Safiental	167
X.1. Hochschullager-Kulturleben	180
X. 2. Wirtschaftsbeziehungen Schweiz-Polen	186
XI. Die letzten Tage im Hochschullager Winterthur; Zivilleben, Arbeit im Büro, Krankheit, Familienleben, Pensionierung, Anstelle eines Epilogs	191